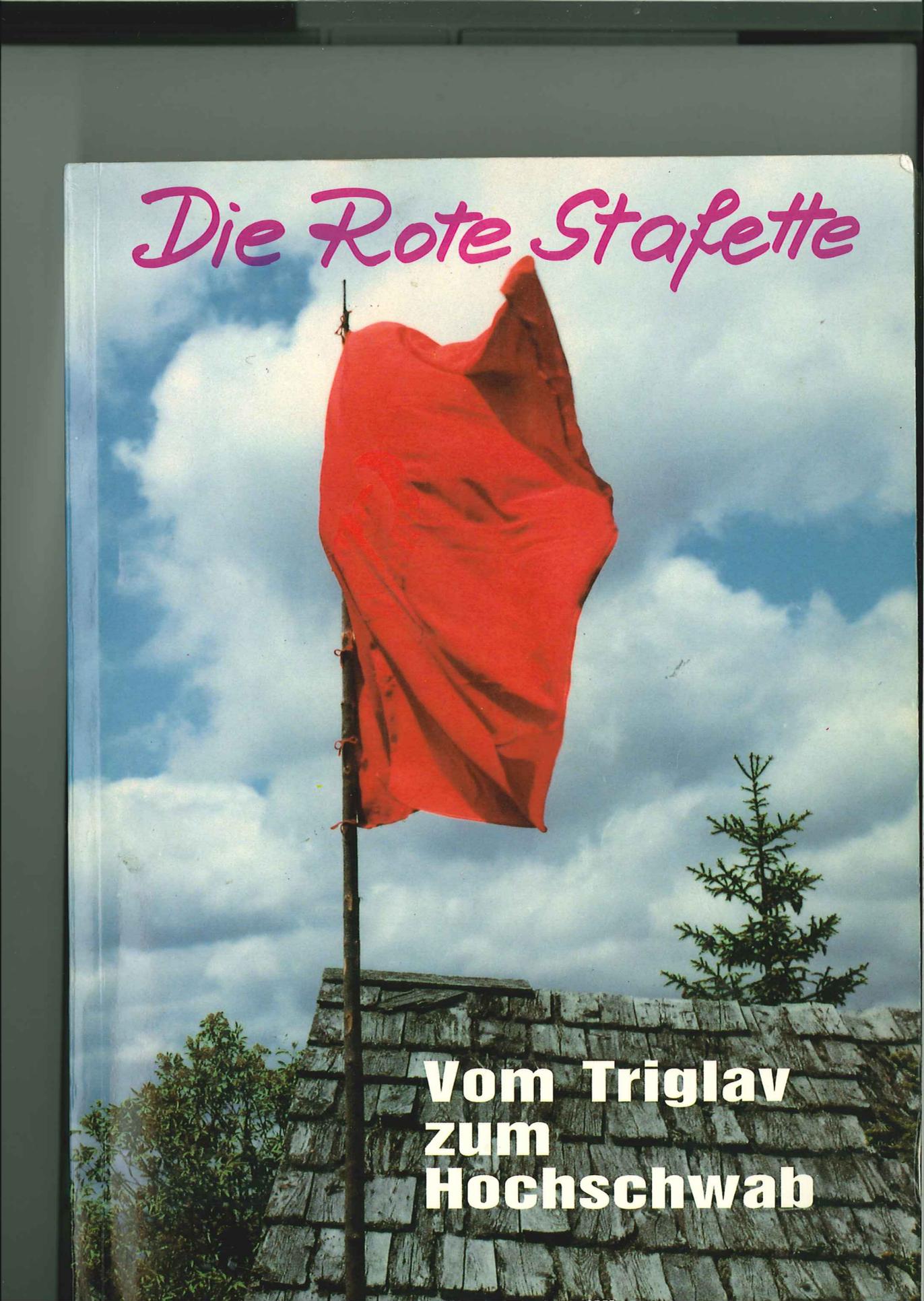


Die Rote Stafette



**Vom Triglav
zum
Hochschwab**

Max Muchitsch

Die Rote Stafette

Vom Triglav zum Hochschwab

Herausgegeben im Auftrag
der historischen Kommission
beim ZK der KPÖ



Globus Verlag Wien

VORWORT

Nach jahrelangem "Zusammentragen" der notwendigen Unterlagen und der Aufforderung an Genossinnen und Genossen sowie an andere Antifaschisten, mitzuarbeiten, ist "Die Rote Stafette" nun fertiggestellt.

Ich hatte mir die Aufgabe gestellt, die Kampferlebnisse mir bekannter Genossinnen und Genossen und anderer Antifaschisten aufzuzeichnen, nachzuerzählen, mir zur Verfügung gestellte Berichte im Original zu verwenden bzw. auch literarisch aufzuarbeiten.

Die "Rote Stafette" soll vor allem der Jugend den Kampf und die Opfer der "Kriegsgenerationen" (Jahrgänge 1900-1930) sowie auch Episoden des illegalen Kampfeinsatzes von Kindern der Antifakämpfer näherbringen.

Die verschiedenen Beiträge erheben nicht den Anspruch auf vollständige Wiedergabe des Erlebten, sind jedoch, wo es mir möglich war, mit Dokumenten und Fotos belegt. Der Bogen des Geschehens spannt sich zeitmäßig, so weit wie möglich chronologisch geordnet, von 1927 bis zum 8. Mai 1945. Die Tatsachenberichte, Lebensläufe und Nacherzählungen über wirkliche Ereignisse, wie sie die im Buch vorkommenden Gestalten erlebten, das politische Geschehen in diesem Zeitraum sollen dem Leser näherbringen, wie Antifaschisten durch politische Ereignisse ihre Erfahrungen sammeln konnten und zu unerschrockenen Kämpfern wurden.

Der Untertitel "Vom Triglav zum Hochschwab" wurde deshalb gewählt, da die einzelnen Gestalten in dieser Region im Arbeitermilieu aufwuchsen, im sozialistischen Sinn erzogen und zu bewußten Kämpfern für die Rechte und Ziele der Arbeiterklasse wurden. Als solche setzten sie im Kampf gegen Reaktion, Faschismus und Krieg für Österreich ihr Leben ein.

So manche Genossin, so mancher Genosse war jahrelang im Gefängnis oder KZ, als Partisan großer Gefahr und Entbehrungen ausgesetzt. Manche waren Spanienkämpfer, beim ÖFF-Bataillon in Jugoslawien oder bei der Roten Armee. Viele dieser aufrechten Österreicher - Kommunisten, Sozialisten und christliche Antifaschisten - bezahlten diesen Einsatz für Österreich mit ihrem Leben.

Darüber berichtet "Die Rote Stafette". Sie wird immer wieder weitergereicht an neue Kämpfer, die sie weitertragen sollen, bis das Ziel erreicht ist:

Eine Welt im Frieden - der Sozialismus!

M.M.

ZUM GELEIT

Im Manifest der KPÖ an das österreichische Volk vom Juli 1938 heißt es unter anderem: "Der Inhalt unseres Lebens ist die Befreiung Österreichs, ist der Kampf für das Glück und die Würde, für die Freiheit und den Frieden unseres Volkes." Es war das wenige Monate nach der Annexion Österreichs und der Errichtung der hitlerfaschistischen Diktatur und Fremdherrschaft. Die Kommunisten sind die politisch-moralische Hauptkraft des antifaschistischen Widerstandes und die entschiedensten Vorkämpfer für die Herstellung der antifaschistischen Aktionseinheit mit Sozialisten, Parteilosen und Christen gewesen.

Die vorliegende Sammlung von Beiträgen vermittelt ein sehr lebendiges Bild, einen Ausschnitt von diesem heroischen Kampf gegen Faschismus und Krieg im Gebiet diesseits und jenseits der Karawanken.

Daß dieses Buch gerade in dem Jahr erscheint, in dem wir den 40. Jahrestag der Befreiung, der Beendigung des zweiten Weltkrieges und den 30. Jahrestag des Abschlusses des österreichischen Staatsvertrages und die Annahme der immerwährenden Neutralität begehen, erhöht dessen Bedeutung. Können wir doch heute zurückblickend noch überzeugender feststellen: Der antifaschistische Widerstand, der Befreiungskampf dieser heldenhaften Minderheit des österreichischen Volkes war nicht umsonst. Die Geschichte hat ihnen, hat uns recht gegeben: Österreich ist wiedererstanden, wobei es eine historische Tatsache ist und bleibt, daß die Sowjetvölker, die Rote Armee die Hauptlast im Kampf gegen die Hitlerbarbarei getragen und damit auch den entscheidenden Beitrag zur Befreiung unserer Heimat geleistet haben.

Die vorliegende Sammlung hat nicht nur einen historischen Wert. Dieses Buch und seine Lektüre sind auch ein Impuls, ein wertvoller Beitrag in der heute vor sich gehenden Auseinandersetzung zur Vergangenheitsbewältigung, zur Zurückdrängung und Überwindung der politischen, ideologischen und moralischen Folgen des Faschismus, zur Stärkung des antifaschistischen, österreichischen und internationalen Bewußtseins, insbesondere auch in der jungen Generation unseres Landes, der die Zukunft gehört.

Wir sagen daher herzlichen Dank allen, die am Zustandekommen dieses Buches mitgewirkt haben, darunter jenen mehr als 30 Genossinnen und Genossen für ihre schriftlichen Beiträge, besonders unserem Freund und Kampfgefährten, Genossen Max Muchitsch, der in jahrelanger Arbeit die Beiträge, Dokumente und Fotos gesammelt, bearbeitet und für dieses Buch zusammengestellt hat.

Anfang April 1985

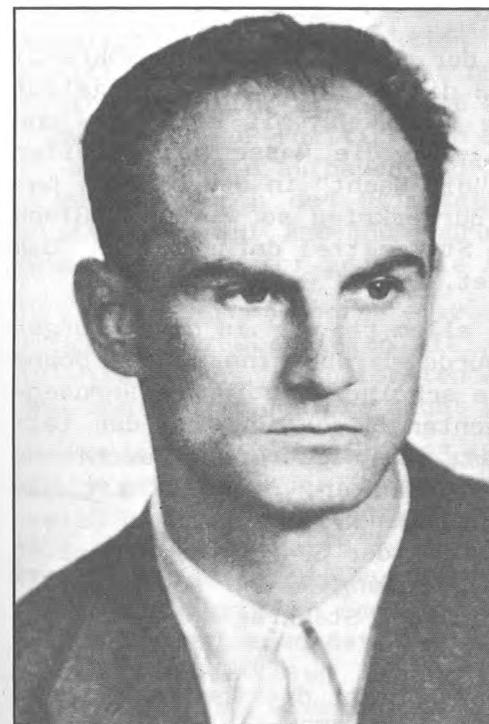
Franz Muhri

Die drei führenden Kämpfer
der Partisanengruppe
Leoben-Donawitz,
die überlebten

1 Sepp Filz - "Josch"

2 Max Muchitsch - "Ferdl"

3 Anton Wagner - "Tič"



DAS JAHR 1927

brachte für die österreichische Arbeiterklasse bittere Enttäuschung, das Dahinschwinden der Hoffnung auf eine revolutionäre Entwicklung in Richtung zu einem demokratischen, von Arbeitern und Bauern regierten Österreich, das den Weg zum Sozialismus einschlagen würde.

Während in Rußland 1917 der Frieden durch den Sturz der bürgerlichen Regierung erzwungen wurde, alle Macht in die Hände des Volkes gelegt worden war, die Vertreter des Kapitals, der Bourgeoisie und der Reaktion entmachtet waren, gab es in Österreich eine andere Entwicklung.

Der 1918 durch den Zusammenbruch der k. u. k. Armee verursachte Sturz der Regierung fiel mit dem heißersehten Frieden zeitlich zusammen. Die "Revolution 1918" war in Wirklichkeit keine solche, sondern praktisch eine "friedliche Machtübergabe", wobei die ehemals herrschende Klasse in weiser Voraussicht ihre Vertreter in vielen entscheidenden Positionen des neuen Staates "Deutsch-Österreich" von Anfang an festsetzen konnte. Diese, vorerst im Untergrund für die Interessen des Kapitals wirkenden Kräfte konnten, dank einer schädlichen, letzten Endes die Arbeiterklasse entmachtenden, opportunistischen Politik der damals einflußreichen Sozialdemokratie, ihre Positionen Schritt für Schritt weiter ausbauen.

Die scheinrevolutionären Phrasen der rechten sozialdemokratischen Führung und die Tatsache, daß die k. u. k. Armee aufgelöst und statt dieser eine freiwillige Volkswehr mit Arbeiter- und Soldatenräten eingesetzt war, beließen die Masse der Arbeiter in dem Glauben: Wir haben ohnehin "die Macht" in den Händen, haben sie ohne blutigen Kampf und Bürgerkrieg so wie in Rußland erlangt und werden mit dem bloßen Stimmzettel dafür sorgen, daß Österreich zum Sozialismus schreitet.

Eine verhängnisvolle Illusion. Vor allem bei der in der SP organisierten Arbeiterschaft. Diese wurde darüberhinaus noch Sonntag für Sonntag durch blendend die scheinrevolutionäre Phraseologie beherrschende Redner der rechten SP-Führung von den tatsächlichen Gefahren des sich bereits organisierenden Faschismus abgelenkt. Die Einstellung vieler Arbeiter, "die SP ist die stärkste und dadurch auch unüberwindliche Kraft" im neuen Österreich, diese Einstellung wurde seitens der SP-Führung mit allen nur erdenklichen Mitteln der Beeinflussung - und schon damals auch durch Korruption der sogenannten "Stehkragenproleten" - unablässig genährt und ausgebaut.

Damals gab es noch keine organisierte Kraft, die theoretisch und vor allem auch praktisch imstande war, die Führung in einer re-

volutionären Situation zu übernehmen. Die KPÖ, die am 3. November 1918 gegründet und zahlenmäßig noch sehr schwach war, konnte trotz ehrlichem Bemühen und großer Anstrengungen den für die Arbeiterklasse schädlichen Einfluß der rechten SP-Führung kaum vermindern. Hieß es doch im "Linzer Programm" (Parteitag der SDAP, 1926) vielversprechend u.a.: "...daß durch die Entscheidung des Stimmzettels die Staatsmacht erreicht; die Demokratie in den Dienst der Arbeiterklasse gestellt; der Staatsapparat den Bedürfnissen der Arbeiterklasse angepaßt, als Machtmittel benützt (würde), um dem Großkapital und Großgrundbesitz die in ihrem Eigentum konzentrierten Produktions- und Transportmittel zu entreißen und sie in den Gemeinbesitz des ganzen Volkes zu überführen".

Das alles hörte sich ja sehr revolutionär an für die Massen, und sie glaubten es auch in ihrer überwältigenden Mehrheit den rechten Führern der Sozialdemokratie. So war es auch zum "Roten Wien" gekommen, das vor 1934 60 Prozent der SP-Mitglieder Österreichs in seinen Mauern organisiert hatte. Die Politik des "Roten Wien" in den zwanziger Jahren war daher wohl sozial im Rahmen des erhaltengebliebenen und schon von Anfang an nach 1918 von der SP "behüteten" Kapitalismus, sozialistisch hingegen war diese Politik niemals. Die Tätigkeit von Breitner, Tandler und Glöckl konnte die Lage der Werktätigen zwar verbessern, grundlegend verändern konnte sie diese jedoch nicht.

Inzwischen war die Reaktion nicht untätig gewesen, hatte ihre Positionen im Staatsapparat und in den gesellschaftlichen Institutionen Schritt für Schritt ausgebaut und konnte sich, dank der "Gewehr-bei-Fuß-Politik" der SP, bereits ihre Bürgerkriegsgarden in aller Stille aufbauen und bewaffnen. Die Reaktion "pfiff" auf Argumente durch den Stimmzettel, sie setzte ihre Hoffnung stattdessen auf Anwendung brutaler Machtmittel und auf offenen, bewaffneten Terror gegen die Arbeiterklasse.

Mit ihren "Frontkämpfer"-Verbänden, den "Heimwehren" und anderen Prügelgarden überfielen sie Arbeiterdemonstrationen, zerstörten Arbeiterheime und schreckten auch vor Mord an Arbeiterfunktionären und Schutzbündlern nicht zurück.

So wurde am 17. Februar 1923 in Wien der SP-Betriebsrat Birnecker von Angehörigen der Monarchistenorganisation "Ostara" ermordet. Der Täter erhielt lediglich zwei Jahre Gefängnis. Im Mai 1923 ermordeten die Nazis in Favoriten den Schutzbündler Still. Der Täter wurde freigesprochen! Im September 1923 wurde der Schutzbündler Kovarik in Spillern bei Korneuburg von einem siebzehnjährigen Nazi ermordet. Der Täter wurde freigesprochen! Am 6. Juli 1924 überfielen Nazi-Abteilungen ein sozialdemokratisches Turnerfest in Klosterneuburg. Dabei wurden elf Turner durch

Schüsse verwundet. Am 22. Mai 1925 wurde in Mödling der SP-Gemeinderat und Schutzbundkommandant August Müller von faschistischen "Frontkämpfern" ermordet. Die Täter erhielten lediglich ein Jahr bzw. acht Monate Gefängnis.

Das waren doch Beweise genug dafür, daß auch das Gerichtswesen in den Händen dunkelster Reaktionäre lag. Und die sollten dafür da sein, im Österreich der zwanziger Jahre Recht zu sprechen?

Die Empörung der Arbeiter über diese zynische Machtausübung der "demokratischen Staatsorgane" war riesengroß, sie forderten von der Führung der SP energische Abwehrmaßnahmen. Diese jedoch erklärte bei jedem neuen Mordopfer, es wäre das letzte gewesen und man werde in Hinkunft das Leben der Arbeiterfunktionäre zu schützen wissen. Dafür sei auch 1923 der Republikanische Schutzbund gegründet worden, und dieser sei noch immer imstande, "die paar Heimwehrmandln" mit "nassen Fetzen" davonzujagen! Die Arbeiterorganisationen und auch der Schutzbund müßten sich als disziplinierte Sozialdemokraten an die alte, bewährte Parole "Gewehr bei Fuß" halten, diese sei für die Erhaltung der Demokratie das einzig richtige Rezept.

Die Reaktion allerdings wurde bei dieser SP-Politik des Kuschens und Zurückweichens immer frecher und ihr Terror gegen Arbeiterorganisationen immer brutaler. Das war der gerade Weg zur Entmachtung der Arbeiterklasse.

So wurden am 30. Jänner 1927 bei einer SP-Kundgebung in Schattendorf im Burgenland der Kriegsinvalide Csmaritz und ein achtjähriger Bub von "Frontkämpfern" erschossen.

Aber auch angesichts dieses abscheulichen, wohl vorbereiteten Verbrechens wurde seitens der SP-Führung nichts unternommen, was den Faschisten endgültig und für immer Paroli geboten hätte.

Der Wiener SP-Bürgermeister Karl Seitz erklärte großspurig: "Dieses Verbrechen muß seine Sühne finden. Die Arbeiterschaft ganz Österreichs ist in ungeheurer Erregung und schreit nach Sühne...", aber dann bremste Seitz sofort wieder ab: "...Aber die politische Lage, die sich vor uns ungeheuer erhebt, ist: Soll die Reaktion in Österreich faschistische Formen annehmen..., oder soll der Klassenkampf in Österreich in den Formen der Kultur und Zivilisation geführt werden? Das Volk der deutsch-österreichischen Republik ist seiner historischen Aufgabe gewiß, den Klassenkampf in den Formen europäischer Zivilisation zu führen." (Zitiert aus "Die Wiener Julitage 1927", S. 8, v. Julius Braunthal, 1927, Verlag der Wiener Volksbuchhandlung.)

Und dann kam es, wie von der Reaktion vorgeplant: Die Schattendorfer Mörder Josef Tscharmann, Hieronymus Tscharmann und Johann

Pinter, die einen heimtückisch vorbereiteten Feuerüberfall auf vorbeiziehende Schutzbündler eröffnet hatten, dem ein Kriegsinvalide und ein achtjähriger Bub zum Opfer fielen, diese drei Faschisten wurden freigesprochen!

Wieder war ein Doppelmord, ein Mord an einem Arbeiter und an einem Arbeiterkind, ungesühnt geblieben. Zu Birnecker, Still, Kovarik, Müller waren nun Csmaritz und der achtjährige Arbeiterbub Grössing dazugekommen. Aber Seitz vertraute auf den "Klassenkampf in den Formen europäischer Zivilisation" viel mehr als auf die Kraft der noch revolutionären Arbeiter.

Die Faschisten allerdings, die hatten schon längst mit ihrem Terror und den Arbeitermorden bewiesen, wie sie den "Klassenkampf in den Formen europäischer Zivilisation" zu führen allzeit bereit waren, um die kapitalistische Klassenherrschaft zu erhalten und zu festigen.

Auch in dieser Situation war die SP-Führung nicht bereit, die geballte Kraft der Arbeiter gegen die Reaktion rechtzeitig und wohlorganisiert einzusetzen. Arbeiter von sich aus waren es, die im Wiener E-Werk den Streik ausriefen und als erste auf den Ring marschierten, um gegen dieses Schandurteil, den die gesamte Arbeiterklasse provozierenden Freispruch der Schattendorfer Mörder zu protestieren. Die Ereignisse nahmen ihren Lauf, die Massen demonstrierten in ganz Österreich.

Und da, in dieser Situation höchster Empörung der Arbeiterklasse, traten die aus der untergegangenen Monarchie in die Erste Republik "herübergeretteten" Werkzeuge der Reaktion in Aktion. Der Polizeipräsident Schober, ebenfalls ein Relikt aus der Monarchie, gab seiner Polizei den Schießbefehl.

Unter den Rauch und den Gestank des von der wütenden Menge in Brand gesteckten Justizpalastes - dieses noch immer als Symbol der Ungerechtigkeit fungierenden Hortes der kapitalistischen Klassenherrschaft und "Rechtsprechung" gegen die Arbeiterklasse - mischte sich der bittere Geschmack vergossenen Arbeiterblutes. Mit einer Brutalität sondergleichen ging die reaktionäre Polizei gegen die Demonstranten vor, und unter Säbelhieben der berittenen Polizei und Gewehrsalven blindwütiger Polizeikorps mußten neunundneunzig Proleten ihr Leben lassen, wurden nahezu tausend Männer, Frauen und Kinder verwundet.

Die SP-Führung hatte zwar, verspätet, Teile des Schutzbundes mobilisiert, aber nicht wie es die Masse erwartete, zum Sturz der reaktionären Regierung, sondern zum Schutze bedrängter Polizisten und zur Rettung des lichterloh brennenden Justizpalastes.

Der 15. Juli 1927 war für Hunderttausende aufrechte Sozialdemokraten, die im Glauben an die Richtigkeit der SP-Politik ihre

Kraft einsetzten zum Schutze der Republik, dieser 15. Juli 1927 war für sie eine bittere Enttäuschung. Er war jedoch auch ein neuer Anfang für viele revolutionäre Arbeiter, die "Rote Stafette" weiterzutragen durch alle Gefahren der folgenden Jahre unter der schwarz-grünen und später der Nazidiktatur.

Zu den Kommunisten, die all die Jahre seit 1918 vergeblich vor der zunehmenden Gefahr des Faschismus gewarnt und die Arbeiterklasse zur Gegenwehr zu organisieren versucht hatten, stießen nun Tausende junge, revolutionäre Kämpfer. Die "Rote Stafette" ging von Hand zu Hand. So auch "vom Triglav bis zum Hochschwab".

Die folgenden Beiträge zeugen davon.

M. M.

Der Arbeitermord in Schattendorf

Wie der Mord vollführt wurde

Nach den hier eingelaufenen Berichten aus dem Burgenland hat sich der Frontkämpferüberfall auf die Arbeiter in Schattendorf folgendermaßen abgespielt:

Für Sonntag, den 30. Jänner, 4 Uhr nachmittags, war eine Arbeiterversammlung ins Gasthaus Moser in Schattendorf einberufen. Die Frontkämpfer hatten schon die ganze vorige Woche in Schattendorf und den umliegenden Ortschaften bekanntgegeben, daß sie Sonntag nach Schattendorf kommen werden, um mit den »Roten« aufzuräumen. Der Republikanische Schutzbund der Gruppen Drasburg, Baumgarten, Klingebach und Loipersbach wurde daher Sonntag in Schattendorf zusammengezogen.

Die ersten Schüsse aus dem Jagdgewehr.

Als die Schutzbündler an dem Gasthof Tscharmann, in dem vormittags die Frontkämpferversammlung stattgefunden hat, vorbeimarschierten, gingen einige von ihnen in die Schankstube, um sich ein Glas Bier zu kaufen.

Plötzlich hörten sie aus dem Nebenzimmer zwei Schüsse. Es stellte sich später heraus, daß sie vom Frontkämpfer Josef Tscharmann aus einem Jagdgewehr abgegeben worden waren.

Der Arbeiterschaft und auch der Schutzbündler hemächte sich große Erregung und sie verlangten von der mittlerweile erschienenen Gendarmerie die sofortige Durchsuchung des ganzen Gasthofes nach Waffen. Die sozialdemokratischen Funktionäre gaben die Parole aus, weiterzugehen, da

die Gendarmerie versprochen hat, sie werde dafür Sorge tragen, daß aus diesem Hause nicht mehr geschossen wird.

Der Republikanische Schutzbund umstellte sodann den Bahnhof und die Hauptstraße nach Schattendorf, um zu verhindern, daß die bereits angekündigte Frontkämpferverstärkung nicht in die Ortschaft kommen könne. Es kam dabei zu Zusammenstößen, bei denen jedoch niemand verletzt wurde.

Um 3/4 Uhr begann im Gasthaus Moser die Arbeiterversammlung.

Der Mord.

Zwischen 1/5 und 3/5 Uhr nachmittags hörte man plötzlich knapp hintereinander mehrere Schüsse fallen. Die Schutzbundabteilungen rückten bereits geschossen vom Bahnhof ein. Die Arbeiter eilten aus der Versammlung, wurden jedoch von dem sozialdemokratischen Referenten und dem Bürgermeister zurückgehalten. Sie sahen jedoch noch, wie plötzlich ein Ordner, der am Ende des Zuges marschiert war, blutüberströmt zusammenbrach.

Es war der Kriegsinvalide Smarie, der im Kriege ein Auge verloren hat und dem nun durch den Schuß der Frontkämpfer der Kopf zertrümmert wurde.

Er hat außerdem noch vier Schüsse in den Rücken erhalten. Kaum war Smarie zusammengebrochen, als

zwei Kinder, ein acht- und ein sechsjähriger Knabe, ebenfalls blutüberströmt zu Boden fielen. Es war der achtjährige Josef Größing aus Schattendorf, der einzige Sohn einer Eisenbahnerfamilie. Er erhielt einen Herzschuß und war sofort tot; der zweite war der sechsjährige Josef Harin aus Schattendorf, er wurde schwer verletzt.

Verletzt zum Teil sehr schwer, wurden außerdem:

Die Schutzbündler:
Alois Schmiedel, Bauarbeiter aus Drasburg;

Josef Wagner, Bauarbeiter aus Drasburg;

Jakob Stromer, Bauarbeiter aus Schattendorf;

Martin Größing, Bauarbeiter aus Schattendorf.

Die Mordbanditen flüchten

Die Frontkämpfer-Mordbanditen haben im ganzen etwa dreißig Schüsse abgegeben. Nachdem sie sahen, daß sich eine Anzahl Arbeiter und Kinder in ihrem Blute wälzten, ergriffen sie durch einen rückwärtigen Ausgang des Gasthofes die Flucht, von dem die Gendarmerie versicherte, daß aus ihm nicht mehr geschossen werden wird.

Es wurde nachher festgestellt, daß von den Schutzbündern — die »Arbeiter-Zeitung« betont mit Stolz, »wie immer« — kein einziger bewaffnet war. Die Schüsse sind also nur von Frontkämpfern, und zwar aus Jagdgewehren, die mit sogenannten Repposten geladen waren, abgegeben worden.

Graf Telecki organisiert von Oedenburg aus den Arbeitermord in Oesterreich

Nach den Berichten eines Wiener Abendblattes sind in Oedenburg Sonntag abends zwei Trupps österreichischer Frontkämpfer angekommen, die offenbar im Zusammenhang mit den Ereignissen in Schattendorf dorthin geflüchtet sind. Es kam zuerst ein Trupp von 28 Mann und dann ein Trupp von 13 Mann an. Auf dem Bahnhof erwartete sie Graf Alexander Telecki, der Führer der »Erwachenden«. Es soll sich um Frontkämpfer handeln, von denen eine Anzahl ungarische Staatsbürger sind, die vor

zwei Wochen von Oedenburg ins Burgenland abreisten, woraus sich ergibt, daß die österreichischen Faschisten mit Unterstützung und unter Anleitung der ungarischen Monarchisten den Arbeitermord in Oesterreich organisierten. In einer vor einigen Tagen stattgefundenen Sitzung ungarischer Legitimisten, in einem Orte nächst Oedenburg,

schlug Graf Telecki vor, man sollte im Burgenland Unruhen ansüßeln, um sich auf diese Art für die Besetzung die nötige moralische Grundlage zu schaffen. Die Frontkämpfer sollen den Boden vorbereiten. Die Provokationen durch die Frontkämpfer sollen sich jedoch nicht nur auf das Burgenland beschränken, sondern auch in den anderen Teilen Oesterreichs inszeniert werden.

Verhaftete Mordbanditen

Unter dem Verdacht, die Schüsse abgegeben zu haben, wurde der älteste Sohn des Gastwirts Tscharmann, ein Frontkämpfer, verhaftet. Tscharmann, der Besitzer des Gasthofes selbst, der schon am frühen Nachmittag die zwei Schüsse aus seinem Jagdgewehr abgegeben hat, ist nach Ungarn geflüchtet. Unter dem Verdacht der Mitwisser, bzw. Mittäterschaft wurde ferner ein gewisser Schäbberger und ein gewisser Binder, beide aus Schattendorf, verhaftet und dem Bezirgsgericht Mattersburg eingeliefert.

Nachdem ein Arbeiter und ein Arbeiterkind von den Faschistenbanden ermordet wurden, haben sich auch die Behörden um die Umtriebe der Mordbanditen »gekümmert« und — um so zumindest dem Wortlaut des Gesetzes zu entsprechen — eine Gerichtskommission des Bezirksgerichtes Mattersburg auf den Schauplatz entsendet.

Ein Arbeiterkind ermordet!

Hinein in die Organisation der Roten Jungpioniere!

Ein achtjähriger Knabe, der Eisenbahnersohn Josef Größing, ist von Faschisten ermordet worden. Ein achtjähriger Arbeiterbub ist am Felde des Klassenkampfes gefallen. Ein Ruf an alle Arbeiterkinder, auch ihre Kinder in die Front des Klassenkampfes einzureihen. Auch die Kinder des Proletariats müssen im Geiste des Klassenkampfes erzogen werden, müssen selbst, so weit dies für sie möglich ist, am Kampfe teilnehmen. Darum: Alle Arbeiterkinder hinein in die Organisation der Roten Jungpioniere, damit sie schon jetzt zum Kampfe gegen den Faschismus geschult werden. »Seid bereit« muß die Parole sein.

DIE ROTE FAHNE

Seite 3

Friedl Boretz

DER MORD VON SCHATTENDORF

Vor 50 Jahren faschistischer Anschlag auf burgenländische Arbeiter

Ein winterlicher Sonntagnachmittag in einem burgenländischen Grenzort; Schattendorf bei Sopron am 30. Jänner 1927. Eine soziale Versammlung geht ihrem Ende zu. Da wird — ganz in der Nähe — von einem Gasthaus aus eine Gruppe spielender Kinder beschossen. Als sich der Kriegsinvalide Matthias Csmarits über den von dreizehn Schüssen zerlegten Körper des zwölfjährigen Josef Grössing beugt, wird auch er durch vier Schüsse in den Hinterkopf tödlich getroffen. Das ist der brutale einer ganzen Serie faschistischer Mordanschläge in Österreich — er gehört in die Geschichte der Ersten Republik ein als „Vorspiel“ zum blutigen 15. Juli 1927.

Schattendorf zählte damals rund 2500 Einwohner. Es galt als „rotes Dorf“; die Mehrzahl der Einwohner waren Land- und Bauarbeiter oder Eisenbahner, den sechs christlich-sozialen Abgeordneten im Gemeinderat stand eine SP-Mehrheit von zehn Gemeinderäten gegenüber, rund 200 Einwohner des Ortes waren Mitglieder der SDAPÖ.

FRONTKÄMPFER UND UNGARISCHE FASCHISTEN

Auch in Schattendorf zeigten sich die typischen „Krisensymptome“ der Ersten Republik ständig wachsende Arbeitslosigkeit und gleichzeitig der Vormarsch des Faschismus. 200 Schattendorfer waren arbeitslos — Matthias Csmarits hatte erst Mitte Jänner 1927 seinen Arbeitsplatz verloren. Obwohl die Sozialdemokratie in diesem „Jüngsten Bundesland“ Österreichs mit den Reaktionskräften ein „Bürgerfrieden“ geschloßen hatte — gegenseitiger Verzicht auf die Aufstellung uniformierter Ordneinheiten —, sammelten sich die Faschisten in der sogenannten „Frontkämpfervereinsliste“. Unterstützt von ihren ungarischen Gendarmen, konnten sie die burgenländische „Arbeiterzeitung“ immer offener terrorisieren, so daß sich die SP-Führung schließlich gezwungen sah, auch im Burgenland Ortsgruppen des Republikanischen Schutzbundes zu gründen.

Wenige Wochen vor dem Mord von Schattendorf hatten die Frontkämpfer des Burgenländers geschickt, was sie sich unter „Recht und Ordnung“ vorstellten. Der neugegründete Frontkämpferverein von Leipersbach, einem Nachbarort Schattendorfs, hatte das Leipersbacher Gasthaus Schneeburger überfallen und demoliert. Obwohl der Faschistenverein vom christlichsozialen Bürgermeister von Leipersbach angeführt wurde, wurden die Täter verhaftet und ins Bezirksgericht Mattersburg eingeliefert. Am 3. Jänner 1927 stimmten Frontkämpferbünden des Bezirksgericht und erzwangen die Befreiung ihrer Kumpane.

Kundgebungen der Schattendorfer Arbeiter wurden immer öfter von Frontkämpfertrupps gestört. Für die Veranstaltung am 30. Jänner zum Thema „Die internationale Lage vor den Nationalratswahlen“ (im April

aussteigenden Frontkämpfer auf die Situation aufmerksam. Die aber johlten, sie hätten keine Angst und drängten zum Ausgang. Als sie die Schutzbündler sahen, brüllten sie: „Da sind die Bluthunde!“ — Die Sozialdemokraten begrüßten sie mit „Vaterlandsvorwärt“ und „Herby-Knechte“ (nach dem ungarischen Faschistenführer Admiral Nikolaus Horthy).

In der nun folgenden Prügelei unterlagen die Faschisten und zogen sich auf den Bahnsteig zurück, nachdrängende Schutzbündler wurden von Bahnpersonal zurückgehalten. Durch Verhandlungen kam schließlich eine Vereinbarung zustande, die Faschisten freies Abzug zu sicherte. In Beleitung zweier Gendarmen marschierten sie auf dem Bahndamm in Richtung Marz-Rohrbach. Auch die über die Grenze zurückgekehrten Leipersbacher Frontkämpfer verpflichteten sich, die Versammlung in Schattendorf nicht zu stören.

Als die nach Schattendorf zurückgekehrten Schutzbündler beim Gasthaus Tscharnmann vorbeikamen, fielen die tödlichen Schüsse.

DER MORD

Die sozialdemokratische Versammlung, die um dreieinhalb vier Uhr am Nachmittag begonnen hatte, ging bereits ihrem Ende zu, als draußen, auf der Dorfstraße, plötzlich wieder Schüsse zu hören waren. Ein Teil der Zuhörer stürzte auf die Straße, obwohl die Veranstalter appellierten, doch Ruhe zu bewahren. Es war wieder aus dem vergitterten Fenster des Gasthauses Tscharnmann geschossen worden. Die Mörder gaben sich Mühe, sie hätten sich bedroht gefühlt, weil sie mit Steinen beworfen worden seien.

Die „politische Angst“ der bewaffneten Faschisten forderte zwei Todesopfer und fünf Verletzte. Ermordet wurden der zwölfjährige Josef Grössing und der Kriegsinvalide Matthias Csmarits. Die Verletzten waren der „Landarbeiter“ Martin Grössing und Jakob Stromer aus Schattendorf sowie Alois Schmiedel und Josef Wagner aus Dreisburg. Außerdem wurde der sechsjährige Spielkammerad des ermordeten Grössing, Josef Harting, schwer verletzt. Josef Grössing war der einzige Sohn einer Eisenbahnerfamilie, Csmarits hinterließ eine mittellose Frau und ein siebenjähriges Kind.

Einer der beiden Tscharnmann-Söhne flüchtete noch am selben Tag über die ungarische Grenze. Nach seiner Rückkehr fand er beim Pfarrer, der wiederholt in seinen Predigten gegen die „Bluten“ gewortelt hatte, Unterschlupf, wo er schließlich ausgehört werden konnte. Alle Mörder konnten überführt werden, die beiden Brüder Josef und Hieronymus.



Arbeiterwache (rechts Matthias Pleiser, nach 1945 Ortskommandant der KPÖ) als Ehrenwache vor dem Gasthaus Tscharnmann, wo Matthias Csmarits tödlich getroffen wurde. — Bild unten: Begräbnis für die Schattendorfer Mordopfer.

Matthias Tscharnmann und ein gewerkschaftlicher Arbeiter.

ARBEITER: „WIR FORDERN WAFFEN“

Noch am Sonntagabend hatte sich die Arbeiterbewegung in Schattendorf organisiert. Die Arbeiter des nördlichen Burgenland, des Wiener-Neustädter Industriegebietes und der 2000 Arbeiter der Siemens-Schuckert-Werke, die Arbeiter der Floridsdorfer Lokomotivfabrik von Breitenfurt, der Pauker-Werke und einiger kleinerer Betriebe an.

Um 10 Uhr am 31. Jänner 1927 trat in Floridsdorf ein Arbeiterkongress bereits eine Konferenz der Betriebsobmänner zusammen und beschloß einen Marsch auf den Ring. Der SP-Führung gelang es, die Arbeiter auf die ohnehin für nachmittägliche Kundgebung über die SP-Steuerpolitik zu verweisen. Auch in Favoriten — bei Felten und Guiltloanna — wurde die Arbeit niedergelegt. Bei Warchalowsky wurde auf einer Belegschaftsversammlung eine vom kommunistischen Betriebsrat Ziegler vorgeschlagene Protestresolution einstimmig angenommen.

Zu Zehntausenden erschienen die Wiener Arbeiter am Montagmorgen auf dem Rathausplatz, wo Bürgermeister Karl Seitz verkündete: „Wir wollen heute noch diese Voraussetzungen, daß dieses Verbrechen an den Schuldigen gesühnt werde.“ Und: „Die Arbeiterklasse wird innerhalb Österreichs dafür sorgen, daß in diesem Land faschistische Methoden keinen Eingang finden.“

In einer Resolution zu den Ereignissen von Schattendorf forderte das Zentralkomitee der KPÖ am 1. Februar 1927: „Sofortige Entsendung von Faschisten aus der Arbeiterbewegung. Sofortiges Verbot aller faschistischen Schandaktionen. Sofortige Verhaftung und Verurteilung.“

„NICHT WEICHEN UND WANKEN“ bei einer anschließenden Kundgebung des Republikanischen Schutzbundes vor dem Parlament.

Wochenendbeilage

DIE "ROTE STURMFAPNE"

wurde uns "Roten Falken" von Villach-Völkendorf anlässlich des "Falkenversprechens" im Jahr 1929, das in der Nähe der "Kaserin" am Dobratsch, dem Hausberg der Villacher, stattfand, vom Gruppenführer Willi S. übergeben. Nun hatten wir "Sturmfalken" eine eigene, rote Sturmflagge.

Wir mußten alle das zehnte Lebensjahr vollendet haben, erst dann durften wir am "Falkenversprechen" teilnehmen, erst dann bekamen wir auch anlässlich der "Jugendweihe" ein besonders schönes rotes Halstuch zu unserer grünen Falkenbluse dazu.

Ich selbst war schon im Herbst 1927 zu den "Roten Falken" gegangen. Damals wurde die Gruppe Villach-Völkendorf gegründet. Ich betätigte mich kulturell bei der Schuhplattler Gruppe und war auch als "Kleiner Tambour" der Musikkapelle der SAJ, Sozialistische Arbeiterjugend, in unserem Arbeiterbezirk bekannt. Jeden 1. Mai oder 12. November, den beiden Tagen im Jahr, an denen die Arbeiter in den frühen zwanziger Jahren noch mit revolutionärer Begeisterung mit ihren roten Fahnen und Losungen auf die Straße zogen, trommelte ich schon am frühen Morgen bei der Tagreveille die Bevölkerung aus dem Schlaf. Damit ja niemand zu spät käme zum Aufmarsch der Sozialdemokratischen Partei und ihrer Jugendorganisationen. Ich war immer sehr stolz darauf, daß ich, als kleiner Tambour, mit meinem grünen Falkenhemd und dem roten Halstuch, schon mit den "Großen" der SAJ-Kapelle mitmarschieren durfte. Mein rotes Halstuch hätte ich gegen jeden, egal, wer es gewagt hätte, es mir wegzunehmen, mit aller Kraft verteidigt.

Mein Vater — ein revolutionärer Schutzbündler — hatte mir schon im frühesten Kindesalter eingeprägt, daß die rote Fahne das Symbol der kämpfenden, internationalen Arbeiterklasse ist und daß man diese Fahne, und auch das rote Halstuch, stets in Ehren halten muß. Wir "Sturmfalken" taten dies auch, und ich selbst wachte eifersüchtig darauf, daß keiner unserer Freunde das feierlich abgegebene "Falkenversprechen" brach.

Wir lagerten damals auf dem Dobratsch rund ums Lagerfeuer und lauschten alle mit glühenden Wangen den Erzählungen eines älteren Genossen. Er sprach zu uns über die Bauernkriege, über die Französische Revolution und die Pariser Kommunisten, über den Weberaufstand und über die siegreiche Oktoberrevolution im Jahre 1917, wo das russische Proletariat gesiegt hatte.

Diese Erzählungen hinterließen bei mir einen unauslöschlichen Eindruck. So hatte auch ich nun das "Falkenversprechen" abgegeben und war obendrein vor allen anderen ausgezeichnet worden. Ich hatte dafür, daß ich schon mit acht Jahren der kleine Tambour der SAJ-Kapelle war und mehrere Jugendfreunde zu den "Roten

Falken" gebracht hatte, einen silbernen Knoten zu meinem roten Halstuch dazubekommen. Für meine Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit, mit der ich übernommene Arbeiten durchführte, durfte ich ab dem "Falkenversprechen" auch die Sturmflagge bei allen Aufmärschen und Tageswanderungen tragen. Ich war darüber sehr erfreut und mächtig stolz. Wir, die Sturmflaggen, "werden die uns übergebene Sturmflagge und unsere roten Halstücher immer in Ehren halten", hatte ich im Namen aller anderen mit Handschlag feierlich versprochen. Und: Wir werden uns mit aller Kraft für die Erreichung des Sozialismus einsetzen.

Stolz wehte die rote Sturmflagge im Winde, und die auflodernden Flammen des Lagerfeuers zuckten wie rote Blitze zum nächtlichen Himmel empor, als wir Roten Falken uns bei den Händen nahmen und das alte Kampflied anstimmten, in dem es wie eine unüberhörbare Mahnung heißt:

"...Verlaßt die Fahne nicht, ihr Jungen - sie führt zum Siege, sie allein!
Der Feind, ihr Brüder, wird bezwungen -
Die Zukunft, die wird unser sein! ..."

Niemals, das versprach ich mir selbst, wollte ich unehrenhaft gegenüber der roten Fahne handeln. Und doch sollte dies einmal der Fall sein. Das kam so:

In den Schulferien 1930 unternahm unsere Gruppe eine Zweitagewanderung auf den "Wöllanernock". Ich kannte den Weg schon, da ich schon 1927 mit meinem Vater und einem seiner Arbeitskollegen mit den Schiern, in bauchtiefem Schnee, hinaufgestapft war bis zur "Trangoni-Hütte". Das war damals für mich kleinen Knirps - ich war erst acht Jahre alt - ein sehr anstrengendes, jedoch großes Erlebnis gewesen. Ich freute mich damals sehr über meine Ausdauer beim Bergsteigen, noch dazu im Winter.

Diesmal hatte ich keine wirkliche Freude, als wir uns im "Völkendorfer-Hof" zum Abmarsch versammelt hatten. Meine kleine Freundin und Tanzpartnerin in der Schuhplattlergruppe durfte nicht mitkommen. Die Eltern hatten die paar Schillinge nicht zusammenkratzen können, die für die Wanderung notwendig waren. Ich war darüber sehr mißmutig gestimmt. Da ich aber die Sturmflagge tragen durfte, verflog mein Mißmut alsbald, und ich schritt der Gruppe mit zügigen Schritten voran. Immer schneller ging ich, so daß ich bald einige hundert Meter vor den anderen war. Unser Gruppenführer, Willi S., war darüber sehr ungehalten, umso mehr, da auch seine beiden Brüder Adi und Heini mir nachgeeilt waren. Trotz mehrerer Ermahnungen verlangsamten wir unser Tempo nicht, im Gegenteil. Das war Willi S. zuviel, und wütend rief er uns nach: "Entweder ihr geht mit uns, oder ihr könnt verschwinden!"

Dies brachte mich in Rage und wurmte mich derart, so daß ich die rote Sturmflagge zu Boden warf und zornig zurückrief: "Ihr Arschlöcher! Warum schleicht ihr so langsam dahin - bei diesem Tempo kommen wir ja nicht weiter!"

Wir kümmerten uns nicht um weitere Ermahnungen durch Willi S., schritten umso schneller aus und waren den Blicken der Gruppe bald entschwunden. Wir hatten in der "Trangoni-Hütte" schon längst unsere Jause eingenommen, als die anderen - müde und abgekämpft - den letzten Steilhang zur Hütte heraufgestiegen kamen. Natürlich fielen alle über uns her, wir wären unkameradschaftlich, Angeber und was weiß ich noch, Kosenamen wurden bestimmt nicht verwendet bei den Rededuellen, die wir auszutragen hatten. Aber auch die Vorhaltungen meines älteren Bruders rührten mich kaum, wir lachten die anderen nur aus. Insgeheim beschlossen wir drei, am nächsten Morgen, wenn die anderen noch schlafen würden, unsere Wanderung allein fortzusetzen. Das taten wir auch.

Nach Abschluß der Zweitageswanderung kam es beim Gruppenabend zu einem "Ehrengericht" der "Roten Falken". Wir mußten uns vor allen "Sturmflaggen" - dreißig an der Zahl - wegen unserer Disziplinlosigkeit verantworten. Der Gruppenführer Willi S. fungierte als "Ankläger".

"Ihr habt das 'Falkenversprechen' gebrochen", sagte er mit rotem Kopf, seine dicken Brillengläser zurechtschiebend und Zustimmung heischend in die Runde blickend. "Und unkameradschaftlich gehandelt habt ihr auch den jüngeren Falken gegenüber. Die können doch nicht so schnell marschieren wie ihr, seht ihr das nicht ein?"

Ich beehrte auf: "Aber wenn ihr alle so langsam dahinschleicht wie ein Leichenzug! Da muß man sich ja vor den Leuten auf der Straße direkt schämen! So langsam! Wir sind doch nicht umsonst 'Sturmflaggen' - da muß man doch einen anderen Maßstab anlegen als bei den anderen!"

Damit stieß ich in ein Wespennest, alle redeten durcheinander und stimmten mit Willi S. überein.

"Es geht nicht darum", fuhr dieser in seiner Anklagerede fort, "daß ihr zu schnell gegangen seid, sondern es geht darum, daß die jüngeren 'Falken' bei eurem Tempo nicht mitgekommen sind. Und das ist unkameradschaftlich. Dafür beantrage ich die Erteilung einer Rüge, und auch die Sturmflagge soll ab nun ein anderer tragen!" Willi S. sah in die Runde und sagte dann: "Ich lasse also darüber abstimmen! Wer ist dafür? Die Mehrheit also!"

Peter Arrich, Gustl Meyer, Willi Bauschenwein und die beiden Tschopp-Brüder waren dagegen. Sie waren auch meine engeren

Freunde und ebenfalls so wie ich bei der Schuhplattler-Gruppe. Und die hielt immer zusammen wie "Pech und Schwefel".

Daß ich eine Rüge bekommen hatte, das konnte ich noch leichter ertragen, aber daß ich die Sturmflagge vorläufig nicht mehr tragen durfte, das wurmte mich ganz besonders. Gerade ich, der ich mit Leib und Seele bei den "Sturmfalken" war - gerade ich sollte etwas falsch gemacht haben und wurde "so gemein" bestraft?

Tagelang ging ich mißmutig umher, nichts paßte mir, so daß Mutter mich eines Tages fragte, was denn vorgefallen sei bei der Zweitageswanderung. Natürlich wußte sie schon längst, daß ich die Sturmflagge zu Boden geworfen hatte und daß wir drei Buben den anderen davongegangen waren. Aber sie wollte es von mir selbst hören. Mein älterer Bruder, der nichts für sich behalten konnte, was er hörte oder sah, hatte Mutter schon alles vorher berichtet.

Als ich ihr dann, immer wieder in meinem Bericht stockend, das Vorgefallene erzählte, wurde sie ganz ernst und sagte: "Na, Bub, daß du zornig warst, das kann ich noch verstehen, du bist eben immer einer der schnelleren 'Falken' - aber die rote Fahne einfach zu Boden werfen, das darf man doch nicht! Die rote Fahne ist doch kein Spielzeug, das man einfach wegwirft! Da bin ich aber sehr traurig darüber, daß gerade du so etwas tun kannst! Tausende Arbeiter, Frauen und Männer, sind schon dafür gestorben, daß die rote Fahne immer weitergetragen wird von uns allen, bis auch bei uns in Österreich die Arbeiterklasse siegt und zum Sozialismus schreitet! Mach so etwas nie wieder, Bub! Wirf nie mehr eine rote Fahne zu Boden!"

Als Mutter so eindringlich und ernst auf mich einsprach, wurde es mir ganz eng um die Brust. Ich schämte mich fürchterlich, und Tränen perlten über meine Wangen, als ich meinen Kopf zwischen ihren Armen verbarg.

"Ist ja schon wieder gut - ist ja schon gut, Bub", flüsterte mir Mutter zu und strich mir beruhigend über meinen Haarschopf. "Jetzt weiß ich wenigstens, daß du unsere rote Fahne immer in Ehren halten und verteidigen wirst - was auch kommen mag!"

Da zu sollte ich in meinem späteren, bewußten Leben noch so manche Gelegenheit bekommen.

M.M.

DIE "ROTE ZENTRALE"

war fertig. Zwei Jahre waren vergangen nach dem Vorfall mit der roten Sturmflagge. Ich hatte diese für mich unrühmliche "Scharte" schon längst wieder ausgewetzt, hatte mich bei der Werbearbeit für die "Roten Falken" gut geschlagen und durfte daher schon längere Zeit wieder die rote Sturmflagge in Verwahrung halten und bei Aufmärschen und anderen feierlichen Anlässen tragen.

In der Hauptschulklasse III/A lernte ich "über dem Durchschnitt gut", wie die Lehrer meinen Eltern immer wieder versicherten, auch einer der besten Turner und Sportler der gesamten Hauptschule war ich, neben Ernstl Melchior und anderen. Nur im "Be-tragen", da haperte es bei mir. Nicht, daß ich frech gewesen wäre, jedoch ließ ich mir Ungerechtigkeiten nicht gefallen, von den anderen Schülern nicht und auch nicht von den Lehrern. Die waren meistens Deutsch-Nationale, Turnlehrer und beim "Deutschen Turnverein" als "Dietwarte" tätig.

In den Jahren 1931/1932 gingen wir "Roten Falken" schon einige Tage vor dem 1. Mai und dem 12. November, immer mit dem grünen Falkenhemd bekleidet, in den Schulunterricht. Das grüne Hemd hätte die Lehrer ja weniger gestört, aber daß auf der linken Brustseite ein roter Falke aufgenäht war, der uns, sozusagen als "Rote" deklarierte, dies war den Deutsch-Nationalen doch zuviel. Sie hätten es ja liebend gern gesehen, daß alle ihre Schüler in weißen Stutzen, schwarzer Samthose, weißem Hemd und schwarzem Halstuch zum Unterricht erschienen wären. Der schwarze Adler mit seinen scharfen Krallen, den die anderen auf ihrer linken Brustseite aufgenäht hatten, gefiel diesen "Pädagogen" natürlich um vieles besser als der rote Falke. Die Bürgersöhnchen waren meistens in den Jugendorganisationen des "Deutschen Schulvereines Südmark" und wurden als Reservoir für die Nazi-partei herangebildet. Dabei spielten in Kärnten und vor allem auch in Villach der damalige Turnlehrer Lagger und dessen Kumpane eine entscheidende Rolle. So kam es, daß die beiden "uniformierten" Gruppen in den Unterrichtspausen, die wir bei Schönwetter im Schulhof verbringen durften, oft und oft aufeinanderprallten. Es gab Schlägereien - aber die Lehrer standen immer auf der Seite der Bürgersöhnchen, auch dann, wenn wir Arbeiterbuben im Recht waren und die anderen uns provoziert hatten. Anlaß für Raufereien gab es vor allem dann, wenn wir Hauptschüler gegen die Gymnasiasten - die "Gimpl", wie wir sie nannten, bei einem Schlagball-Wettbewerb die Sieger blieben.

Meistens lauerten uns die "Gimpl" - stark nur in ganzen Rudeln - auf unserem Heimweg von der Schule auf. Da gab es dann auf beiden Seiten blutende Nasen. Wir Arbeiterbuben schlugen die Bürgersöhnchen jedoch immer in die Flucht, auch dann, wenn wir zah-

lenmäßig schwächer waren. Von der Schulbehörde für die Raufhändel bestraft wurden allerdings immer wir Arbeiterbuben. Da ich einer jener war, die mit aller Vehemenz unser Recht verteidigten, mußte ich nur zu oft stundenlang nachsitzen. Das förderte nicht gerade meine "Liebe" zu den deutsch-nationalen Lehrern. Auch Vater wurde des öfteren zum Herrn Schuldirektor, Oberschulrat Peer, "gebeten" und mußte sich dessen verrückte Anschuldigungen mir gegenüber anhören. Vater hat mich jedoch immer in Schutz genommen und verteidigt, vor allem dann, wenn mir vorgeworfen worden war, daß ich wieder einmal mit dem Falkenhemd bekleidet zum Unterricht gekommen war.

"Solange die Nazi-Lausbuben in voller Uniform zur Schule gehen, hat auch mein Bub das Recht, seine Falken-Bluse zu tragen", sagte mein Vater dem Herrn Direktor ohne Umschweife. Das war dann wohl auch der Hauptgrund dafür, warum meine Note für "Betragen" kaum als eine "Zwei" und schon gar nicht als eine "Eins" im kommenden Zeugnis stand.

Für die Schulferien 1932 war auf dem "Wöllanernock" ein dreiwöchiges Ferienlager geplant. Wir "Sturmfalken" freuten uns schon riesig darauf. Um so ein Ferienlager zu bauen, das auch allen Anforderungen entsprach, war es notwendig, mit einem Vorkommando verschiedene Arbeiten durchzuführen. Dafür hatte man aus unserer Mitte zehn bis fünfzehn "Rote Falken" ausgewählt, die auch imstande waren, etwas schwerere Arbeiten durchzuführen. Als Aufsicht und "Vorarbeiter" waren auch einige Jugendliche der SAJ mitgekommen. Auch zwei bekannte Jungkommunisten waren dabei. Es waren dies der bekannte Genosse Sepp Tschofenig und der stets fröhliche Andi Taurer. Unter Anleitung dieser beiden Genossen gingen wir daran, das Ferienlager zu errichten. Wir hatten bereits die Zeltstadt aufgebaut, die Küche, die Sanitätsbaracke und eine Latrine waren fertig. Es fehlte nur mehr das "Hauptgebäude", eine Baracke für die Lagerleitung. Diese sollte besonders schön und massiv werden. Bei dieser Arbeit gaben uns die beiden Jungkommunisten ein leuchtendes Vorbild ab, sie schufteten am meisten, und dadurch konnten wir schon zwei Tage früher als es im Plan vorgesehen war, die Lagerleitungs-Baracke fertigstellen. Wir gaben ihr den Namen "Rote Zentrale".

Und das war sie dann auch die ganzen drei Wochen. Leider gab es auch einen Unfall bei den Holzarbeiten. Peter Arrich hatte sich mit einer scharfen Holzhacke beim "absparzen" der Äste von den gefälltten Bäumen am Fuße verletzt. Aus einer klaffenden Wunde quoll dickes Blut hervor, und unsere Sanitäterin, die unvergeßliche Gisi Taurer (sie wurde noch am 28.4.1945 von den Nazis ermordet (!), d.Verf.), mußte all ihre Geschicklichkeit aufwenden, als sie Peter einen kunstgerechten Verband anlegte. Peter wurde dann - über den "Falkenrat" - in Obhut von Mitzerl Rauter ge-

ben, die als "Hilfssanitäterin" unseren Freund zu betreuen hatte. Sie mußte ihm die Wunde täglich reinigen, für ihn das Essen holen und ihm auch den langen Tag verkürzen, indem sie ihm aus einem Arbeiterroman vorlas. Kein Wunder, daß mein Freund Peter Arrich diese Fürsorge nie vergaß und Mitzerl Rauter Jahre später zur Frau nahm.

Ich selbst bin im Ferienlager 1932 vom "kleinen Tambour" zum "roten Trompeter" geworden. Jeden Morgen blies ich zum Wecken und zum Frühappell. Dabei traten wir "Roten Falken" in einen Kreis um den Fahnenmast und der "Tagesbeste" vom Vortag durfte die leuchtendrote Fahne hochziehen. Stolz flatterte sie im Morgenwind, und kühn und zukunftsfröh stimmten uns die alten Kampflieder. Andi Taurer begleitete unseren Gesang auf seiner Ziehharmonika.

Nach dem Frühstück ging's dann an die Arbeit. In verschiedenen Arbeitsgruppen bemühten wir uns, dem Ferienlager den letzten Schliff zu geben, sammelten Walderdbeeren und Schwarzbeeren oder saßen bei einem politischen Vortrag eng beisammen. Wir waren nie ohne sinnvolle Beschäftigung.

Willi S. - unser Gruppenführer - konnte sehr spannend vorlesen. Sein Hauptthema, das er immer für sich zu reservieren bestrebt war, war die Sexualaufklärung. Dabei las er uns aus dem Buch "Das Kreidedreieck" vor. Es behandelte, für Jugendliche in verständlicher Form geschrieben, die sexuelle Entwicklung im Pubertätsalter und das Zusammenleben von Mann und Frau. Da hielten wir alle die Ohren steif, und alle Buben und Mädels rückten eng aneinander.

Noch mehr Aufmerksamkeit erweckten jedoch die politischen Vorträge des Genossen Sepp Tschofenig. Er schilderte in packender Form den Kampf der Arbeiterklasse und brachte dafür konkrete Beispiele. In Deutschland stand damals - 1931/1932 - die Weimarer Republik bereits unter stärkstem Druck durch die Nazifaschisten. Trotzdem lehnte die SPD, in ihrem sturen Antikommunismus, jedes Angebot der KPD, gemeinsame Kampfaktionen zum Schutze der Republik durchzuführen, mit großer Überheblichkeit immer wieder ab. So wurden die Nazis immer frecher und schreckten auch vor bewaffneten Überfällen auf Arbeiterorganisationen und Arbeiterheime nicht zurück.

Sepp Tschofenig hatte auch Bildzeitungen mitgebracht. Vor allem die "AIZ", die Arbeiter-Illustrierte-Zeitung der Roten Hilfe, zeitweise in Deutschland bereits verboten, erweckte unser regstes Interesse. In leichtverständlicher Art berichteten die deutschen Genossen von ihrem schweren und oft lebensgefährlichen Kampf gegen den aufkommenden Nazifaschismus, berichteten über ihr Bemühen, die Arbeitereinheit zu schaffen und über das fort-

währendem Zurückweichen der SPD-Führung vor der Reaktion. Auch Bildberichte über die Sowjetunion und über die Rote Armee, die im ersten Arbeiter- und Bauernstaat der Welt auf der Wacht für den Frieden stand, waren in der "AIZ" enthalten. Wir "Sturmfal-ken" rissen uns nur so darum, diese prachtvolle Zeitung lesen zu dürfen.

Willi S., unser Gruppenführer, war da ganz anderer Meinung. Er folgte immer noch blindlings der Politik seiner rechten SP-Führer, und es ging ihm ganz gegen den Strich, daß die Zeitungen der Jungkommunisten und die Vorträge Sepp Tschofenigs von uns anderen mit Begeisterung gelesen und aufmerksam verfolgt wurden. Aber was sollte er machen? Politik, wahre Arbeiterpolitik, war ja wirklich seine schwache Seite.

Schnell, viel zu schnell verflogen die drei Wochen Ferienlager auf dem "Wöllanernock". Neben der herrlichen Bergluft, dem harzigen Duft der Fichten und Tannen, den saftigen Schwarzeeren und "Grant'n" (Preiselbeeren) nahmen wir bei Spiel und Tanz nicht nur Frohsinn mit ins letzte Schuljahr, sondern wurde auch von Sepp Tschofenig und Andi Taurer, den beiden Jungkommunisten, der Grundstein gelegt für den Kommunistischen Jugendverband in Oberkärnten, der bald meine politische Heimat sein und mein illegales Betätigungsfeld werden sollte.

Die "Rote Zentrale" im Ferienlager am "Wöllanernock" war zum Ausgangspunkt meines späteren, bewußten Einsatzes für den Kommunistischen Jugendverband und die KPÖ geworden.

DER 18. INTERNATIONALE JUGENDTAG

fand am 4. September 1932 in Arnoldstein in Kärnten statt. Viele Jugendliche waren gekommen, ging es doch darum, zu manifestieren, daß sich die bereits massenweise arbeitslose Jugend Kärntens nicht kampfflos von den Kapitalisten brot- und rechtlos machen ließ. Auch der Widerstand gegen die vormarschierende schwarz-grüne Reaktion mußte vor allem in der Jugend organisiert werden.

Der Kommunistische Jugendverband Österreichs (KJV), der in Kärnten unter der revolutionären Jugend stark verankert war, leistete schon jahrelang eine vorbildliche Aufklärungsarbeit und verbreiterte dadurch seinen politischen Einfluß. Vor allem in den Jugendorganisationen der Sozialdemokratischen Partei, der SAJ (Sozialistische Arbeiterjugend) und den "Roten Falken". Die Zeitung des KJV, die "Proletarier-Jugend", wurde von den Jugendlichen selbst geschrieben - in der Sprache der revolutionären Jugend - und ging von Hand zu Hand. Was Wunder, daß die reaktionären staatlichen Behörden - und nicht nur diese - jede Möglichkeit wahrnahmen, um den Kommunistischen Jugendverband in den Augen der Bevölkerung als "Krakeeler" zu diskriminieren und gegen die Aktivisten des KJV mit drakonischen Maßnahmen vorzugehen.

Auch die rechte SP-Führung tat das ihre dazu. Wurden unsere Junggenossen bei einer Streu- oder Malaktion erwischt und von der Polizei für einige Zeit in Gewahrsam genommen, so merkte man den bekannten rechten SP-Führern deren unverhohlene Schadenfreude an. Fürchteten diese doch, daß der Einfluß der konsequent die Interessen der Arbeiterjugend vertretenden KJVler innerhalb der SP-Jugend immer mehr Wirkung haben würde. Die Politik der rechten SP-Führung gegenüber der Reaktion war 1932, so wie seit 1918, eine Politik des ständigen Zurückweichens und wurde daher auch von breiten Kreisen ihrer noch parteitreuen Jugend als "zulau" und "weit davon entfernt, sozialistisch zu sein" bereits abgelehnt. Da war es doch ganz gut - so äußerte sich mancher rechte SPler -, wenn die Jungkommunisten durch Polizeistrafen und einige Monate "Häfen" von ihrer politischen Aufklärungsarbeit abgehalten wurden.

Wie kurzsichtig sie waren! Sahen sie noch immer nicht, daß die Reaktion bereits im Vormarsch war? Sah die SP-Führung nicht, daß sie die Heimwehren und andere Reaktionäre mit ihrer lendenlahmen Politik geradezu ermunterte, gegen die Arbeiterklasse vorzugehen?

Von den ersten Arbeitermorden angefangen über den Doppelmord in Schattendorf, den 15. Juli 1927, den Putsch der Heimwehr unter

Pfriemer und anderen, verfassungswidrigen Unternehmungen der bewaffneten Reaktion, vor denen die SP-Führung mit der Parole "Gewehr bei Fuß, Genossen" immer wieder tatenlos zurückwich, ja kapitulierte, zog sich doch wie ein roter Faden die tödliche Drohung der Zerschlagung der Arbeiterorganisationen. Statt nach rechts, gegen die Reaktion zu schlagen, schlug die rechte SP-Führung immer nach links, gegen die Klassengenossen der Sozialdemokraten, gegen die Kommunisten.

Die politische Aufklärungsarbeit war daher nicht leicht und erforderte Zähigkeit und Ausdauer, Geduld und Umsicht.

Einer der aktivsten Agitatoren in unserem Villacher Bezirk (auf dem Foto vom 18. Jugendtag hält er, vorne sitzend, in seiner rechten Hand die "Proletarier-Jugend") war unser Genosse Andreas Taurer, der Bruder meiner Jugendfreundin Gisela Taurer-Tschofenig, die von den SS-Banditen noch am 28. April 1945 ermordet wurde.

Zur Mitarbeit an dem Buch "Die Rote Stafette" aufgefordert, schreibt Andi Taurer ("Putsch" oder "Gandhi", wie wir ihn auch nannten):

Heute sende ich Dir die versprochenen Aufschreibungen. Dokumentarisch kann ich Dir nicht viel schicken, und ob Du damit überhaupt etwas anfangen kannst, weiß ich nicht. Über unsere Vorgeschichte, bevor wir aus Villach verschwunden sind (vertrieben wurden), könnte ich Dir nicht viel erzählen, was Du nicht ohnehin selbst weißt: Daß wir am Dobratsch illegale KJV-Treffen hatten, daß wir Streu- und Malaktionen durchführten und ich dafür einigemal von der Polizei "eingezogen" wurde. Daß "Tschofe", mein Schwager Sepp Tschofenig, und ich früher zum KJV gekommen sind als Du, das war altersmäßig bedingt, da wir ja um sechs Jahre älter sind.

Ich bin dann 1932 vom Villacher Bezirksgericht wegen Geheimbündelei (der KJV war bereits verboten) zu drei Monaten Kerker auf zwei Jahre bedingt verurteilt worden. Und im Herbst 1935 hat mich ein Villacher Kiberer von Linz nach Villach geholt, wo ich drei Monate Arrest bekam (auch wegen dem Villacher KJV), die ich im Klagenfurter Landesgefängnis abgesessen habe. 1937 hat mich die Linzer Polizei wegen Betätigung für die illegale KPÖ für drei Monate ins Anhaltelager Wöllersdorf gesteckt. Sonst hatte ich keine Strafen. Trotzdem hatten mich die Nazis zur Wehrmacht gepreßt, und ich war daher auch "Schütze Arsch" in Deutschland, Frankreich und Italien.

An eine Episode, die ich in Villach miterlebt habe, erinnere ich mich und möchte sie Dir erzählen: Im Sommer 1932 war für Villach ein SA-Aufmarsch angesagt, den wir unbedingt verhindern oder

wenigstens stören wollten. Die SP hat den Schutzbund im Kasino in Bereitschaft gehalten, wo auch mein Vater dabei war. Sepp Tschofenig und ich haben von der SP-Eisenbahnergewerkschaft (wo ja mein Vater Obmann war) eine Schreibmaschine organisiert und damit Flugzettel geschrieben: "SCHUTZBÜNDLER, LASST EUCH NICHT EINSPERREN, WÄHREND DIE NAZIS IM ROTEN VILLACH DIE STRASSEN BEHERRSCHEN... DIE KPÖ."

Diese Flugzettel haben wir im Kasino bei den offenen Oberfenstern zu den Schutzbündlern hineingeworfen und sind dann wie der Wind verschwunden. Und weil die SA trotzdem im roten Villach stolz marschieren konnte, habe ich vor Wut "Heil" gerufen - die SA-Marschierer antworteten mit "Heil Hitler" - und ich darauf "Heil Moskau"! Aber dann war auch schon ein Polizist da und steckte mich in den Polizeiarrest. "Heil Hitler" durften die Nazis ungehindert lautstark rufen, aber ein "Heil Moskau" brachte natürlich die staatstreue Polizei in Rage.

Obwohl die SP-Führer die Schutzbündler "vorsorglich" im abgesperrten Kasinokeller in "Bereitschaft" gehalten haben (damit sie nur ja nicht gegen die Nazifaschisten zum Einsatz kommen!), haben mir dieselben Schutzbündler dann ein Packerl Obst in den Tschumpus geschickt, was mich sehr gefreut hat. In der Früh jagte mich dann die Polizei wieder nach Hause.

Auch eine Anekdote aus der Nazizeit fällt mir ein: Während der Zeit des Nichtangriffspaktes zwischen der Sowjetunion und Nazi-Deutschland - der ja der SU die notwendige Atempause gab, sich besser auf einen Angriff der Faschisten vorzubereiten - politisieren am Linzer Rangierbahnhof während einer Arbeitspause drei Eisenbahner, die einander so gut kennen, daß sie vor der Gestapo keine Angst haben müssen: Ein SA-Mann, ein Spler und ich, der Kommunist. Thema: Die SU! Der SA-Nazi spricht nur positiv über die SU: Dort wird am Aufbau des Sozialismus gearbeitet; die westlichen Demokratien mit ihrem plutokratischen Ausbeutersystem haben eine Sauwirtschaft dagegen; in der SU herrscht Ordnung und Gerechtigkeit; wenn Rußland und Asien ganz kommunistisch und Deutschland und Europa ganz nationalsozialistisch sein werden, wird endlich Schluß sein mit der Ausbeutung der Welt durch die englischen und amerikanischen Kapitalisten. Und bevor ich noch ein Wort dazu sagen kann, beginnt der Spler schlagartig zu antworten: Ich kenne euch beide schon einige Jahre: den Gandhi als Kummerl und dich als Nazi - privat seid ihr Klasse Burschen, aber politisch habe ich schon lange auf diesen Moment gewartet, wo ich euch beiden Radikalinskis endlich einmal was Grundsätzliches sagen kann: Bei uns diktiert der Hitler über das Volk, und wenn wir drei einander nicht vertrauen könnten, wären wir nicht sicher, ob auf dieses Gespräch hinauf nicht schon morgen einer oder alle drei im KZ landen; aber in der SU ist es auch so. Wir

werden erst wieder als freie Menschen leben können, wenn es keine Diktatur mehr geben wird.

Der Nazi-Eisenbahner, der damals die SU verteidigte, ist dann später an der Ostfront als Kämpfer gegen den Bolschewismus gefallen - der Spler, der damals an der SU kein gutes Haar ließ, ist nach dem Krieg zur KPÖ gekommen.

*

Das war nur ein ganz kleiner Ausschnitt aus dem jahrzehntelangen Antifa-Einsatz des Genossen Andreas Taurer. Er und Genosse Sepp Tschofenig bauten in den Jahren 1930 bis 1934 den KJV in Kärnten auf und aus. Sie waren es auch, unter deren Anleitung wir jüngeren von den "Roten Falken" zum KJV übergetretenen Burschen und Mädels die ersten illegalen "Gehversuche" unternommen haben. "Gisi" bezahlte diesen Einsatz im Kampf gegen den Faschismus mit ihrem Leben. Davon berichtet "Die Rote Stafette" an anderer Stelle.

"Putsch", mein KJV-Kumpel aus Villach, ist nur einer von vielen Genossen unserer Partei, die die "Rote Stafette" immer weitergegeben haben, in verlässliche Hände österreichischer Proleten. Dies ist Aufgabe jedes Revolutionärs, Aufgabe jeder Kommunistin und jedes Kommunisten.



3. v. links: Gisela Taurer, 1. v. rechts: Max Muchitsch, 2. v. rechts: Andreas Taurer

Teilnehmer am 18. Internationalen Jugendtag am 4. September 1932 in Arnoldstein in Kärnten



Die "Rote Zentrale" im Ferienlager am Wöllanernock 1932

M.M. als "kleiner Trompeter" 1932, Wöllanernock



EIN LEBEN LANG

stand Genosse Heribert Hütter im Kampf für die Rechte der Arbeiter. Geboren am 1. März 1902 in Gösting bei Graz, mußte er schon sehr früh selbst für seinen Lebensunterhalt sorgen. Er arbeitete bei der Murregulierung, bei einem Bauunternehmen als Pferdeknecht, besuchte einen Kurs für Mineure und arbeitete später als Sprengmeister beim Bahnbau sowie kurze Zeit auch am Erzberg. Hütter trat 1917 der Sozialdemokratischen Partei bei. Von 1923 bis 1934 arbeitete er in der Papierfabrik in Niklasdorf, wo er 1925 zum Betriebsrat und später zum Betriebsratsobmann gewählt wurde. Im Jänner 1934 mußte Genosse Hütter vor der Heimwehr flüchten, da er sogar im internationalen Fahndungsblatt der damaligen Machthaber stand. Er ging nach Wien, wo er sich an den Kämpfen des 12. Februar 1934 beteiligte. Mit anderen Schutzbündlern überschritt Hütter am 5. März 1934 die Grenze zur Tschechoslowakei. In Brünn wurde Hütter von den emigrierten Schutzbündlern zum Hauptvertrauensmann gewählt. Dort trat er auch der Kommunistischen Partei bei. Im April 1934 traten über 305 Schutzbündler die Fahrt in die Sowjetunion an, die den mutigen Februarkämpfern zur neuen Heimat wurde. Auch Genosse Hütter war unter diesen Schutzbündlern. Als Kommunist wollte Hütter jedoch auch weiterhin für den Kampf aktiv tätig sein, und so kehrte er 1936 zurück nach Österreich und arbeitete illegal gegen den schwarzen und später gegen den braunen Faschismus. 1939 mußte Genosse Hütter sich dem Zugriff der Gestapo entziehen und war dann bis zum Kriegsende als Kommunist aktiv gegen den Nazifaschismus auf verantwortungsvollen Posten tätig. Im Mai 1945 kehrte er nach Österreich zurück, war maßgeblich am Aufbau der Gewerkschaft und als Sekretär der Metallarbeitergewerkschaft tätig. Von 1950 bis 1956 war Genosse Hütter Landesobmann der KPÖ in der Steiermark. Bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1965 arbeitete er in Wien als Sekretär der Chemiearbeitergewerkschaft in der damaligen Fraktion der Gewerkschaftlichen Einheit im ÖGB.

Heribert Hütter erzählt: 1923 kam ich nach Niklasdorf und begann dort in der Papierfabrik zu arbeiten. Mit 23 Jahren wählte man mich zum Betriebsrat, später dann zum Betriebsratsobmann-Stellvertreter.

Als im Juli 1927 nach einer großen Demonstration und dem Justizpalastbrand in Wien der Generalstreik in Österreich ausgerufen wurde, schlossen wir Niklasdorfer uns dem Streik an und blockierten die Straße nach Leoben zwei Tage lang. Als man uns danach zwang, die Straße freizugeben, setzte ich beim Bezirkshauptmann durch (er gab mir sein akademisches Ehrenwort), daß keiner der an der Blockade beteiligten Arbeiter vor Gericht gestellt wurde. In allen anderen Orten in der Obersteiermark kam

es zur Verurteilung der Genossen. 1931 lud mich der "Bund der Sowjetfreunde" ein, mit einer Delegation in die Sowjetunion zu fahren. Ich mußte zuerst die SP-Leitung um Erlaubnis fragen. Auch das Geld für die Reise hatte ich selbst nicht. Die SP-Parteileitung verbot mir die Reise und erklärte, ich könne von ihr aus überallhin fahren (z.B. zu Mussolini nach Italien), nur nicht nach Rußland. Bei der nächsten Betriebsversammlung sagte ich den Arbeitern, ich hätte die Möglichkeit, nach Rußland zu fahren, die Parteileitung erlaube es mir jedoch nicht, und das Geld hätte ich auch nicht dafür. Da beschloß die Betriebsversammlung einstimmig, ich solle trotzdem fahren, und spontan wurde auch der notwendige Geldbetrag von den Arbeitern gesammelt. Da die Reise sechs Wochen dauerte, mußte ich mich rückversichern und schloß mit dem Betriebsrat und der Direktion einen Vertrag darüber ab, daß meine Sozialversicherung weitergezahlt und dadurch das Arbeitsverhältnis nicht unterbrochen wurde.

Als ich von der Reise zurückkam, hatte die SP-Führung beschlossen, den Betriebsrat aufzulösen und Neuwahlen auszuschreiben. Auf diese Art wollten sie mich aus dem Betriebsrat entfernen, mit der Begründung, die Reise in die UdSSR sei ein Disziplinbruch gewesen. Der Betriebsratsobmann, der Kassier und der Schriftführer demissionierten auf Beschluß der SP, sie wollten den Betriebsrat dadurch lahmlegen. Wir Jungen traten jedoch nicht zurück, und nach dem Betriebsrätegesetz wurde ich dadurch Betriebsratsobmann.

Die erste Tat des neuen Betriebsrates war, die Bestimmung abzuschaffen, nach der die Arbeiter Werkzeug, das kaputtgegangen war, selbst bezahlen mußten.

Am 13. September 1931 weckte mich um 4 Uhr früh ein Kurier des Brucker Schutzbundes und teilte mir mit, daß die Heimwehrrfaschisten die Stadt Bruck in der Nacht besetzt hatten. Der Kommandant hätte bereits die Schutzbündler alarmiert, um zur Gegenaktion anzutreten. Die SP-Leitung hatte zu dieser Zeit noch keine Anweisung gegeben, ihre Parole war "abwarten". Als Leiter des Niklasdorfer Schutzbundes ordnete ich sofort an, die Ortschaft nach vorgesehenem Plan unauffällig an den wegeinsehenden Punkten zu besetzen, womit alle Zufahrtswege auf Befehl abgeriegelt werden konnten. Ein MG sollte auf das Kocherplateau gebracht, ein zweites beweglich eingesetzt werden. Im Laufe des Vormittags, als wir erfuhren, daß die Heimwehr sich sammelte, besetzten wir alle straßenseitigen Fenster der Fabrik und der Personalhäuser mit ein bis zwei Mann, jeweils mit Gewehr und einer Handgranate bewaffnet. Die Holzputzerei und die Zellulose wurden abgestellt. Die Ortschaft und der Betrieb waren durch den Aktionsplan des Schutzbundes in die Verteidigung vollkommen einbezogen. Unter den Schutzbündlern war eine gute Stimmung. Allgemein war die

Meinung vorherrschend: Jetzt geht's endlich los, den Heimwehrlern werden wir es schon geben, wenn sie in unseren Ort einrücken wollen.

Man sagte damals, die "rote Insel im schwarzen Meer" müsse liquidiert werden, denn in Niklasdorf gab es zu dieser Zeit im Betrieb keinen einzigen Heimwehrlern. Von der Direktion war damals ein System zur Bestrafung von Vergehen eingeführt worden, das wir als Betriebsrat dazu nützten, Faschisten und Heimwehrlern aus dem Betrieb zu entfernen. Nach diesem System wurden Punkte verteilt, die je nach Vergehen mit Geldstrafe oder Entlassung bestraft wurden; dadurch konnten wir unsere Gewerkschaft von Heimwehrlern freihalten. In anderen Orten der Obersteiermark, in Donawitz, Zeltweg, Judenburg, in der Gösser Brauerei und in den Kohlengruben hatte die Heimwehr durch ihren Terror bereits die Mehrheit erlangt.

Als dem Gendarmeriekommandanten gemeldet worden war, daß wir praktisch den ganzen Ort besetzt hielten, ließ er mich rufen und verlangte, wir sollten die Schutzbündler wieder entwaffnen und nach Hause schicken. Als ich ihn fragte, ob er wisse, daß die Heimwehr Bruck besetzt habe, und ob er als Gendarm nicht der österreichischen Regierung gegenüber verpflichtet sei, alles zu unternehmen, um dem Heimwehrspuk ein Ende zu bereiten, antwortete er mir, daß er noch keinen Befehl erhalten hätte, gegen die Heimwehr vorzugehen. Dann kam auch noch der Direktor der Papierfabrik - kreidebleich im Gesicht - und verlangte von mir, die besetzten Häuser sollten geräumt werden, da sonst die Heimwehr ein Unheil anrichten würde. Ich andererseits verlangte von ihm, er als Sympathisant der Heimwehr solle dieser ausrichten, sie dürfe durch Niklasdorf durchmarschieren, aber nicht anhalten. Zu diesem Zeitpunkt war uns bekannt, daß die Heimwehr von Bruck auf der Bundesstraße heranmarschierte. Die Kolonne fuhr durch Niklasdorf durch nach Leoben, wo sich der ganze Spuk auflöste. Der "Pfriemer-Putsch" war damit in unserem Bereich zu Ende. Die Waffen des Schutzbundes wurden wieder versteckt und kamen erst wieder im Februar 1934 zum Vorschein.

Die SP-Leitung spielte damals - wie schon so oft - auch eine ziemlich miese Rolle. Sie schickte uns einen Kurier und verlangte von uns, wir sollten aufgeben. 1932 brannte der Laugenturm in der Papierfabrik ab, wodurch die Produktion eingeschränkt wurde; als Folge wurden 250 Arbeiter entlassen. Das war für die Bevölkerung ein schwerer Schlag. Niemand hatte Geldreserven, da die Menschen von der Hand in den Mund lebten - die Auszahlung erfolgte jeden Freitag, und die restlichen Tage der Woche kauften die Frauen mit dem "Bücherl" ein, d.h. sie ließen aufschreiben. Nach der Entlassung dieser 250 Arbeiter war es der Konsum - einst eine wirkliche Stütze der Proleten -, der als erster

seine Rolläden schloß. Ihm folgten dann die bürgerlichen Geschäfte. Nach dem Gesetz war es dem Betriebsrat möglich, Wohlfahrtseinrichtungen zu errichten. Ich richtete daher mit dem Betriebsrat eine Küche ein, in der wir den Arbeitslosen Essen um 1.60 Schilling verkauften (im Gasthaus mußte man dafür 2.20 Schilling bezahlen). Das war möglich, weil ich außerdem selbst Ochsen und Schweine für unsere Schlachtbank einkaufte. Es durfte allerdings kein Überschuß entstehen, ich mußte Null auf Null arbeiten, sonst hätte man mich angezeigt (was man später trotzdem tat). Wenn trotzdem ein Überschuß blieb, kauften wir damit einen Korb Würste und verteilten diese an Arbeitslose.

Zwischen 1932 und 1933 war die Situation sehr angespannt, und die politischen Gegensätze prallten stark aufeinander. So kam es anlässlich von Aufmärschen zu Auseinandersetzungen zwischen Heimwehr, Nazis und Sozialdemokraten, die einander regelrechte Schlachten lieferten.

Besonders Betriebsräte und Vertrauensleute waren Zielscheibe von Angriffen seitens der Heimwehr und der Nazis, sie drohten sogar, uns aufzuhängen. Die SP organisierte damals nur Aufmärsche und Versammlungen, in denen sie die Arbeiterschaft beschwichtigte, die damals ja bereit war zum Kampf. Die SP-Führung verlangte von den Arbeitern und Schutzbündlern, "Gewehr bei Fuß" zu stehen und auf ein Signal von oben (d.h. von der Parteiführung und Schutzbundführung) zu warten - der günstige Moment der Abrechnung mit der Reaktion sei nicht mehr fern.

Aber anstatt den Kampf vorzubereiten oder z.B. den "Pfriemer-Putsch" zu nützen (die Schutzbündler standen damals bereit, mit der Waffe in der Hand für die Republik zu kämpfen), tat sie alles, um die Arbeiterschaft geistig und politisch abzurüsten und wich Schritt für Schritt vor der Reaktion zurück. Gewerkschaftsfunktionäre rieten den Alpine-Arbeitern sogar, der Heimwehr beizutreten, damit sie ihre Arbeit nicht verlören. Die SP-Führung lehnte jeden Widerstand in den Betrieben ab. Jedem, der gegen diese Kapitulationspolitik auftrat, begegneten sie mit Parteiausschluß. Auch jede Zusammenarbeit mit Kommunisten erklärten sie mit der SP-Parteizugehörigkeit als unvereinbar, und die Mitgliedschaft beim "Bund der Sowjetfreunde" wurde mit Parteiausschluß geahndet. In Betrieben, in denen die Arbeiter und ihre Funktionäre den Faschisten Widerstand entgegensetzten, stand die SP auf seiten der Unternehmer. Als z.B. nach dem Börsenkrach von 1929 die Unternehmer von den Arbeitern ein Notopfer in Form von Lohn einbußen verlangte, stimmte die SP dafür, anstatt die Arbeiter dagegen zu mobilisieren.

Im Herbst 1933 verlangten die Papierunternehmer einen Lohnabbau von 5 Prozent. Als in den Betrieben bekannt wurde, daß die Che-

miegewerkschaft bereits hinter dem Rücken der Arbeiter mit den Unternehmern über einen Lohnabbau verhandelte und bereit sei, zuzustimmen, wurde in Niklasdorf eine illegale Betriebsrätekonferenz einberufen. Sie beschloß, falls die Gewerkschaft dem Lohnabbau zustimme, in den Betrieben in Gratkorn, Pöls, Hinterberg und Niklasdorf in den Streik zu treten. Mit diesen Betrieben wurde Verbindung aufgenommen.

Um 15 Uhr erhielt der Betriebsrat ein Telegramm mit der Mitteilung, die Gewerkschaft hätte dem Lohnabbau zugestimmt. Um 19 Uhr wurde dieses Telegramm der Belegschaft in einer Vollversammlung zur Kenntnis gebracht. Also Verrat durch die Gewerkschaftsführung! Die Versammlung beauftragte daher den Betriebsrat

1. dem Unternehmer mitzuteilen, daß die Arbeiter gegen den Lohnabbau sind und von der Firma verlangen, daß diese den alten Vertrag (mit den alten Löhnen) um drei Monate verlängert und
2. von der Gewerkschaftsleitung die Einberufung einer österreichischen Betriebsrätekonferenz verlangen.

Während der Direktor noch die Forderung ablehnte, teilten bereits die einzelnen Abteilungen mit, daß sie die Maschinen abgestellt hätten. Der Streik wurde zu 100 Prozent durchgeführt, es arbeitete nur ein Notdienst.

Noch in der Nacht rückten Militär und Gendarmerie in das Betriebsgelände ein, sie verhafteten die Streikposten. Niklasdorf glich einem Heerlager. Wir streikten weiter, obwohl der Direktor Streikbrecher einzuschleusen versuchte und von Leoben 200 Arbeitslose vom Unternehmer - offenbar mit Zustimmung der Gewerkschaft - angeworben wurden. Die Lage der streikenden Arbeiter und ihrer Familien wurde immer schwieriger; noch dazu sperrte der Konsum sein Geschäft und gab keinen Kredit mehr, obwohl er Waren und Geld hatte, die er später nach dem 12. Februar 1934 den Faschisten übergab.

Unterstützt in unserem Streik wurden wir nur von den anderen Betrieben und im geheimen von den Kommunisten, die uns durch Geldsammlungen und Lebensmittel zur Seite standen.

Die anderen Papierfabriken teilten uns mit, sie würden auch in den Streik treten, wenn wir noch 14 Tage aushielten. Dazu kam es jedoch nicht, weil die Gewerkschaft und die SP, ohne uns zu fragen, den Vertrag noch einmal um drei Monate mit dem alten Lohn verlängerte. In dieser Situation, am 18. Streiktag, verlangten die SP-Bonzen eine geheime Urabstimmung über die Weiterführung des Streiks. Sie wurde dann unter Aufsicht von zwei Gendarmen, dem Bürgermeister, dem Bezirkshauptmann und den SP-Bonzen durchgeführt. Zur Blamage dieser ergab die Urabstimmung mit überwältigender Mehrheit (bei nur 8 Gegenstimmen) die Weiterführung des Streiks. Daraufhin berief die SP- und Gewerkschafts-

führung eine Vertrauensmännerkonferenz ein und erklärte mir dann, die Betriebsführung sei bereit zu verhandeln, wenn ich als Betriebsratsobmann dem Verhandlungskomitee nicht angehören würde. Ich war gegen dieses Ansinnen aus prinzipiellen Gründen. Als dann aber auch unsere Leute zu schwanken begannen und mir sagten, sie würden zwar einen anderen Betriebsrat zu der Beratung schicken, jedoch das vertreten, was ich vorher mit ihnen besprechen würde, gab ich nach.

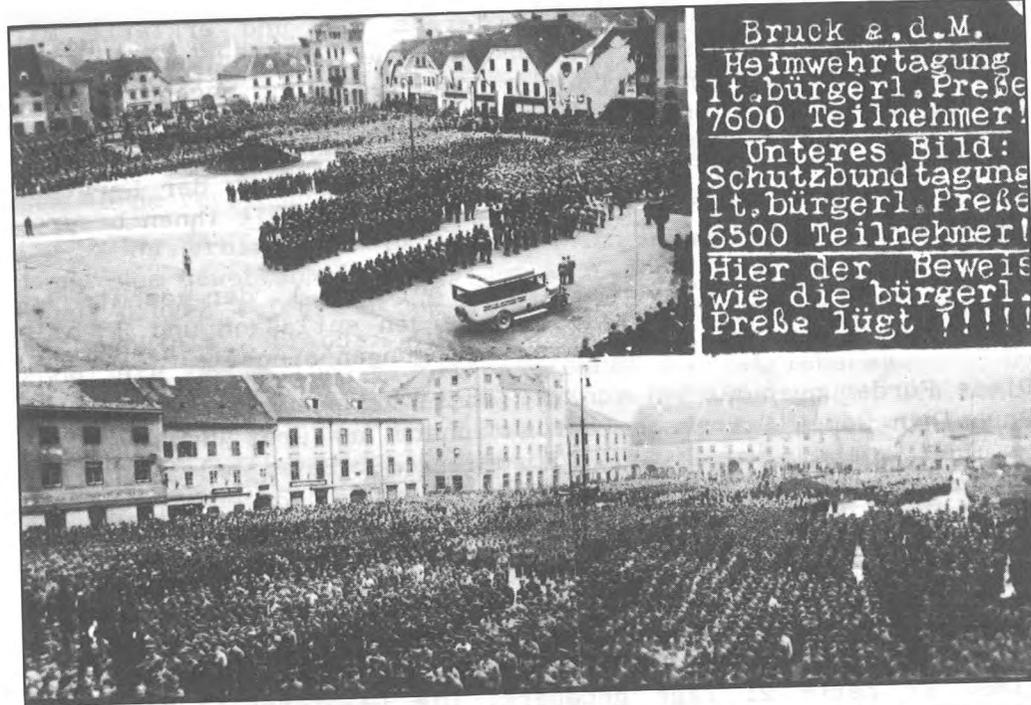
Die Forderungen der Betriebsleitung lauteten: 1. der gesamte Betriebsrat und 50 Vertrauensmänner werden entlassen und 2. alle übrigen Arbeiter werden zu neuen Bedingungen eingestellt.

Diese Forderungen wurden von der Betriebsversammlung abgelehnt. Daraufhin kamen Gewerkschaftsfunktionäre aus Graz und Wien hinzu. Das Ergebnis war die neue Forderung der Betriebsleitung, daß 5 Betriebsräte und 25 Vertrauensmänner entlassen werden sollten. Da es damit klar wurde, daß uns die SP und die Gewerkschaft vertreten hatten und der Streik bereits abgewürgt war, beschloß ich mit dem Betriebsrat, wenigstens durchzusetzen, daß nur Ledige entlassen werden sollten.

So endete der letzte Streik unter dem austrofaschistischen Regime. Er hatte 21 Tage gedauert. Die Gewerkschaft hatte den Streik nie anerkannt und auch mit keinem Groschen Geld unterstützt. Die von den Vertrauensmännern gesammelten Mitgliedsbeiträge, das gesamte Vermögen der Gewerkschaft, wurden jedoch vier Monate später den Faschisten ausgehändigt.

Der Streik der Niklasdorfer Arbeiter hatte zur Folge, daß der Vertrag auf unbestimmte Zeit ohne Lohnabzug, der ja von der Gewerkschaftsführung bereits zugestanden worden war, bis 1936 seine Gültigkeit behielt. Hätte die Gewerkschafts- und Parteiführung gekämpft, anstatt der Reaktion bei jeder Gelegenheit Verschlechterungen für die Arbeiter und Kompromisse anzubieten, hätte so manches verhindert werden können. Da jedoch die Gewerkschafts- und SP-Bonzen die Arbeiter am laufenden Band verrieten, war es den Faschisten und der Reaktion ein leichtes, die österreichische Arbeiterschaft im Jahre 1934 niederzuknüppeln.

H.H.



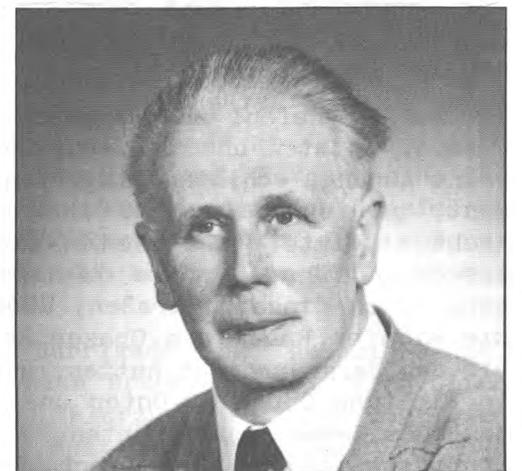
Genosse Heribert Hütter bei der Großkundgebung am Leobner Hauptplatz im Mai 1945

1
Otto Rinner

2
Franz Prevorcic, ehemaliger Kommandant der JUSO-Sturmkompanie in Donawitz und später Oberleutnant d. IV.ÖFF-Batl.u.Polizeileiter in Payerbach-Reichenau 1945

3
Friedl Postl

4
Heribert Hütter beim Gespräch mit dem Gewerkschaftssekretär des Bez. Leoben anlässlich des Papierarbeiterstreiks im Jahre 1933



"ICH WOLLTE MEIN BESTES GEBEN",

sagte Karl Hirt, als er aus seinem Leben erzählte. Vom Aufruf zum Generalstreik erfuhr er schon in aller Frühe des 12. Februar, als er zu seiner Arbeit auf die Baustelle der Grazer Stadtrand-siedlung ging. Karl fährt fort: An der Baustelle diskutierte ich mit den Arbeitern und Siedlern, was zu tun wäre. Streik! Das war doch im Sinne des Aufrufs? Die Arbeit niedergelegt habe leider nur ich allein. Obwohl der größte Teil der Arbeiter Spler waren, glaubte keiner mehr an einen Erfolg des Kampfes.

Ich verließ die Arbeit und begab mich zur Sammelstelle der "Jungfront" des 5. Grazer Bezirkes. In der Nähe der damaligen Lazarettkaserne, in den Kellerräumen eines Eisenbahnerwohnhauses, kamen dann etwa 10 bis 15 junge Männer, Jungkommunisten und Jungfrontler, zusammen. Ein Verbindungsmann meldete der Schutz-bundleitung - es war der Genosse Illmaier - unsere Einsatzbe-reitschaft.

Doch es kam von dort keine Antwort, kein Einsatzbefehl. Der ganze Tag verstrich mit Untätigkeit - aus dem Radio hörten wir keine guten Nachrichten. Manche Hausbewohner, die ab und zu in den Keller zu uns herunterkamen, redeten uns immer wieder zu, wir sollten lieber heimgehen.

In völliger Ungewißheit, was eigentlich geschehen sollte, warteten wir schon von 8 Uhr früh an, und erst um 2 Uhr früh kam dann die Weisung, wir sollen schnell in die Ungargasse, ins Schutz-bundheim kommen. Dort trafen wir auf eine größere Gruppe bewaff-neter Schutzbündler. Auch uns gab man endlich Waffen. Ich über-nahm einen dick mit Staufferfett eingeschmierten Karabiner, dazu genügend Munition, die ich einfach in meine Manteltaschen steck-te, da es keine Patronentaschen gab. Außerdem erhielt ich eine vom Schutzbund selbst hergestellte "Handbombe", die mit einem Zündholz zu zünden war. So war ich also auch "schwer bewaffnet" und zum Kampf bereit.

Es kam der Befehl zum Abmarsch. Wir betraten die menschenleere Straße, setzten uns in Richtung Eggenberg in Marsch und hatten keine Ahnung, wohin es ging. Toni Puchalka, unser junger Komman-dant, gab darüber keine Auskunft. Wir sahen, daß das E-Werk nicht streikte. Es brannten die Straßenlaternen, und auch die Eisenbahn fuhr, so, als ob nichts geschehen wäre. Unser Marsch ging durch einsame Straßen, über Wetzelsdorf zu den Berghängen, die sich am Rande des Grazer Feldes bis Gösting hinziehen. Als wir den Berg erreicht hatten, ging es längs der bewaldeten Höhen in Richtung Gösting. Unter uns lag Eggenberg, von wo wir peit-schendes Gewehrfeuer hörten. Auch Granaten explodierten. Unser Trupp schlich im Gänsemarsch, von niemandem bemerkt weiter. Die

Kampfstätte Eggenberg passierten wir durch eine "Umgehung". Die Nacht war finster, kein Mond, jedoch die Sterne funkelten - es war eine richtige Föhnstimmung. Der Schnee war fast zur Gänze weg, nur spärliche Flächen davon lagen schmutzigbraun auf den Wiesen. Aus lauter Vorsicht kamen wir nur langsam vorwärts.

Als es bereits tagte, kamen wir in Gösting an. Der Ort war in der Hand des Schutzbunds. Nur der Gendarmerieposten wurde von Gen-darmen und Heimwehrleuten noch gehalten. Der Postenkommandant war aber schon von Schutzbündlern gefangengenommen worden. Eine telefonische Aufforderung, sich zu ergeben, wurde von den sich in der Gendarmerievilla verschanzt haltenden Gegnern nicht be-folgt. Also wurde der Sturm auf die Villa, die inmitten eines Gartens abseits der Hauptstraße lag, vom Genossen Pongratz be-fohlen. Wir Jungen wurden den zwei Sturmgruppen zugeteilt. Ich war bei der Gruppe, die über die Auwiesen angreifen sollte. Als wir uns der Villa näherten, bekamen wir die ersten Schüsse von dort. Wir warfen uns hinter einem Zaun zu Boden. Nun war es Zeit, auch zu schießen. Ich brachte mein verschmiertes Gewehr in Anschlag, von welchem ich einen enormen Rückstoß erwartete. Einige Kampfgenossen neben mir hatten ihren ersten Schuß bereits hinter sich, sie führen nur so zusammen von der "Watsch'n", die sie von ihrem Schießprügel abbekamen. Ich zielte auf ein Dach-fenster und drückte ab. Ein Knackser, das war alles. Kein Schuß krachte. Ich versuchte es ein zweitesmal - vergebens. Bald kam ich drauf, meine Waffe war zum wegwerfen, es fehlte der Schlag-bolzen. Ich warf den Prügel wütend weg und lief so schnell ich konnte zurück ins Heim, um mir eine funktionierende Waffe zu holen. Meine Enttäuschung war riesengroß. Sowa gibt man uns - ich konnte es gar nicht fassen. Im Heim fand ich bald unter den herumliegenden, scheinbar von niemandem mehr gebrauchten Waffen doch noch ein funktionierendes Gewehr. Die Leute, die auch im Heim tatenlos herumsaßen, waren in keiner guten Stimmung.

Bald erreichte uns die Nachricht, daß einer unserer Kämpfer ge-fallen war. Beim Sturm auf die Gendarmeriestellung mußte er sein Leben lassen. Der Angriff war mißlungen, und die Kämpfer kamen einzeln zurück. Inzwischen wurde es mir immer klarer, daß sich unsere Kampfgruppe bereits in Auflösung befand. Es gab keine Be-fehle, jeder tat, was er wollte. In den Häusern der Glasfabrik waren noch einige Fenster mit Schützen besetzt. Die äußerst wichtige Einfallsstraße nach Graz war aber unbesetzt, und der spärliche Verkehr lief unbehindert.

Mir ging es durch den Sinn, eine Barrikade müßte gebaut werden, damit könnte man die Durchfahrt nach Bruck sperren. Vergeblich versuchte ich dies einigen Leuten klarzumachen. Sie begriffen einfach nichts. Die Zeit verging nutzlos. Warten, warten, das hieß es ja immer schon bei der SP. Mir wurde es zu dumm, und

deshalb suchte ich mir eine gute Schußposition auf einer Gartenmauer, mit direkter Sicht auf die lange Hauptstraße. Auf der einen Seite fließt der Mühlgang entlang - so dachte ich mir -, da kann niemand ausweichen.

In ganz Gösting fiel kein Schuß mehr. Die Stille war voller Spannung. Da kam überraschend ein Überfallsauto, vollgestopft mit Polizisten, in schneller Fahrt auf mich zugefahren. Ich zielte und sah schon im Geiste das Auto in den Mühlgang stürzen - zugleich kam mir die Stille ins Bewußtsein und der schon verlorene Kampf. Ich drückte nicht ab, sondern sprang über einen Zaun in die nahegelegene Glasfabrik. Dort verkroch ich mich unter einem Bretterstoß. Ein Angriff der Heimwehr und des Militärs auf die Fabrik war gerade im Gang. Sie schossen blindlings herum und schrien: "Fenster schließen!" "Ergebt euch!" Aus den umliegenden Häusern flogen nach und nach die Waffen aus den Fenstern - der Kampf in Gösting war zu Ende.

Da sich auch Stunden danach nichts mehr rührte, kroch ich aus meinem Versteck und flüchtete in ein Haus nahe der Fabrik. Eine alte Frau nahm mich fürsorglich in ihre Obhut, gab mir zu essen, und ich konnte mich auch etwas reinigen. Wie aber komme ich unbehelligt nach Graz? Das war nun mein Problem. Ich besprach mit der guten Frau, wie ich es anstellen sollte. Sie sagte zu mir: "Du schaust genauso aus wie ein Kohlenträger, dreckig bist' ja genug und verschmiert, ich geb' dir einen Kohlensack und mit dem gehst' ungeniert und frech nach Graz!" Diesen guten Rat befolgte ich genau, es klappte vorzüglich. Die Posten bei den Brücken beachteten mich nicht, nur eine Heimwehrstreife hielt mich an und durchsuchte meinen Sack. "Was hast' da 'tragen", fragte einer, und der andere Heimwehrlere antwortete für mich: "Siachst des net, Kohlen hat er trag'n". So kam ich heil und müde wie ein gejagter Hund zu Hause an.

Lange quälte ich mich mit dem Grund herum, warum ich nicht auf das Polizeiauto geschossen hatte. Diesmal hatte mein Gewehr einen Bolzen - warum hab' ich nicht...? War mein Verhalten, die Polizisten zu schonen, richtig? Ich beantwortete die Fragen, je mehr Zeit verstrich, mit einem Ja.

Bald nach der Niederlage sammelten sich die Grazer Jungkommunisten wieder, wir wurden verstärkt durch Jungsozialisten, die zu uns kamen. Gemeinsam schmückten wir die Gräber, das Grab unseres gefallenen Genossen Stirling und die Grabstätten der Hingerichteten auf dem Zentralfriedhof. In ihrem Sinne blieben wir der roten Fahne treu, denn wir wußten, daß sie sich wieder erheben wird. Die Illegalität schreckte uns nicht ab. Verhaftungen und Verfolgungen setzten ein - es kam eine schwere Zeit.

K.H.

DIE LEHREN AUS DEM 12.FEBRUAR 1934

zog auch der ehemalige Kompanieführer der JUSO in Donawitz, Franz Prevorcic. Er berichtete mir:

Als Sohn einer kinderreichen Arbeiterfamilie, geboren am 26.März 1905, absolvierte ich die siebenklassige Volksschule in Donawitz. Mein Vater war im Werk ein sogenannter "Vorbuddler". Das war damals vor dem ersten Weltkrieg eine der schwersten manuellen Arbeiten, die es in der Eisenindustrie gab. Auch Mutter mußte arbeiten gehen, waren wir doch eine sechsköpfige Familie. Das Leben verlief damals "normal". Normal? Vater war vom Wehrdienst befreit, mußte dafür jedoch oft bis zu 18 Stunden am Tag schuften. Zu beißen gab's wenig, und ich als Ältester mußte in Abwesenheit der Eltern praktisch den Haushalt führen. Als der Krieg vorbei war, überstanden wir allmählich unsere permanente Unterernährung. Damals halfen sich die Arbeiterfamilien noch gegenseitig, und das Wort "Solidarität" war noch kein Lippenbekenntnis. Die Sozialdemokratische Partei war im steten Aufschwung begriffen und die führende Kraft in der österreichischen Arbeiterbewegung. Auch unsere Familie bekannte sich rückhaltlos zur SP.

Meine "politische Tätigkeit" begann bei den Kinderfreunden. Dann war ich bei den Jungsozialisten, wobei wir Älteren später die "Jung-Front" ins Leben riefen. Wo immer es etwas gegeben hat, sei es Wahlagitation, Plakate anbringen und gegnerische entfernen, Flugblattverteilen oder Losungen malen, immer waren wir von der "Jung-Front" die Aktivsten. Da gab es oft genug Schlägereien, und ich erinnere mich noch gut daran, daß wir "Jung-Frontler" bei solchen Auseinandersetzungen auch Kommunisten verprügelten. Wir waren darauf auch noch stolz, und unsere Ober-SP-Genossen rieben sich darob die Hände, paßte dies doch genau in ihr politisches Konzept.

Wir Jungen wußten damals noch nicht, wie es in Wirklichkeit um diese SP, diese "Arbeiterpartei" bestellt war. Blindlings folgten wir noch immer der oberen Führung, die unser vollstes Vertrauen genoß. Wohl hörten wir damals oft, wie die "Bruderpartei" in Deutschland gegen die Interessen des deutschen Proletariats auftrat, Noskes und Scheidemanns "Taten" drangen auch an unser Ohr, jedoch glaubten wir damals unserer Führung, die diese Nachrichten als "Lügen der Kommunisten" hinstellten. Später trat ich auch in den Schutzbund ein. Dieser war mehrfach gegliedert. Es gab dabei die allgemeine Formation, bestehend aus ehemaligen Soldaten des ersten Weltkrieges; es gab die Wehrabteilung, bestehend aus Wehrturnern, und nicht zuletzt gab es die von uns Jungen ins Leben gerufene Abteilung der JUSO, der Jungsozialisten. Ein Vergleich mit den heutigen Jungsozialisten würde für letztere gelinde gesagt sehr beschämend ausfallen.

Wegen meiner sportlichen und militärischen Kenntnisse wurde ich bald führendes Mitglied der JUSO, fuhr zu Kursen, die meistens von hohen Führern des Schutzbunds geleitet wurden, und die sich neben politischen Themen vor allem mit militärischen Problemen befaßten. Offiziere waren meistens die Referenten, so auch Major Eifler, Major Bauer, Hauptmann Rosenwirth, Dr.R.Köhler usw.

Wenn alles den Tatsachen entsprach, was uns vorgetragen wurde, dann konnte es für die österreichische Arbeiterklasse nur eines geben: Baldigsten, vollkommenen Sieg über die herrschende Kapitalistenklasse und Aufbau des Sozialismus in Österreich.

Nach einiger Zeit war ich Kompanieführer und als solcher zu jeder Tages- und Nachtzeit auf dem Posten. Aber unsere Träume - damals glaubten wir natürlich nicht, daß es nur Träume waren - wurden bald mit der harten Wirklichkeit konfrontiert.

Die Zeit der Weltwirtschaftskrise brachte es an den Tag. Die Herren der Alpine-Montan hatten sich in dieser Zeit ein "handfestes" Werkzeug zur Erhaltung ihrer Macht geschaffen. Den Heimatschutz. Richtigerweise hätte er "Kapitalistenschutz" heißen müssen. Die Unternehmer finanzierten ihn nicht nur, sie konnten ihn auch unter stillschweigender Duldung durch die österreichische Regierung Zug um Zug bis an die Zähne bewaffnen. Und dies sogar aus den Waffenbeständen aus dem Arsenal in Wien, die seit dem Zusammenbruch der Monarchie dort "zum Schutze der Republik" gelagert wurden. Die provokativen Aufmärsche der Heimwehr und anderer reaktionärer bewaffneter Verbände führten in der Folgezeit zu schweren, erbitterten Auseinandersetzungen. Es gab oft Tote. Die Provokationen der Heimwehr spielten sich meistens in ausgesprochenen Arbeiterzentren ab. St.Lorenzen im Mürtal und Schattendorf im Burgenland sind nur zwei Beispiele dafür, wie die Reaktion sich den Kampf gegen die Arbeiterklasse vorstellte. Sie konnte es sich ohne weiteres leisten, so vorzugehen, die Politik der oberen SP-Führer ermutigte die schwarz-grünen Faschisten ja nahezu jeden Tag aufs neue dazu.

Wir JUSO verfolgten mit großem Unbehagen diese Entwicklung und forderten nachhaltig von der Parteiführung, sie müsse dagegen mit aller Macht auftreten. Die Antwort war immer dieselbe: "Aber was wollt ihr denn, ihr Hitzköpfe, die paar Hahnenschwänzler jagen wir doch mit nassen Fetzen davon, wenn's einmal drauf ankommt!" Es sollte bald "drauf ankommen".

Die Reaktion bereitete alles auf lange Sicht vor. Die Wirtschaftskrise kam ihr dabei sehr gelegen. Das Heer der Arbeitslosen wurde immer größer, und die in bitterste Not geratenen Arbeiter fanden bald keinen Ausweg mehr. Leute, die eine profunde politische Schulung hatten und charakterfest waren, hielten ja dem unerhörten Druck stand, andere hingegen wurden leicht Opfer

der Versprechungen, die seitens der Machthaber haufenweise gemacht wurden. So folgten viele ehrliche Sozialdemokraten und andere Arbeiter den Sireningesängen, die für den "Heimatschutz" warben, zumal dann, wenn offen gedroht wurde, daß der Arbeitssuchende auf keinen Fall Arbeit bekäme, sollte er nicht dem "Heimatschutz" beitreten. Zur Ehre vieler sozialdemokratischer Genossen muß gesagt werden, daß die meisten davon lange Zeit diesem politischen Druck standgehalten haben. Sie hielten ihre Gesinnung höher als alles andere. Kommunisten bekamen von den Herren der Alpine-Montan prinzipiell keine Arbeit.

Als der Heimatschutz stark genug war, wurden dessen provokante Aufmärsche in den Arbeiterzentren immer größer und frecher. So marschierten am 7.Oktober 1928 - ein denkwürdiger Tag - einige tausend Heimwehrlere auf. Die SP organisierte damals einen Großaufmarsch der Schutzbündler in Bruck. An die 17.000 mit Marschgepäck ausgerüstete Schutzbündler standen damals auf dem Brucker Hauptplatz. Eine eindrucksvolle Demonstration, ein großes "Kräftemessen".

Aber war die Kraft der Arbeiterklasse wirklich nur nach den am Sonntag aufmarschierenden Schutzbündlern zu messen?

Ich hatte bei meinen Mitgliedern aus Anlaß dieses Aufmarsches Spenden zum Ankauf von rotem Fahmentuch gesammelt und beflaggte sodann die beiden "Burschenhäuser" mit den roten Fahnen der kämpferischen Arbeiterklasse. Daraufhin wurde ich - ich war damals einer der wenigen Schlosser, die noch nicht arbeitslos waren - nochmals befragt, ob ich nicht doch zum "Heimatschutz" gehen wolle. Als ich dies entschieden ablehnte, wurde ich auf der Stelle fristlos entlassen, und es wurde mir der Strohsack von meinem Bett im "Burschenhaus" weggenommen. Ich war gezwungen, wieder zu meiner Familie zurückzukehren. Drei Monate bekam ich Arbeitslosenunterstützung und darauf fünf Monate die "Notstandsunterstützung", von der es im Volksmund hieß: "Zum Sterben zuviel, zum Leben absolut zuwenig!" Ich war dann s i e b e n J a h r e arbeitslos! Abgesehen von Gelegenheitsarbeiten - für ein Mittagessen, für einen abgetragenen Rock usw. - gab es für mich keinerlei Verdienstmöglichkeit.

Eines Tages erfuhr ich, daß in der Leobner Arbeiterbäckerei dringend ein Schlosser gebraucht würde. Ich ging sofort zu meinem "Obergenossen", dem damaligen Direktor, Herrn Imperial, und bat, er möge mir als politisch entlassenem JUSO diesen Arbeitsplatz geben. Noch heute, nach so vielen Jahren, habe ich seine Antwort in meinen Ohren. Er sagte zu mir: "Aber, aber, Genosse Prevorcic, du wirst doch verstehen, daß wir in dieser Zeit Leute aus dem gegnerischen Lager herüberlotsen müssen, deshalb kann ich dir diesen Arbeitsplatz nicht geben. Aber damit du nicht

leer von mir weggehst, gebe ich dir eine Anweisung auf zwei Laib Brot!"

Ich war über dieses Ansinnen des "Obergenossen", des Herrn Imperial, dermaßen enttäuscht und habe selbstverständlich die Annahme des Brotes verweigert. So und ähnlich haben dann in der Folgezeit die führenden SP-Funktionäre nach und nach immer mehr Arbeitslose aus dem gegnerischen Lager herübergelotst. Diese Vorgangsweise oberer Führer gegenüber dem "Fußvolk" der SP wurde solange praktiziert, bis die Reaktion stark genug war, um zum entscheidenden Schlag gegen die österreichische Arbeiterklasse auszuholen.

Am 12. Februar 1934 war es dann soweit! Wir saßen an den Radios und bangten um das Geschehen, besonders in Linz und Wien. Endlich wurde ich verständigt, zum Alarmplatz zu kommen. Ich tat dies mit voller Ausrüstung - im Schianzug, mit Schutzbund-Windjacke, Bergschuhen, Fäustlingen usw. - unter Mitnahme meines aus dem Versteck geholten italienischen Karabiners, 100 Stück Munition, zwei Handgranaten und einer Pistole mit genügend Munition. Um nicht aufzufallen, trug die Nachbarin, Genossin Grosser, meinen Karabiner unter ihrem Jägermantel versteckt. Ich hielt mich knapp hinter ihr, um einzugreifen, wenn etwas Unvorhergesehenes geschehen sollte. Mit zwei anderen JUSOS am Alarmplatz angekommen, befahlen mir zwei dort anwesende, bis dahin noch bei keiner vorausgegangenen Aktion jemals in Erscheinung getretene Schutzbündler - es waren dies Max Jessner und Emmerich Frömmel -, daß ich mich mit meinen Kameraden einem mir bekannten Gruppenführer und Maulhelden zu unterstellen hätte. Er würde uns zum Sammelplatz der Schutzbund-Kampfabteilung bringen. Da ich diesen Maulhelden jedoch zur Genüge kannte, nahm ich mit meinen beiden Genossen einen eigenen Weg zum Sammelplatz. Später erfuhren wir, daß der "Gruppenführer" mitsamt seiner ihm anvertrauten Gruppe von der Gendarmerie ohne Widerstand zu leisten verhaftet worden war. Auch die beiden anderen, Jessner und Frömmel, waren bereits in "Sicherheit", sie hatten sich ebenfalls ohne Widerstand zu leisten verhaften lassen. Schöne "Kämpfer"!

Am Sammelplatz im Stiftspark der Gösser Brauerei bot sich uns ein großes Durcheinander. Niemand wußte, was geschehen sollte. Kurz entschlossen, ohne auf einen von "oben" kommenden Befehl zu warten, formierte ich Kampfgruppen und Züge, verteilte die meisten, oft unbrauchbar gewordenen Waffen. Zum Unterschied von Wien, wo bereits vor dem 12. Februar 1934 große Mengen von Waffen durch führende Schutzbundkommandanten an die Exekutive verraten worden waren, blieben in Leoben die Waffen in unseren Händen - bis zum bitteren Ende.

Ein ausgesandter Späher berichtete uns, daß er einen Genossen

von der Bezirksleitung - es war Paul Link - zettelschwingend, wohl sehr nervös, auf dem Weg nach Göß gesehen habe. Die beiden Polizisten in Göß - sie waren ebenfalls Sozialdemokraten - ver-sahen anstandslos weiterhin ihren Dienst und behelligten Link in keiner Weise. Es war daher offensichtlich, daß Link Exekutivorgane auf sich aufmerksam machen wollte, um verhaftet zu werden und so größerem Drangsal auszuweichen. Dies praktizierten damals viele obere Funktionäre der SP.

An der Gösser-Brücke kam es dann zum Feuerwechsel mit einer Gendarmerieabteilung, in dessen Verlauf zwei Schutzbündler verwundet wurden. Wir zogen uns auf den Massenberg zurück. Bertl Hierzenberger sollte mit seinem Autobus aus Niklasdorf Waffen herbeischaffen, wurde jedoch daran vom "Heimatschutz" gehindert, der den Autobus fahrunfähig schoß und Hierzenberger festnahm. Wir warteten länger als eine Stunde auf den Waffentransport, ohne zu wissen, daß Bertl Hierzenberger schon verhaftet war. Dies benützte der Gegner, um mit vier, mit Hahnenschwänzlern vollbesetzten Lastautos nach Göß durchzubrechen. Obwohl wir zwei leichte Maschinengewehre in guter Schußposition hatten, ließ man alle vier Lastautos unbehelligt in Göß einfahren. Die "obere" Kampfleitung hatte uns verboten, das Feuer auf die Faschisten zu eröffnen. Wir JUSOS protestierten gegen diese Lauheit. Dies bewirkte dann bei der Führung doch, daß wir in Richtung Göß in Marsch gesetzt wurden. Bei der Straßenkreuzung Gösser Straße-Kaltenbrunner Straße wurden wir plötzlich durch starkes Feuer in Deckung gezwungen. Da wir zurückschossen, gab es Verluste auf beiden Seiten. Bei den Hahnenschwänzlern wurde der auf unsere Leute schießende Faschist Haslauer erschossen, und auf unserer Seite fiel der Schutzbündler Lammer. Da uns die Heimwehr an Mannschaft und Bewaffnung überlegen war, zogen wir uns auf die Mugel zurück. Im bauchtiefen Schnee stapften wir bergan, Sicherungsgruppen folgten uns.

Für den "Ernstfall" hatte die oberste Parteiführung die Parole "Generalstreik" angeordnet. Jedoch auch am 13. Februar 1934 - also bereits einen vollen Tag nach Beginn der Kampfhandlungen - fuhren im Tal unten alle Züge. Wir wollten es gar nicht wahrhaben und erfanden alle möglichen Entschuldigungen dafür. Als es jedoch auch am 14. Februar nicht anders war, wurden wir allerdings recht stutzig. Dann kamen zwei junge Kommunisten zu uns auf die Mugel und berichteten uns über die tatsächliche Lage. Es waren dies die bekannten Donawitzer Sepp Filz und Franz Frisch. Sie sagten, daß alle möglichen und unmöglichen Gerüchte herumschwirrten. So sollte Bertl Hierzenberger von den Hahnenschwänzlern gehängt worden sein; Leoben sei auf jeden Fall vom "Heimatschutz" ringsum belagert, und soweit man Nachrichten bekommen könne, hielten sich die Eisenbahner fast nirgends an die

Generalstreikparole. Die meisten SP-Führer hätten sich bereits verhaften lassen, so auch Jessner und Frömmel. Dies wußten wir ja bereits, es wurde uns von den beiden Kommunisten bestätigt. Wirklich gekämpft würde nur noch in einigen Orten.

Diese Nachrichten waren für uns JUSOS natürlich niederschmetternd, trotzdem wollten wir darauf warten, bis Genosse Kolomann Wallisch mit seinen Schutzbündlern aus Bruck zu uns stoßen würde, um dann gemeinsam Kampfhandlungen beginnen zu können. Filz und Frisch blieben bei uns. Dann kam noch der Kommunist Heinrich Berger sen. zu uns und brachte einige hundert Schillinge mit und den Rat zu flüchten, da die SP-Führer alles verraten hätten. Nach dieser für uns kampfbereiten JUSOS vollkommen entmutigenden Nachricht - wir hatten nach den gemachten Erfahrungen keinen Grund, daran zu zweifeln - entschlossen wir uns, die vorhandenen Waffen zu vergraben, wobei uns die beiden jungen Kommunisten behilflich waren. Auch ein ehemaliger JUSO - es war Toni Fujan - war zu uns gestoßen und war mit dabei, als wir die Waffen verstaute. Später verriet er dieses Versteck an die Nazis, zu denen er übergelaufen war. Diese verwendeten die Gewehre dann beim Juli-Putsch. Für diesen Verrat wurde Fujan dann unter der Nazi-herrschaft Polizeiinspektor in Donawitz und war später ein gefürchteter Gestapomann.

Die Ausweglosigkeit der Situation und wohl auch die große Enttäuschung über die obere Führung hatten unsere Kommandanten Sepp Müller und Ignatz Brandner vollkommen ratlos gemacht. Sie wollten sich beide erschießen. Wir hinderten sie jedoch daran. Müller und Brandner fuhren mit Schiern ins Tal und von Frohnleiten mit dem Zug Richtung Graz. Als auf der Fahrt eine Gendarmeriekontrolle im Zug auftauchte, verwechselte diese Sepp Müller mit dem Genossen Wallisch. Statt sich auszuweisen - vielleicht wäre er unerkant geblieben -, schoß sich Müller in den Bauch. Es ist ein Wunder, daß er mit dem Leben davongekommen ist. Er wurde vollständig geheilt. Nicht so vom Glauben an die Sozialdemokratische Partei, deren Führung er auch heute noch nachläuft, obwohl die SP schon lange mit einer Partei der Arbeiter nichts, aber schon gar nichts zu tun hat.

Mit dem Bruder Müllers, Franz Müller, kehrte ich dann nachts nach Leoben zurück. Man verhörte mich stundenlang, jedoch ohne mir etwas nachweisen zu können. Zeugen gegen mich konnten sie nicht stellen, und ich hatte mir ein stichhaltiges Alibi verschafft. So ließ man mich wieder gehen.

Aus den Ereignissen des 12. Februar 1934 die politisch richtige Lehre zu ziehen, fiel mir nicht schwer. Für mich gab es kein Zaudern, ich schloß mich in der Folgezeit immer enger den kommunistischen Genossen an und wurde im Herbst 1934 Mitglied der KPÖ.

F.P. (B.b.M.M.)

BEI DEN MÜRZZUSCHLAGERN

war Gustl Schneidhofer nicht unbekannt. Als Jungsozialist sehr bald erkennend, daß die Sozialdemokratie die Politik des Zurückweichens vor der Reaktion zu ihrem Alpha und Omega gemacht hatte und so Schritt für Schritt die Arbeiterklasse ihrer Positionen beraubt wurde, zog Gustl die Konsequenzen und schloß sich in der Illegalität kommunistischen Genossen an. Wie er den 12. Februar erlebte, zeigt sein kurzer Bericht, den wir der kleinen Broschüre "Februar 34. Beiträge zur Geschichte der Mürzzuschlager Arbeiterbewegung", herausgebracht durch die KJÖ-Mürzzuschlag, Wiener Straße 148, entnehmen.

Gustl Schneidhofer berichtet: Mit Windeseile verbreiteten sich an diesem kalten 12. Februar die Nachrichten unter uns Arbeitslosen, daß es einen "Putsch" gäbe. Die Arbeiter in Linz und Wien widersetzten sich, als es zu Waffensuchen in Arbeiterheimen kam, und es soll schon zu Streiks und Schießereien gekommen sein. Angesichts dieser Nachrichten waren wir etwas verwirrt und aufgeregt, sie kamen ja auch wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Wir entschlossen uns, zum Betriebsrat der Schoeller-Bleckmann-Stahlwerke in Hönigsberg zu gehen und zu versuchen, mit dem Betriebsratsobmann Sch. zu sprechen, was auch gelang. Auf unsere Frage, was er als Arbeiterfunktionär zu tun gedenke, antwortete dieser: "Die Ternitzer arbeiten und haben den Betrieb nicht abgestellt, und ich richte mich nach dem, was in Ternitz geschieht!"

Diese Antwort eines wichtigen Arbeiterfunktionärs war für uns Jungen nicht nur deprimierend, sie wahr freilich auch lehrreich. Wir fanden hier die Bestätigung unserer jahrelangen Diskussionen mit sozialdemokratisch eingestellten Arbeitervertretern, daß es in der Stunde der Not, bei der Verteidigung der Arbeiterinteressen bzw. der demokratischen Errungenschaften schlecht aussehen werde. Tatsächlich war es so, daß ein Teil der österreichischen Arbeiterschaft heldenhaft kämpfte, während andere, zum Teil aus mangelndem ideologischen Bewußtsein, zum Teil aus Angst, sich in ihren Löchern verkrochen oder sogar ihre Genossen verrieten.

An zwei der darauffolgenden Tage trafen wir uns am Abend im Stadtgebiet bzw. am Stadtrand mit bewaffneten Schutzbündlern. Es sah so aus, als stünde noch eine Auseinandersetzung bevor. Aber bald war diese Illusion vorbei. Was hierauf folgte, war eine Schande nicht nur für das herrschende "christliche Bürgertum" mit seinen faschistischen Methoden, sondern auch für einen Teil der verantwortlichen Arbeiterfunktionäre der Sozialdemokratischen Partei, die ja für ihre Laxheit und Unkonsequenz teuer zahlen mußten. Viele von ihnen wanderten in die Anhaltelager Messendorf und Waltendorf bei Graz oder nach Wöllersdorf in Niederösterreich. Andere wurden zu empfindlichen Kerkerstrafen verurteilt.

Die weitere Entwicklung wurde sodann von den meisten abwartend beobachtet und bald fand man auch ehemalige Sozialdemokraten und Schutzbündler in den Reihen faschistischer Formationen. So tragisch es auch ist, dies feststellen zu müssen, es ist die Wahrheit und so gab es nur wenige, die noch an den Sozialismus glaubten. Mit Bitterkeit mußten wir damals miterleben, wie so mancher auch noch dazu bei den Nazis landete. Diese Gefahr wurde von jenen erst erkannt, als es schon zu spät war und viele von ihnen auf den Schlachtfeldern des zweiten Weltkrieges blieben.

Mühselig und gefährlich war die Arbeit des Wiederaufbaus der illegalen Arbeiterorganisation, und ein Mißgeschick oder mangelnde Vorsicht war es, was uns schon ein Jahr später, 1935, in den Kerker brachte. Ein Treffen sozialistischer Jugendlicher mit Genossen der KPÖ auf der Pretulalpe wurde für einen Teil von uns zum Verhängnis. Wir wurden erwischt und die älteren vier (darunter auch ich) erhielten vor einem Leobner Schwurgericht je fünf Jahre schweren Kerker. Ein Glück hatten wir durch den Einspruch des Staatsanwalts wegen zu hohem Strafausmaß. Es konnte uns ja nichts angelastet werden, außer daß wir auf der Pretulalpe zusammengekommen waren. So erhielten dann bei der zweiten Verhandlung zwei unserer Genossen je ein Jahr, mein Freund Karl Tösch und ich je eineinhalb Jahre.

Alles dies, so scheußlich es auch war, war nur ein Vorspiel dessen, was die österreichische Bevölkerung durch die Machtergreifung Hitlers erwartete. Es traf dann schon weit größere Bevölkerungskreise als damals, wo es "nur" die "Linken" traf.

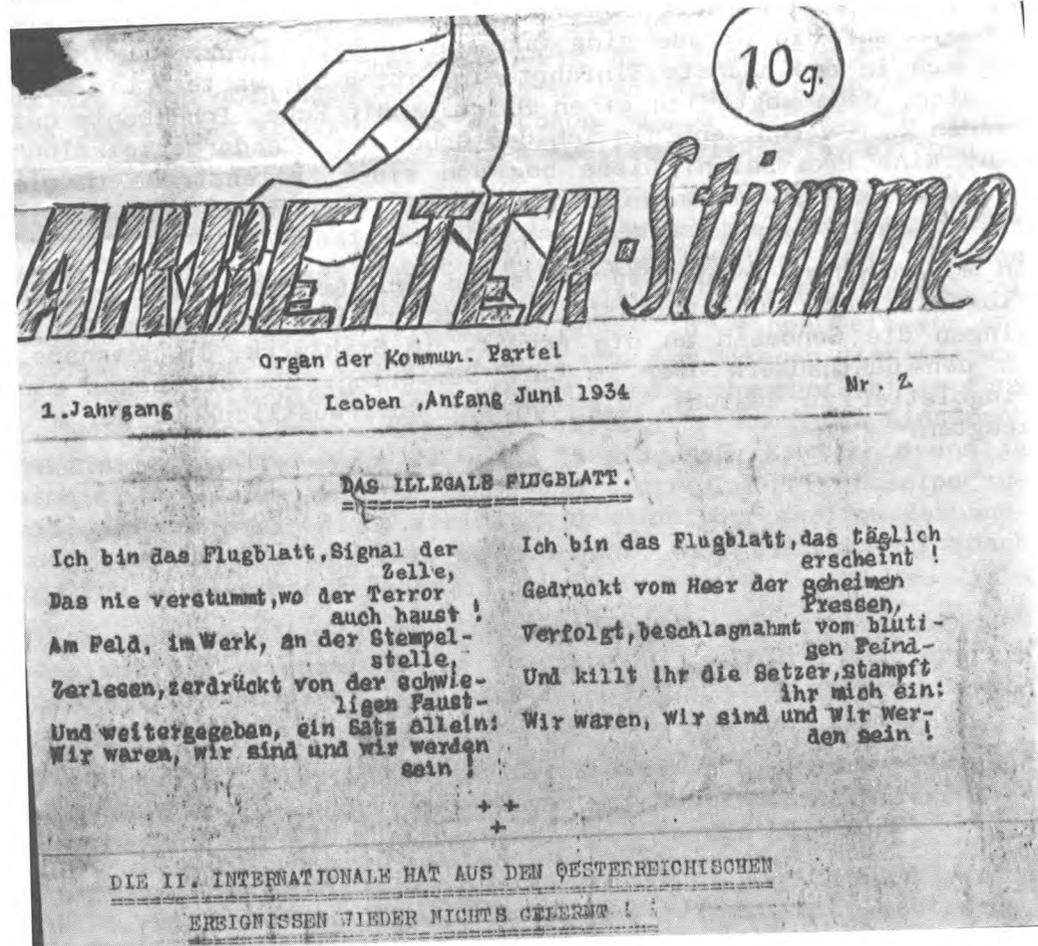
(Die ersten Flugblätter vom ZK der KPÖ kamen zu Ostern 1934 nach Müzzzuschlag. Einer der Überbringer war Gustl Schneidhofer. Siehe Broschüre der KJÖ Müzzzuschlag, "12. Februar 1934".)

Da unsere Organisation in Hönigsberg nicht zerschlagen werden konnte, war der Kontakt mit dem ZK der KPÖ aufrecht geblieben. Wir erfuhren, daß ein Flugblatt über den Februar in Wien herausgekommen ist. Genosse Franz Gstettner und ich bekamen den Auftrag, es aus Wien zu holen. Wir machten uns am Karfreitag mit dem Fahrrad - Geld für eine Bahnfahrt hatten wir nicht - auf den Weg. Am Abend noch trafen wir in Wien ein. Wir meldeten uns bei der Kontaktadresse, die wir vor der Abfahrt erhalten hatten. Ein Mädchen führte uns am Karsamstag zum Abholplatz. Dieser war im Keller eines Wohnhauses. Wir versteckten 2000 Flugblätter im Rucksack und machten uns zur Abfahrt bereit. In der Nähe von Traiskirchen übernachteten wir in einer Jugendherberge. Aus Sicherheitsgründen stellten wir den Rucksack in ein anderes Zimmer; sollte etwas dazwischenkommen, könnte es niemand beweisen, daß wir etwas mit den Flugblättern zu tun hatten. In aller Frühe machten wir uns fertig, um noch am frühen Nachmittag zu Hause zu sein. Als Vorsichtsmaßnahme fuhr Gstettner immer ungefähr

100 Meter vor mir, so konnte ich, falls er aufgehalten wurde, sofort reagieren. Auf den Besitz eines Flugblattes standen fünf Jahre Kerker. In der Nähe von Wr. Neustadt bewährte sich auch schon unsere Sicherheitsmaßnahme. Ich sah, wie vor Gstettner ein Gendarm auf die Straße ging und ihn anhielt. Ganz unauffällig bog ich in die nächste Einfahrt ein, stieg ab, wartete ein paar Minuten, dann wagte ich einen Blick um die Ecke. Ich konnte das Lachen kaum verhalten, als ich den Grund der "Gendarmerieaktion" sah. Eine Prozession! Diese bog von einer Seitenstraße in die Hauptstraße ein, darum hielt der Gendarm meinen Freund an. Wir setzten gut gelaunt den Weg nach Hause fort.

In Müzzzuschlag erwarteten uns schon Genossen. Erfreut über das Flugblatt, das zur Einheitsfront aller Arbeiterparteien aufrief, gingen die Genossen an die Arbeit. Im Stahlwerk, im Heizhaus, in den Gasthäusern oder im Café Semmering, überall bekam man Flugblätter zu Gesicht, die von der Unverwüstlichkeit der KPÖ zeugten.

A.Sch.



"ICH WURDE KOMMUNIST"

sagte Franz. Wir saßen beisammen und tauschten Erinnerungen aus über unsere illegale Tätigkeit im Kommunistischen Jugendverband (KJV). Franz Schick erlebte diese Zeit im obersteirischen Industriegebiet Leoben-Bruck, ich hingegen in der "Eisenbahnerstadt" Villach. Dort war ich im Oktober 1933 dem KJV beigetreten.

Bei Franz Schick war dann der 12. Februar 1934 der letzte Anstoß gewesen, aus den Erfahrungen der Zwischenkriegszeit 1918 bis 1934 die Lehren zu ziehen. Als "Roter Falke" und später als Jungsozialist hatte er eine sozialdemokratische Erziehung genossen und mit heißem Herzen darauf gewartet, daß die Sozialdemokratische Partei endlich revolutionäre Taten setzt, anstatt mit scheinrevolutionären Phrasen in Sonntagsreden die Massen mit der Parole "Gewehr bei Fuß" einzulullen.

Deshalb eilte Franz am 12. Februar 1934 - so wie viele seiner JUSO-Kumpel in Leoben, zum Sammelplatz, wo er bewaffnet und zu einer Kampfgruppe eingeteilt wurde. "Endlich ist's soweit", sagte er zu den JUSO-Burschen, "nun können wir es den Hahenschwänzlern zeigen!"

Die Gruppe hatte den Auftrag, von Niklasdorf mit einem Lkw Waffen nach Leoben zu bringen. Sie kamen jedoch nur mehr bis zum "Neuen Wächter" - einem Bahnwärterhäuschen zwischen Niklasdorf und Leoben. Dort hieß es: "Starke Heimwehrverbände haben die Zufahrt nach Leoben abgeriegelt." Dann kam der Befehl: Nicht in die Stadt, sondern Richtung Mugl!

Von dort sollten wir mit der Gruppe Schutzbündler, die unter der Führung von Genossen Wallisch auf dem Marsch zum Eisenpaß war, Verbindung aufnehmen, erzählt Schick weiter. Diese sonderbare Mitteilung löste bei vielen von uns Befremden aus. Was sollten wir auf der Mugl und am Eisenpaß? Die Heimwehr ist doch bestimmt nicht auf die tiefverschneiten Berge gestiegen, was vom militärischen Standpunkt aus ja völlig falsch war in dieser Situation. Heimwehr und Bundesheer hatten ihre Bereitstellungsräume ohne Zweifel rund um die strategisch wichtigen Punkte im Tal. Es wäre auch viel notwendiger, die Schutzbündler in Göß zu verstärken, die bereits an der Murbrücke im Kampf gegen die faschistischen Kräfte standen. Von dort hatte uns die Nachricht in helle Empörung versetzt, daß sich der Schutzbundkommandant Link entwarfien ließ und der Gendarmerie den Aufmarschplan des Schutzbunds ausgehändigt hatte. Das war doch nichts anderes als offener Verrat!

So begann die Tragödie. Es war jedoch nur der erschreckend deprimierende Anfang.

Die Nacht war hereingebrochen, und wir stapften laut Befehl ent-

lang und durch verschneites Gelände bergan nach "Spitz-Christi", zur Gstattmoaralm. Ein richtiger Trauerzug! Doch noch immer waren Hunderte bewaffnete Schutzbündler auf dem Marsch durch Eis und Schnee. Je weiter wir jedoch hinauf mußten, desto öfter konnte man sehen, daß der eine und andere sein Gewehr wegwarf und verschwand. Oben angekommen, müde und hungrig, half uns ein bekannter Würstlsieder aus Leoben mit Würstchen. Dann hieß es wieder: "Weiter in Richtung Utschgraben und Eisenpaß!" Ich wurde als Späher vorgeschickt und erreichte die Hüttenegger Keusche. Die Leute waren tief erschrocken, jemand mit einem Gewehr vor sich zu sehen. Bald kamen die anderen nach und gemeinsam lagerten wir in und außerhalb der Keusche. Unser Ziel war es, daß wir uns mit den Schutzbündlern aus Bruck am Eisenpaß treffen und dann gemeinsam entweder auf Bruck zu marschieren oder Frohnleiten zu erreichen. Ein mir unverständliches Vorhaben. Warum diese unnötigen Strapazen - wir hätten doch als kampfstärke Gruppe unten im Tal viel leichter, am Waldrand vorgehend, die Verbindung mit den Bruckern herstellen können! Auch viele andere kritisieren dieses sinnlose Herumziehen in der tiefverschneiten Bergwelt. Die Moral der "Truppe" sank daher zusehends. Die Leute waren hungrig, völlig durchnäßt und total verärgert. Deutlich sah man die beginnende Demoralisierung: man warf Gewehre und Munition weg und verschwand auf Nimmerwiedersehen.

Jenseits des Utschgrabens glaubten einige von uns eine Gruppe Heimatschützer gesehen zu haben und ballerten blindlings drauflos. Doch drüben rührte sich nichts. Diese unnötige Schießerei hatte uns sicher in weitem Umkreis nur verraten. Dann mußte ich in den Utschgraben hinunter, um die Brotlieferung der Arbeiterbäckerei in Empfang zu nehmen. Tatsächlich stand der Lkw der LAB, der Leobner Arbeiterbäckerei, im Graben und hatte Brot und andere Lebensmittel geladen. Mit einigen JUSO-Burschen stiegen wir vollbepackt wieder hinauf zu den anderen.

Unser MG-Schütze - er war eigentlich Kompaniekommandant der JUSO von Donawitz - Franz Prevorcic tat mir leid. Weil sich keiner gefunden hatte dazu, trug er immer allein das schwere Maschinengewehr durch die verschneiten Gräben und steilen Hänge. Viele Brauereiarbeiter waren schon verduftet - "die Arbeit ruft!", meinten sie. Die Nachrichten durch den Chauffeur des LAB-Autos waren auch sehr entmutigend. "Die Eisenbahn verkehrt normal - auch die Fabriken arbeiten!"

Dann erfolgte der Aufbruch. Nicht den Brucker Schutzbündlern entgegen, sondern zurück auf die Gstattmoaralm. Kalter Schneesturm jagte über die tiefverschneiten Hänge. Wir saßen in der primitiven Holzknechtshütte um ein karges Feuer und waren nur mehr der Rest einer starken Schutzbundgruppe, die sich mit Wallisch am Eisenpaß hätte vereinigen sollen. Alles Jugendliche,

JUSO-Burschen, fanatische Jungsozialisten und bereit, unser Leben für die Arbeiterklasse zu geben. Deprimiert saßen wir um das Feuer, ausgefroren, naß, hungrig und verzweifelt. Wir diskutierten die Lage, und niemand wußte eigentlich und konnte glauben, daß wir bereits schmachlich verraten worden waren.

Immer hatte es geheißen: "Wartet, bald geht's los! Es dauert nicht mehr lange, und wir schlagen los!" So hatte man uns zum Narren gehalten, und jetzt mußten wir die Suppe auslöffeln. Die kritischen Stimmen wurden immer heftiger. Manche hatten genug und verschwanden aus der Hütte mit dem Fluch: "Die Bonzen können mich jetzt am Arsch leck'n!"

Ja, wir hatten ständig Bereitschaft gestanden und wurden immer wieder vertröstet auf die Stunde "X". Jetzt war sie gekommen - aber ganz anders, als wir sie uns vorgestellt hatten! Plötzlich knarrte die Hüttentür, und ein junger Bursche stürmte auf uns zu. Wir waren alle erschrocken - doch der Neuankömmling ließ uns keine Zeit. Mit stotternder Stimme rief er uns zu: "Macht Schluß, ihr seid verraten, verkauft und betrogen! Die Eisenbahner streiken nicht, die Fabriken arbeiten, auch die Henker mit dem Galgenstrick! Macht Schluß, kommt zu uns Kommunisten, bilden wir gemeinsam endlich die Einheitsfront des kämpfenden Proletariats! Sozialisten und Kommunisten gemeinsam!"

Wir waren ganz perplex, doch er sprach uns aus der tiefsten Seele. "Ja, der Frisch-Franz, ein Kommunist aus Donawitz, der muß wissen, was zu tun ist!" Frisch-Franz, bekannt in Leoben als Sohn einer eingefleischten KP-Familie, wo Koplenig, Honner und Fürnberg aus und ein gingen, der mußte es wissen. "Aber eure Gewehre, Genossen, die werft nicht weg! Hütet und versteckt sie gut - die werdet ihr einmal gut gebrauchen!"

Trotz der Kälte und Nässe wurde es uns warm ums Herz: "Endlich einer, der uns versteht, und zu dem wir Vertrauen haben können."

Dieses Zusammentreffen nach einem traurigen Rückzug gab uns wieder Kraft und Zuversicht. Unsere jungen Herzen glaubten wieder an eine Zukunft. Der 12. Februar war der Beginn einer starken KP in unserem Arbeiterbezirk.

Die vielen Aktionen gegen den grün-schwarzen und gegen den braunen Faschismus, die die KPÖ organisierte, waren die Basis zur Schaffung der antifaschistischen Kampfgemeinschaft, des Kampfes gegen die braunen Machthaber nach der Okkupation Österreichs durch Nazi-Deutschland. Die Schutzbündler, die mit der Waffe in der Hand am 12. Februar 1934 die demokratischen Errungenschaften der Ersten Republik verteidigten, traten reihenweise zur KPÖ über. Sie kämpften illegal weiter, Seite an Seite mit bewährten kommunistischen Genossen.

Dem Rat des Frisch-Franz folgend, hatten wir die Waffen versteckt. Sepp Filz - er war auch hinzugekommen - hatte ein vorzügliches Versteck gefunden, und unter seiner Anleitung wurden die Gewehre, MG und die Munition sowie einige Sprengmittel und Handgranaten fachgerecht vergraben. Dann trennten wir uns und gingen in kleinen Gruppen und auch einzeln zu Tal, einem ungewissen Schicksal entgegen.

Unten angekommen, wunderte ich mich: Alles normal, die Züge fahren, Autos verkehren. Auch in Leoben war nicht viel los. Da und dort Heimatschützer und Polizei. Jedenfalls - mich suchte niemand. Ich erfuhr, daß bei der Gösner Brücke gekämpft worden war und ein Genosse gefallen sei. Es folgten Verhaftungen und Entlassungen. Genau Bescheid darüber, wer verhaftet worden war, erfuhren wir erst später, nachdem einige Aktivisten wieder freigelassen worden waren. Sie hatten sich wohl ein stichhaltiges Alibi zurechtgelegt gehabt. Manche verantworteten ihre tagelange Abwesenheit damit, daß sie erzählten, sie wären auf Schitour gewesen. Bei den winterlichen Verhältnissen wurde dies geglaubt. Im großen und ganzen verlief also die Erhebung des Schutzbundes im Leobner Bereich "dank" der "Umleitung" auf die Mugl recht harmlos und ohne große Opfer.

Am 19. Februar wurde Wallisch gehenkt und auf dem Zentralfriedhof in Leoben eingescharrt. Am folgenden Tag zogen viele Hunderte Menschen zum Friedhof und legten auf der festgestampften Erde des "Grabes" Blumen nieder. Kein Kreuz, nichts, nur festgestampfte Erde. Heimwehrlaute beobachteten die Trauernden und machten sich Notizen darüber. In der Stadt kursierte das Gerücht, daß der Scharfrichter Lang, der Wallisch gehenkt hatte, von dem Henkerstrick kurze Stücke an "Interessenten" verkaufte. Das Stück zu fünf Schilling! Dies sollte sich im Gasthaus "Triest", beim sogenannten "Durchbruch" in Leoben abgespielt haben. Ein makaberes, jedoch einträgliches Geschäft.

F.Sch.

FRIEDL POSTL,

ein Lehrer, war in den Orten seiner schulischen Tätigkeit und in der Jugenderziehung im Rahmen der Sozialdemokratischen Partei ein Begriff. Einfach und bescheiden, aber umsomehr mit viel Herz für die Arbeiterkinder, war er immer bestrebt, den Gedanken des Sozialismus in die Reihen der Arbeiterjugend zu tragen, die Jugend zu Kämpfern für die Rechte der Arbeiterklasse zu erziehen. Er setzte keine "Heldentaten" als Markierungssteine auf seinem oft dornenreichen Weg, seine unermüdliche Erziehungsarbeit bei den "Kinderfreunden" und "Roten Falken" vor 1934 und bei "Kinderland-Junge Garde" nach 1945 trug jedoch viel dazu bei, daß so mancher Jugendliche sich einreichte in die Kampffront des Proletariats.

Wer war nun dieser Friedl? Lassen wir seine Kampfgefährtin und Lebenskameradin, unsere Genossin Justine Postl, erzählen:

Friedl wurde am 10. November 1902 als Sohn eines Arbeiters in Hollabrunn geboren. Sein Vater war Seifensieder und kämpfte nach einem harten Arbeitstag, der damals oftmals mehr als 8 Stunden umfaßte, als SP-Funktionär mit anderen Idealisten um viele Erregenschaften. Die Genossen trafen sich in der Wohnung der Familie Postl, berieten dort über gemeinsame Ziele, verteilten Flugzettel, trugen Zeitungen aus und organisierten Zusammenkünfte Gleichgesinnter.

Friedl, ein aufgeweckter Jugendlicher, nahm damals an vielen revolutionären Gesprächen der Erwachsenen teil und vertrat unter diesen seine Ansichten.

Bald schon machte sich der Schrecken des Krieges bemerkbar: Sein Vater mußte einrücken, die Mutter verunglückte auf einer Bahnfahrt, wo sie für die drei Kinder hamstern fuhr. So waren die Kinder allein; Friedl, der Älteste, mußte für seine zwei Schwestern sorgen. Das war neben dem Lernen nicht so einfach. Mit Ehrgeiz und Eifer schaffte er es, an der Lehrerbildungsanstalt in Hollabrunn zu studieren. Dort nahm er mit 18 Jahren am ersten Maiaufmarsch teil, was ihm an der Anstalt große Schwierigkeiten einbrachte. Er war der einzige Arbeitersohn an dieser Schule und hatte es nicht leicht.

Doch Haß und Antipathie von seiten der Professoren und Mitschüler spornten ihn nur zu noch größerem Lerneifer an. Da im Jahre 1921 großer Lehrerüberschuß herrschte, war Friedl nach seiner Matura lange ohne Posten. Nach vielen erfolglosen Versuchen in allen Bundesländern, gelang es ihm endlich, in Kitzeck eine Stelle als Lehrer zu bekommen. Dort gab es neben der Kirche, der Schule und einem Gasthaus nur noch ein Bauernhaus. Mit den Kindern kam Friedl bald in guten Kontakt, doch große Schwierigkei-

ten machte ihm das Verhältnis zum Dorfpfarrer, der mit Friedls Weltanschauung nicht ganz einverstanden war. Friedl sang z.B. mit den Kindern das Lied "Die Gedanken sind frei" - und das war natürlich dem "Vertreter Gottes" zuwider. Das war der Anstoß für Friedls Versuche, wegzukommen.

Er fuhr nach Graz zu den Genossen, die damals noch kampfbereit waren, und Friedl erreichte, daß er in die Obersteiermark versetzt wurde. Eisenerz, der Bergarbeiterort, war seine nächste Dienststelle. Nach einem halben Jahr kam er dann nach Vordernberg, wo man schon auf einen jungen Lehrer wartete, der so manche Funktionen übernehmen sollte: Aufgaben bei den "Kinderfreunden", "Roten Falken", beim Arbeiterturnverein und in der Sozialdemokratischen Parteiorganisation des Ortes. So war Friedl voll und ganz mit seiner Arbeit beschäftigt. Nach der Schule ging er oft in das Kinderfreundeheim und kam spätnachts nach Hause.

Die Bürgerlichen setzten Friedl hart zu, vor allem als er mit einem Schulkollegen den Schutzbund gründete. Die großen Gegensätze zu den bürgerlichen Parteien und vor allem die Ereignisse von 1927 in Schattendorf zeigten immer deutlicher den kommenden "Kampf". Friedl organisierte große Veranstaltungen wie das Schauturnen und wunderschöne Weihnachtsfeste im proletarischen Sinn. Besonders beeindruckend waren jedoch die vielen schönen Maiaufmärsche. Der 12. November, der Staatsfeiertag der Ersten Republik, war ein großer Festtag der Arbeiter. Besonders schlimm traf es die bürgerliche Partei, als Friedl zum 12. Gemeinderat gewählt wurde. So stand es in Vordernberg 12 Sozialdemokraten zu 4 Christlich-Sozialen. Als das 12. Mandat errungen war, hißte man die rote Fahne auf dem Gemeindehausturm.

Nun hieß es für die Genossen am errungenen Sieg weiterzuarbeiten. Alle machten es gern - und unentgeltlich, was sich heute (1983) wohl keiner mehr in der SP vorstellen könnte. Heute heißt das Prinzip ja: "Was krieg ich dafür?" Doch damals gab es noch richtigen Idealismus, der so groß war, daß man auch vieles, was sich an der Spitze der SP abspielte und was vielleicht nicht immer ganz in Ordnung war, übersah.

Der Vordernberger Schutzbund marschierte des öfteren zu Kundgebungen nach Trofaiach. Dort stand Friedl mit seinen Genossen den Heimwehrlern gegenüber, die ihm ganz und gar nicht gut gesinnt waren. Der Schutzbund schützte auch Partei- und Freidenkerversammlungen vor den Provokationen der Bürgerlichen, so auch eine Versammlung, wo der damalige SP-Nationalrat Danneberg in Vordernberg und Trofaiach als Redner auftrat.

Bei aller Begeisterung zur gestellten Aufgabe übersah man, wie der grün-schwarze Faschismus immer mehr überhand nahm. Für Friedl und seine Genossen wurde es immer schwieriger, in Ruhe

zu arbeiten. Vor allem die große Arbeitslosigkeit trug zur Gleichgültigkeit bei und so manche SP-Genossen ließen sich um ein Paar Würstl und ein Krügerl Bier von der Heimwehr kaufen. Die klassenbewußten Arbeiter jedoch - viele davon waren schon in der "Jung-Front", das war die revolutionäre Linke, erhoben ihre mahnenden Stimmen ob dieser Gefahr. Jedoch die "oberen Führer" hatten dafür nur taube Ohren. So ging es mit der Sozialdemokratie immer mehr abwärts.

Friedl heiratete am 29. April 1933. Schon am Hochzeitstag kamen die Überraschungen. Um 4.30 Uhr in der Früh wurden bei Friedl und seinen Freunden Hausdurchsuchungen durchgeführt, nachdem ja der Schutzbund im Jahre 1933 im März aufgelöst worden war. Dies war wohl der erste große Schlag gegen alle, die sich von der Demokratie, die die SP immer gepredigt hatte, mehr erwarteten. Aber das Schrecklichste kam dann im Februar 1934, als diese Demokratie, die man mit großen Opfern aufgebaut hatte, über Nacht zusammenbrach.

Viele Genossen wurden eingesperrt, darunter auch Friedl. Er war nicht lange in Haft, jedoch leitete man ein Disziplinarverfahren gegen ihn ein. Er wurde mit seinen Kollegen und Oberlehrern ausser Dienst gestellt. Dann wurde er strafweise versetzt nach Hieflau, wo er sechs Wochen lang seinen Beruf als Lehrer ausübte. Er wollte mit seiner jungen Frau in Hieflau bleiben und stellte deshalb in Leoben beim dortigen Schulinspektor einen Übersiedelungsantrag. Dort wurde ihm jedoch klargemacht, daß er sich dies schnell wieder aus dem Kopf schlagen soll, denn er sei auf die Liste der "Außerdienstgestellten" geschrieben worden. Der Herr Schuldirektor brauchte wohl Existenzleichen, um sich selbst zu schützen. Niemand konnte sich wohl vorstellen, was es für den Lehrer bedeutete, ein Jahr lang ohne Anstellung zu sein. Zu den seelischen Beschwerden kamen noch zahlreiche finanzielle Probleme, da das junge Ehepaar niemanden hatte, der es unterstützte.

Nach mühevolem Hin und Her erreichte Friedl, mit der Unterstützung einiger Vordernberger, seine Übersiedlung nach Kalwang im Liesingtal. Dort gab es einen verständnisvollen Schulleiter und einen guten Pfarrer, die ihm keinerlei Schwierigkeiten machten. Nun stürzte er sich in seine Arbeit und ging ganz in seinem Beruf auf.

Dann kam der März 1938. Nun begann wieder das Zittern um den hart errungenen Posten. Waren doch die Nazis in Vordernberg - selbst als Illegale - Friedl keineswegs gut gesinnt gewesen. In Kalwang jedoch schätzte man Friedls berufliche Qualitäten und ließ ihn dadurch in Ruhe.

Trotzdem wurde Friedl 1941 in die "Untersteiermark" versetzt -

dieses Gebiet hatten die Deutschen bereits okkupiert -, wo er den Kindern und Erwachsenen Deutsch lehren mußte. Er kam in einen Ort, wo eine allgemeine Abneigung gegen Deutsche und alles was mit Deutschen zu tun hatte, vorherrschte. Verständlich, denn die Maßnahmen der "Eindeutschung" dieser Gebiete durch die Nazi-behörden waren alles eher als human und slowenenfreundlich. So lebte Friedl dort unter großen Entbehrungen und unter ständiger Beaufsichtigung durch die Faschisten. Bei den Behörden war sein Name wohl besonders gekennzeichnet und er mußte aus Sicherheitsgründen mehrmals die Schulen wechseln. Man traute ihm nicht so recht über den Weg.

Mittlerweile sind seine beiden Töchter ohne Vater herangewachsen. Zu Ostern 1945 kam Friedl dann für immer nach Hause. Man konnte den Zusammenbruch des "tausendjährigen Reiches" bereits vorhersagen, und so fuhr er nicht mehr zurück in die Untersteiermark. Doch auch in Kalwang mußte er noch ständig auf der Hut sein. Auch hier gab es führende Nazis, die nicht aufgeben wollten. Hätte der Krieg noch einige Zeit gedauert, man hätte Friedl sicher gefaßt, und dies hätte für ihn neuerliche Haftzeit bedeutet.

Nach dem Krieg trat Friedl der KPÖ bei. Solange er gesundheitlich konnte, arbeitete er für die Partei und kolportierte jeden Sonntag die "Wahrheit" und andere Zeitungen und Broschüren in die Arbeiterfamilien des Ortes. Mit großer Hingabe erfüllte er auch seine erzieherische Tätigkeit im Rahmen der Kinderorganisation "Kinderland-Junge Garde", für die er jahrzehntelang, Jahr für Jahr, seinen Urlaub zur Verfügung stellte.

Friedl blieb der kleine Lehrer in Kalwang, obwohl er einige Auszeichnungen vom Bundesministerium bekam. Um finanziellen oder persönlichen Nutzen aus der Situation zu ziehen, fehlte ihm das "richtige Parteibüchl".

Er war 32 Jahre in Kalwang, fünf Jahre waren ihm in der Pension gegönnt - er starb am 8. März 1973.

J.P.

10. AUG. 1935
LEBEN: 2005230
AUG: 2005230
10g
Der SEP 1937
Revolutionär
19/2/35
Orgen der kommunistischen Partei Ober-Steiermarks
Krieg oder Frieden?
Betrachten wir die Weltpolitik der letzten Jahre, so sehen wir vor Allem, dass die kapitalistischen und faschistischen Staaten ihr Hauptaugenmerk auf die Vorbereitung eines neuen Krieges richten. Wir sehen eine endlose Kette von Nichtangriffspakten, Luftabkommen, Militärbündnissen, riesige Rüstungen, immer noch schrecklichere Waffen und Pakte, Pakte und wieder Pakte. Es werden die grössten Anstrengungen gemacht, den Kriegsg Geist wieder ins Volk zu bringen. Man gründet Wehrformationen, Vaterländische Verbände, in anderen Ländern S.A., S.S., Schwarzhemden, - und alle diese "Arbeiter - Organisationen" befolgen den selben Zweck: das Volk für den nächsten Krieg zu drillen.
Wir müssen uns die Frage stellen: Warum wollen die Staaten, in denen das Kapital regiert, den Krieg?
Hier müssen wir die Lage des Kapitals von heute betrachten. Durch die Technik, durch die wahnsinnige Rationalisierung, durch die Massenausbeutung ist das Volk in eine gänzliche Verelendung geraten. Millionen Arbeitslose, Hungerlöhne, Unterdrückung, führten zur gänzlichen Ruinierung der Kaufkraft des Volkes. Die Folgen sind immer neue Stilllegungen von Betrieben - immer mehr Arbeitslose - und obwohl Ueberfluss an allem und Jedem herrscht, hungert und darbt das Volk. Die Ausbeutung hat die Grenze des Möglichen erreicht. Schon vorweg der Kapitalismus die Kosten zur Niederhaltung des gercitzten Volkes nicht aus dem Volk heraus zupressen - und so finden wir den Kapitalismus der ganzen Welt in einer Sackgasse an deren anderem Ende sein Untergang steht. Dazu kommt noch das rapide Anwachsen jener Partei, die das Kapital am meisten fürchtet - die K.P.J.

"UNSER STUDENT"

im KJV-Villach war Alfred Rettenbacher, der Sohn eines Eisenbahners, der in der Werkstätte der "Südbahn", die später in "Bundesbahn-Werkstätte Villach" umbenannt wurde, beschäftigt war. Vater Rettenbacher war mit meinem Vater eng befreundet. Beide waren sie im Trachtenverein und bei den Schuhplattlern engagiert. Jedoch die Berge waren eigentlich "ihr Element". Als geübte Kletterer und Aktivisten der "Naturfreunde" holten sie so manche in Bergnot Geratene aus irgendeiner Gletscherspalte oder von einer senkrechten Felswand in den Hohen Tauern. Schon damals, Mitte der zwanziger Jahre, und auch früher, hatten sie die "Bergrettung der Naturfreunde" organisiert.

Fredl hatte das große Glück, das nur wenigen Arbeiterkindern zuteil wurde, studieren zu dürfen. Er hatte frühzeitig erkannt, daß er als Arbeiterbub seiner Klasse die Treue halten mußte, auch dann, wenn er in den Augen seiner Jugendfreunde ein "Gschtudierter" sein würde.

Ich erinnere mich an einen Vorfall, bei dem Fredl seine proletarische Gesinnung vehement gegen die unqualifizierten Beschimpfungen eines anderen "Proleten", der abfällig über den "Gschtudierter" herzog, verteidigte.

Es war Winter, und am "Tscheltschnig" in Villach-Judendorf tummelten sich einige Jugendliche mit ihren Schiern, den leicht geneigten Hang hinunterfahrend, um dann immer wieder hinaufstapfen zu müssen. Damals - 1931/1932 - gab es natürlich keinen Schiflift, von dem man sich den Hang hinaufziehen lassen konnte. Wie es so kam, stänkerte einer der Schifahrer - an dessen Namen erinnere ich mich nicht (vielleicht hieß er Franz Peran oder Perc?) - immer wieder Fredl Rettenbacher an: "Schaut's euch das Arschloch von einem Studenten an - wie blöd der auf seine Schi steht - der soll doch daheim bleiben, wenn er nicht fahren kann! Freilich, dem sein Alter ist ja was Besseres - Assistent in der Werkstatt - da kann er leicht seinen Bersch studieren lass'n - da wird dann der Herr Fredi a Gschtudierter und schaut uns nimmer an!..." Und so ging es weiter in dieser Tonart, bis es Fredl zu blöd wurde, das Gewäsch des anderen mitanzuhören. Mit fast stoischer Ruhe sagte er zum Stänkerer: "Schau, du Gscheiterl, dafür, daß du nicht einmal die Bürgerschule bis zum Abschluß derpackt hast, dafür kann ich wirklich nichts! Und mein Alter, meine Eltern, die spar'n sich das Schulgeld für mich eben vom Mund ab, damit ich studieren kann. Dein Alter versauft euer Geld beim 'Gräblschützer' - was besser ist, das kannst' ja nicht beurteilen! Ich bin bestimmt kein 'Besse er', wie du blöderweis herumquasseln willst. Ich bin ein Arbeiterbub wie du und alle unsere Jugendfreunde hier - und ich werde meine Klasse niemals

verraten und ein 'Bürgerlicher' werden, auch dann nicht, wenn ich mein Studium beendet habe. Ich werd' immer auf der Seite der Arbeiter steh'n - merk dir das! Und jetzt - leck mich am Arsch!" Damit fuhr Fredl den Tscheltschnig-Hang hinunter und stapfte im tiefen Schnee - der war schon wegen des warmen Wetters etwas "morsch" - der "Baufondssiedlung" entgegen, wo er wohnte.

Warum ich diesen, eigentlich "belanglosen" Zwischenfall anführe? - Der "Prolet", der Fredl als "Gschtudierter" und als einen "von besseren Eltern" beschimpft hatte, der ist, wie Tausende andere solche "Proleten", für Hitler an der Ostfront gefallen. Fredl Rettenbacher jedoch stand mit der Waffe in der Hand als Interbrigadist im Bataillon "12. Februar" im Kampf gegen die Faschisten und war jahrelang wegen seines antifaschistischen Einsatzes im KZ.

Der "Student" Alfred Rettenbacher hatte im Oktober 1934 Verbindung zum KJV-Villach bekommen und war so auch naturgemäß mit mir in Kontakt. So heißt es im Bericht des Bundespolizeikommissariats Villach, Zl. II - 7148/3/35, Villach, am 6. Jänner 1936 (über Maier Stefan und Genossen; Verdacht des Hochverrats und der Geheimbündelei) an die Staatsanwaltschaft Klagenfurt auf Seite 51 (des 64 Seiten umfassenden Berichtes):

"...Alfred Rettenbacher ... usw. ... Vor seiner Abreise zum Ferienaufenthalt legte ihm sein Zellenleiter, offenbar über Anregung eines höheren Funktionärs nahe, sich während des Sommers der KP in Villach anzunehmen.

Da er die Verhältnisse in der Partei geordnet fand, wandte er sich dem KJV zu. Er trat mit dem Gebietspolitleiter Max Muchitsch in Verbindung und nahm in der Folge an Zellenbesprechungen teil, bei denen er über das Kommunistische Manifest sowie über das Thema 'Staat und Revolution' sprach..." (Abschrift aus dem Polizeibericht)

Fredi war bei einer Routine-Razzia in Wien hochgegangen. Zum Unglück hatte er einen Brief an die Kärntner Parteileitung bei sich und daher wurde die Wohnung seiner Eltern in Villach-Völkendorf durchsucht. (Darüber wird auch an anderer Stelle berichtet, d.Vf.)

In einem vorhergegangenen Bericht der Bundespolizeidirektion Villach an die Staatsanwaltschaft Klagenfurt, vom 28. November 1935, mit der Zahl II 8103/1/35, Huber Karl und Genossen, Verdacht des Vergehens nach §§ 285, 286 a, 287 b,c u.e StG heißt es auf Seite 5 unter anderem: "... Mit Schreiben vom 10.9.1935, Zl. IV - 6485/2/35, verständigte uns die Polizeidirektion Wien, daß der aus Villach dorthin zugereiste Student der Philosophie Alfred Rettenbacher am 9.9.1935 angehalten und vorläufig in Verwahrung genommen wurde, da er im Besitz eines Briefes war, des-

sen Inhalt den Verdacht rechtfertige, daß er sich im Bundesland Kärnten mit dem Aufbau einer kommunistischen Organisation befasste." Gleichzeitig ersuchte die Polizeidirektion, Erhebungen zur Klarstellung des Sachverhaltes einzuleiten und ihr das Ergebnis mitzuteilen.

"In Durchführung des Ersuchens", so heißt es im Bericht weiter, "... nahm Kr.Rev.Insp.Raimund Gross mit Beamten der hiesigen Staatspolizeiabteilung in der Wohnung des Vaters des Genannten, des Bundesbahnbediensteten Johann Rettenbacher, Völkendorf 195, eine Hausdurchsuchung vor. Hierbei wurde u.a. ein Bericht über eine Gebietskonferenz des Villacher KJV vorgefunden... Über die Herkunft dieses Briefes befragt, gab die Mutter Rettenbachers, Anna Rettenbacher, an, ihn anfangs September l.J. ... von Max Muchitsch übernommen zu haben...

Auf Grund dieser Angaben wurde auch die im Auenweg 21 gelegene Wohnung der Eltern Max Muchitsch' durchsucht. Außer kommunistischen Flugschriften wurde auch ein an Willibald Gasser adressierter Brief des damals wegen Verdachtes des Hochverrates im Stande der Haft in gerichtl. Untersuchung gezogenen Wilhelm Sereinig gefunden, den er durch eine Mittelsperson aus dem landesgerichtlichen Gefangenenhaus hinausschmuggeln ließ und in welchem er unter anderen Mitteilungen auch einiger Burschen gedachte, von denen hier bekannt war, daß sie szt. den Roten Falken angehörten.

... Schon im Jahre 1932 wurde im Zuge von Erhebungen gegen den KJV (Kommunistischer Jugendverband) festgestellt, daß dieser einen Teil der Mitglieder des vorerwähnten Jugendverbandes erfaßt hat.

... Seit Februar 1934 liefen wiederholt vertrauliche Mitteilungen ein, daß sich ein großer Teil der szt. Mitglieder der Roten Falken den Kommunisten angeschlossen hat. Auch im Zuge der Erhebungen gegen Heinrich Soffner u.Gen. wiesen einzelne Verdächtige, wie besonders Viktor Petschnig und Wilhelm Sereinig, auf die Bemühungen der Kommunisten zur Erfassung der szt. soz. Arbeiterjugend hin.

... Es wurden daher Willibald Gasser und die im Briefe Sereinigs erwähnten Burschen ebenfalls in die Erhebungen gegen Rettenbacher wegen Verdachtes der Zugehörigkeit zum KJV einbezogen..."

So der Bericht des Bundespolizeikommissariats Villach an die Staatsanwaltschaft Klagenfurt.

(Wir haben uns damals sehr den Kopf zerbrochen darüber, warum so viele unserer Genossen gleichzeitig verhaftet worden waren. Wir konnten nicht feststellen, ob die Namen unserer Genossen von der Staatspolizei selber dazugeschrieben worden waren. An einen

offenen Verrat des Wilhelm Sereinig - aus Wut darüber, daß wir ehemaligen "Roten Falken" nicht zur RS-Jugend (Revolutionäre Sozialistische Jugend), sondern zum Kommunistischen Jugendverband stießen -, an einen Verrat unseres ehemaligen Falkenführers konnten und wollten wir damals noch nicht glauben. Später, als wir dann erfuhren, daß Wilhelm Sereinig "SS-Führungsoffizier" und Redakteur der "Nordpol-Zeitung" gewesen war, erschien uns die Erwähnung des herausgeschmuggelten Briefes an Willibald Gasser natürlich in einem ganz anderen Licht. D.Vf.)

Bei der Hauptverhandlung gegen die Villacher und Klagenfurter Jungkommunisten am 28. und 29. Februar 1936 wurden "saftige" Strafen verhängt. Sie waren alle vorprogrammiert. Fredl Rettenbacher, einer der gefährlichsten Jungkommunisten für den Ständestaat - da er ja Student der Philosophie war -, erhielt zu seinen bereits erhaltenen 12 Monaten Polizeistrafe sechs Jahre schweren Kerker wegen Hochverrates. Fredl ging den Weg des bewußten Kämpfers gegen den Faschismus.

Er erzählt: Ich bin Jahrgang 1913. Mein Vater war Eisenbahner in Villach, und ich habe dort auch die Mittelschule besucht. Mit zehn Jahren bin ich den "Wandervögeln" beigetreten. Unser Führer war ein prima Chormeister, und ich war sehr begeistert von ihm. Er hat uns auch aufgefordert, im Interesse der Volkstumsforschung Adressen von windischen Bauern zu sammeln. Diese Adressen haben dann der "Wandervogel" und die Südmarkorganisation den Bankinstituten weitergeleitet. Die haben nachgeschaut, welcher von den Bauern in Zahlungsschwierigkeiten war und eine Hypothek aufgenommen hatte. Dem haben sie dann den Kredit gesperrt. So habe ich, ohne es zu wissen, an der Germanisierung im Kärntner Unterland mitgewirkt. Unser Führer kam mir mit der Zeit doch verdächtig vor, und ich setzte mich von der Bewegung ab.

Ich begann viel zu lesen, in den Bibliotheken der Villacher und der Klagenfurter Arbeiterkammer. In Klagenfurt war damals Pittermann Bibliothekar und hat mich oft beraten. So lernte ich sozialistische Literatur kennen.

1932 maturierte ich und kam nach Wien in das Studentenheim in der Säulengasse, das der WIHAST, dem Verein Wirtschaftshilfe österreichischer Arbeiterstudenten gehörte.

Als nach dem Februar 1934 die Schwarzen die Heimleitung übernommen hatten, sind alle linksgerichteten Studenten sofort gekündigt worden. Ivo (Übeleis), Willi Finger, ich und viele andere haben die Aufforderung bekommen, das Heim zu verlassen. Wir haben dann in der Pfluggasse 1 ein Kollektiv gegründet. Wir arbeiteten politisch äußerst aktiv an der Universität. In den Ferien hielt ich außerdem Schulungskurse für die kommunistische Jugend

in Kärnten ab. Bei einer Perlustrierung auf der Straße (in Wien, d.Vf.) fand die Streife in meinen Taschen Flugblätter. Ich wurde verhaftet und in Klagenfurt für jedes Flugblatt zu einem Jahr schweren Kerkers verurteilt, zu sechs also insgesamt. Mit der Juli-Amnestie (1936, d.Vf.) kam ich zwar frei, konnte aber nicht weiterstudieren. Dreimal habe ich um Aufhebung der Relegierung angesucht und bin dreimal abgewiesen worden. Politisch habe ich trotzdem wieder gearbeitet. Man kann's ja nicht lassen. - Ich hatte einen Freund, noch aus der Schulzeit, der war bei der Vaterländischen Front und hat mir eines Tages gesagt: "Du, dein Name ist wieder gefallen in irgendeiner Sitzung!" Die Amnestie war aber mit Bewährung erlassen worden... Wenn sie mich wieder verhaftet hätten, hätte ich den Rest der sechs Jahre sitzen müssen. So entschloß ich mich im Dezember 1937 nach Spanien zu gehen. In Paris meldete ich mich bei einer Rekrutierungsstelle für Interbrigaden, um nach meiner damaligen Meinung am wirkungsvollsten gegen den Faschismus zu kämpfen. Über Carcassone und über die Pyrenäen ging es illegal nach Figueras in Katalonien und nach kurzem Aufenthalt über Valencia und Albaceta nach Madrigueras, dem Infanterieausbildungszentrum der 11. Brigade. Nach kurzer Ausbildung zum Infanteristen wurde ich in eine Unteroffiziersausbildungskompanie überstellt. Wegen der bedrohlichen militärischen Lage im Teruelabschnitt wurde ich jedoch an die Front abkommandiert. Ich kam in das Bataillon "12. Februar" der 11. Brigade, das sich nach schweren Kämpfen bei Gandesa über den Ebro zurückziehen mußte.

Die Republik war nun zweigeteilt. Im Frühjahr 1938 war ich in verschiedenen Garnisonsorten Kataloniens, wie in Montblanch und Falset, wo eine neue Offensive vorbereitet wurde. Sie war zuerst erfolgreich, blieb aber dann stecken.

Noch bevor daraufhin die Interbrigaden nach einem Beschluß der spanischen republikanischen Regierung aus dem Kampfgeschehen zurückgezogen wurden, im September 1938, kam ich wegen einer Gelbsucht in das Hospital nach Renses, und dann nach Bisaura de Ter in den Pyrenäen, wo die Österreicher vor ihrer Evakuierung (z.B. nach Mexiko) zusammengezogen wurden. Dort blieben wir bis Februar 1939, bis der militärische Widerstand der republikanischen Streitkräfte zusammengebrochen war. Dann überschritten wir wieder die Pyrenäengrenze. In Frankreich wurden wir gleich gefangengesetzt.

Man brachte uns nach Argelès sur mer. In diesem Sammellager habe ich Ivo wieder getroffen und gemeinsam flüchteten wir. Wir waren nicht die einzigen Flüchtlinge und wir waren auch nicht die einzigen, die von den Spahis wieder eingefangen und zurückgebracht wurden. Ich wurde von Ivo getrennt und habe ihn nie wieder gesehen. Meine nächste Station war das Lager Gurs bei Lourdes. Von

dort flüchtete ich mit einem Arbeitskollegen an die schweiz-französische Grenze, und 1940 beim Vormarsch der Deutschen hätten wir ins unbesetzte Frankreich kommen sollen. Wir kamen aber in die Schweiz. Dort hat man uns aber nicht behalten und nach einigem Hin und Her bin ich in der Nähe von Genf gelandet und zwar in Pays de Gex. In dieser französischen Enklave, die zollpolitisch von der Schweiz her versorgt wird, hoffte ich der Verhaftung zu entgehen. Aber ich bin dort doch den Deutschen in die Hände gefallen, und sie haben mich in Freiburg der Gestapo übergeben. Per Schub habe ich die Gefängnisse Süddeutschlands kennengelernt, und ich bin schließlich - 1940 - von Klagenfurt nach Dachau gekommen.

A.R.

*

Das war der opfervolle Weg unseres KJV-Genossen Alfred Rettenbacher, der uns jüngeren Kommunisten in den Sommermonaten 1935 in den Gailauen bei Villach "Staat und Revolution", das "Kommunistische Manifest" und andere Literatur nahebrachte. Zwischen seiner Verhaftung am 9. September 1935 in Wien und der Befreiung aus dem Konzentrationslager Dachau im Jahre 1945 lag ein wahrlich langer Weg. Fredl Rettenbacher setzte nach Kriegsende sein Studium fort und wurde Professor. Als solcher unterrichtete er an Gymnasien in Kärnten und lebt heute als Pensionist wieder in seiner Heimatstadt Villach.

Der Jugend über die dunkle Zeit des Faschismus zu berichten, aufzuzeigen, daß Kommunisten den Kampf niemals aufgeben, das war auch das Anliegen meines Jugendfreundes Alfred Rettenbacher, "unseres Studenten" aus dem KJV-Villach der Jahre 1932 bis 1935.

Auch Fredl Rettenbacher reichte die "Rote Stafette" weiter in jüngere Proletenhände.

Ich durfte seine Erlebnisse nacherzählen.

M.M.

VERHAFTET

wurde ich am 12. September 1935 um 18.30 Uhr. Ich stand am Küchenfenster und wartete auf den Pepi Ertler. Er sollte bei mir Flugblätter abholen und hätte um 18 Uhr da sein sollen. Jetzt war es schon 18.15 Uhr und ich wußte nicht, kommt er noch oder kommt er nicht. Wenn nicht, dann mußte ich die Flugblätter aus der Wohnung schaffen und auf einem Versteckplatz deponieren bis zu einem neuen Treffen. So dachte ich es mir.

Die Mutter badete gerade meinen jüngeren Bruder, der war krank und mußte nachher sofort wieder ins Bett. Gerade als Mutter den Buben abzutrocknen begann, klopfte es an der Tür, und ohne auf ein "Herein" zu warten, drängten sich zwei Männer in die Wohnung.

O je! Der Kiberer Schwarzl! Ich hatte ihn sofort erkannt, und mir stieg es heiß auf. Jetzt war ich geliefert! Den anderen, mit seiner Bulldoggen-Visage, kannte ich nicht. Breitspurig blieb er bei der Tür stehen und versperrte mir den einzig möglichen Fluchtweg. Aus dem Fenster hätte ich ja nicht springen können, wir wohnten im zweiten Stock.

Die scheinheilige Frage Schwarzls an meine Mutter, ob ich ihr Sohn sei, brachte diese, Schlimmes ahnend, beinahe in Verlegenheit. Schnell hatte sie sich jedoch gefaßt und sagte mit ruhiger Stimme: "Ja, das ist einer meiner Söhne! Wer sind sie denn eigentlich und was wollen sie?"

Schwarzl, den Andi Taurer einmal am Hauptplatz als Kiberer bezeichnet hatte - daher kannte ich ihn -, stellte sich nun erst als Kriminalinspektor vor und sagte, daß eine Hausdurchsuchung vorgenommen würde. Einen Durchsuchungsbefehl wies er allerdings nicht vor. Der zweite Kiberer - später erfuhr ich, daß es der Scharfmacher Grundschnig gewesen war - beobachtete mich mit einem breiten Grinsen und trat dabei näher an mein Rohrbett heran.

Mutter ahnte, daß mit dem Bett etwas nicht stimmte und wollte die Kiberer davon ablenken, es zu durchsuchen. Sie bugsierte deshalb meinen jüngeren Bruder mit den Worten: "So, Willi, heute liegst du hier. Drinnen im Zimmer hab' ich noch nicht frisch überzogen" ins Bett und deckte ihn gleich mit der Roßkotze zu. Damit hatte sie allerdings das Gegenteil erreicht, denn Willi fragte erstaunt: "Warum muß ich denn gerade heute hier liegen?"

Für Grundschnig war das natürlich ein "Fressen". Mit höhnischem Grinsen griff er unter den Kopfpolster und beförderte die Rolle Flugblätter zutage. Mir diese unter die Nase haltend, sagte er trocken: "Na, siehst, du Kummerl, da haben wir's ja!"

Ich war also verhaftet, und die beiden Kiberer schritten - mich in ihrer Mitte nicht aus den Augen lassend - in Richtung stadt-

einwärts zum Polizeikommissariat. Fieberhaft arbeitete mein Gehirn und immer wieder versuchte ich mir einen Fluchtweg vorzustellen. Wenn wenigstens mehr Leute auf der Straße gewesen wären, dann hätte ich eventuell mit einigen Sätzen davonrennen können. Grundschnig schien jedoch zu ahnen, was in meinem Kopf vor sich ging, denn auf einmal zog er eine "Zwiesel" aus einer seiner Manteltaschen und legte mir blitzschnell die Rebschnur um mein rechtes Handgelenk. Mit geübtem Griff drehte er die beiden Holzgriffe zusammen, so daß mir die Schnur ins Fleisch schnitt. "So, du Kummerl", sagte er, "damit du nicht auf blöde Gedanken kommst!"

Meine Fluchtgedanken konnte ich mir natürlich damit an den Hut stecken. Ich war auf mich selbst wütend, daß ich nicht schon daheim die Stiegen hinuntergesprungen war. Wir Buben haben das immer geübt und sind von der obersten Treppe immer bis zur unteren Kehre gesprungen, was einen höllischen Lärm verursachte. Die Kiberer hätten mir bestimmt nicht so schnell folgen können. Verdammte Scheiße! Warum bin ich nicht gesprungen?

Die Aufnahmeformalitäten im Polizeigefängnis nahmen nicht viel Zeit in Anspruch und alsbald knallte der schwere Eisenschieber an der Zellentür der Zelle Nr. 2 hinter mir zu.

Da stand ich also, eingelocht. Ich ließ nun doch den Kopf etwas hängen. Was war geschehen? Warum kamen die Kiberer gerade am 12. September abends? Warum war der Pepi Ertler nicht gekommen, um die Flugblätter abzuholen? Solche und andere Fragen schwirrten in meinem Kopf umher, ohne daß ich zu einem richtigen Schluß kam. Zum Nachdenken hatte ich ja nun genügend Zeit, und da ich bemerkt hatte, daß jemand durchs Guckloch spionierte, setzte ich mich gemächlich auf die Holzpritsche. Gedankenverloren starrte ich auf die gegenüberliegende Zellenwand.

Dem Polizisten vor der Zellentür war es wohl zu blöd geworden, mich weiterhin durchs Guckloch zu beobachten, denn nach einiger Zeit hörte ich, wie er leise den Deckel vor das Guckloch schob und sich entfernte.

Jetzt erst konnte ich meine Zelle einer genaueren Musterung unterziehen. Außer der Holzpritsche, auf der eine graue Pferdekotze lag, stand nur mehr ein blecherner Scheißkübel in der hinteren rechten Ecke. Sonst war nichts im Raum. Die mattleuchtende Glühbirne unterm Blechschirm war so hoch am Plafond angebracht, daß ich sie auch mit einem noch so kräftigen Hochsprung nicht erreichen konnte. Das runde, zirka einen Meter im Durchmesser große Zellenfenster mit seinem armdicken Gitter war auch nicht zu erreichen, man hätte eventuell in die schmale Gasse hinuntersehen können. Es war außerdem mit einem Gitterkasten abgesichert und dieser auch so hoch angebracht, daß man hoch springen

mußte, um sich daran anklammern zu können. Die Zelle selbst war fünf Schritte lang und nur so breit, daß ich mit ausgestreckten Armen gerade noch mit den Fingerspitzen die gegenüberliegende Wand berühren konnte, wenn ich mich entweder nach links oder nach rechts bog. So schaute ich also doch ein bissl bedrückt schräg nach oben und konnte wenigstens feststellen, daß es draußen schön war. Das kleine Fleckerl Himmel, das ich zu sehen bekam, war leicht gerötet, was auf baldigen Sonnenuntergang schließen ließ. Der "Gluatmugl" wird also bald hinterm Dobratsch verschwinden, dachte ich mir. Dann kann ich mich nur mehr unter die Kotzn haun und versuchen, zu schlafen.

Langsam fand ich mich wieder und war eigentlich gar nicht entmutigt, daß ich nun auch - das erstemal - meine polizeilichen Erfahrungen im Tschumpus des Schuschnigg-Regimes machen mußte. Immer wieder aufs neue überdachte ich die Zeitspanne, seit ich mit Jungkommunisten in Verbindung getreten und schließlich bei der letzten Gebietskonferenz des KJV am 5. September 1935 zum Gebietsleiter für Oberkärnten gewählt worden war.

Anfang Oktober 1933 hatte mich Andi Taurer in den KJV aufgenommen. Wir kannten uns schon längere Zeit und waren einigemal gemeinsam in Ferienlagern der "Roten Falken" gewesen. Dort hatte sich mein politisches Bewußtsein unter Anleitung Andi Taurers und des Genossen Sepp Tschofenig gebildet. Nach dem Februar 1934 war ich dann zum Freiwilligen Arbeitsdienst gegangen und belieferte die Parteizellen und den KJV im Gailtal mit illegaler Literatur. Wir hatten sehr konspirativ gearbeitet und der KJV-Oberkärnten wurde, auch durch meine Aktivität, vor allem in Villach und Umgebung zu einer gut funktionierenden illegalen Organisation ausgebaut. Verschiedene gemeinsame Streu- und Schmieraktionen mit der RS-Jugend (Revolutionäre Sozialistische Jugend), die unter der Führung der ehemaligen "Roten Falken" Willi Sereinig und Sepp Resch stand, trugen dazu bei, daß die "Stapo" immer mehr aufmerksam wurde auf die illegalen Jugendgruppen. So hatten wir schon im Spätherbst 1933 den Streik der Arbeitsdienstler beim Bau des Sportplatzes in Villach-Völkendorf organisiert. Nach dem 1. Mai 1934 machten wir das Begräbnis eines Jugendgenossen, der beim Hissen einer roten Fahne in den Stromkreis einer Hochspannungsleitung geriet und tot vom Mast fiel, zu einer machtvollen Demonstration für unsere Sache und gegen das Dollfuß-Schuschnigg-Regime. In den "Jugend-in-Not"-Heimen und Gruppen waren wir immer für die Interessen der arbeitslosen Jugend eingetreten, hatten kostenlose Ausspeisungen organisiert und die Jugend dafür mobilisiert. 1934/1935 war es uns gelungen, in die "vaterländischen" Wehrformationen "Luegerbund", "Sturmscharen" und vor allem in den "Freiheitsbund" einzudringen, ja, in letzterem sogar die politische und militärische Führung zu

übernehmen. Der Bevölkerung brachten wir die große Gefahr des Nazifaschismus vor Augen und riefen in Flugblättern und in unseren Zeitungen "Rote Fahne" und "Kärntner Bolschewik" auf zur Wachsamkeit gegen den Faschismus, zur Schaffung der antifaschistischen Volksfront und zu gemeinsamen Aktionen von Sozialisten, Kommunisten und anderen Gegnern der Ständestaatdiktatur. Nahezu zwei Jahre war meine illegale Tätigkeit geheim geblieben. Was also hatte nun zu meiner Verhaftung geführt? War es einfach eine Routinemaßnahme der Stapo oder war es Verrat? Ich konnte zu keinem Schluß kommen, wie lange ich auch darüber nachdachte.

Tagelang ließen mich die Halunken nun schon in der Zelle 2 in Einzelhaft "dunsten". Ich durfte nicht einmal in den Gefängnis-hof, um frische Luft zu tanken, was ja eindeutig gegen die Bestimmungen des Jugendschutzgesetzes verstieß. Jeden Tag hörte ich, daß wieder neue "Zugänge" in die anderen Zellen gebracht wurden. Es war also etwas "Größeres" im Gange.

Noch immer nicht hatte man mich zum Verhör geholt. Was zum Teufel sollte das bedeuten?

Eine volle Woche war vergangen, kein Verhör, kein Besuch der Eltern. Da drückte mir eines Tages der "Fazi" (das ist ein Häftling, der Hausarbeiten verrichten durfte) einen kleinen Zettel in die Hand, ein sogenanntes "Gsiberl", und flüsterte mir zu, daß ich den Zettel vernichten sollte, nachdem ich ihn gelesen hätte.

Als ich den Scheißkübel ausgeleert hatte und wieder in der Zelle stand, stellte ich mich mit dem Kopf vor das Guckloch. Schnell entfaltete ich den Zettel und las die hingekritzeltten Worte: "Dein Vater sitzt auf Zelle 5 - streit alles ab!"

Verdammt noch einmal! Das war ja eine Katastrophe! Das war ja Vaters Handschrift - also hatte man auch ihn verhaftet! Deswegen hatte ich keinen Besuch bekommen, meine Mutter hatten sie wohl nicht vorgelassen.

Nun war ich doch sehr bedrückt und konnte lange nicht einschlafen. Je mehr ich darüber nachdachte, desto mehr packte mich die Wut. Mitten in der Nacht sprang ich auf und schlug mit beiden Fäusten an die Zellentür. "Aufmachen! Aufmachen! Ihr verdammten Hunde laßt mich hinaus!", schrie ich so laut ich konnte.

Es dauerte auch keine zwei Minuten, da wurde die Zellentür aufgerissen und ein baumlanger "Putz" stieß mich an die Wand und schrie mich an: "Halts Maul, du Rotzbua! Gleich kriegst a Tracht Prügl, du Kripplgspül du? Mittn in der Nacht macht dös Kretän so an Lärm? Na wart, dich steck ma jetzt in a noch schiacheres Loch... da kannst schrei'n so viel du willst... dort hört dich niemand! ... Komm außa du Kripplgspül!"

Soviel ich mich auch dagegen wehrte, der "Putz" drehte mir mit einem Polizeigriff den rechten Arm auf den Rücken. Gemeinsam zerrten sie mich dann, ein zweiter Polizist war dazugekommen, den Gang entlang und stießen mich im anderen Teil des Gebäudes in eine Zelle. Stockfinster war es dort. Ich konnte nicht einmal die Hand vorm Gesicht sehen. Es gab kein Fenster und ich tastete mich die Wand entlang, bis ich an hochaufgeschichteten Strohsäcken anstieß. Dicker Staub mußte darauf liegen, er stieg mir sofort in die Nase und ich mußte kräftig niesen.

Also Dunkelhaft! Diese Schweine! Einige Zeit schrie ich wutentbrannt und riß die Türklinke ab. Mit beiden Füßen trat ich an die Tür, so daß mir die Zehen richtig weh taten. Schuhe durften wir in der Zelle ja keine anziehen, die bekamen wir nur, wenn wir in den Hof gehen durften. Trotz des großen Lärmes, den ich verursachte, kümmerte sich niemand um mich. Nach einiger Zeit gab ich es auf und setzte mich auf einen der Strohsäcke. Wie lange ich so gesessen sein mag, wußte ich nicht. Auf einmal hörte ich Klopfzeichen, so, als würde jemand mit einem Löffel auf einen großen Blechdeckel schlagen. Gleich darauf hörte ich eine weibliche Stimme sagen: "Bua, mach den Deckel auf - wir können dann besser red'n miteinander!"

Ich war verblüfft und tastete mich in der Finsternis an der Wand entlang. Dabei stieß ich an eine massive Blechtrommel, deren Deckel mit Flügelschrauben verschraubt war. Aha, dachte ich mir, eine Desinfektionstrommel. Wieder hörte ich die Klopfzeichen und die Weiberstimme. "Mach die Flügelschraufn locker - es sind sechs ... dann kannst das Desinfektionsrohr aufmach'n ... wir können uns dann sogar seh'n!"

Ich kam dieser Aufforderung schon aus purer Neugierde gerne nach und lockerte alle sechs Schrauben. Der Deckel ließ sich danach leicht öffnen und wirklich, sofort fiel ein Lichtstrahl in mein finsternes Verlies. Am anderen Ende des zirka einen halben Meter breiten Rohres kam ein dunkler Wuschelkopf zum Vorschein, und mit einem aufmunternden Lachen sagte das Weib: "Dös hätt'st da a nit denkt, daß du mittn in da Nacht no a Weibsbild zum seg'n kriegst, gell Bua!"... "Sigst, jetzt könn' ma gmüätlich mitananda red'n - kana von dö Putz kann uns hör'n! Dö Desinfektionszellan ist nämlich vom Zellenhaus getrennt, waßt! Wenn net dös Gitta dazwisch'n wär, kummat i glei zu dir hinüber - da könnt ma uns dann vül bessa unterhalt'n!" ... "Wia haßt denn, Bua? I bin die Vogl-Elvira! Hast schon amol etwas ghört von mir?" ... "Mi hab'n die Scheiß-Putz eindraht, weil i mei Strichbüachl daham vergessn hab. Ha! Ha! Ha! Aber dö könnan mi - waßt e' schon wos! Morg'n müss'n s' mi sowieso wieder außiloss'n!"

Mir verschlug es die Rede über diesen Wortschwall. Ich erinnere

te mich allerdings daran, daß die Vogl eine bekannte Dirne aus dem Seebacher Viertel war. Mit solchen Weibern hatte ich noch nie etwas zu tun gehabt. Aber wenn sie am nächsten Tag wirklich wieder freigelassen wurde, könnte ich doch versuchen, eine Nachricht nach draußen zu bringen. Ich mußte es versuchen.

"Ach so, die Vogl-Elvira bist ... und aus Seebach! Da kennst bestimmt einige Fußballer vom SC Seebach", sagte ich. "Wenn sie dich morgen wirklich auslass'n, da kannst für mich ja etwas tun. Geh auf den 'Sportplatz,' dort brauchst du nur ein paarmal vor dich hinzusagen... 'den Otto ham s' erwischt - den Otto ham s' erwischt' ... das ist alles! Machst mir das, Elvira?" Die Vogl blieb einige Zeit still, dann fragte sie vorsichtig: "Warum bist denn eigentlich herinnen? Bist a Krimineller oder bist a Politischer! Wennst a Krimineller bist, dann kannst mi... waßt eh' schon was!"

"Krimineller bin ich keiner. Also, was is', hilfst ma?"

"Vielleicht, weilst no so jung bist! I werd ma's überleg'n! Lieba möcht i natürlich zu dir umme - da könnt i di ordentlich anwärmen! ... Hahaha!"

Noch nie hatte ich so ein Gespräch geführt. Wir im KJV hatten in dieser Beziehung noch sehr ideale Vorstellungen. Bei Strichkatzen wollten wir bestimmt keine Sexuallehre absolvieren. Aber helfen konnte sie mir vielleicht doch in der von mir vorgeschlagenen Art. Vielleicht wurde dadurch doch ein Genosse in Seebach gewarnt. Es waren ja ein paar KJVler bei der Seebacher Fußballmannschaft.

Zu einem weiteren nächtlichen Dialog mit der Vogl kam es nicht mehr, denn der Deckel auf der anderen Seite wurde hastig zugeschlagen und gleich darauf hörte ich drüben lautes Stimmengewirr. Sicher hatte ein Polizist vom Nachtdienst doch die andere Zelle kontrolliert. Oder wollte einer ein Schäferstündchen mit der Vogl genießen! Das soll im Villacher Polizeigefängnis schon der Fall gewesen sein. Mir war's egal.

Schnell verschraubte ich den Deckel und legte mich wieder auf den Strohsack. Es konnte ja auch zu mir jeden Augenblick jemand vom Wachpersonal in die Zelle kommen. Es blieb jedoch bis zum Morgen still auf meiner Seite. Am nächsten Tag - endlich, nach einer Woche "dunsten" - wurde ich zum ersten Verhör vorgeführt. Der Revierinspektor, der mich in den oberen Stock zu Rittmeister Lychem führte, war ein freundlicher Mann, so um die fünfzig herum. Als wir die Treppe hinaufstiegen, sagte er halblaut zu mir: "Bua - sei g'scheit - sei g'scheit!" Ich blickte ihn fragend an und wußte nicht, was ich von seiner Bemerkung halten sollte. In vielen Gesprächen mit Andi Taurer und unserem

"Tschofe" hatten wir es uns eingeprägt, wenn wir einmal hochgehen sollten, daß wir nichts zugeben dürften. Auch dann nicht, wenn man uns sagen würde, ein anderer hätte schon alles gestanden, oder wenn sie uns einem anderen Genossen gegenüberstellen würden. Im Gegenteil, wir könnten in so einer Situation sogar den anderen Genossen durch unsere Standhaftigkeit stärken. Der Revierinspektor konnte beruhigt sein, ich würde schon "g'scheit" sein! Das hoffte ich auch von den anderen.

Daß ich mich darin mächtig irren sollte, das erfuhr ich bereits einige Minuten später, als ich vor dem Polizeirittmeister Lychem stand.

Noch wußte ich nicht, mit welchem scharfem Geschütz er auffahren würde. Vorläufig wollte er von mir herausbekommen, wer beim KJV wäre, von wem ich die Flugzettel bekommen hätte, wie der KJV aufgebaut sei.

So viele Fragen auf einmal! Ich stellte mich vollkommen unwissend. Den Besitz der Flugzettel stritt ich natürlich nicht ab, sondern wiederholte immer wieder das gleiche: Ich hätte die Flugzettel am Sportplatz gefunden und wenn die Polizei nicht gekommen wäre, dann hätte ich sie sogar ungelesen verbrannt, denn ich wollte mit solchen Sachen nichts zu tun haben.

So ging es nahezu zwei Stunden weiter. Lychem glaubte mir natürlich kein Wort und spielte daher seinen Trumpf aus, indem er aufsprang und die Tür zum Nebenzimmer aufriß.

"Kommen sie mit ihrem Sprößling heraus, Herr Zwonar", rief er ins Nebenzimmer. Und tatsächlich. Zwonar senior kam mit dem Franzl Zwonar, einem Mitglied unserer KJV-Zelle Auenweg, in den Vernehmungssaal. Aha, dachte ich mir, der "Schwammwassertate" - so der Spitzname des Franzl - der hat also "g'spieb'n".

Gleich darauf brüllte mich der alte Zwonar an: "Du Lauser, gib zu, daß du dem Franzl kommunistische Flugblätter gegeben hast! Sag alles freiwillig, deinen Vater hat man ja auch verhaftet!"

Letzteres wußte ich ja bereits, so konnte er mich damit nicht mehr schrecken. In mir stieg eine unheimliche Wut hoch über diesen "Auch-Schutzbündler", für den er sich immer ausgegeben hat. Ich konnte mich jedoch gut beherrschen und sagte mit gespielter Erstaunen: "Aber Herr Zwonar, dem Franzl habe ich doch niemals Flugblätter gegeben! Die einzigen, die ich am Sportplatz gefunden habe, hat doch die Kripo beschlagnahmt! Ich wollte sie sowieso verbrennen, da ich mit solchen Dingen nichts zu tun haben will!"

Mit dieser Aussage wollte ich den Franzl warnen. Leider war der zu blöd und hat das nicht übrissen. Die Kiberer hatten be-

stimmt schon alles aus ihm herausbekommen, was er wußte. Das konnte ja schön werden. Der alte Zwonar fuhr mich neben dem aufmerksam zuhörenden Rittmeister wieder an: "Du Rotzbua - brauchst gar nicht leugnen, das hilft dir genau so wenig wie dem Franzl - der hat's auch zuerst versucht! Nach ein paar ordentlichen Fotz'n von mir hat er sich's dann aber anders überlegt! Das gleiche rat' ich auch dir, sonst kriegst auch von mir deine Watsch'n!" Und zur Bekräftigung gab er seinem Sprößling neben Lychem noch ein paar kräftige Ohrfeigen, so daß dieser zu heulen anfangte.

Mir war ein Licht aufgegangen. Viele Fragen des Rittmeisters an mich beim Verhör konnte dieser ja nur aufgrund der Aussagen des Zwonar Franzl gestellt haben.

Als Lychem trotz allem von mir keine Neuigkeiten erfuhr, ließ er Zwonar junior ins Zellenhaus zurückbringen, und auch der alte Zwonar durfte gehen. Mich verhörte der Rittmeister noch einige Zeit weiter, und weil ich ihm einmal eine etwas freche Antwort gab, bekam auch ich zum Abschluß noch ein paar tüchtige Watschen.

Dann wurde ich wieder abgeführt. Im Stiegenhaus war ein Mordsgedränge, denn ein ganzer Schwarm "Zugänge" stand dichtgedrängt bei der Verbindungstür zum Zellenhaus. Der Revierinspektor hatte die Verbindungstür gerade aufgesperrt, als er vom anderen Gangende gerufen wurde, er müsse sofort zum Kommissar Kollmann. Im Trubel ließ er den Schlüsselbund stecken und zwängte sich durch die Leute. Diese Gelegenheit benutzte ich sofort, zog den Schlüsselbund aus dem Schloß und huschte ins Zellenhaus. Von innen sperre ich die Verbindungstür wieder zu. Ich hatte alles fast mechanisch gemacht, ohne genau zu wissen, warum ich so handelte. Da ich nun jedoch allein im Zellenhaus stand, kam mir blitzschnell der Gedanke, daß ich eigentlich die anderen Zellen davon unterrichten konnte, daß Zwonar umgefallen ist. Niemand außer mir war am Zellengang. So lief ich von Zelle zu Zelle und rief bei jedem Guckloch hinein, daß Zwonar alles verraten hat was er wußte. Dann sperre ich die Verbindungstür wieder auf und rannte in den Waschraum, wo ich mich sofort auszog und unter eine Brause stellte. Groß konnte die Strafe ja nicht ausfallen, wenn sie mich unter der Brause finden würden.

Als der Revierinspektor dann im Zellenhaus auftauchte und mich als nassen Pudel im Waschraum sah, lachte er sogar und sagte: "Bist doch g'scheiter als ich gedacht hab' - aber jetzt verschwind wieder in deine Zelle!"

Die Verhöre wurden in den nächsten Tagen fortgesetzt, jedoch merkte ich an der Fragestellung, daß meine Warnung doch bei einigen Früchte getragen hatte. Dann hatte ich wieder einige Tage Ruhe. Sogar in den Hof durfte ich einmal gehen.

Wieder einige Zeit später wurde ein etwa 40- bis 46jähriger Mann in meine Zelle gesteckt. Er kam mir sofort verdächtig vor, und ich glaubte sogar, daß ich ihn von irgendwoher kannte. Überall schnüffelte er herum in der Zelle, ob nicht irgend etwas versteckt wäre, ein Tschick vielleicht oder so. Auch versuchte er immer wieder, mit mir von allerlei kriminellen Sachen zu reden. Ich ging jedoch darauf nicht ein. Als er mir dann jedoch sagte, daß er Sommeregger heiße, da wußte ich, woran ich war. Der war doch einer der bekannten "Sommereggerbrüder" aus den Auen, fuhr es mir durch den Kopf. Einer von den drei Brüdern war doch ein ausgekochter "Eintippler" und schon jahrelang immer wieder im Häfen. Den hatte der Rittmeister wohl zu mir hereingesteckt, um mich auszuspionieren. Ohne mich, meine Herren! Ich wußte Bescheid. Aus mir wird dieses kriminelle Subjekt bestimmt nichts herauskriegen.

Da in der Zelle nur eine Pritsche war, mußten wir beide darauf liegen. Als mich der Kriminelle in der Nacht belästigen wollte, schlug ich Lärm und berichtete dem Revierinspektor davon. Dieser ließ den Sommeregger dann sofort in eine andere Zelle sperren.

Von meiner Warnung an die anderen Zellen mußte Lychem doch erfahren haben, denn ich wurde trotz vorherigen Versprechens, in eine Gemeinschaftszelle zu kommen, in der Zelle 2 belassen. Außerdem durfte ich wieder mehrere Wochen nicht in den Gefängnishof. Das war eine harte Probe für mich. Nach und nach erfuhr ich durch den "Fazi", daß fast alle Genossen ihre gemachten Angaben widerrufen haben. Und so begannen für die meisten von uns wieder neue Verhöre, auch mitten in der Nacht wurde ich geholt. Da man auch anderen den Spaziergang verboten hatte, beschlossen wir, in den Hungerstreik zu treten, wenn man uns nicht einem Untersuchungsrichter vorführen würde und wir nicht wieder in den Hof dürften. Die Gefängnisverwaltung - in Person des Polizeikommissars Sigismund Kollmann - spielte aber die harte Tour.

Wir traten daraufhin in den Hungerstreik. Fünf Tage hielt ich den Streik durch und brach ihn erst ab, als ich zugesichert bekam, dem Untersuchungsrichter vorgeführt zu werden und daß der Spaziergangszug aufgehoben würde. Obwohl ich mich den ganzen Tag in der Zelle kaum bewegte und meistens auf der Pritsche lag, um Kraft zu sparen, war mir bereits am zweiten Streiktag ganz schwummerig. Am Abend des fünften Streiktages kam Kollmann persönlich in die Zellen und verständigte uns davon, daß unsere Forderung erfüllt würde, da die Voruntersuchungen bereits abgeschlossen seien und wir bald ans Landesgericht überstellt würden. Dort wäre es Sache eines Untersuchungsrichters, alles Weitere zu veranlassen. Kollmann hat uns einfach angelogen, denn wir wurden noch lange nicht nach Klagenfurt überstellt, sondern verbrachten die Weihnachten 1935 im Polizeigefängnis in Villach.

FLUCHTVERSUCH NACH 93 TAGEN EINZELHAFT

Seit meiner Einlieferung in die Zelle 2 im Polizeigefängnis in Villach, den vielen Verhören - auch mitten in der Nacht - und dem Verbot des Spazierganges im Gefängnishof, waren 93 Tage und Nächte vergangen. Ich hatte viel Zeit gehabt, über manches nachzudenken. Die Einzelhaft konnte zwar meinen Willen zum Durchhalten nicht brechen, aber meine körperliche Verfassung hatte doch darunter gelitten. Als man am 94. Tag meiner Haft einen Schubhäftling in meine Zelle schob, war das für mich natürlich eine große Erleichterung. Nun konnte ich wenigstens mit einem Menschen reden - früher waren oft nur Fliegen, die an der Zellenwand ihre Flügel surren ließen, Gegenstand tiefsinniger Betrachtungen. Ich paßte natürlich bei der Unterhaltung mit meinem "Zellenbruder" sehr auf, um nicht über irgendwelche Tätigkeiten politischer Natur mit ihm zu sprechen.

In den vorhergegangenen Wochen und Monaten, seit meiner Verhaftung am 12. September 1935, hat mich ein Gedanke Tag und Nacht beschäftigt: Ich muß abhau'n! Aber wie?

Nach und nach war es mir gelungen, mittels hinausgeschmuggelter "G'siberln", Verbindung herzustellen mit unserem Genossen Sepp Peskoller. Der war schon vor längerer Zeit wieder "auf freiem Fuß" und arbeitete bei der Bahn als Weichensteller, mitunter auch als "Stockmann" beim Verschub am großen Rangierbahnhof. Von unserem "Pes" erhielt ich einige Hinweise darüber, von welchem Gleis und um welche Tageszeit Güterzüge in Richtung St. Veit an der Glan und weiter nach Wien zusammengestellt und abgefertigt wurden. So verließ jeden Tag um 16 Uhr ein Güterzug das Gleis 14 auf der Strecke längs des Ossiachersees in Richtung St. Veit und weiter nach Wien. Das wäre für mich ideal gewesen. Einmal in Wien - so hatte ich es mir ausgedacht -, würde ich bei "Gerti", in der Nähe vom Großkaufhaus Gerngroß, für einige Zeit in der Versenkung verschwinden. Die Partei würde sich dann um meinen weiteren Weg bemühen. So müßte es eigentlich klappen.

Um die Voraussetzungen für meine Flucht zu schaffen, durfte ich niemanden einweihen. Ich täuschte große Zahnschmerzen vor, jammerte einige Tage vorher immer wieder, mein Kinn mit beiden Händen festhaltend, und bat den diensthabenden Revierinspektor, man möge mich zu einem Zahnarzt bringen. Ich wußte natürlich, daß ich zu keinem Zahnarzt, sondern zum Polizeiarzt geführt werden würde. Der letzte Stockzahn links tat mir zwar ab und zu weh, jedoch zum Herausreißen war er wirklich noch zu gesund. Aber was soll's! Wenn mein Plan dadurch gelingen würde - auf einen Stockzahn konnte ich dafür leicht verzichten. Meinem Fluchtplan kam entgegen, daß der Polizeiarzt Dr. Pichler in der Nähe des Hauptbahnhofes, hinter dem der große Rangierbahnhof lag, seine Ordi-

nation hatte. Lediglich eine Querstraße und den Platz vor dem Bahnhof mußte ich bei meiner Flucht überwinden. Ich könnte mich dann am Rangierbahnhof solange verstecken, bis ich in einem Güterzug in Richtung St.Veit a.d.Glan meiner Heimatstadt "ade" sagen konnte. Die Querstraße und der Bahnhofplatz waren sehr verkehrsreich, und am frühen Nachmittag "wimmelte" es nur so von Straßenpassanten und abfahrenden und ankommenden Fahrgästen, da viele Schüler um diese Zeit erst heimkamen. Also für einen, der untertauchen wollte, wie geschaffen.

Ich meldete mich also eines Tags im Jänner 1936 zum Rapport und bat, zum Zahnarzt geführt zu werden. Als mich dann ein baumlangere Polizist - er war einige Wochen im Krankenstand gewesen und noch sehr blaß im Gesicht - aus meiner Zelle holte, schlug mein Herz bis zum Hals herauf. "Der Anfang hat also geklappt", dachte ich mir.

Munter schritt ich neben dem "Putz" einher. Da war alles so komisch auf der Straße! Wie die Menschen dahineilten! Und ein Radfahrer - wie der sich fortbewegte! Für mich "Häfenbruder" - nach 93 Tagen Einzelhaft, ohne Spaziergang im Gefängnishof - ein völlig ungewohntes Bild. Und die frische, kalte Winterluft! Ich holte beglückt einigemal tief Atem. Einerseits tat mir dies wohl, jedoch begann mir bald der Kopf weh zu tun. Ich hatte ja keinerlei Kopfbedeckung, das war wohl der Grund dafür. Auch in meinen Beinen hatte ich ein komisches Gefühl, bei jedem Schritt drohten mir die Knie einzuknicken, so "patzweich" kam mir alles vor. Ich machte mir darüber aber keine weiteren Gedanken - alles in mir war darauf konzentriert, eine Fluchtgelegenheit wahrzunehmen.

Als der Polizist, immer eng an meiner Seite, die Treppen zur Ordination im zweiten Stock hochstieg, bemerkte ich nicht ohne innere Genugtuung, daß er bei jedem Schritt immer mehr zu keuchen anfang. Oben angelangt, war er vollkommen außer Atem und leichenblaß im Gesicht.

Ich hatte mir genau eingeprägt, wie viele Treppenabsätze die jeweilige Stiege von einer Kehre zur anderen hatte. "Kein Unterschied zur Stiege in unserem 'Eisenbahnerhaus' am Auenweg Nr.19 und 21", stellte ich, innerlich frohlockend, fest. So und nicht anders konnte ich meinem "treuen Begleiter" entkommen. Als Buben hatten wir also nicht umsonst das Hinunterspringen von einer Stiegenkehre zur nächstunteren immer wieder geübt.

Der Polizeiarzt Dr.Pichler, ein nahezu zwei Meter großer, breit-schultriger Koloß, war von meinem Kommen schon unterrichtet und wartete, weißbemäntelt, schon mit der Zange in der Hand. "Na, du Kummerl! Das werd' ma gleich hab'n!", sagte er zu mir gewandt. "Setz dich dort aufs Stockerl, drinnen im Ordinations-

zimmer hab ich eine andere Patientin - da kann ich dich nicht brauchen!" Ich tat, wie mir gesagt. Da ich jedoch Zeit gewinnen wollte - es war erst 14.30 Uhr und um 16 Uhr wurde der Güterzug erst abgefertigt -, fragte ich den Polizeiarzt, ob er mir den Zahn nicht besser plombieren statt heraußreißen sollte.

"Was dir nicht einfällt! Glaubst du, wir machen mit euch Häfenbrüdern auch noch irgendwelche G'schichtn! Der Stockzahn muß heraus - und damit basta!"

In meinem ganzen späteren Leben hat mir eine Zahnbehandlung nicht mehr solche Schmerzen bereitet. Ich mußte mich mit beiden Händen am Stockerl festhalten, und der große Lackl von Polizeiarzt hätte mich fast samt dem Stockerl in die Höhe gehoben, so fest saß mein Stockzahn noch im Kiefer. Kein Wunder, er war ja vollkommen gesund! Als er heraußen war, blutete ich sehr stark. Dr.Pichler zeigte mir den Zahn, so, als ob er eine Trophäe hochhalten würde. "Aha, der hat ja vier ineinandergreifende Wurzeln", sagte er, "deshalb hab ich mich so geplagt beim Herausziehen". Dem Doktor mußte ich doch irgendwie leid getan haben nach dieser schmerzlichen Prozedur, denn etwas gutmütiger fragte er mich: "Bist jetzt schwindlig, Bub?"

"Nein, das nicht - aber Schmerzen hab ich schon!"

"Bleibst halt a biss'l sitzen" ... "da, nimm diese Tabletten, sie sind schmerzstillend, in einigen Minuten ist alles vorbei!"

In einigen Minuten - ja, da war's für mich vielleicht wirklich "vorbei"! Wenn der Doktor wüßte...! Nach zirka fünf Minuten steckte auch der Polizist seinen Schädel bei der Tür herein und sagte kurz: "Gemma!"

Langsam ging ich neben ihm den Gang entlang. Der "Putz" war noch immer sehr blaß im Gesicht und ich bemerkte, daß er sogar etwas schwankte beim Gehen. Sein Atem ging keuchend - kein Wunder, er war ja direkt eingeschnürt in seinen Uniformmantel, der überaus lang hinunterhing und ihn beim Gehen sicher stark behinderte. Ich verwickelte ihn in ein belangloses Gespräch über das vorangegangene Zahnziehen und daß es mir jetzt schon etwas besser gehe, nur käme noch immer viel Blut aus dem entstandenen Loch im Kiefer.

"Dort drüben ist ein Spucknapf", sagte der "Putz" zu mir und wies ans Ende des langen Ganges. "Spuck dort dein Blut hinein und komm gleich wieder." Er stellte sich an den Rand der Stiege und hielt sich am Treppengeländer fest. "Vielleicht ist er selbst schwindlig", dachte ich mir. Das würde ja vortrefflich in mein Konzept passen. Langsam ging ich wieder zu ihm zurück und wir gingen ein paar Stufen nebeneinander die Stiege hinunter. In der Mitte der Stiege machte ich eine Flanke über das

Treppengeländer und landete fast an der ersten Kehre. Diese Sprünge wiederholte ich, bis ich unten im Hausflur angelangt war.

Der Polizist, von mir so überrumpelt, schrie wütend auf und rannte die Treppen herunter. Ich hatte jedoch einen sehr großen Vorsprung und wollte gerade durch das große Tor auf die Bahnhofstraße laufen, als ich auf der gegenüberliegenden Seite einen anderen "Putz" stehen sah. Schnell stieß ich das Tor wieder zu und war mit ein paar Sätzen im Hinterhof des Hauses. Dort war es nicht mehr weit zu den Parkanlagen des Hotels Moser. Der Polizist war inzwischen hinter mir her. In seiner rechten Hand die schwere Steyr-Pistole schwingend, schrie er mir nach: "Bleib steh'n, du Lump! Sonst schieß ich!"

Ich wußte natürlich, daß er sich's wohl überlegen würde, auf einen politischen Häftling, noch dazu einen Jugendlichen, zu schießen und kümmerte mich daher nicht im geringsten um sein Geschrei. Ich lief weiter. Der Hinterhof war vorne durch eine zirka 2 Meter hohe Mauer und an der rechten Seite durch einen hohen Staketenzaun begrenzt. Um den Polizisten abzulenken, tat ich so, als ob ich über den Staketenzaun klettern würde, um die Querstraße beim Bahnhofplatz zu erreichen. Prompt fiel mir der "Putz" auf dieses Manöver herein. Mit einem Fluch - aber äußerst tolpatschig und durch seinen langen Mantel behindert - erklimmte auch er den Zaun und wollte auf der anderen Seite herunterspringen. Er blieb jedoch mit seinen Mantelschößen hängen und brauchte einige Minuten, um sich aus dieser unfreiwilligen "Umarmung" wieder zu befreien. Dies brachte mir wieder einen Vorsprung. Mit ein paar Sätzen war ich bei der Mauer, schwang mich hinauf und sprang auf der anderen Seite in die Parkanlage. Ich hatte mir an der rechten Hand einige Schnittwunden zugezogen, denn der obere Rand der Mauer war mit Glasscherben gespickt. Blut rann aus den Wunden, ich achtete jedoch nicht darauf. Die Parkanlage war direkt anschließend an den Draukai - wenn ich den in nördlicher Richtung entlanglief, würde ich direkt ins "Kapuzinerwaldl" und zum Lindner-Sportplatz kommen. Von dort war es nicht mehr weit auf den Oswaldi-Berg. Dort könnten sie mich nicht mehr so leicht fangen. - Diese Gedanken kreisten in meinem Kopf.

Leider hatte ich - obwohl ich von meinem Verfolger nichts mehr sah - nicht damit gerechnet, daß ich durch die lange Einzelhaft doch sehr schwach in den Beinen geworden war. Plötzlich versagten mir die Knie und ich fiel der Länge nach zu Boden. Als ich mich wieder aufgerichtet hatte, zitterten mir die Knie. Ich hatte einen starken "Knie-Schnaggler" - wie wir Kärntner sagen. Mit keuchendem Atem suchte ich eine Möglichkeit, um irgendwo kurze Zeit verschlafen zu können. Da sah ich, daß bei der Dependence des Hotels Moser einige, zirka drei Meter ins Haus hineinragen-

de Kellernischen waren. Kurz entschlossen kroch ich in eine Nische hinein, hoffend, daß diese ins Innere des Hauses führen würde. Da hatte ich mich aber sehr getäuscht. Sie war leider durch ein Gitter begrenzt. Ich saß also direkt in einer Falle. Mir fiel alles hinunter, ich war schachmatt! Trotzdem glomm in mir ein kleines Fünkchen Hoffnung - vielleicht suchte mich gerade hier niemand. Ich legte mich, noch immer außer Atem und mit zitternden Knien, am laubbedeckten Boden nieder und beobachtete, was draußen im Park vor sich ging.

Es dauerte auch nicht lange, da hörte ich, wie sich mehrere Leute gegenseitig zuriefen, wo ich eventuell sein könnte. Einer der Suchenden - nachher stellte es sich heraus, daß es ein Hofarbeiter des Hotels Moser war, den ich sogar vom Sehen her kannte - rief den Leuten zu, daß ich sicherlich schon den Draukanal entlang das Weite gesucht hätte. Hier im Park sei ich bestimmt nicht, denn er hätte mich doch sehen müssen. Als ich dies hörte, kam neue Hoffnung in mir auf. Aber das alte Sprichwort sagt: "Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben!" Und das paßte haargenau zu meiner momentanen Situation.

Das Unheil kam mit kleinen Trippelschritten auf mich zu, in Gestalt eines 4- bis 5jährigen Buben. Er war gerade noch klein genug, um, ohne sich bücken zu müssen, in mein Versteck hineingaffen zu können. Als er mich erblickte, rief er mit weit aufgerissenen Augen, mit seinem kleinen Zeigefinger auf mich zeigend: "Da - da ist einer drinn'..." "da ist einer!" Damit war ich natürlich entdeckt. Die beiden Polizisten stellten sich links und rechts vor die Kellernische, fuchtelten mit ihren Pistolen aufgeregt herum und schrieten fast gleichzeitig: "Jezt ham ma dich, du Krippelgspül! Kumm außa, du Bersch!"

Was blieb mir unter diesen Umständen anderes übrig, als aus meinem Versteck zu kriechen. Als ich mich draußen aufgerichtet hatte, fielen beide "Putz" über mich her und gaben mir um jedes Handgelenk eine "Zwiesel". Brutal drehten sie so lange an der Rebschnur, bis beide Hände in kurzer Zeit blau anliefen. Mein lauter Protest, ich sei kein Krimineller, sondern ein politischer Untersuchungshäftling, ich würde mich bei meinem Anwalt beschweren, machte auf die beiden Polizeibüttel überhaupt keinen Eindruck. Wie einen Gekreuzigten, mit ausgebreiteten Armen, zerrten sie mich die Straße entlang und über die Draubrücke. Straßenpassanten stießen empörte Rufe aus: "Schaut einmal, wie die beiden Putz den jungen Burschen dahinschleppen" ... "So eine Gemeinheit - was hat er denn getan? - So ein junger Bursch" ... "Vielleicht ist es einer der jungen Arbeitslosen." "...ein Politischer..."

Ich konnte nicht mehr an mich halten und rief den inzwischen

immer zahlreicheren Schaulustigen voll Wut zu: "Ja! Ich bin ein Politischer - ich bin ein Jungkommunist vom Auenweg..." Weiter kam ich nicht. Der eine Polizist, dem ich vorher entkommen war, schlug mir mit der Faust mitten ins Gesicht, so daß es mir für einen Moment schwarz vor den Augen wurde. Der zweite gab mir einen Tritt ins Kreuz, so daß ich beinahe stolperte und mich nur mit Mühe aufrecht hielt. Die Straßenpassanten wurden durch diese Szene erst recht rebellisch und bedachten die beiden Polizisten mit zünftigen Schimpfworten. Diese sagten dazu kein Wort, zerrten meine Arme weit auseinander und eilten mit mir, nahezu im Laufschrift, dem Polizeigefängnis zu. Dort wurde ich wieder in meine "angestammte" Zelle 2 gestoßen. Aus war mein Traum!

Die Zelle war leer. Der Schubhäftling war nicht mehr da. So hockte ich mich auf die harte Holzpritsche und ließ den Kopf hängen. Ein zweitesmal würde sich mir so eine gut angelaufene Fluchtgelegenheit sicher nicht mehr bieten. Das war gewiß. Ich war nur froh, daß ich keinerlei Kassiber mehr bei mir hatte. Diese hatte ich vorsorglich beim Ausleeren des Scheißkübels im Klosett hinuntergespült, bevor man mich zum Polizeiarzt gebracht hatte. Unser Genosse "Pes" war also keiner Gefahr von dieser Seite ausgesetzt. Überhaupt: Ich hatte zu keinem der Häftlinge - beim Wochenend-Bad wurden wir immer zu sechst unter die Brause gejagt -, zu keinem der Kumpel auch nur ein Sterbenswörtchen gesagt von meinem Plan. Was der Herr Polizeikommissar von Villach, der kleine "Giftzwerg" Sigismund Kollmann, zu meinem "Ausflug" sagen würde, war mir scheißegal.

Die Strafe folgte natürlich prompt. Wieder Einzelhaft, kein Spaziergang im Gefängnishof, kein Lesestoff in die Zelle, kein Besuch von zu Hause und auch kein Essen, das mir Mutter, jeden Tag den langen Weg vom Auenweg bis zum Polizeigefängnis hastend, um die Mittagszeit gebracht hatte.

Wir hatten uns einen Pfiff ausgemacht. Wenn sie gekommen war und unter dem Zellenfenster, das zur schmalen Gasse hinzeigte, vorbeiging, pfiff sie immer einige Takte der Marseillaise, wo es hieß: "Nicht zählen wir den Feind, nicht die Gefahren!" Wenn ich Mutter so pfeifen hörte, sprang ich in der Zelle immer zum Gitter hoch, hielt mich am Gitterkorb fest und pfiff so laut ich konnte die Anschlußtakte zum Refrain: "Der Bahn, der kühnen folgen wir, die uns geführt Lenin!" Wir Jungkommunisten hatten schon immer "Lenin" gesagt, statt "Lassalle". Dem letzteren zu folgen, das wäre ja gleichbedeutend für uns gewesen, den gleichen revisionistischen Weg zu gehen wie die Sozialdemokraten. Dieser verhängnisvolle Weg hatte das österreichische Proletariat ja direkt in den 12. Februar geführt. Lenin, das war unser Weg!

EINE TABAKSPFEIFE "IM ANSCHLAG"

und damit auf Rudi zielend, so stand Revierinspektor Jettl breitspurig im Gefängnishof. "Komm sofort herunter von der Mauer - oder ich schieß!", brüllte er dem Flüchtenden nach. "Mach dich nicht unglücklich! Bub - sei g'scheit!" - "Du brichst dir sowieso deine Hax'n, wennst hinunterspringst!" ... "Bleib herinnen! Draußen kommst nicht weit!" ... "Mit uns'rem Polizeihund erwischen wir dich im Handumdreh'n - du blöder Bersch", rief Jettl, nun zur Gefängnismauer laufend und immer wieder auf den bereits hoch oben auf der Gefängnismauer stehenden Rudi einredend, daß eine Flucht vollkommen aussichtslos sei.

Rudi Sandrießer, mein engster Kumpel im KJV-Villach, war an diesem ereignisreichen Tag immer wieder neuen Verhören unterzogen worden. Rittmeister Lychem wollte ihn mit aller List und Schikane dazu bringen, ein umfassendes Geständnis abzulegen. Rudi blieb jedoch hart und leugnete alles ab - was Lychem auch ins Treffen führen mochte.

Bei meinem seinerzeitigen "Verständigungscoup" im Zellentrakt des Polizeigefängnisses in Villach, hatte ich ja die einmalige Gelegenheit genützt und die Genossen vor dem "Umfaller" Franz Zwonar gewarnt. Rudi hatte sich daher schon ausrechnen können, mit welchen Fragen ihn der Polizei-Rittmeister Lychem - der die meisten Verhöre vornahm - traktieren und ins Eck treiben wollen würde. So blieben dessen wiederholte Versuche, aus meinem Kumpel etwas für den Untersuchungsrichter Greifbares herauszuholen, ohne Erfolg. Trotzdem war Rudi durch die oft stundenlangen Verhöre fast fertig mit den Nerven. Und so kreiste immer wieder nur der Gedanke in seinem Kopf: "Ich muß abhau'n! Das halt' ich nicht mehr lange aus!"

Schon vor meinem eigenen, leider mißlungenen Fluchtversuch im Jänner, hatte Rudi beim "Spaziergang" immer wieder fasziniert auf die Dachrinne geschaut, die an der Innenseite der Gefängnismauer angebracht war. "Da müßte man doch mit einigem Glück hochkommen ... und auf der anderen Seite einfach hinunterspringen, und dann - nichts wie weg!" Unter solchen Gedankengängen nahm Rudis Fluchtplan immer konkretere Formen an. Da er über meinen mißlungenen Fluchtversuch bestimmt schon unterrichtet war - solche Ereignisse machten dank des Informationssystems der "Fazi" schnell die Runde -, wollte er es sicher besser machen als ich.

Im Gegensatz zu mir, der ich viele Wochen nicht in den Spazierhof gelassen worden war, durfte Rudi schon längere Zeit diese "Begünstigung" in Anspruch nehmen. Er war daher körperlich viel besser beisammen als ich. Ich war wegen meiner langen Einzelhaft, ohne Spaziergang im Hof, vollkommen schlapp in den Beinen.

Auch war in der Gemeinschaftszelle, in der Rudi einsaß, immer etwas los. Sie konnten miteinander lange Gespräche führen, durften sogar Bücher aus der Gefängnisbücherei ausleihen, und wenn es ihnen einmal langweilig war, unterhielten sie sich mit dem bekannten Spiel des "Bockschlagens". Da droschen sie dem als "Bock" eingeteilten Zellenkumpel mit aller Wucht mit der flachen Hand auf dessen gespanntes Hinterteil, daß es nur so klatschte. Das darauffolgende Gelächter der anderen, die um den "Bock" herumstanden, wenn dieser nicht erriet, wer der Schläger war, war im ganzen Zellentrakt zu hören. Dies ließ die Polizeiwachmannschaft vollkommen ungerührt bei ihrem Kartenspiel. "Solange sich die Häfenbrüder mit gegenseitigen Schlägen auf ihre gespannten Ärsche unterhalten, solange gibt es keine anderen lästigen Probleme." Das war eine langjährige Erfahrung der Polizei.

Rudi war am Vormittag wieder einige Stunden beim Verhör gewesen. Draußen rieselte der Regen eintönig hernieder, und eine dichte Wolkendecke ließ alles grau in grau erscheinen. Revierinspektor Jettl hatte Dienst. Er saß im dürftig beleuchteten Wachzimmer, durch dessen schmales Fenster man in den Gefängnishof sehen konnte. Allerdings konnte man durch dieses schmale Fenster nur den gegenüberliegenden Teil des Gefängnishofes überblicken, die vier Ecken des Hofes blieben außerhalb des Blickfeldes. Rudi hatte dies bereits mit Genugtuung erkannt, als er einmal nach einem Verhör vom Revierinspektor ins Wachzimmer mitgenommen werden mußte.

Rittmeister Lychem, dem der Revierinspektor den "U-Häftling" Rudi S. schon zum x-tenmal vorgeführt hatte, schickte Jettl mit der Bemerkung: "Sie können inzwischen ruhig ihr Mittagessen einnehmen - ich brauch' den Häftling heute etwas länger" in die Wachstube zurück. Der war natürlich sehr froh darüber, denn er war schon sehr hungrig geworden, es ging ja schon auf 14 Uhr zu. Sonst hatte er sich schon immer um 12 Uhr an seinen Schreibtisch gesetzt und sein Mittagessen einnehmen können.

Genüßlich löffelte Jettl seine Rindsuppe und mit großem Appetit verschlang er das Schweinsschnitzel. Es war ja alles "hausgemacht", denn seine Frau brachte ihm das Essen immer in die Wachstube. Als er gegessen hatte, trank er mit Genuß noch sein Flascherl Bier aus. Dann rückte er sich auf seinem Sessel zurecht, und schon nach kurzer Zeit hätte ein stiller Beobachter sehen können, wie ihm seine Augenlider immer öfter zuklappten, die Schnarchtöne des "Diensthabenden" das monotone Ticken der Pendeluhr an der Wand immer öfter übertönten. So aber war Jettl allein im Raum. Niemand störte sein Schnarchen, wie auch er selbst niemanden anderen zu stören imstande war. Es war ja um diese Tageszeit "nichts los" im Polizeigefängnis. Jettls "Mittagsschlaf-

chen" blieb lange ungestört. Erst um 15.30 Uhr schrillte das Telefon und riß den Revierinspektor aus seinem tiefen Schlummer. Mechanisch griff er zum Hörer und meldete sich: "Hier Revierinspektor Jettl, wer ist am Apparat?" Als Jettl am anderen Drahtende die Stimme des Rittmeisters Lychem erkannte, wurde er erst so richtig munter. Dieser wollte von ihm, daß er den U-Häftling S. zurück ins Zellenhaus bringe, hernach dürfe dieser für eine Viertelstunde in den Gefängnishof. "Jawohl, Herr Rittmeister, U-Häftling S. abholen, eine Viertelstunde Gefängnishof", stotterte Jettl durchs Telefon und legte den Hörer wieder auf die Gabel.

Aus seiner Mittagsruhe aufgescheucht, beeilte sich Jettl nicht sonderlich, um ins Vernehmungszimmer des Rittmeisters zu kommen. Er mochte diesen arroganten Emporkömmling, dem sicher eine steile Laufbahn nach "oben" beschieden war, überhaupt nicht. Behandelte er doch auch längerdienende Beamte wie den letzten Dreck - und zu den politischen U-Häftlingen war er auch gemein und hinterfotzig. Mit allen Schikanen ging er vor allem gegen Kommunisten und Revolutionäre Sozialisten vor. Die Nazis, von denen auch einige im Polizeigefangenenhaus waren, wurden von Lychem mit besonderem Wohlwollen behandelt. Für sie gab es nie einen Spaziergangentzug, so wie für die noch halbwüchsigen Jungkommunisten.

Dies alles ging dem Revierinspektor - der vor 1934 selbst Sozialdemokrat war - durch den Kopf, als er langsam die Treppe hochstieg. Oben angekommen, nahm er Rudi in Empfang und ließ diesen knapp vor sich wieder die Stiegen hinuntergehen. Erst bei der verschlossenen Verbindungstür zum Zellenhaus blieb Rudi stehen und fragte Jettl, ob es wirklich wahr sei, daß er anschließend in den Spazierhof dürfe.

"Ja, der Rittmeister hat dir eine Viertelstunde Spaziergang erlaubt", sagte Jettl. "Warum hat er dich denn heute so lange verhört? Hast was zugegeben? Hast etwas gestanden? Viel ist ja sowieso nicht mehr zu sagen, der Zwonar hat doch schon alles erzählt!"

Rudi sagte nichts. Er dachte sich nur: Das stimmt also doch alles, was Lychem mir vom Zwonar auf den Kopf zugesagt hat! Dieses Arschloch - der Zwonar -, der hat uns also alle verraten! Abhau'n, das ist das beste, was ich noch tun kann!

Im Wachzimmer angekommen, nahm der Revierinspektor den großen Schlüsselbund vom Haken und sperrte die eisenbeschlagene Tür auf, die vom Wachzimmer in den Gefängnishof führte. Man kam nur über das Wachzimmer in den Gefängnishof, außer die großen Blechtore bei der Einfahrt ins Gefängnis wurden geöffnet. "So, du hast jetzt eine Viertelstunde Zeit, um frische Luft zu tanken",

sagte Jettl zu Rudi. "Der Regen hat auch aufgehört - da wirst wenigstens nicht naß beim Spaziergang! Ich hol' dich schon wieder, wenn es soweit ist!"

Rudi schien es, als spräche der Revierinspektor von weither auf ihn ein - er hatte sich bereits auf den in seinem Schädel kreisenden Gedanken konzentriert: "Jetzt oder nie!" Er drehte einige Runden im Gefängnishof, damit seine Beine richtig durchblutet wurden und bemerkte nach kurzer Zeit mit Genugtuung, wie sich sein ganzer Körper richtig aufwärmte. Von der dem Wachzimmer gegenüberliegenden Hofseite aus konnte er sehen, daß Jettl auf seinem Sessel beim Schreibtisch saß und sich nicht rührte. "Der macht jetzt wieder ein Nickerchen - jetzt muß ich es wagen", ging es Rudi durch den Kopf. Mit ein paar hastigen Sprüngen, darauf achtend, daß er keinen unnötigen Lärm machte, lief Rudi ins rechte, vordere Eck des Hofes, welches am wenigsten eingesehen werden konnte, kraxelte flink die Dachrinne hinauf und schwang sich mit einem Klimmzug auf die Gefängnismauer. Dort angelangt, hätte er nur noch den zirka einen Meter hohen Staketenzaun aus zugespitzten Eisenstäben überklettern müssen, um an der Außenseite der Mauer hinunterspringen zu können. Schon stand er mit einem Fuß auf einer Querstange, um dies auszuführen, als er zu seinem nicht geringen Schrecken das Gebrüll des Revierinspektors vernahm: "Komm sofort herunter von der Mauer - oder ich schieß!"

Als sich Rudi daraufhin umdrehte, sah er tatsächlich, daß Jettl ein "Röhrl" in der rechten Faust hielt und damit auf ihn zielte. Da gab er es auf. Die Spannung in seinem Körper ließ plötzlich nach und fast mechanisch nahm er seinen Fuß von der Querstrebe des Staketenzauns. Dann rutschte er einfach die Dachrinne hinunter, nicht darauf achtend, daß er sich dabei am Mauerwerk seine Finger und Knöchel blutig riß. Am Boden gelandet, nahm ihn der Revierinspektor in Empfang. Der lachte schallend auf: "Du blöder Bua, glaubst denn wirklich, ich hätt' auf dich g'schoss'n? Schau her, was ich da in meiner Hand g'halt'n hab! Mei' Pfeif'n! Die hast für an Revolver g'halt'n ... na, na, auf euch Buam schiaßat i sowieso net!" ... "Aber vielleicht ist es für dich besser so - es bleibt dir damit wohl manches erspart!"

Rudis staunender, ungläubiger Gesichtsausdruck bremste wohl das vorherige schallende Gelächter des Revierinspektors zurück auf ein wohlwollendes, verständnisvolles Lächeln. Jettl, der zu uns jungen Inhaftierten oft wie ein Vater war und uns manches Unangenehme vom Leibe hielt, er ahnte sicher, wieviel Hoffnung auf Freiheit in Rudi zusammengebrochen war. So sagte er fast gütig: "Na Bua - geh wieder in die alte Zell'n - red aber mit den anderen Kumpeln nichts über dein heutiges Mißgeschick! Das bleibt unser Geheimnis!"

Abschrift (Auszüge) der Anklageschrift gegen die beiden Funktionäre des Kommunistischen Jugendverbandes (KJVÖ) Max Muchitsch und Rudolf Sandrießer

150 / 36
16

1 St 243/36

2

Anklageschrift:

Die Staatsanwaltschaft Klagenfurt erhebt vor dem zur Vornahme der Hauptverhandlung hierüber zuständigen Landes - als Jugendschöffengericht Klagenfurt gegen

1.) Max Muchitsch,

geboren am 13. Mai 1919 in Villach, Bezirk Villach, Kärnten, dahin zuständig, konf. los, ledig, Arbeitsdienstler der Stadtgemeinde Villach, in Villach, Auenweg Nr. 21, angeblich unbeanständet, derzeit in politischer Strafhaft,

2.) Rudolf Sandrießer,

geboren am 10. Februar 1918 in Seebach, Bezirk Villach, Kärnten, dahin zuständig, ev., ledig, Handelslehrling in Villach, Bischofstraße Nr. 8, vorbestraft, derzeit in politischer Strafhaft, die

Anklage:

Max Muchitsch und Rudolf Sandrießer haben in den Jahren 1934 und 1935 in und um Villach durch Betätigung für den Kommunistischen Jugendverband im Verborgenen, in Verbindung durch Anspinnung, Aufforderung, Aneiferung, Verleitung durch Wort und Verbreitung von Druckschriften, deren Herstellung und Verbreitung der Behörde verborgен gehalten wurde und werden sollte, etwas unternommen, was auf Herbeiführung einer Empörung und eines Bürgerkrieges im Inneren angelegt war.

Sie haben hierdurch das Verbrechen des Hochverrates nach § 58 c StG begangen und seien hierfür, da sie sich bei einer solchen Unternehmung auf eine entferntere Weise beteiligt haben, nach § 59 b, zweiter Absatz StG. unter Bedachtnahme auf § 11 Absatz 1 Zahl 1 JGG. und auf die Bestimmungen des Bundesgesetzes BGBl. Nr. 32/35 zu bestrafen.

Gründe:

Der KJV, der bereits im Jahre 1932 die Behörden beschäftigte und von dem festgestellt wurde, daß er einen Teil der Mitglieder des soz. Jugendverbandes "Die Roten Falken" erfaßt hatte, erreichte im Mai 1934 im Bezirke Villach einen Mitgliederstand von 90-100

Personen. Nach einem durch Verhaftung verschiedener Angehöriger des Verbandes hervorgerufenen Rückschlag setzte im Oktober 1934 durch Einflußnahme eines Instructors neuerdings eine Aufwärtsbewegung ein.

Anfang Jänner 1935 traf über Auftrag der Wiener Kommunistischen Parteileitung ein Instruktor in Klagenfurt ein, der sich "Markus" nannte und mit den Mitgliedern der dort bestehenden Zellen Annabichl, St. Peter und Klagenfurt zwecks Intensivierung der Arbeiten des KJV in Verbindung trat ...

*

Soweit die Einführungssätze der Anklageschrift. Danach wird in 20 weiteren Maschinschreibseiten Anklage gegen zwei Jugendliche erhoben. So heißt es auf Seite 16 weiter:

Die von den Beschuldigten entfaltete Tätigkeit ist aus nachstehenden Erwägungen heraus als Verbrechen des Hochverrates zu qualifizieren:

Jede Art der Betätigung im Dienste der kommunistischen Idee, die bestimmt und geeignet ist, die Ziele dieser Partei ihrer Erfüllung näher zu bringen, ist hochverräterisch. Im Gegensatz zu früheren Zeiten und auch noch zum Zeitpunkte der Verordnung vom 26. Mai 1933, BGBl. Nr. 200, mit der jede Betätigung der Kommunistischen Partei verboten und das Zuwiderhandeln unbeschadet einer allfälligen strafgerichtlichen Verfolgung nur mit einer Verwaltungsstrafe bedroht wurde, liegen heute die Verhältnisse so, daß die Errichtung der klassenmäßigen Diktatur des Proletariats nicht anders als durch Empörung und Bürgerkrieg erreicht werden kann, weil Österreich heute einen autoritär regierten Staat mit berufsständischer Verfassung darstellt, während das Ziel des Kommunismus die Aufrichtung der Alleinherrschaft einer einzigen Klasse, auch mit den Mitteln der Gewalt ist. Ob sich diese Betätigung für die Partei in der Herstellung oder Verbreitung von Druckwerken, deren Inhalt mit den Zielen der Kommunistischen Partei im Zusammenhang steht, erschöpft oder auf andere Weise manifestiert, ist ohne Bedeutung.

Der Kommunistische Jugendverband, der in der Aktionsfront der KPÖ bis zu Beginn des Jahres 1935 eine bescheidene Rolle gespielt hat, ist nunmehr als eine Kampfgruppe dieser Partei anzusehen...

*

Den christlich-ständestaatlichen Anklägern kam es wohl gar nicht zum Bewußtsein, daß sie uns Jungkommunisten dadurch eine Ehre zuteil werden ließen, wenn sie in ihrer Anklageschrift unmißverständlich festhielten, daß der Kommunistische Jugendverband...
"...nunmehr als eine Kampfgruppe dieser Partei anzusehen (ist)."

Wir Kärntner und Villacher Jungkommunisten waren stolz darauf, Seite an Seite mit unseren Genossen in der KPÖ gegen die Reaktion, für die Rechte unserer Klassenbrüder in Stadt und Land einzutreten. Es konnte uns niemand, am allerwenigsten die Büttel des austrofaschistischen "Ständestaates", davon abhalten. Rudi und ich sahen daher der Verhandlung ruhig entgegen.

DIE VERHANDLUNG

gegen Rudi Sandrießer und mich war für den 29. Februar 1936 in Klagenfurt angesetzt. Einen Tag vorher, am 28. Februar 1936, standen alle anderen Genossen, die das 18. Lebensjahr bereits überschritten hatten, vor dem Richter. Es war ein Schwurgerichtsprozeß - ein richtiger Schauprozeß gegen den Kommunistischen Jugendverband und die KPÖ in Kärnten. Die Anklage lautete bei fast allen Angeklagten auf "Hochverrat", "Geheimbündelei" und "Anstiftung zum Bürgerkrieg". Den Anklägern mußte ja bei der Aufzählung dieser Anklagepunkte ein eisiger Schauer über den Rücken gelaufen sein, denn dementsprechend fielen dann auch die Urteile aus.

Stefan Maier ("Fritz") und Alfred Rettenbacher ("Richard") bekamen - schon vorher hatten beide je 12 Monate Polizeiarrest ausgefaßt - zu dieser Strafe noch 6 Jahre schweren Kerker dazu. Sechs oder sieben Genossen erhielten je 5 Jahre Kerker, Fanny Scheikl 3 Jahre und andere 2 Jahre und 1 Jahr Kerker.

"Hochverrat" war es also für die reaktionären Machthaber des "christlichen Ständestaates", daß wir Jungkommunisten uns für die massenhaft arbeitslosen Jugendlichen eingesetzt hatten, daß diese in "Jugend-in-Not"-Heimen täglich ein warmes Essen bekommen sollten; daß man für diese armselig dahinvegetierenden Bur-schen und Mädels geeignete Lehrplätze schaffen müsse; daß wir vom Staat und den Kommunalbehörden Hilfestellung forderten für aus-gesteuerte Familien; daß wir für demokratische Verhältnisse, für Presse- und Redefreiheit usw. eingetreten waren.

Wie schwach mußte dieser "Ständestaat" doch sein, wenn er für solche "hochverräterische Delikte" derartig hohe Kerkerstrafen verhängte? Die Verhandlung war eine einzige Farce - die Urteile waren schon lange vorher festgelegt, sie sollten der Abschrek-kung dienen.

Am nächsten Tag fand die Schöffengerichtsverhandlung gegen uns zwei Jugendliche statt.

Den Vorsitz führte Dr. Kapsch, ein Gottscheer Deutscher, Staats-anwalt war Dr. Hibaum. Die beiden gleichen Büttel, die dann am 19. August 1936 die Anklage gegen die Kärntner Slowenen, die Ge-nossen Karel Prušnik, Kordež, Slef u.a., vertreten sollten (s. "Gemsen auf der Lawine" v. Karel Prušnik-Gašper, Seite 23 - d.Vf.).

Rudi und ich standen also am 29. Februar 1936 vor den Richtern und Schöffen. In ihrem blinden Haß gegen uns Kommunisten - ihren Haß diktierte ihnen ihre Angst vor dem "Morgen" - würden diese "Christen" wohl kaum mildernde Umstände in Betracht ziehen.

Schon nach den ersten Worten von mir bekam ich eine Verwarnung wegen "frechen Benehmens vor Gericht". Wir hatten uns ja schon lange auf ein hohes Strafausmaß vorbereitet, und so erschütter-te uns die ganze Verhandlung überhaupt nicht mehr. Am 12. Februar 1936 hatten wir gemeinsam mit slowenischen Genossen im Landes-gerichtsgefängnis eine Protestaktion organisiert: Wir verweiger-ten an diesem Gedenktag an die Februarkämpfe den "Heuplatzer Schlangenfraß" und sangen die Internationale - was sicher auch nicht für "mildernde Umstände" sprach.

Der "Armenrechtsverteidiger" Dr. R. A. Rosenzweig (SP) strengte sich daher auch nicht sonderlich an, und es war charakteristisch für dessen Haltung, wenn er in Abwandlung auf die Situation den Bibelspruch "Man vergebe ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun" als seinen Trumpf ausspielte. Ich ließ mir diese Verhöhnung jedoch auch vom Verteidiger nicht gefallen und rief mit lauter Stimme in den dichtbesetzten Verhandlungssaal: "Wir Jungkommuni-sten wissen schon, was wir tun! Wir kämpfen für eine bessere Welt - wir kämpfen für den Kommunismus -, dafür verurteilt man uns, das Strafausmaß ist sowieso schon festgelegt..." Weiter kam ich nicht, mir wurde sofort das Wort entzogen. Ich durfte auch später, nach der Anklagerede des Staatsanwaltes Hibaum, kein einziges Wort mehr sprechen.

Nach meinem Ruf in den Saal wurde Beifall geklatscht, und bei-fällige Zustimmungsrufe hörte man vom hinteren Ende des Saales, wo auch mein Vater Platz genommen hatte. Der Vorsitzende Dr. Kapsch drohte mit der Räumung des Saales, sollte es noch weitere Beifallskundgebungen geben. Danach wurde das Urteil verkündet:

3 Jahre strenger Arrest, bei nicht korrekter Haftführung Abschub nach Wöllersdorf nach Abbüßung der 3 Jahre. Die 9 Monate Poli-zeihaft wurden nicht eingerechnet. Nach Verbüßung der Gesamt-strafe wurde eine Bewährungsfrist von 5 Jahren festgesetzt. Das hätte also bedeutet - ich hatte am 13. Mai 1935 das 16. Lebensjahr vollendet, wurde am 12. September 1935 verhaftet, aber die 3 Jah-re Gefängnis wurden erst ab dem Einlieferungstag ins Untersu-chungsgefängnis in Klagenfurt vom 23. Jänner 1936 an gerechnet -, daß ich Ende 1939 erst wieder den Tschumpas verlassen hätte. Da-nach 5 Jahre unter Polizeiaufsicht - schöne Aussichten!

Daß es nicht so lange dauern würde, das wußten wir jedoch schon am Verhandlungstag - wir waren überzeugt, daß dieser austro-faschistische Staat keine lange Lebensdauer mehr hatte.

Rudi Sandrießer, mein engster Mitarbeiter im Oberkärntner KJV, bekam zu seinen 6 Monaten Polizeistrafe 2 Jahre strengen Arrest dazu, bei Androhung mit Wöllersdorf, wenn die Haftzeit nicht mustergültig verbracht würde. Auch ihn "kratzte" dieses Urteil nicht im mindesten.

Im März 1936 wurden wir beide - in Handschellen - in die Karlau nach Graz überstellt und im "Jugendtrakt" in der Zelle 236 "seßhaft" gemacht. Nach einigen Tagen des "Abtastens" der anderen Inhaftierten - kriminelle und politische - hatten wir bereits Verbindung aufgenommen zu anderen Jungkommunisten. Gleich uns saßen damals in der Karlau die Genossen Albin Köck (Donawitz), Fritz Essler, Leo Pittmann, Kosteletzky und ein jüdischer Genosse namens Roth aus Wien. Später kam noch Viki Roj aus Villach dazu. Er hatte ebenfalls 2 Jahre Kerker erwischt.

Am 24. Juli 1936 wurden Rudi und ich - von den anderen haben wir nichts erfahren - bei fünfjähriger Bewährungsfrist im Zuge der Amnestie (Aufhebung der 1000-Mark-Sperre, "Befriedung" der nationalen Kreise in Österreich) aus der Haft entlassen.

Rudi ging zurück nach Villach; ich fuhr an den rauchenden Schloten des Donawitzer Hüttenwerkes vorbei, meinem neuen Heimatort und politischen Betätigungsfeld, dem alten Bergarbeiterort Vorderberg, entgegen.

DIE KERKERTORE

öffneten sich auch für Rudi und mich. Das schmiedeeiserne mächtige Tor der "Karlau" in Graz hatte sich hinter uns mit lautem Kreischen geschlossen. Diesmal standen wir beide draußen auf der Straße und atmeten nach längerer Zeit wieder "normale" Luft. Ohne den Modergeruch der Zellenhäuser, ohne den Ammoniakgestank der Scheißkübel und ohne den penetranten, ekelerregenden Geruch der Wanzen, die uns in der Zelle 236 das Leben sauer machten und unser Blut saugten.

Vierzehn Tage lang hatten wir beide kein Wort miteinander gesprochen, kaum angesehen hatten wir uns. Die Zelle 236 im Jugendtrakt der Männerstrafanstalt "Karlau" war beinahe wie eine Gruft, so still war es darin gewesen. Kein Wunder, man hatte uns ja direkt auf die Folter gespannt mit dem vagen Versprechen: Ihr kommt vielleicht auch dran bei der Amnestie. Die 1000-Mark-Sperre ist aufgehoben, und die Nazis werden alle amnestiert!

Na ja, die Nazis! Wir Kommunisten wußten aus Erfahrung, daß die Nazis im Jahre 1936 - und auch früher immer - ganz anders behandelt wurden als wir. Da war die Justiz ja immer auf einem Auge "blind" und hatte Glacéhandschuhe an, wenn sie jemanden aus der "Fünften Kolonne" Hitlers in Österreich aburteilen mußte. Nazis bekamen z.B. für die Sprengung einer Brücke, eines Transformatorenhäuschens oder sonstige Sprengstoffanschläge drei Jahre, zwei Jahre und oft noch weniger. Für Kommunisten gab es schon für das bloße Besitzen von Druckschriften, für die Betätigung in illegalen Organisationen usw. längere Kerkerstrafen, oft von fünf bis sieben Jahren. Rudi und ich hatten das ja selbst erlebt in unserem Prozeß. Die Ständestaatjustiz hatte selbst uns Jugendliche - wir waren noch nicht 18 Jahre alt - nach § 58 a,b,c zu Kerkerstrafen verurteilt. Wegen "Hochverrats" hatte Rudi 2 Jahre und ich 3 Jahre erhalten.

Wegen der "Latrine", auch wir würden amnestiert, hat uns wohl der "Zellenkoller" erwischt gehabt.

Jetzt allerdings standen wir draußen vor dem großen Gittertor und schauten scheu zurück zur "Karlau", die uns Jugendlichen eine "christliche Regierung" für einige Jahre als "Herberge" zur Verfügung stellen wollte.

"Na, Rudi, was sagst du jetzt", sagte ich aufatmend, "diesmal war es doch keine Flunkerei, wir sind in Freiheit!"

Rudi lachte glücklich auf und hieb mir mit der Faust auf die Schulter, daß es mir richtig weh tat. Ich war ihm deshalb aber gar nicht böse, sondern lachte ebenso froh wie er.

"Jetzt beginnt wieder ein neues Leben für uns! Kannst dich er-

innern daran, wie Staatsanwalt Dr. Hibaum bei unserer Verhandlung mit uns geschrien hat? Und wie wir von den Zuhörern Applaus erhielten, als ich in den Verhandlungssaal rief, daß wir Jungkommunisten sowieso wissen, daß die Ständestaatjustiz unser Urteil schon lange vor der Verhandlung festgelegt hat!"

"Ja, so war es - die schern sich doch keinen Pfifferling darum, ob wir Jugendliche sind oder nicht!" Rudi hatte dies voll Zorn gesagt, dann lachte er jedoch wieder und zeigte auf ein Gasthaus, bei dessen Eingang eine Gruppe junger Leute stand.

"Weißt was, kauf ma uns a Kracherl oder a Sinalco, ich hab' momentan einen Mordsdurst!"

"Hast recht, Rudi, dort können wir auch unsere Entlassungspapiere in Ruhe durchsehen!"

Als wir ins Lokal traten, merkten wir sofort, daß wir wieder unter lauter "Häfenbrüder" gekommen waren. Es ging laut zu in der Wirtsstube, und man begrüßte uns beide mit "Sieg Heil" und lautem Gejohle, als ob wir auch zu ihnen gehören würden. Einige der Nazis hatten wir sogleich wiedererkannt, sie waren gleich uns im Jugendtrakt in der "Karlau" eingesperrt gewesen.

Rudi und ich setzten uns in eine Ecke, damit wir, rückenfrei, die ganze Gesellschaft übersehen konnten. Nachdem wir uns jeder ein "Kracherl" bestellt hatten, zog ich meine Entlassungspapiere aus der Rocktasche und blätterte darin genüßlich herum.

"Schau, Rudi, was uns der 'Banerne' da schreibt!" (Der "Banerne", das war damals der Gefängnisdirektor.)

"Ja, lies vor, diese Papierln behalten wir uns als Andenken an unsere 'Hochschulzeit' in der 'Karlau'!"

Da war zuerst die Nachricht über die bedingte Begnadigung mit der St.B.Nr. 599/36/13, die besagte, daß mir, dem am 13. Mai 1919 in Villach Geborenen, gemäß Erlass des Bundesministeriums für Justiz vom 22. Juli 1936, Zahl 40.000/36, 2 Jahre, 5 Monate und 28 Tage von meiner 3jährigen Strafe erlassen wurden. Allerdings nur unter Festsetzung einer Probezeit von 5 Jahren. Diese endete am 23. Juli 1941.

Ich lachte laut auf und sagte zu Rudi: "Was meinst du wohl, was sich bis zum 23. Juli 1941 noch alles abspielt? Wenn es nach denen dort weitergeht", sagte ich - auf die Nazis zeigend -, "dann sitzen wir in einer ganz großen Scheiße!"

"Darüber zerbrech' ich mir heute noch nicht meinen Kopf", gab mir Rudi zur Antwort. "Lies mir lieber die Anklageschrift vor, diesen Genuß möchte ich heute, wo wir heraußen sind, nicht missen!"

Ich las Rudi bedächtig aus der Anklageschrift vor. Als ich damit fertig war, war es auch schon höchste Zeit, zum Bahnhof aufzubrechen. Ich mußte nach Leoben, um dort den Anschlußzug nach Vordernberg zu erreichen. Dorthin hatte die famose Bundesbahnverwaltung meinen Vater strafversetzt, nachdem ich am 12. September 1935 verhaftet worden war. Wegen "politischer Unzuverlässigkeit", das war die Begründung dafür, und die Strafversetzung galt gleichzeitig als "Sühne" für die von seinem minderjährigen Sohn begangenen "Verbrechen" - "Hochverrat" nach § 58 c StG.

"Was machst nun du, Rudi? Fahr' mit mir nach Vordernberg, und bleib' ein paar Tage bei uns! Wir könnten dann ja gemeinsam auf die 'Walz' geh'n - Arbeit geben uns diese Halunken doch keine!"

"Ach weißt, ich möchte doch zuerst heim nach Villach, die Mutter wartet bestimmt schon sehr hart auf mich, und daheim beim Häusl gibt es auch immer Arbeit", antwortete mir Rudi auf meinen ernstgemeinten Vorschlag, mit mir auf die "Walz" zu gehen.

Inzwischen waren wir beim Jakominiplatz angekommen, wo einige Lastwagen voll "Amnestierter" - wohl alles Nazis - schon halb besoffen zu uns heruntergrölten und uns aufforderten, mit ihnen mitzufahren. Auf einem Lkw mit Kärntner Kennzeichen bemerkte Rudi einen Villacher Nazi, und als dieser ihn ebenfalls aufforderte mitzukommen, war Rudi einverstanden. So war unser Abschied recht kurz und bündig geworden.

"Rudl, mach's gut - und vergiß nicht, warum wir beide gesessen sind", sagte ich zu ihm, als wir uns die Hand drückten. "Laß bald etwas hören von dir, wir müssen in Verbindung bleiben", rief ich ihm noch nach, als sich das Auto in Bewegung setzte und bald meinen Blicken entschwunden war.

Ich sollte Rudi erst nach sieben Jahren wiedersehen. Zu diesem Zeitpunkt war er auf kurzen Fronturlaub nach Vordernberg gekommen, um seine spätere Frau, unsere junge und tapfere Genossin Pauli Pröll, zu besuchen. Als schon Schwerkriegsbeschädigter war ich 1943 bereits als Heimleiter im Internat der Werkschule Donawitz angestellt.

Nach diesem kurzen Abschied in Graz von meinem illegalen Kampfgefährten trat ich meinen Weg zum Bahnhof an. Ich hatte Glück und fand einen Platz am Fenster. Der Zug fuhr bald ab und brachte mich meiner "neuen Heimat", dem Bergarbeiterort Vordernberg, entgegen. Die Fahrzeit dauerte etwas über zwei Stunden, und ich hatte daher genügend Zeit, nochmals genau meine Anklageschrift durchzusehen.

Wir hatten in Villach und in Oberkärnten im KJV gut gearbeitet, trotzdem waren wir der Maschinerie des austrofaschistischen Ständestaates nicht gewachsen gewesen und waren eines Tages

hochgegangen. Wir hatten natürlich auch Fehler gemacht in unserer illegalen Arbeit. Aber Fehler stellen sich bekanntlich immer erst hinterher heraus. Einige der Jugendgenossen waren bei den Verhören durch die Staatspolizei von dieser übertölpelt worden, andere wieder hielten es nicht durch, wenn sie vor ihren Vätern vom Herrn Rittmeister Lychem einvernommen wurden. So plauderte einer, den sein Vater vor dem Polizeikommissar ohrfeigte, alles aus, worüber er Bescheid wußte, und belastete natürlich alle anderen. Dafür bekam er dann auch - sozusagen als Dank - nur 12 Wochen Verwaltungsstrafe, die er nicht einmal zur Gänze absitzen brauchte.

Ungeklärt blieb für uns damals auch noch, welche Rolle ein Brief des Willi Sereinig, adressiert an Wilhelm Gasser, spielte. Willi S., der als RSler mit seinem engen Freund Pecnik in Klagenfurt einsaß, hatte diesen Brief herausschmuggeln lassen. Darin "grüßte" er mehr als zehn ehemalige "Rote Falken", darunter war dann eine ganze Reihe unserer Genossen vom KJV, die im September 1935 hochgegangen waren. Es war also der damaligen Stapo ein leichtes, einen entscheidenden Schlag gegen unsere illegale Organisation zu führen. Das ging ganz klar aus den Vernehmungsprotokollen und auch aus der Anklageschrift hervor.

Aber eines ging auch daraus hervor, die Austrofaschisten hatten vor uns Proleten gehörige Angst! Wir Kommunisten hatten also doch den richtigen Hebel angesetzt bei unserer illegalen Arbeit. Diesen Hebel wieder in die Hand zu nehmen, dies war auch meine neue Aufgabe.

Unter dem Gerumpel der Zugsgarnitur, die mich immer näher an meinen neuen Aufenthaltsort brachte, schweiften meine Gedanken zurück in die Zeit, wo ich bei den "Roten Falken" war. Ich war in Villach bald bekannt als der "Kleine Tambour" der Jugendkapelle der SAJ, war dann auch bei den "Sturmfalken", einer besonders disziplinierten Gruppe, und trug meistens deren Sturmflagge. Als man uns mit zehn Jahren dann das "Falkenversprechen" abnahm, wo wir gelobten, uns immer für die Erreichung des Sozialismus einzusetzen, da gab es für mich nichts Ehrenhafteres, als der Arbeiterklasse die Treue zu halten.

Die kalte Dusche für die österreichische Arbeiterklasse kam ja dann schon 1927, am 15. Juli, wo es die SP-Führer zum zweitenmal zuwege brachten, daß die Reaktion die Oberhand gewann. 1918 lag ja die Macht auf der Straße, nur zu übernehmen durch die Arbeiterklasse, doch sie, die rechten SP-Bonzen, wollten ja gar nicht, daß im neuen Österreich wirklich die Arbeiterklasse an die Macht komme und ließen sich eine Position nach der anderen von der Reaktion wegnehmen. Im Februar 1934, ich war schon 1933 zum KJV gestoßen, hatten sich doch verschiedene SP-Führer in

Villach entweder gleich selbst verhaften lassen oder, was noch gemeiner war, sie führten die Exekutive und die Heimwehr zu den Verstecken, wo der Schutzbund seine Waffen zur Verteidigung der Republik liegen hatte.

Es war ja genau so gekommen, wie es uns Sturmfalken Sepp Tschofenig und Andi Taurer im Ferienlager 1932 am "Wöllanernock" bei Afritz vorausgesagt hatten. Diese beiden Jungkommunisten legten schon damals den Grundstock für den Aufbau des Kommunistischen Jugendverbandes in Oberkärnten.

Wie hätte ich vergessen können, was beim 17. Jugendplenum im Februar 1935, dessen jüngster Delegierter ich war, der Genosse vom ZK der KPÖ in seinem Referat ausführte. Ernst Fischer war es gewesen, der damals mit revolutionärem Elan über den heroischen Kampf des russischen Proletariats und über dessen Sieg 1917 uns Jungkommunisten berichtete. Oder hätte ich vergessen sollen, wie ich in den langen Nächten meiner Einzelhaft - 93 Tage und Nächte lang - mir darüber klar geworden war, daß der größte Feind der Kapitalisten und deren Helfershelfer nur wir Kommunisten sind? Wir Kommunisten allein sind es, die im Verein mit der revolutionären Arbeiterklasse einst auch in unserem Lande eine neue Gesellschaftsordnung, den Sozialismus, aufbauen werden.

Die Gefängnishaft, sie war meine "Hochschulzeit". Und nun sollte ich in einem Bergarbeiterort, nahe dem Herzen der Alpine-Montan, dem Hüttenwerk Donawitz, ein neues Betätigungsfeld betreten.

Als der Zug an den rauchenden, die ganze Gegend verrußenden hohen Schloten, den gigantischen Hochöfen und großen Werkhallen vorbeifuhr, da mischte sich unter das laute Pochen der Hämmer und Dröhnen der Maschinen der heiße Herzschlag eines Jungkommunisten, der sich angesichts dieser Bastion des Kapitals, aber auch der geballten Kraft des Proletariats schwor, auch weiterhin seinen Beitrag im Kampf für den Sieg des Sozialismus zu leisten.

St. B. Nr. 599/36/13

Bedingte Begnadigung.

Muchitsch
geboren am 13.5.1919 in Villach, zuständig
nach Villach Bezirk Villach Religion kfl.
Familienstand ledig Beruf Arbeitsdienstler wurde
nachdem er - Jahre 6 Monate 2 Tage von der mit dem Urteile des
Landesgerichtes Klagenfurt vom 29.8.1936, 1oVr 15o/36
wegen Verbrechens des Hochverrates
über ihn verhängten 3 Jahre strengen Arrest ~~gehört~~ ~~Karner-~~
strafe verbüßt hat, zufolge Entschließung des Herrn Bundespräsidenten vom
22. Juli 1936, gemäß Erlaß des Bundesministeriums für Justiz vom
22. Juli 1936 Zahl 40.006/36 unter Festsetzung einer Probezeit
von 5 Jahren bedingt begnadigt
Die Probezeit endet am 23. Juli 1936 und beträgt der aus obi-
gem Urteil nachgesehene Strafrest 2 Jahre 5 Monate 28 Tage.
Der Genannte wurde am 23. Juli 1936 aus der Strafhaft entlas-
sen und hat angegeben, daß er in Vordernberg 96 Bez. Leoben
Aufenthalt nehmen wird.

Graz, am 2. Juli 1936

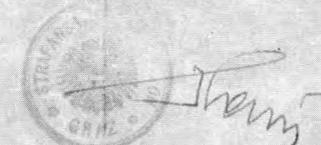
J. Stamm

Bestätigung.

Muchitsch Max

Beruf Arbeitsdienstler geboren am 13.5.1919
in Villach zuständig nach Villach
Bezirk Villach Kärnten hat in der Zeit
vom 25.3.1936 bis inklusive 23. Juli 1936 in der Männer-
strafanstalt Graz eine Freiheitsstrafe verbüßt. - (politische).

Graz, am 23. Juli 1936





Rudi Sandrießer (1937)



Max Muchitsch (1937)



KPÖ u. KJV Schulungszirkel 1936 - "Zölzl"-Reichensteingegebiet

"STAFETTENTRÄGER"

und einer der Genossen, die ihre politische Erfahrung konsequent an die Jugend weitergeben, ist unser Genosse Otto Rinner. In seiner bescheidenen Art machte er nicht viel Aufhebens über seine Tätigkeit in der Partei und seine lange Haftzeit, die er in verschiedenen Gefängnissen der Nazimachthaber verbringen mußte. Durch seinen eisernen Willen und seine Standhaftigkeit überlebte er KZ- und Gefängnishaft und kehrte nach Kriegsende wieder in seinen Heimatort Vordernberg zurück, wo er sich sofort der Partei zur Verfügung stellte. Lassen wir unseren Genossen Rinner selbst berichten:

...Als Kind einer generationenalten Berg- und Hüttenarbeiterfamilie 1907 in Vordernberg geboren, wuchs ich im Milieu der dortigen Arbeiterbewegung auf, der auch meine Eltern durch Jahrzehnte im Rahmen der Sozialdemokratie angehörten. Den Umständen meiner Umgebung gemäß erlernte ich keinen Beruf, nützte aber in der damaligen Zeit der Massenarbeitslosigkeit alle erdenklichen Möglichkeiten für Gelegenheitsarbeiten und um zu lernen. Um der Dauerarbeitslosigkeit zu entgehen, wanderte ich im April 1932 als Vierundzwanzigjähriger in die Sowjetunion aus. Dort arbeitete ich als ungelernter Schlosser im Autowerk SIL in Moskau. 1936 kehrte ich bewußt zur illegalen Parteiarbeit ins damals klerikal-faschistische Österreich zurück.

Schon 1927 machte ich bei der Führung eines kleinen Lohnstreiks "beim Überliefern in der Schönauhalde" in Vordernberg mit dem Alpine-Ingenieur Klobasser meine ersten Klassenerfahrungen als junges SP-Mitglied. Ab Juli 1927 war ich auch Mitglied des Republikanischen Schutzbundes. 1934 trat ich in Moskau der KPÖ bei.

Nach meiner Heimkehr baute ich zweimal in Zusammenarbeit mit Alexander Gruber, Max Muchitsch und anderen die illegale Parteiorganisation von Vordernberg bis Altenmarkt an der Enns auf. Ich hatte von 1936 bis 1938 auch eine Anzahl illegaler Informations- und Instruktionszusammenkünfte mit damaligen Vordernberger Kommunisten und Nichtmitgliedern, mit Martin Micheli, Max Muchitsch (KJV), Georg Mader, Christl Zechner, Lehrer Blasonik und anderen, auf der Handl-Alm, am "Fillerkreuz" und anderen Plätzen. Am 25.6.1937 wurde ich nach dem Adressenempfang für die Parteikonferenz in Prag (Nationale Frage Österreichs) in einem Brucker Kaffeehaus vorzeitig verhaftet. Es war mir gerade noch möglich, den illegalen Kontaktgenossen "Berger" in Sicherheit zu bringen und die Adresse zu verschlucken. Nach sechs Wochen "vergeblicher Haft" wurde ich wieder entlassen.

Eine illegale nächtliche Versammlung führte ich noch in einem kleinen, heute bereits verstürzten Waldschopf im "Gerichtsgra-

ben" bei Eisenerz durch, wo ein Genosse von der im Radio durchgegebenen Phrase Schuschniggs "Rot-Weiß-Rot bis in den Tod" berichtete. (Dieser Genosse war offensichtlich der später im Kampf gefallene Leo Gabler, mit dem ich dann per Rad nach Leoben fuhr. Siehe auch den Beitrag "Wir wollten nach Spanien" d.Vf.) Nach meiner nächtlichen Heimwanderung über den Präbichl prangten in Vordernberg bereits die Nazifahnen. Schon in der nächsten Nacht verhafteten mich die heimischen Nazis und sperrten mich drei Tage ein.

Bei meiner späteren Übersiedlung an eine angebotene Arbeitsstelle als Kraftfahrer in Bruck/Mur (Spedition Knabl) durchwühlte man mein ganzes Gepäck auf dem Bahnhof in Vordernberg. Nach der "April-Wahl" der Nazis wurde mir der Boden in Berndorf in Bruck, wo nur meine Stimme als einzige Nein-Stimme im Wahllokal zum Vorscheinkam, zu heiß. Ich ging nach München und arbeitete dort in den IWIS-Rollenkettenwerken als Maschinenarbeiter. Gemeinsam mit Genossen von dort organisierten wir gegen einen nach der "Sudetenkrise" in den Betrieb zurückkehrenden Nazi eine ironische "Heldenehrung". Sie wurde zwar scheinbar von der Betriebsführung vertuscht - aber vor Weihnachten, am 23. Dezember 1938, wurde ich von der Gestapo verhaftet.

Über die "Stationen" Gestapo in München - Untersuchungsgefängnis Neudek - verschiedene Ortsgefängnisse - Moabit-Berlin und Alex-Berlin wurde ich im August 1939 ins Konzentrationslager Sachsenhausen gebracht. Meine Haft dauerte dort bis zum Mai 1945, wo wir dann auf dem Marsch zur Vernichtung in Ziegenhain in Mecklenburg durch die Rote Armee befreit wurden.

Unter komplizierten Verhältnissen führte ich von dort eine Gruppe österreichischer politischer Häftlinge in die Heimat. Entsprechende Dokumente sind noch vorhanden. Die politische Arbeit brach nicht ab. Sie begann unter neuen Voraussetzungen.

Über meine Situation im KZ berichtet vielleicht am objektivsten die beiliegende Fotokopie eines Briefes. O.R.

*

Knapp zwei Seiten umfaßt der Bericht des Genossen Otto Rinner - zwei Seiten, über eine lange Zeitspanne dunkelster Nacht des Faschismus, von 1938 bis 1945, in der der Kommunist Rinner seiner Überzeugung treu geblieben ist, trotz ständiger Lebensgefahr und tödlicher Bedrohung durch SS-Wachmannschaften in den Gefängnissen und im KZ. Der Brief seines KZ-Kameraden aus Oslo vom 6. Juni 1947 dokumentiert diese Prinzipienfestigkeit und den unbeugsamen Willen des Kommunisten Otto Rinner.

9.

12. VI. 39.

Konzentrationslager
Sachsenhausen
Oranienburg bei Berlin

Auszug aus der Lagerordnung:
Jeder Häftling darf im Monat 2 Briefe
oder 2 Postkarten empfangen und auch
abenden. Ein Brief darf nicht mehr
als 4 Seiten & 15 Zeilen enthalten und
muß übersichtlich und gut lesbar sein.
Postsendungen, die diesen Anforderun-
gen nicht entsprechen, werden nicht
zugeestellt bzw. befördert. Pakete leg-
lichen Inhalts dürfen nicht empfangen
werden. Briefsendungen ohne Abfenster
werden nicht ausgehändigt. Weib-
sendungen sind zulässig, es kann im
Lager alles gekauft werden. National-
sozialistische Zeitungen sind zugelassen,
doch müssen dieselben über die Kom-
mandantur des Lagers bestellt werden.

Der Lagerkommandant.

Meine genaue Anschrift:

Rinner Otto

Nr. 11.93

Blod. 5

Konz.-L. Sachsenhausen
Oranienburg bei Berlin

Lieber Mutter
Allerbesten Dank
für Deinen lieben
Brief vom 6. VI.
und für die
Geldsendung
die Du mir dafür
ankündigt.

Für 30 Seiten beifügen!

Ja, lieber Mutter, gesund bin
ich und daß Du es mir auch
von Zuch, insbesondere auch
von Dir berichten kannst,
freut mich außerordentlich.
Daß Du mir von so guter Arbeits-
möglichkeit bei Böhler schreiben

Kamst, habe ich zwar erwartet,
ist mir aber doch eine angenehme
Bestätigung. Ich werde mich
daher bestimmen, sowohl mir
München längst lieb geworden
ist, nicht mehr dort nach meiner
Freilassung um Arbeit nachzusuchen,
sondern direkt nach meiner
engeren Heimat fahren und
dort in meinem Beruf als
Schlosser oder Kraftfabrikant
zu arbeiten. Gerne gebe ich die
kulturellen Vorteile der Großstadt
auf um dagegen unsere herr-
lichen Natur Schönheiten einzun-

Staub die Seifen befeuchten!

tauschen und vor allem um
mich Dir mehr widmen zu
können. Meinen allerbesten
Dank auch Tante Grundwig
für ihr großartiges Anerbieten
im Bezug auf Geld und Woh-
nung. Wollen wir hoffen, daß
ich es ihr in nächster Zeit
persönlich sagen kann.
Sei so liebenswürdig und über-
mittele an Onkel Karl meine
Bitte, sich trotz des freundlichen
Verhaltens von Frau Muhr, sich
um meine Sachen zu kümmern,
eventuell sie an sich zu nehmen

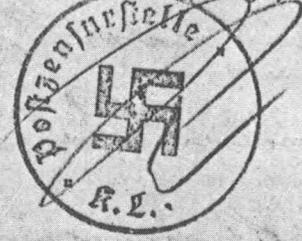
Staub die Seifen befeuchten

um Frau Mahr und mir Lasten und
Kosten zu sparen. Erinnere ihn, bitte,
besonders auf mein Rad und meinen
Musikkasten nicht zu vergessen, und
Familie Mahr freundlichst von mir
zu grüßen. Was Du mir sonst noch
berichten kannst, ist ja alles sehr
wesentlich abgesehen von der Abwan-
derung der lieben Familie Neumann
die Dir als Nachbarn wohl fehlen
werden. Nochmals Euch allen alles
Gute und beste Grüße Otto.

Stur die Reihen befehlen!

Raum für Zensurstempel:

Kontrolle des Blockführers:



Oslo, am 6. Juni 1947.

Geehrte Frau Rinner!

Längst habe ich an Ihren Sohn Otto geschrieben
- ohne eine Antwort zu erhalten. Darum fürchte ich,
dass er nach dem Kriege nicht heimgekehrt ist.

Ich war mit Otto Rinner in Sachsenhausen
zusammen. Wir hatten das selbe Arbeitskommando, und
wir sprachen oft mit einander, um dies und jenes. Er
hat auch von Ihnen und von seiner Heimat erzählt.

Wir sahen uns zuletzt im Monat März 1945,
kurz vor ich in einem Rotekreuz-Transport das Lager
verließ. Otto war damals gesund und guten Mutes,
trotzdem dass sie schon angefangen hatten, ihn zu verfolgen,
weil er die Aufforderungen ablehnte, sich zum Kriegseinsatz
an der Ostfront zu melden. Mancher alte politische Häftling
in Sachsenhausen wurde dazu aufgefordert, und dann
wagte fast keiner sich zu weigern. Otto war einer
der ganz wenigen.

Ihr Sohn war der beste Mensch den ich im Lager
erkannt habe. Er wich keine Sekunde ab, sondern blieb
immer seinen Idealen treu. Er war ein ganzer Mann.

Hochachtungsvoll

M. Anderberg

Magne E. Anderberg,
Grønland 24,
OSLO
Norwegen.

Sein Brief hat mich nicht erreicht.
Zeit durch Vermittlung des Verbands
durch ein Briefpostbüro möglich ist

INTERNATIONALE SOLIDARITÄT

übte - wie fast 2000 andere Österreicher - auch Klement Eibisberger aus Niklasdorf bei Leoben: Er beteiligte sich als "Interbrigadist" am Kampf des republikanischen Spanien gegen die Franco-Putschisten. Was er mir über sein bewußtes antifaschistisches Leben und seinen Einsatz in Spanien erzählte, durfte ich aufzeichnen. Hier die Wiedergabe seiner Erzählung:

...Geboren bin ich am 6. Oktober 1916, und zur Schule ging ich hier in Niklasdorf, wo damals in den zwanziger und in den dreißiger Jahren die Sozialdemokratische Partei unter den Papierarbeitern "die Partei" bedeutete. Es gab aber auch eine starke kommunistische Gruppe im Ort, und vor allem war auch die sozialistische Jugend sehr revolutionär eingestellt. Nicht gerade zur Freude der SP-Führer.

Nachdem ich meine Lehrzeit in den Jahren 1930 bis 1933 hinter mir hatte - ich erlernte in Liegitz bei Graz das Schmiedehandwerk -, kehrte ich wieder ins elterliche Heim nach Niklasdorf zurück. Dort trat ich den "JUSO" (Jungsozialisten) bei und arbeitete aktiv mit.

In der Zeit der Wirtschaftskrise in den dreißiger Jahren mußte man viel Glück haben, um auf einer Lehrstelle bis zum Ende der Lehrzeit vom Lehrherrn behalten zu werden. Oftmals gingen die Kleingewerbetreibenden in Konkurs oder konnten aus finanziellen Gründen nicht einmal Lehrlinge beschäftigen. Noch schwerer war es, nach der Freisprechung in seinem Beruf einen Arbeitsplatz zu erhalten.

Die politische Situation war damals gekennzeichnet durch zunehmenden Terror der schwarz-grünen Faschisten, die schon lange in bewaffneten Organisationen gegen die Arbeiterschaft auftraten. Obwohl die Sozialdemokratische Partei die Masse der Arbeiter in ihren Reihen hatte und dank der revolutionären Jugend und dem Republikanischen Schutzbund in der Lage gewesen wäre, die Reaktion in die Schranken zu weisen, wurde von der rechten Parteiführung nichts unternommen. Es wurde den Faschisten kein entscheidender Widerstand entgegengesetzt.

Die damaligen SP-Führer unterschätzten die Gefahr des Faschismus immer wieder. Dies kam auch in ihren Sonntagsreden zum Ausdruck, wo sie mit scheinrevolutionären Phrasen gegen die Heimwehr und gegen die Nazis wetterten, jedoch nie dazu bereit waren, die noch revolutionären Arbeiter zum entschlossenen Abwehrkampf zu mobilisieren. Immer wieder hieß es: "Die paar Heimwehrmandln jagen wir doch mit nassen Fetzen davon!"

Die Faschisten davongejagt haben wir Jungsozialisten und Schutz-

bündler, von den SP-Bonzen haben wir selten einen gesehen, wenn es hart auf hart ging.

Dann kam der 12. Februar 1934. Ich nahm aktiv daran teil und war als "JUSO" dann auch im Kreisgericht in Leoben in Haft. Ich erinnere mich gut daran, wie die Dollfußschen Henkersknechte am 19. Februar 1934 im Gefängnishof Koloman Wallisch erhängten. Er zahlte mit seinem Leben dafür, daß die oberste SP-Führung jahrelang Position um Position kampflös der Reaktion überlassen hatte. Auch Wallisch hatte diese Politik mitgemacht, am 12. Februar war es dann schon zu spät.

Ich habe aus der SP-Politik, die uns Junge immer wieder dazu bringen sollte, zu kuschen und vor der Reaktion zurückzuweichen, meine Lehren gezogen. Ich hatte genug davon, daß uns die rechten SP-Führer immer wieder mit der Parole "Gewehr bei Fuß, Genossen!" aufs "Nächstmal" - das nie kam - verträsteten. Meine Partei war ab nun die KPÖ.

Ich arbeitete im KJV und auch in der Partei aktiv mit. Es war nicht einfach. Der KJV war ja schon länger verboten, und auch die Partei arbeitete bereits illegal. Zeitweise war ich entweder arbeitslos oder wegen meiner illegalen Tätigkeit in Haft. In Messendorf und in Wöllersdorf, das waren damals die KZ der schwarz-grünen Faschisten in Österreich, festigte ich in langen Diskussionen mit älteren Mitgliedern der KPÖ und ebenfalls inhaftierten Revolutionären Sozialisten meine politischen Kenntnisse.

Nach meiner Haftentlassung im Mai 1935 stand ich längere Zeit unter Polizeiaufsicht und mußte mich periodisch am Gendarmerieposten melden. So glaubten die damaligen Machthaber, uns Antifaschisten lückenlos überwachen zu können. Sie wollten immer wissen, wo wir uns in unserem Land gerade aufhielten. Auch Polizeispitzel wurden gegen uns eingesetzt, die sich eifrig bemühten, für ihre Spitzeldienste von den Behörden des Ständestaates "Judaslohn" zu bekommen.

Trotz all dieser Gefahren, eingesperrt zu werden, arbeitete ich im KJV und in der Partei illegal weiter. Im September 1935, wo es von Kärnten bis Wien Verhaftungen gab, wurde ich "wieder einmal" in Haft gesetzt. Ich erhielt dann beim Prozeß im Jänner 1936 eineinhalb Jahre, war dann bis Ende August 1936 in der Karlau in Haft und wurde mit der zweiten Gruppe auf Grund der Amnestie enthaftet. Die illegale Arbeit riß kaum ab nach der Enthaftung. Wir Jungkommunisten trafen uns damals auf der "Mugl", unserem Niklasdorfer "Hausberg", wo wir illegale Schulungszirkel abhielten. Unser Thema war die "Internationale Solidarität" mit Spanien, und jeder von uns Jungen bereitete sich bereits darauf vor, "unterzutauchen" und nach Spanien zu gehen.

Aus den Zeitungen und beim Abhören von Radio Moskau hatten wir erfahren, daß faschistische Generäle in der Nacht vom 17. zum 18. Juli 1936 gegen die spanische Republik einen Putsch unternommen hatten und bereits weite Teile Südspaniens besetzt hielten. General Franco hatte mit massiver Unterstützung durch Hitler und Mussolini marokkanische Truppen in der Bucht von Cádiz gelandet und drang ins Landesinnere vor.

Tätige Solidarität war also höchstes Gebot für uns Kommunisten, und wir überlegten uns, wie wir helfen könnten. Und so wie Jungsozialisten, Schutzbündler und Kommunisten im Februar 1934 bereit waren, die demokratische Republik Österreich gegen den Faschismus zu verteidigen, so waren wir Jungkommunisten auch jetzt bereit, der spanischen Republik zu Hilfe zu kommen.

Im Dezember 1936 war es dann auch für mich soweit. In Bruck a. d. Mur bekam ich von einem Genossen die entsprechenden Pässe, und dann ging's über Innsbruck nach Feldkirch in Vorarlberg. Von dort fuhren wir per Taxi nach St. Gallen in die Schweiz, wo wir einige Tage auf die Verbindung zur Parteiorganisation in Basel warten mußten. Es wäre bald schiefgegangen.

Bei einer Routinerazzia, die von der Kantonspolizei von Zeit zu Zeit durchgeführt wurde - es gingen damals immer wieder irgendwelche Leute über die "Grüne Grenze" -, nahm man mich fest. Da ich aber einen einwandfreien Paß vorweisen konnte und die Kantonspolizei meine schnell erfundene Ausrede, ich sei lediglich auf Durchreise nach Paris, wo ich Arbeit zu finden hoffte, für bare Münze hielt, ließ man mich wieder frei. Den Spitzel, den man mir an die Fersen gesetzt hatte, gelang es mir, "abzuhängen". Mit Hilfe der Basler Genossen gelangte ich über Mühlhausen nach Paris. Dort war schon einige Zeit eine zentrale Sammelstelle für Spanien-Freiwillige eingerichtet, die uns dann nach Lyon weiterleitete. Von dort ging's dann mit einem Sonderzug mit Hunderten Kampfwilligen über die Grenze bei Figueras und weiter über Barcelona nach Valencia. Nach einiger Zeit wurden wir nach Albacete zur Ausbildung abgestellt.

Nach der Ausbildung kam ich mit anderen Genossen nach Madrid und von dort zum Einsatz. Wir konnten, obwohl an Mannschaft, Waffen und Material weit unterlegen, die Faschisten zurückwerfen. Es gab hohe Verluste, aber wir hatten den Faschisten bewiesen, daß sie sich auf keinem "Spaziergang" mehr befanden, sondern überall entschlossenen Widerstand vorfinden würden.

In Murcia wurde dann unser Bataillon reorganisiert, mit neuen, sowjetischen Waffen ausgerüstet und an der Jarama-Front eingesetzt. Dort fiel am 14. Februar 1937 der Onkel meiner späteren Frau, Josef Fuchs. Ich war dann in der XI. Brigade im Bataillon "Ernst Thälmann" in einer MG-Kompanie. Genosse Toni Dobritzhofer

war unser Kommandant. Später war er als Major der Kommandant der XI. Internationalen Brigade.

Anfang 1937 war auch Franz Honner vom ZK der KPÖ zu uns gekommen mit der Aufgabe, alle Österreicher der XI. Brigade in einem Bataillon zusammenzufassen. In der Nähe von Torria, an der Straße Madrid-Guadalajara-Saragossa, wurde dann, neben den drei schon bestehenden Bataillonen der XI. Brigade, "Edgar André", "Hans Beimler" und "Ernst Thälmann" das "Vierte Bataillon" aufgestellt. Es erhielt den Namen "12. Februar".

An der Guadalajara-Front hatten wir schwere Kämpfe zu bestehen, da wir von vier Divisionen italienischer "Schwarzhemden" und regulären italienischen Truppen angegriffen wurden. Wir schlugen sie jedoch in Gegenangriffen zurück und befanden uns in einem zügigen Vormarsch. Leider, wie schon so oft, hatten wir zuwenig Reserven, und dadurch blieb unser Vormarsch stecken.

Ich war zum Leutnant befördert worden und war dann drei Monate bei einer Panzerabteilung, dann auf der Offiziersschule in Albacete, von wo ich, zum Oberleutnant befördert, gleich zum Einsatz bei Brunete-Las Rozas abkommandiert wurde. Die republikanischen Streitkräfte hatten an diesem Frontabschnitt eine Offensive gestartet, an der spanische Divisionen und alle internationalen Brigaden teilnahmen. Brunete ist dann von spanischen Truppen und der englisch-amerikanischen Brigade in einem Überraschungsangriff genommen worden. Wir Österreicher bildeten bei Quijorna die Kampfrreserve, waren jedoch sehr schlecht bewaffnet. Nach zwei Tagen stürmte trotzdem das Februar-Bataillon den Friedhof des Ortes, wo sich gegen 600 Moros (marokkanische Truppen) verschanzt hatten. Obwohl bei diesem Angriff viele unserer Kampffähren fielen, wurden die Moros in die Flucht geschlagen und hinterließen uns eine Menge von uns dringend gebrauchte Waffen und Munition.

Später, an der Aragon-Front eingesetzt, wurde ich bei Quito verwundet, kam in ein Lazarett, um meinen Oberarmdurchschuß behandeln zu lassen, und wurde dort als "Leichtverwundeter" als Instruktor in einer Unteroffiziersschule eingesetzt. Nach der Teruel-Offensive ging's dann im Herbst 1937 an die Lerida-Front und Anfang 1938 an die Front am Ebro.

Wir erfuhren dort, daß Nazi-Deutschland Österreich überfallen hatte und unsere Heimat ab nun, nach Nazi-Sprachgebrauch, die "Ostmark" des "Dritten Reiches" sei. Man kann sich leicht vorstellen, daß sich unser Haß gegen die Faschisten noch verstärkte.

Wir Interbrigadisten hatten beschlossen, falls die österreichische Regierung Widerstand gegen Hitler leisten würde, in einer geschlossenen Brigade in Österreich am Kampf gegen die

Nazi-Okkupanten teilzunehmen. Dieser Beschluß war auch von der spanischen Regierung akzeptiert worden.

Die "westlichen Demokratien" hatten schon mit ihrer Politik der "Nichteinmischung" entscheidend dazu beigetragen, daß Franco seine militärische Überlegenheit mit Hitlers und Mussolinis Hilfe immer mehr ausbauen konnte. Deren Waffenlieferungen an Franco wurden in keiner Weise behindert, Hilfsgüter der Sowjetunion für die spanische Republik hingegen kamen, wenn überhaupt, mit großen Verzögerungen an, da sie immer wieder behindert wurden. Anfang 1938 hatten die Westmächte England und Frankreich immer weniger Interesse daran, daß die spanische Republik über Franco siegen sollte. Sie gaben dem Druck Hitlers und Mussolinis nach und ließen durch ihre Vertreter im Völkerbund einen Beschluß herbeiführen, nach dem alle nichtspanischen Kämpfer aus der Armee zurückgezogen werden mußten.

Am 21. September 1938 verkündete Dr. Negrin, der Regierungschef der spanischen Republik, die Rückziehung der Internationalen Brigaden. Beinahe zur gleichen Zeit, nur einen Tag später, lieferte der englische Premierminister Chamberlain als Ergebnis des "Münchener Abkommens" im Namen Englands und Frankreichs das Sudetenland an Hitler aus.

Die Interbrigadisten wurden Ende Oktober 1938 noch einmal östlich von Barcelona eingesetzt. Diese Kämpfer waren zum größten Teil Kommunisten unter General Lister. Wir deckten dann noch die Flucht der Bevölkerung vor den Faschisten von Barcelona bis zur französischen Grenze bei Hendaye. Dort wurden wir entwaffnet. Das war im Februar 1939.

Ich war dann mit vielen Österreichern in San Ciprien interniert, später im Internierungslager Gurs. Dort versuchten die französischen Behörden uns für die Fremdenlegion anzuwerben. Mit allen Schikanen, mit Drohungen und oft auch mit Peitschenhieben versuchten sie, uns einzuschüchtern und so weit zu bringen, daß wir in die verhaßte Fremdenlegion sollten. Es gab kaum jemand, der ihnen diesen Gefallen tat.

Daraufhin wurden wir in ein Straflager bei Vernet, südlich von Toulouse, gebracht. Die Vichy-Regierung, die ja nahezu halbfaschistisch war, übergab uns dann den Nazi-Behörden, und Anfang 1941 schlossen sich hinter uns die Tore des ZK Dachau. Über das "Leben" in einem KZ brauche ich nicht zu berichten, nur soviel kann ich sagen, daß wir dort täglich, ja stündlich dem Tod in die Augen sahen.

Am 27. April 1945 sollten 35.000 Häftlinge nach Tirol zum Bau der "Alpenfestung" getrieben werden. Unter 850 auf einer Liste vermerkter Namen, deren Träger zu liquidieren seien, be-

fanden sich auch sämtlich noch lebende Spanienkämpfer. Aber da trat die illegale Widerstandsorganisation, die wir schon lange aufgebaut hatten, in Aktion. Die Häftlinge traten nicht mehr zum Appell an, obwohl die SS noch die Wachtürme besetzt hielt. Eine kleine Gruppe politischer Häftlinge konnte aus dem Lager entkommen und sich zu den amerikanischen Truppen durchschlagen, die sich viel zu langsam Dachau genähert hatten. Eine andere Gruppe vom Arbeitskommando "Wülfert", darunter auch Spanienkämpfer, griff die SS an, die am Fluß Amper eine Brücke besetzt hielt. Im Kampf fielen noch knapp vor Schluß die österreichischen Spanienkämpfer Anton Hackl, Erich Hubmann und ein deutscher Kampfgenosse.

Am nächsten Tag war das Martyrium für uns zu Ende: Eine amerikanische Panzerkolonne hatte Dachau besetzt.

K.E. (B.b.M.M.)

*

Der kampf- und opferreiche Weg unseres Genossen Klement Eibisberger hatte also über 100 Monate gedauert. Seinen Kampfeinsatz und die KZ-Haft konnte er erst nach der Niederschlagung der faschistischen Gewaltherrschaft beenden. Gleichzeitig war dies jedoch für ihn ein neuer Anfang des Einsatzes für die Interessen der Arbeiterklasse, die Genosse Klement Eibisberger als Betriebsrat und Gemeinderat der KPÖ in Niklasdorf lange Jahre vertreten hat.

IN SPANIENS ERDE BEGRABEN

ist mein Jugendgenosse Franz Tatschl, mit dem ich in den Jahren 1933 bis 1935 im Kommunistischen Jugendverband in Villach so manche Aktion gegen die schwarz-grünen Faschisten und "Vaterländischen" organisierte.

Er war, wie andere Villacher Jungkommunisten - ich war 1935 hochgegangen und mußte in die Steiermark, wodurch ich mit Franz Tatschl keine Verbindung mehr hatte -, nach Spanien geeilt, um der jungen Republik im Kampf gegen den Faschismus mit der Waffe in der Hand zu helfen. Wir wußten lange nichts über sein Schicksal, bis der Spanienkämpfer Fritz Weiß aus Wien, in Spanien Angehöriger der XI. Internationalen Brigade, Bataillon "Ernst Thälmann", über seine Erlebnisse berichtete. Er erzählte unter anderem:

...Wie schon erwähnt, war ich im Februar 1939 für kurze Zeit in Murcia - Südspanien - zur ärztlichen Untersuchung und zur Feststellung, ob ich nach überstandener Typhuserkrankung wieder fronteinsatzfähig sei.

Ich war es. Bin ja nicht zum Kranksein nach Spanien gefahren. Im Hospital besuchte ich unser "Baby" - wie wir ihn nannten -, den Tatschl Franzl. Er war Villacher, damals ungefähr 19 Jahre alt und an die 1.80 Meter groß. Er lag in einem Zimmer mit zwei Betten und hatte eine Rückgratverletzung. Er konnte sich nicht rühren, die untere Körperpartie war schon gefühllos. Ein reges Gespräch mit ihm konnte nicht zustande kommen, da dem Franzl das Reden anscheinend viel Mühe machte. So erzählte halt ich ihm Neuigkeiten, soweit ich solche wußte, denn vor meiner Typhuserkrankung war ich ja auf einer Schulung in Albacete und nicht bei unseren militärischen Einheiten an der Front. Bei einer meiner Anreden an Franzl hatte ich mich versprochen und sagte in Erinnerung an einen Kameraden mit der gleichen Verletzung anstatt Franzl Toni zu ihm. Auch dem Franzl sein Gesicht war so wächsern wie damals das Gesicht des Toni Pelikan, der bald nach seiner Verwundung daran gestorben war. Auch das Aussehen und die großen Augen, mit denen er mich ansah, waren genauso ausdrucksvoll.

Von seinem Bett aus hatte Franzl einen schönen Ausblick über den Garten und einen Teil der Stadt. Auf seinem Nachtkastl standen eine volle Syphonflasche und Blumen. Von wem diese seien, fragte ich ihn kurz. Er deutete auf die Tür. Aha, von einer Schwester, sagte ich verstehend, worauf er bejahte. Mit einem "mach's gut, Franzl" verabschiedete ich mich von ihm. Auf dem Korridor bedankte ich mich bei der Schwester für die fürsorgliche Behandlung, der Franzl durch sie zuteil wurde. Sie durfte am Gang auf



Eine Gruppe Spanienkämpfer an der Guadalajara-Front 1937 (oben)
In Murcia (unten), zweiter v.links, stehend, Genosse Eibisberger



mich gewartet haben. Von ihr erfuhr ich die harte Tatsache, daß Franzl nicht mehr lang zu leben habe. Dies sagte mir die beruflich abgehärtete Krankenschwester mit Tränen in den Augen. Ihr "si joven", so jung, klang mir noch auf der Straße in den Ohren. In den vergangenen vierzig Jahren mußte ich oft daran denken.

*

F.W.

Franz Tatschl, der Villacher Jungkommunist, hat so wie andere Villacher, die "Rote Stafette" bis Murcia in Spanien getragen. Er ruht in spanischer Erde. Vielleicht sprießt aus seinem Grabe eine rote Rose, an der sich vorübergehende junge spanische Revolutionäre erfreuen.

M.M.

IMMER WIEDER, TROTZ VERFOLGUNG

und jahrelanger Gefängnishaft, bauten die Klagenfurter Kommunisten die Parteiorganisation auf, organisierten sie den Widerstand gegen die Machthaber des schwarz-grünen faschistischen Ständestaats, setzten Akte tätiger Solidarität mit den eingekerkerten Antifaschisten und deren Familien, die durch die "Rote Hilfe" betreut wurden. Die Aktivisten der KPÖ führten den illegalen Kampf gewissenhaft und konspirativ und konnten dadurch die Parteiorganisationen nach den großen Verhaftungswellen - vor allem im Bereiche des KJV - im Herbst 1935 und danach wieder zu festgefügtten Organisationen ausbauen. Freilich gab es da und dort vereinzelte Hochflüge, jedoch den Kern der Partei konnten die Ständestaat-Gewaltigen nicht zerschlagen.

Die Okkupation Österreichs am 13. März 1938 durch Nazideutschland brachte die illegale Kärntner Landesorganisation vorübergehend in Unordnung. Nur einige Organisationen blieben intakt. Manche Genossen änderten ihren Wohnsitz, viele, hauptsächlich Bauarbeiter, ließen sich für den Autobahnbau in Deutschland anwerben, um den neuen politischen Herren aus dem Weg zu gehen. Und das hatte gute Gründe.

Die Kommunisten waren nämlich oft längere Zeit mit Nazis in den Gefängnissen oder im Ständestaat-KZ Wöllersdorf in Niederösterreich gemeinsam inhaftiert. Sie kannten sich also. Äußerste Vorsicht war daher geboten. Anton Köstenberger, der wenige Monate vor der Okkupation von Genossen Josef Nischelwitzer die Funktion eines Landesinstructors übernommen hatte, blieb in Klagenfurt und wurde bald von seinen nazistischen Gefängnisfreunden verhaftet. Nischelwitzer selbst zog die Partei aus Kärnten ab, da er dort zu gefährdet war. Auch die Genossen Sepp Pirker und Ernst Germitsch aus Viktring wurden verhaftet und kamen bald nach Dachau. Nischelwitzer war auf Grund eines Haftbefehls, der gegen ihn erlassen worden war, nach Wien gegangen, war dort "untergetaucht". Er konnte sich seiner "Freiheit" nicht lange erfreuen, denn schon am 11. März 1938 abends wurde er auf Grund des erwähnten Haftbefehls verhaftet. Er wurde zwar nicht unter Anklage gestellt, sondern mit dem ersten Transport österreichischer Antifaschisten nach Dachau gebracht, kam in verschiedene Lager, wurde erst am 5. Mai 1945 im KZ Gusen (ein Nebenlager von Mauthausen) wieder freigelassen und kehrte nach Kärnten zurück. (S. "Der erste Transport nach Dachau".)

Einer der aktivsten Genossen im Klagenfurter Bereich war Kilian Schauss, ein junger Klagenfurter. Ihn schickte die Partei 1935 auf die Leninschule der Kommunistischen Internationale nach Moskau. Drei Jahre sollte er dort Gesellschaftswissenschaften studieren und sich revolutionäre Theorien für die Praxis aneignen.

nen. Es war gerade die Zeit, wo der VII. Weltkongreß der kommunistischen Parteien in Moskau begann, jener Kongreß, der die Kommunisten in aller Welt aufgerufen hatte, "ohne Scheu und ohne es als Erniedrigung zu betrachten, in die faschistischen Massenorganisationen zu gehen, um auch dort für die Vernichtung des Faschismus zu arbeiten".

Schauss wählte über Anraten der Partei nicht den kürzesten Weg über die CSR in die Sowjetunion, sondern fuhr vorerst nach England, um angeblich dort zu arbeiten, wie seine Umgebung von ihm und anderen erfuhr. Er schrieb aus England noch einige Karten und fuhr von dort mit einem Schiff nach Leningrad und später nach Moskau. Er wurde von der weiteren Umgebung in Klagenfurt fast vergessen, stammte er doch nicht direkt aus Klagenfurt, sondern aus Techelsberg.

Drei Jahre später, im Sommer 1938, wenige Monate nach der Okkupation Österreichs, war Schauss wieder in Österreich. Er hatte die Wahl, im Ausland zu bleiben oder heimzufahren. Er wählte das letztere, um den Kampf gegen Hitler in der Heimat aufzunehmen, obwohl er die Gefahren, die damit verbunden waren, genau kannte. Mit zu vielen deutschen Genossen war er in der Sowjetunion und auch in England zusammengekommen. Sie hatten ihn darüber genauest informiert.

Er bekam seinen Paß, den britische Genossen in England in Verwahrung gehabt hatten, wieder. Mit diesem inzwischen abgelaufenen Paß ging er zum nächsten deutschen Konsulat. Dort wurde ihm der Paß abgenommen und ihm klargemacht, daß er heimkehren müsse, wozu er sich natürlich bereit erklärte. Am nächsten Tag hatte er einen neuen deutschen Paß, allerdings nur gültig zur Heimreise. Er bekam auch noch eine Fahrkarte bis Klagenfurt. Er fuhr also auf Staatskosten heim, um hier seine Parteiarbeit aufzunehmen. Er wußte, daß er sich in ein gefährliches Abenteuer einließ, aber die Genossen in der Heimat standen vor derselben Situation.

Schauss wußte, daß er mit den ihm von früher bekannten Genossen nur bedingt rechnen könne. Diese würden sicher beschattet. Er brauchte daher völlig neue Leute. Kaum in Klagenfurt, traf er schon seine Freundin, Kamilla Spielbichler, die Tochter einer alten kommunistischen Familie, die aber seit längerer Zeit nicht mehr aufgefallen war, seit zwei ihrer Brüder fortgezogen waren. Niemand wußte, wo sie waren. Außer Kamilla natürlich. Auch Vater und Mutter wußten es. Sie waren in Spanien, um dort gegen die Faschisten zu kämpfen.

Genosse Kilian Schauss nahm eine Arbeit an, sah sich einmal gründlich um und knüpfte langsam Verbindungen zu jungen Leuten, hütete sich aber, mit einem früheren Genossen gesehen zu werden.

Er mied auch früher bekannte Sozi. Er stieß auf neue Leute und fand dann in rascher Folge Gesinnungsfreunde, nicht nur in Klagenfurt. In wenigen Monaten hatte er eine Organisation, die die wesentlichsten Orte in Kärnten berührte, wieder aufgebaut. Bestehende Gruppen in St. Veit, im Rosental, in Villach wurden wieder vorsichtig zusammengefügt. Bald wurden die ersten Flugblätter herausgegeben, zuerst einzeln, dann immer mehr.

Der 2. Jahrestag der Okkupation nahte. Die neugeschaffene Landesleitung der Kärntner Kommunisten beriet, was man tun könnte, um das wieder - oder noch immer Vorhandensein der Partei möglichst wirkungsvoll zu demonstrieren. Es wurde eine Flugblattaktion beschlossen, die in der Nacht zum 12. März 1940 schwerpunktmäßig in Klagenfurt, in geringerem Umfang im Rosental, in St. Veit, Moosburg und Völkermarkt durchgeführt werden sollte. Es war schon Krieg. Polen war bereits erledigt. Frankreich und England hatten Hitler zwar auch den Krieg erklärt, waren aber Polen nicht durch eine rasche Offensive zu Hilfe gekommen. Neue Leute wurden eingezogen. Es lag etwas in der Luft. Und in diesem Moment wollten die Kommunisten zeigen, daß sie voll da und aktionsfähig sind.

Die Aktion wurde etwas zu breit angelegt, zu viele Aktivisten wurden mobilisiert. Aber nachher weiß man es bekanntlich immer besser. Einige wurden bei der Flugblattaktion gesehen und angezeigt. Sie wurden beschattet, bis die Gestapo dann zuschlug. Ein Teil der Klagenfurter Aktivisten wurde verhaftet, darunter auch Kilian Schauss. Er wurde später zum Tode verurteilt und ermordet. Dutzende bekamen lange Zuchthausstrafen aufgebremmt.

Das Ausmaß der Tätigkeit der damaligen Klagenfurter Parteiorganisation unter Führung von Kilian Schauss ist am besten aus der Anklageschrift für den Prozeß am 19. Oktober 1941 in Wien zu entnehmen. Es heißt dort:

Im Herbst 1938 wurde im Gau Kärnten eine Organisation der illegalen KPÖ aufgezo-gen. Hieran waren die kommunistischen Parteigänger Kilian Schauss, Hubert Knes (Nachfolge von Schauss als Landesleiter der KPÖ, der im März 1945 in seinem Bunker bei Mossburg entdeckt und ermordet wurde, d. Vf.), Leopold Gabernig, Egon Überfellner und andere führend beteiligt. Die Tätigkeit dieser Gruppe erstreckt sich vornehmlich auf die Erfassung von Mitgliedern sowie auf Herstellung und Verbreitung hochverrä-terischer Flugschriften. Sowohl in der Gauhauptstadt Klagenfurt als auch in anderen Städten Kärntens wurden kommunistische Ortsgruppen geschaffen, die durch Verbindungsleute mit der Leitung in Klagenfurt verbunden waren. Von dieser erhielten die Verbindungs-männer Mitgliedsmarken, die mit Datumstempel versehen waren und den Mitgliedern in den einzelnen Orten gegen Entrichtung

der Mitgliedsbeiträge ausgehändigt wurden. Die auf diese Weise eingegangenen Mitgliedsbeiträge wurden zur Anschaffung der für die Herstellung von Druckschriften erforderlichen Gerätschaften verwendet. Es handelt sich hier hauptsächlich um eine unter dem Titel 'Informationsdienst' herausgegebene kommunistische Druckschrift. Der Inhalt dieser Schriften wurde vorwiegend von Schauss und Knes sowie auch von Gabernig und Überfellner verfaßt."

Soweit die Anklageschrift.

Der kommunistische "Informationsdienst" erschien sehr regelmäßig. Der Kreis der Aktivisten, der im Herbst 1938 noch klein war, stieg ständig. Auch die Zahl der Organisationen wuchs. Die Verbindung mit der Organisation in St.Veit/Glan wurde bald wieder hergestellt. Diese Gruppe hatte ihre Tätigkeit nie unterbrochen. Das Ehepaar Gertrude und Josef Korak und eine ihrer engsten Mitarbeiterinnen, Olga Oberdorfer, führten nicht nur die Gruppe der KPÖ an, verteilten unter Einhaltung aller konspirativer Regeln Material, das sie über die Eisenbahnerverbindung aus Villach bekamen, Gertrude Korak war auch eine hervorragende Funktionärin der Roten Hilfe. An der Spitze waren hier die beiden Organisationen eine Personalunion. Die Aktivisten arbeiteten aber streng getrennt. Die Rote Hilfe umfaßte einen viel breiteren Kreis als die Partei. Als dann später die Organisation der Eisenbahner in Villach hochging, wurde auch ein Teil der Rote-Hilfe-Aktivisten verhaftet und zu langjährigen Zuchthausstrafen verurteilt. Sieben St.Veiter Eisenbahner, die beschuldigt wurden, einer Sabotagegruppe anzugehören, wurden zum Tode verurteilt und am 30.Juni 1942 hingerichtet, und zwar: Michael Essmann, Ludwig Höfernig, Josef Kuchler, Peter Schlömmer, Andreas Waste, Karl Zimmermann und Max Zitter.

Eine Verbindung zwischen den Organisationen in Villach und Klagenfurt bestand anfangs über Rosenbach und St.Veit. Die Arbeit der Villacher Gruppe wurde nach Ausbruch des Krieges besonders schwierig, weil auch der britische Geheimdienst von Jugoslawien her tätig wurde und auch Kommunisten für seine Zwecke einzuspannen versuchte. Die Abblockungsversuche von Genossen Peskoller waren nicht überall von Erfolg begleitet. Ein echtes Problem wurden für die Villacher Genossen die RS, Revolutionäre Sozialisten (s. auch Verhaftung von Jungkommunisten im Jahre 1935 im Zusammenhang mit einem aus dem Landesgericht herausgeschmuggelten "G'siberl" des W.S. aus Villach, M.M.) im Ausland. Ihr Material kam gemeinsam mit dem der Kommunisten nach Jesenice. Von dort wurde es vom Schlafwagenschaffner Eckart aus München und Guido Valle aus Rosenbach über die Grenze gebracht und im Bereich des Bahnhofes Rosenbach verstaut, wo es von Genossen, darunter Karl Lepuschitz aus Schlatten, zu Genossen Gregor Gabriel in Lessach

gebracht wurde. Villacher Genossen holten das Material von dort und beförderten es mit dem Fahrdienst der Eisenbahn weiter. Die Eisenbahner hatten ein ganz Österreich umspannendes illegales Netz aufgebaut. Das RS-Material wurde mit der Zeit nicht mehr geholt. Es wurde schon 1939 in Jesenice nicht mehr übernommen, da es in Villach nicht mehr an den Mann gebracht werden konnte. Übrigens: Auf diesem Weg kam auch bereits im März 1938 der Aufruf der KPÖ an das österreichische Volk am Tage der Okkupation nach Villach. Er wurde als Beilage zur "Basler Rundschau" geliefert und in der Hausmeisterwohnung der Genossen Gertrude und Hans Rettnis vervielfältigt und über die Eisenbahnerorganisation in Umlauf gebracht. Die illegale Tätigkeit der Eisenbahner hat allein im Direktionsbereich Villach (Steiermark und Kärnten) gewaltige Opfer gefordert. Mindestens 1.635 Eisenbahner wurden in ganz Österreich verhaftet, davon 403 im Direktionsbereich Villach. Von den 154 Todesurteilen gegen Eisenbahner wurden 23 aus dem Villacher Direktionsbereich vollstreckt.

Die spektakulärste Aktion, leider auch die letzte von Schauss, organisierte die damalige Landesleitung unter Kilian Schauss am 2.Jahrestag der Okkupation in der Nacht zum 12.März 1940. Es war eine Flugblattaktion. Es ist keines dieser Flugblätter erhalten geblieben.

In die Anklageschrift gegen Schauss und Genossen wurde aber ein Auszug davon aufgenommen. Es hieß dort unter anderem:

"Im März 1940 wurde von der KP-Leitung in Klagenfurt aus Anlaß des Jahrestages der Wiedervereinigung der Ostmark mit dem Deutschen Reich eine in 900 Exemplaren vervielfältigte Hetzschrift hergestellt, in der der Anschluß der Ostmark in gehässiger Weise verunglimpft und an der Politik des Reiches Kritik geübt wird. Die Hetzschrift endet mit dem Aufruf: 'Fort mit Hitler! Fort mit den Kriegshetzern! Nieder mit dem Krieg! Mut zum Kampf! Glaube zum Sieg!'"

Auch über die Durchführung der Aktion geben Anklageschrift und Urteilsbegründung Auskünfte. Es heißt dort:

"Von den führenden Funktionären wurde der Beschluß gefaßt, mit Hilfe dieser Schriften eine große Propagandaaktion durchzuführen. Nach gepflogenen Erhebungen übernahmen Gabernig und Überfellner die Leitung dieser Aktion in St.Ruprecht und in der St. Veiter Straße in Klagenfurt, während sich Schauss und Knes die Leitung in den anderen Gebieten vorbehielten."

Diese Flugblätter kamen auch in St.Veit und in St.Jakob im Rosental zur Verteilung. Sie wurden über Arbeiter des Fliegerhorstes in Klagenfurt-Annabichl nach Völkermarkt und Eisenkappel gebracht, wo es Franz Haderlap schwer hatte, Aktivisten zur Ver-

teilung zu finden, weil dies den Kopf kosten konnte. Bei der relativ breiten Aktion kam es auch zu einigen Pannen. Aktivisten wurden erkannt, vernadert, eine Zeitlang beschattet und dann rund 50 verhaftet, darunter auch einige, die mit der Aktion selbst nichts zu tun hatten. 37 wurden vor das Volksgericht in Wien gestellt und Kilian Schauss zum Tode, die anderen zu langjährigen Haftstrafen verurteilt.

Folgende Genossen und Teilnehmer an der Aktion wurden vor das Nazi-Volksgericht gestellt und verurteilt (in Klammer das Geburtsjahr der Verurteilten):

Kilian Schauss (1909), Franz Oberdorfer (1907), Walter Petscharnig (1922). Diese drei kamen nicht wieder, die übrigen wurden nach Kriegsende befreit, und zwar:

Kamilla Spielbichler (1914), Egon Überfellner (1921), Maria Rasser (1891), Josef Kaufmann (1909), Leopold Gabernig (1921), Franz Haderlap (1915), Alois Gandorfer (1900), Franz Orasch (1911), Max Buzzi (1909), Eduard Valentinitzsch (1909), Emil Schreiber (1901), Rupert Valet (1900), Felix Uran (1902), Josef Unteregger (1903), Friedrich Binter (1921), Josef Krainer (1909), Josef Petscharnig (1911), Felix Frankl (1922), Josef Schiestl (1915), Heinrich Kanolzer (1921) und Josef Ulbing (1901).

Sechs Wochen später wurde eine Reihe von Genossen und Mitarbeitern verhaftet und im gleichen Prozeß verurteilt, und zwar: Friedrich Mayer (1907), Josef Rosenzopf (1903), Ferdinand Primus (1895), Gustav Koska (1894), Jakob Wieser (1894), Michael Olipitz (1913), Johann Valentinitzsch (1919), Max Schulnig (1912), Georg Scherwitzl (1912) und Josef Schlager (1915).

Jede weitere Ausweitung wurde abgeblockt. Hubert Knes, der sich der Verhaftung entziehen konnte, hat viel dazu beigetragen. Er warnte alle erreichbaren Aktivisten davor, sich mit anderen zu treffen. Ja selbst jedes private Zusammentreffen sei zu vermeiden. Gleichzeitig gelang es ihm, für die ausgefallenen Genossen neue zu finden, die der im Jahr 1942 im Südkärntner Raum sich entwickelnden Partisanenbewegung Hilfe leisten konnten.

Es gab noch viele Opfer, und nicht nur bei den schon erwähnten Eisenbahnern. Am 29. April 1943 wurden in Wien 13 Tellaner bzw. Eisenkappler, Helfer der Partisanen, hingerichtet. Zu Weihnachten 1944 wurde die Gruppe rund um die Genossin Maria Peskoller aus Villach in Graz geköpft. In der zweiten Hälfte des Jahres 1944 gab es einige Verhaftungswellen. Die Antifaschisten überlebten nur, weil das Räderwerk der Nazijustiz langsamer war als der Vormarsch der Anti-Hitler-Koalition.

J.N.

WIR WOLLTEN NACH SPANIEN,

um in den Interbrigaden gegen die Franco-Faschisten mitzukämpfen, die mit massiver Unterstützung Nazideutschlands und Mussolini-Italiens einen mörderischen Krieg gegen das republikanische Spanien führten. So mancher meiner Jugendfreunde aus dem KJV, vor allem aus meiner Heimatstadt Villach, war schon als Interbrigadist in Spanien im Einsatz. Mich hatte man 1937 abgewiesen. Die Partei und der KJV waren damals dagegen, daß ich gehe. Ich sei zu jung, hieß es. Aber waren wir nicht auch "zu jung", um von den Faschisten neuerdings in den Kerker geworfen zu werden? Wir hatten unsere illegale Tätigkeit seit dem Verbot des KJV nie unterbrochen, mit Ausnahme in der Zeit, als wir im Häfen waren, mein Donawitzer Kumpel Albin Köck und ich.

In den ersten Märztagen 1938 war es immer klarer geworden, daß eine Okkupation Österreichs durch Nazideutschland unmittelbar bevorstand. Schuschnigg hatte sich am 12. Februar 1938 am Obersalzberg bei Berchtesgaden Hitler gegenüber verpflichtet, den Obernazi Seyß-Inquart zum Innenminister zu machen und die Nazis in die Vaterländische Front aufzunehmen. Trotz Geheimhaltung dieser Abmachungen wurden diese bald im ganzen Land bekannt. Es setzte eine großartige Abwehrbewegung - vor allem in den Großbetrieben - ein.

Wir Jungkommunisten, die wir illegal in der SAG-Jugend arbeiteten, verteilten im Bezirk Leoben bei den Portieren des Donawitzer Hüttenwerks - ich selbst am Vordernberger Bahnhof - Flugblätter an die Arbeiter mit Losungen wie: "Wir lassen uns an Hitler nicht verkaufen" ... "Hitler und Göring - bedeutet Kartoffel und Hering" ... "Österreich den Österreichern" und riefen zur Bildung einer gesamtösterreichischen Einheitsfront gegen die Nazifaschisten auf. Aber es war wohl schon zu spät. Die Nazis beherrschten vor allem in kleineren Orten, wie z.B. in Vordernberg, die Straßen und zogen Tag für Tag mit wehenden Hakenkreuzfahnen durch den Ort. Sie hatten für den 10. März 1938 eine größere Demonstration in Leoben vorbereitet. Unsere illegalen Organisationen antworteten darauf mit einer gut organisierten Gegen demonstration, die alle unsere Erwartungen übertraf. Nahezu 3000 Österreicher, Sozialdemokraten, Kommunisten und christliche Antifaschisten folgten dem Aufruf der SAG - Soziale Arbeitsgemeinschaft, um gegen die Faschisten zu demonstrieren. Sie bekundeten damit, daß sie keine "Ostmärker" werden, sondern Österreicher bleiben wollten. Es kam zu Prügeleien mit den Nazis, und einer dieser Halunken stach unseren Sepp Filz mit einem Dolch in die Hand. Die Hakenkreuzfahne fiel trotzdem in den Dreck der Straße und wurde von Nazigegnern wütend am Boden zerfetzt.

Als ich am späten Nachmittag wieder daheim ankam, merkte ich so-

fort, daß mich die Vordernberger Nazis in Leoben bei der Demonstration gesehen hatten, denn sogar einige meiner Fußballfreunde stießen unmißverständliche Drohungen gegen mich aus. Jetzt war erhöhte Vorsicht am Platz. Daheim hatte Vater schon seit längerer Zeit einige Waffen bereitgelegt, um uns verteidigen zu können, sollten uns die Nazis überfallen. Wir hatten sie in der kleinen Kammer zwischen Küche und Schlafzimmer versteckt, jedoch immer griffbereit. Darunter befand sich auch ein "Pallasch", das war ein kurzes, jedoch messerscharfes Kosakenschwert, das Vater aus dem ersten Weltkrieg aus Galizien mitgebracht hatte.

Auch unter der "Frontmiliz", einer von Antifaschisten am Erzberg gebildeten militärischen, illegalen Gruppe, war höchste Alarmbereitschaft. Es bestand jedoch große Ungewißheit darüber, ob man den Faschisten bewaffnet entgegentreten sollte oder noch zuwarten mußte, bis das österreichische Bundesheer mobilisiert würde.

Noch in der Nacht zum 11. März 1938 kam Heini (es war der später im Kampf gegen die Faschisten gefallene Leo Gabler) mit der Direktive zu mir, daß man unter den gegebenen Umständen einen vollkommen aussichtslosen, bewaffneten Widerstand vermeiden mußte. Vater versteckte daraufhin die Waffen woanders. Er sagte, daß wir sie bestimmt noch brauchen würden.

Heini und ich fuhren am Morgen des 11. März per Rad nach Leoben. Er wollte über eine Leobner Verbindung untertauchen. Ich kannte diese Verbindung nicht und wartete nahezu eine Stunde auf ihn. Er kam nicht wieder. Am Leobner Hauptplatz gingen die Nazis in voller Uniform gruppenweise spazieren - sie fühlten sich bereits als die neuen Herren. Ich hatte mir zur Tarnung ein blechernes Hakenkreuz angesteckt, das mir mein späterer Schwager aus der Werksschule Donawitz mitgebracht hatte. Dort stanzten die Lehrlinge aus Weißblech haufenweise dieses Schandzeichen. Wahrscheinlich begrüßten mich vorübergehende Nazis deshalb immer erfreut mit ihrem scheid "Heil Hitler". Ich antwortete mit einem lauten "Heil" und zerbiß das Wort "Moskau" zwischen den Zähnen.

Genosse Heini war nicht mehr aufgetaucht. Was sollte ich ohne ihn - er hatte gesagt, daß er mich mitnehmen würde - beginnen? Von meinem Vater hatte ich mich daheim mit den Worten verabschiedet: "Vielleicht bekommt ihr bald Nachricht aus Spanien oder aus der Sowjetunion - paß gut auf dich auf und auch auf Mutter!" ... "Ich komm' sicher durch!"

Vater hatte mich mit seinen stahlblauen Augen nur prüfend angesehen und mich stumm an sich gedrückt, dann ließ er mich gehen. Meine Mutter erfuhr erst spät am Abend von ihm, daß ich aus Vordernberg verschwunden bin. Sie wurde dadurch für einige Wochen wirr im Kopf und wäre Vater bald davongerannt.

Ich stand also am Leobner Hauptplatz und wußte nicht wie noch was. Da kam mir der Gedanke, meinen KJV-Genossen Albin Köck in Donawitz aufzusuchen, mit dem ich im Jahre 1936 in der "Karlau" gesessen bin. Ihn wollte ich auffordern, mit mir nach Spanien oder in die SU zu gehen. Albin wohnte in Donawitz, in den "Zwanziger-Häusern". Die Familie war gerade dabei, ihre Erdäpfelsuppe zu löffeln, als ich bei ihnen eintrat. Neben Albin saßen seine Eltern und seine Schwester Resi beim Tisch. Resi hat hie und da bei unserer illegalen Arbeit mitgetan und war ein richtiger Kumpel, wie man so sagt. Albin und ich sprachen nicht viel darüber, was wir vorhatten, "lediglich einige Tage wollten wir verschwinden, bis der ärgste Rummel vorbei sei" - so sagten wir's der Familie.

Einige Schillinge im Sack, jeder ein paar Zitronen und einige Stück Würfelzucker - so zogen wir los. Da ich Albin die weite Strecke bis Dürnkrot - dort, so hatten wir es uns ausgedacht, wollten wir über die Grenze - nicht immer auf meiner Radstange vorne sitzend mitnehmen konnte, "liehen" wir uns am Leobner Hauptbahnhof ein dort stehendes Fahrrad aus. (Nach unserer mißglückten Flucht und der Rückkehr nach Leoben stellten wir das Rad wieder in einen Hausflur mitten in der Stadt, in der Hoffnung, der Besitzer würde es sicher wieder bekommen.)

In rascher Fahrt ging es dann über Judendorf-Proleb, Dionysen nach Bruck a.d. Mur.

"Was meinst", sagte ich zu Albin, "ob es zum Widerstand kommt, wenn die Deutschen bei uns einmarschieren?" ... "Vielleicht ist doch der illegale Schutzbund schon mobilisiert und das mit dem Rückzieher der "Frontmiliz" nur ein Mißverständnis!"

"Noch ist die Deutsche Wehrmacht ja nicht einmarschiert - vielleicht beruhigt sich wieder alles", antwortete Albin in einem Tonfall, wo unüberhörbarer Zweifel mitschwang.

"Auf jeden Fall fahren wir einmal bis zur Grenze, vielleicht ist sie noch nicht besetzt", entschied ich.

In jedem Ort, den wir durchfuhren, stolzierten die Nazis in voller Uniform herum, sich als die neuen Herren fühlend. Uns war immer zum Kotzen, wenn wir immer wieder ihren scheid Hitler-Gruß erwidern mußten. Jedoch taten wir dies, um nicht aufzufallen. Unverdrossen traten wir in die Pedale und quälten uns den Semmering hinauf. Auf der anderen Seite ging's dann wenigstens in rascher, müheloser Fahrt bergab. In Gloggnitz begann es bereits dunkel zu werden, und es war Zeit, daß wir uns ein Quartier für die Nacht suchten. Wir hatten uns für den Ort Krametschlag entschieden. Dort sprachen wir beim erstbesten Bauern vor, und der verwies uns in seinen Schweinestall. Da wir nicht unnötig auf-

fallen wollten, sagten wir zu. Neben dem Sautrog im Stall war ein Haufen Spreu aufgeschüttet, dort sollten wir uns ein Lager machen. Der Bauer warf uns noch einige Jutesäcke zu, mit denen wir uns zudecken könnten, meinte er.

Albin und ich sahen uns stillschweigend an - es dachte wohl jeder von uns dasselbe: So ein stinkendes Nachtlager hatte wohl noch keiner gehabt. Trotzdem wollten wir uns, so wie wir waren, ins Spreu legen, aber der Bauer sagte schwerfällig: Na - na! Zersch müaßt's no eure Ausweise im Gemeindeamt abgeb'n - so kann ich euch net anfach in mei Haus lass'n! Also - gehts aufi - dort ob'n is' Gemeindeamt!" Mit seiner vor Schmutz starrenden Rechten zeigte er die Straße entlang und schloß seine kurze Rede mit der fast gemurmelten Bemerkung: "Dö dort ob'n wer'n euch schon richtig empfangen!" Nazi war der sicher keiner, dachte ich.

Wohl oder übel gingen wir zum Gemeindeamt hinauf. Dort hing bereits eine Hakenkreuzfahne bei einem Fenster heraus, und in der Gemeindestube ging's hoch her. Sie war voller Nazis. Jeder trug eine Armbinde mit dem verhaßten Hakenkreuz, und einige der SA-Leute - solche waren es - hatten lange Karabiner umhängen.

"Heil Hitler", sagte ich mit lauter Stimme. "Wir sind auf der Fahrt nach Wien und können bei einem Bauern im Ort übernachten - der hat uns gesagt, daß wir uns hier melden müssen!"

"Jawoll", antwortete grinsend eines der uniformierten Subjekte, "seit gestern besteht bei uns hier in Krametschlag Meldepflicht - jetzt gilt bereits die deutsche Gründlichkeit!"

Alle anwesenden Nazis beäugten uns von unten bis oben und fanden wohl nichts Verdächtiges an uns. Vielleicht hatten uns wieder die weißblechernen Hakenkreuze auf unseren Rockaufschlägen als "Naziausweis" vor weiteren unliebsamen Fragen bewahrt.

"Ihr fahrt wohl nach Wien", sagte der Wortführer der Nazirunde, "weil unser Führer dort die Ostmark heim ins Reich holen wird! Bravo, Burschen! So ist's richtig! Da könnt ihr natürlich schon bei uns in Krametschlag übernachten - aber eure Personalpapiere müßt ihr hierlassen - so wird's verlangt!"

Die übten sich also schon als "deutsche Beamte" ein? Als wir dem Nazisubjekt die Papiere überreicht hatten, las dieses umständlich darin und sagte dann mit gewichtiger Miene: "Morgen um 8 Uhr früh könnt ihr sie hier wieder abholen!"

Albin und ich sahen uns verdutzt an, das konnte ja gut werden - um 8 Uhr früh? Ich war fest entschlossen, ohne die Papiere bereits im Morgengrauen von diesem verdammten Krametschlag wieder abzuhau'n, sagte jedoch von meinem Vorhaben kein Wort zu Albin.

Die Nacht verbrachten wir neben der ständig grunzenden Sau sehr unruhig und nahezu schlaflos. Es war saukalt, die Jutesäcke gaben keinerlei Wärme ab, und so versuchten wir, Rücken an Rücken liegend, uns doch etwas zu erwärmen. Es war März, und vorher hatte es fast eine Woche ununterbrochen geregnet. Die Flüsse führten überall Hochwasser. Erst bei der Abfahrt vom Semmering war es ein bisschen wärmer gewesen, jedoch in der Nacht kam überall wieder der Frost.

So überwandten wir mit klappernden Zähnen die Nacht - oft aus dem Halbschlummer emporfahrend, da jeder von uns blödes Zeug zusammenräumte. Albin träumte davon, daß der Schutzbund in St.Pölten losgeschlagen hätte und es auch in Wr.Neustadt rundum ging. Auch ich träumte davon, daß wir mitten in eine Schießerei mit Nazis gekommen wären. "So ein Blödsinn", sagten wir beide fast gleichzeitig, als wir augewacht waren und die Sau noch immer grunzend und schmatzend, keine zwei Meter von uns entfernt, in der Suhle lag.

Ohne uns waschen zu können, bestiegen wir unsere Räder. Albin wollte zum Gemeindeamt hinauffahren. Er sagte: "Da wird sicher eine Wache sein" ... "vielleicht bekommen wir schon unsere Ausweise!" Ich antwortete ihm nicht, sondern fuhr in Richtung Hauptstraße davon. Nach zirka fünfzig Metern stieg ich wieder ab und überredete Albin dazu, daß wir am besten schleunigst aus Krametschlag wegkommen müßten, das wäre bestimmt besser für uns. Dann stieg ich wieder auf und fuhr, ohne mich umzusehen, der Hauptstraße zu. Albin kam mir nach einiger Zeit nach, murrte ein wenig, aber wir fuhren weiter.

Es war der 12.März 1938, und wir waren knapp vor der Stadt Neunkirchen. Seit unserem Aufbruch in Krametschlag war geraume Zeit vergangen, jedoch keiner hatte ein Wort gesagt. Endlich brach dann Albin das peinliche Schweigen: "Hast ja eh recht g'habt - es war besser, daß wir abg'hau'n san! Wer weiß, was dö Nazis inzwisch'n über uns erfahr'n hab'n!"

"I glaub' a, daß 's besser war! Ab Neunkirch'n fahr' ma mit dem Zug bis Wr.Neustadt, damit ma an ordentlich'n Vorsprung hab'n, wenn s' uns wirklich jemand nachschick'n."

Albin war mit meinem Vorschlag einverstanden, und so gaben wir unsere Räder am Neunkirchner Bahnhof als Reisegepäck auf und bestiegen den Schnellzug nach Wien. Er hielt ja unbedingt in Wr. Neustadt, und wir hatten dadurch wirklich einen großen Vorsprung. Von Wr.Neustadt fuhren wir über Ebenfurth, Pottendorf, Ebreichsdorf und Götzendorf auf Fischamend zu. Eisiger Wind pfiff über die weiten Stoppelfelder, und wir froren richtig trotz der anstrengenden Fahrt mit unseren alten "Drahteseln".

"Heut erreich' ma den Donaukanal nimma", sagte ich zu Albin, der gleich mir seit unserer Abfahrt von Wr. Neustadt kaum ein Wort gesprochen hatte. "Noch amal übanacht'n müaß' ma sicha" ... "Schau dort, die groß'n Heuschoba san wie a Haus - zum Übernacht'n wie g'schaff'n!"

"Ja - wenn ma sonst nix find'n, in so an Heuschoba kann ma si wenigst'ns ganz eingrab'n - und unsre Radln a", antwortete Albin. Dann platzte er unwillkürlich heraus: "Wast, i hab' aba schon an mords Kohldampf" - "wenn i net bald etwas iß, fall i vom Radl!"

"Ja, Albin! Hast recht, eß ma was!" ... "A paar Stückl Zucker und a Zitron, die wer'n ma bestimmt guat tuan! Hast du a no was zum Beiß'n?"

"Das gleiche wie du - a paar Stückl Zucker und a Zitron", sagte Albin lachend und zeigte mir dabei seine wohlgeratenen Zähne.

So uns gegenseitig etwas aufheiternd, verzehrten wir unsere "lukrative" Jause. Dann schwangen wir uns wieder auf unsere Räder. Es wurde bereits wieder Abend, als wir uns in der Nähe von Fischamend, die Dunkelheit abwartend, hoch oben in einem der hausgroßen Heuschober vergruben. Die Räder hatten wir zur Sicherheit auch mit hinauf genommen. Tief im Stroh eingegraben erwärmte uns dieses sogar, und beide schliefen wir nach kurzer Zeit ein.

Am frühen Morgen des 13. März 1938, dem Tag der Okkupation Österreichs durch Nazideutschland, knapp nach sechs Uhr früh, stieg die Sonne im Osten blutrot auf. Auf dem Stroh lag fingerdick weißer Reif, und da wir nirgends Wasser sahen, benützten wir den Reif dazu, wenigstens unsere Gesichter etwas naß zu machen. Dann rutschten wir, die Räder als Bremse benützend, vom hohen Heuschober zu Boden und fuhren los.

"Weißt was, Albin - am besten, wir fahren direkt zum Donaukanal - da komm' ma bestimmt drüber! Bei der Donau selber wird's bestimmt viel schwieriger sein!"

"Wer ma ja seg'n - vielleicht san die Brück'n no net besetzt!" ... "Das wär' natürlich für uns um vieles leichter", gab Albin zu bedenken.

"Wennst manst - fahr' ma halt den Donaukanal entlang und dann rechts ab bis zur Reichsbrück'n, dort is der meiste Verkehr, dort werd'n s' uns bestimmt net kontrollieren!"

Beide hatten wir natürlich die Vorstellung, daß bereits überall nach uns gefahndet würde. - Aber die Nazibrut hatte anderes im Kopf, als sich um ein paar von daheim weggelaufene junge Burschen zu kümmern. So kamen wir unbehelligt über die Reichsbrücke

und radelten unverdrossen nach Osten, der tschechischen Grenze zu. Hoch oben in den Lüften brummten Flugzeugstaffeln, aus westlicher Richtung kommend, und zogen riesige Kreise über der Hauptstadt der "Ostmark", wie Österreich ab nun genannt wurde.

Dürnkrot, das knapp an der Grenze lag und wo mitten in der March tschechisches Gebiet begann, war durch eine Holzbrücke mit dem tschechischen Ufer verbunden. Wenn wir dort hinüber könnten...? Aber das war wohl nur ein Wunschtraum. Daher umfuhren wir vorerst die kleine Ortschaft und suchten im Gelände eine günstige Stelle, um unsere Räder verstecken zu können. Wenn uns eine Überquerung der March nicht gelingen würde, dann würden wir die Fahrräder ja wieder brauchen.

Tagsüber war es wider Erwarten sehr warm geworden, und unsere Kehlen waren nahezu ausgetrocknet. Jeder hatte nur mehr eine Zitrone und ein paar Stück Zucker. Diesen "Proviand" wollten wir unter allen Umständen in Reserve behalten. Wir hatten vor, die March schwimmend zu überqueren - ein waghalsiges Unternehmen, bei diesem hochwasserführenden und daher sehr breit gewordenen Fluß. Die Räder hatten wir gut getarnt im Ufergebüsch versteckt. Wir warteten, bis es dunkel geworden war, und pirschten uns einen mit vereinzelt Büschen bewachsenen Feldweg entlang an die March heran. Auf einmal hörten wir hinter uns laute Stimmen. Wir warfen uns in einem Acker zu Boden und warteten regungslos darauf, daß man uns entdecken würde. Aber wir hatten großes Glück. Es war eine Grenzstreife, vier bewaffnete Männer. Sie gingen keine zwanzig Meter von uns entfernt auf der Uferböschung flußaufwärts und hatten uns nicht gesehen. Wir blieben noch einige Minuten vollkommen still liegen und robbten dann die letzten Meter bis zum leise glucksenden Wasser. Enttäuscht mußten wir feststellen, daß es noch nicht die richtige March, sondern der alte Flußlauf war, mit fast stehendem Gewässer.

"Verdammte Scheiße", stieß Albin mit gedämpfter Stimme hervor. "Jetzt müaß' ma zwa Flüsse durchschwimmen!"

"Da tät ma die Radlschläuch notwendig brauch'n", sagte ich ebenso leise. "Wir können es aber nicht riskier'n, noch einmal die Strecke bis zu den Rädern zurückzugehn - wer weiß, vielleicht kommt die Streife wieder zurück und sieht uns dann!" Albin stimmte mir bei.

Nach längerem Suchen - es war inzwischen starker Nebel aufgezo-gen - fanden wir am alten Flußlauf eine untiefe Stelle und warteten ans andere Ufer. Es war ein schmaler Streifen sandigen Bodens, spärlich mit niederem Gebüsch bewachsen, vielleicht war es auch nur eine größere Sandbank, die flach zur eigentlichen March abfiel. Nach einigem Zögern, ob wir nun doch schwimmen sollten, zogen wir unsere Kleider aus, banden alles in den

Röcken zusammen und stiegen, das Kleiderbündel auf dem Kopf haltend, splitternackt ins eiskalte Wasser. Je höher das Wasser den Rücken heraufkroch, desto kälter wurde uns. Draußen auf der rasch fließenden March trieb es fingerdicke Eisschollen und irgendwelches Treibholz vorbei, und im Nebel konnten wir das andere Ufer überhaupt nicht erkennen. Mit jedem Meter, den wir uns in den Fluß vorarbeiteten, sank unser Mut, das andere Ufer doch noch schwimmend zu erreichen. Beide gaben wir zu gleicher Zeit auf. Die March hätte uns sicher mit eisigen Armen in die Tiefe gezogen.

Am ganzen Leib vor Kälte zitternd, zogen wir auf der Sandbank unsere teilweise naßgewordenen Kleider wieder an. Hüpfend und mit den Armen kreisend liefen wir auf und ab und versuchten, uns auf diese Art etwas zu erwärmen. Da bemerkte Albin im Nebel einen aufrecht stehenden Gegenstand. Mit einem Ruck riß er mich zu Boden und bedeutete mir, still zu sein. Ich lag jedoch mit meinem gerade ein wenig aufgewärmten Bauch in einem eiskalten Wasserloch und kroch daher einige Meter zur Seite. Als ich meinen Kopf hob, sah ich zu meiner Erleichterung, daß der "Jemand", den Albin gesehen haben wollte, ein alter, morscher Grenzpfahl war. Er hatte uns im Nebel einen aufrecht stehenden Menschen vorgetäuscht. Beide atmeten wir erleichtert auf und begannen von neuem mit unseren Aufwärmübungen.

"Jetzt is ma schon etwas wärmer", keuchte Albin, indem er seine Knie abwechselnd an die Brust hob. "Drüber kommen wir sowieso nicht bei diesem Hochwasser, bei der Kält'n wär ma bestimmt ersoff'n!"

"I glaub' a - 's wär bestimmt schiefgegangen! Jetzt müß' ma halt versuch'n, in an bewaldeten Grenzstreif'n a günstige Stell' z' find'n - vielleicht hab' ma dort mehr Glück!"

Da es im Osten schon grau wurde, schlichen wir uns vorsichtig zum Versteck zurück, wo unsere Räder lagen. Unversehrt nahmen wir sie wieder in Besitz. Sie waren für uns unentbehrlich, sollte unser Vorhaben gelingen.

Albin, dem das eiskalte Wasser der March wohl mehr zugesetzt hatte als mir, war immer wortkarger geworden. Er ließ ab und zu die Bemerkung fallen: "Alles a Blödsinn" ... "Die Grenz is' bestimmt schon überall streng bewacht"... Dann kam es langsam aus ihm heraus: "Du, weißt was - fahr' ma wieda ham! Was können s' uns a schon mach'n? Sag' ma halt, wir hab'n in Wien den Hitla seg'n woll'n - vielleicht glaub'n uns die Nazis dös!"

Auch ich hatte schon im stillen überlegt, daß wir unter diesen Umständen kaum über die Grenze kommen würden. Mir dämmerte auch, daß wir eigentlich gar keine Verbindung mit drüben hatten - wer

sollte uns da glauben, daß wir vor den Faschisten auf der Flucht befindliche österreichische Jungkommunisten wären?

Nach längerem Überlegen bestiegen wir wieder unsere Räder und radelten Wien entgegen. Aus war der Traum, in Spanien im Rahmen der Interbrigadisten gegen die Franco-Faschisten, die Nazilegion Kondor und die italienischen Faschisten kämpfen zu dürfen.

Es war der 14. März 1938. Knapp vor Wien verschlang jeder seine letzte Zitrone mitsamt der Schale und zwei, drei Stück Zucker, der feucht und verschmutzt aus den Hosensäcken hervorgeholt wurde. Wir umfuhren Wien und bogen bei Wr. Neustadt auf die Neunkirchner Allee ein. Diese schnurgerade Straße verlangte uns alles ab, was in unseren Waden steckte. Zum Umfallen müde, schoben wir unsere Räder den Semmering hinauf und krochen in eine Sandstreuhrütte, um darin zähnescheppernd den Morgen abzuwarten. Es hatte bereits kurz nach Schottwien zu schneien angefangen, und unsere Hände und Gesichter waren vor Kälte blaugefroren. Die Streuhrütte schützte uns wenigstens einigermaßen vor dem kalten Wind.

War unser beider Wunsch, in Spanien gegen den Faschismus kämpfen zu können, im eiskalten Wasser der March zerronnen, so hatte sich unser Haß gegen die Nazis nur noch verstärkt. Der 14. März 1938 war für uns eine große Enttäuschung, nachdem wir erfahren hatten, daß Schuschnigg mit seinem "Gott schütze Österreich!" unser Land den Nazis kampflos überlassen hatte. Wie einfach dies ging! Im Februar 1934 wurde gegen den Schutzbund und die kämpfende Arbeiterschaft alles, was nur ein Gewehr tragen konnte, eingesetzt. Ganz anders hier - kein Ton von einem Kampf gegen die Österreich drohende Gefahr.

Andere "Österreicher" erlebten diesen Tag wohlbehütet, bereits unter den Fittichen der neuen Machthaber.

So berichtete "Weg und Ziel", die illegal erscheinende Zeitschrift der KPÖ, im Mai 1938:

"Am 14. März 1938 besucht Kardinal Innitzer Hitler auf seinem Triumphzug durch Österreich und erläßt danach Richtlinien an die Seelsorger und Gläubigen: (Sie) stellen sich bedingungslos hinter den großdeutschen Staat und seinen Führer, denn der weltgeschichtliche Kampf gegen den verbrecherischen Wahn des Bolschewismus und für die Sicherheit des deutschen Lebens, für die Schaffung von Brot und Arbeit, für die Macht und Ehre des Reiches und für die Einheit des deutschen Volkes ist sichtbar vom Segen der Vorsehung begleitet..."

Dieser schändlichen Haltung des hohen katholischen Klerus stand die ehemaliger sozialdemokratischer Führer um nichts nach. Während Hunderte revolutionäre Sozialisten, ehemalige Schutzbündler

und Gewerkschafter von der Gestapo geholt wurden, erschien bereits am 14. März Dr. Karl Renner, der frühere sozialdemokratische Bundeskanzler, aus freien Stücken im Wiener Rathaus bei dem eben eingesetzten Nazibürgermeister Dr. Neubacher und sagte ihm: "Es freut mich, daß es gerade ein Österreicher (nämlich Hitler) ist, der meinen Traum verwirklicht, Österreich nach Deutschland zurückzuholen." Als Konsequenz dieser Haltung veröffentlichte Renner dann im "Neuen Wiener Tagblatt" die Erklärung, daß er den "Anschluß..., die große geschichtliche Tat des Wiederausgleichs der deutschen Nation..., freudigen Herzens begrüße..." (Zitiert aus "Geschichte der Kommunistischen Partei Österreichs, 1918-1945, Kurzer Abriß", S. 192, 193, Globus-Verlag Wien, d. Vf.)

Zwei verschiedene Welten! Zwei Jungkommunisten und zwei würdige Vertreter der kapitalistischen Gesellschaftsordnung ... "Seine Eminenz" Kardinal Innitzer und der SP-Oberbonze Dr. Karl Renner.

Am Morgen des 15. März 1938 ließen wir unsere Räder in voller Fahrt den Semmering hinuntersausen, durchfuhren das obere Müritztal und fuhren in Bruck ein, wo überall die verhaßten Hakenkreuzfahnen von den Häusern herabflatterten. Nichts, aber schon gar nichts mehr, erinnerte daran, daß hier vor knapp vier Jahren revolutionäre sozialistische und kommunistische Proleten, Schutzbündler mit der Waffe in der Hand gegen den grün-schwarzen Austrofaschismus einen heldenhaften, wenn auch aussichtslosen Kampf geführt hatten. Sie wollten unter Einsatz ihres Lebens die bürgerliche Demokratie retten, die seit 1918 nicht verhindert hat, daß die Reaktion immer stärker geworden war und am 12. Februar 1934 zum Todesstoß gegen die Demokratie und die Arbeiterorganisationen ansetzen konnte.

Als wir beide am Kornmesserhaus nahe der Gendarmeriekaserne vorbeifuhren, sah ich im Geist den jungen Schutzbundkommandanten Sepp Linhart unter einem Bogen des Arkadenganges zusammengekrümmt in einer Blutlache am Boden liegen - gefallen im Kampf gegen die Büttel des "christlichen Ständestaates", dem Vorläufer der Nazimachthaber.

*

Leoben war dann bald erreicht. Wir stellten das "entliehene" Fahrrad einfach in einem Hausflur mitten in der Stadt wieder ab, in der Hoffnung, der eigentliche Besitzer würde es schon wieder bekommen. Mit dem Versprechen, in Verbindung zu bleiben, trennten wir uns mit einem kräftigen Händedruck.

Spanien war uns versagt geblieben - was wäre uns die Zukunft unter der Naziherrschaft bringen? Welchen Weg würde jeder von uns gehen?

*

Todmüde fiel ich spät abends ins Bett und war auf dem mit Türkenstroh gefüllten Strohsack sofort eingeschlafen. Ich hatte vorher in einem Jungwald bei Friedauwerk die Dunkelheit abgewartet, war dann - mein Rad lange Strecken am Waldweg entlang der Vorderberger Mauer am Rücken tragend - oberhalb des "Schreckenthalhauses" die steilen Wiesen bis zu unserer Holzhütte hinabgerutscht. Dort verstaute ich mein Fahrrad und war dann, unbemerkt von Mutter, durch die Küche ins Schlafzimmer geschlichen. Als erster hat mich mein kleiner Bruder schlafend entdeckt. Er holte den Vater. Mutter war noch immer etwas geistig verwirrt und lief tagsüber oft auf die Straße, meinem älteren Bruder nachrufend, den sie in einer Kolonne durch den Ort marschierender deutscher Soldaten zu sehen glaubte.

Um 4 Uhr früh des 16. März 1938 trampelten sechs SA-Männer den Gang entlang und schlugen mit Gewehrkolben an unsere Wohnungstür: "Aufmachen! Aufmachen!" Ich sprang aus dem Bett und stand den uniformierten Nazis gegenüber, die mit aufgefanztem Bajonett breitspurig in unserer Küche standen. Es war sogar einer meiner Fußballfreunde, der lange Karl Schmida, dabei. Etwas verlegen forderte er mich auf, daß ich mich anziehen und mitkommen soll.

"Wir holen dich nur zum Schneeschaukeln", sagte er. "Am Präbichl liegt noch sehr viel Schnee auf der Straße, die müßt ihr für die Deutsche Wehrmacht freischaufeln."

Am Vorderberger Hauptplatz standen schon ein Dutzend Leute in Reih und Glied, und vor ihnen stolzierte ein langer Kerl in SA-Uniform auf und ab. Unter den gleich mir verhafteten Genossen waren auch meine Kumpel Martin Michelli, dessen Bruder Franz, Sepp Dick, Georg Mader, der Volksschullehrer Plasonig und einige Eisenbahner. Der lange SA-Mann - es war ein gewisser Komposch - erklärte uns, wie notwendig unsere Schneeschauflerei am Präbichl wäre, dann zogen wir lose, die Schaufeln auf unseren Schultern.

Die beiden Brüder Ludwig und Ernst Karpf sowie Karl Weiß - alle drei in schwarzer SS-Uniform, mit Stahlhelm und Karabiner - bewachten sodann den Aufstieg auf den Präbichl und die Arbeit, die wir am späten Nachmittag beenden konnten. Dann eskortierte man uns wieder nach Vorderberg zurück, wo uns der schon genannte Komposch in einer längeren Rede weismachen wollte, wie vorteilhaft die Naziherrschaft - er sagte natürlich "der Nationalsozialismus" - für die Arbeiter sei. Wenn wir uns den neuen Machthabern gegenüber loyal verhalten würden, so würde man uns in Ruhe lassen.

*

Die meisten der damals am Vorderberger Hauptplatz angetretenen

Genossen arbeiteten bald wieder illegal weiter. Einige davon wurden später von den Nazis zum Tode verurteilt. Martin Michelli wurde hingerichtet und andere, die vorher auch zum Tode verurteilt waren, in einer zweiten Verhandlung zu langen Kerkerstrafen "begnadigt". Nicht alle kehrten aus den Kerkern und Konzentrationslagern zurück.

Ich selbst wurde im Frühjahr 1939 - nachdem ich mit meiner Familie aus Vordernberg weggezogen war, da uns dort der Boden zu heiß wurde, zum Arbeitsdienst und im Herbst 1939 zur Wehrmacht eingezogen, war in Frankreich und verlor am 12. August 1941 an der Ostfront meinen linken Arm. Im Rahmen der Partisanengruppe Leoben-Donawitz kämpfte ich trotzdem gegen die Nazibrut.

An das österreichische Volk!

Mögen es die deutschen Faschisten wissen, mögen es die ganze zivilisierte Welt hören: Das österreichische Volk wird nie und nimmer diese Fremdherrschaft, aufgerichtet unter den Bajonetten und dem Terror, anerkennen. Das österreichische Volk steht

mit tödlichem Haß den faschistischen Tyrannen gegenüber. Mögen auch am 11. März die Hitlerschen Kammeren triumphiert haben. Am 11. März hat der Befreiungskampf des österreichischen Volkes begonnen, und er wird enden mit der Abschüttelung der Diktatur der Bajonette Hitlers...

Das österreichische Volk ist von gewollt worden, aber sein Glaube und seine Zuversicht sind ungebrochen. Der Kampf geht weiter. Durch seine eigene Kraft und durch die Hilfe der Weltfront des Friedens wird ein freies unabhängiges Österreich wieder erstehen.

Der Freischafer von Wien

Sehr geehrter Herr Bundesrat,

Belieben Sie die Erklärung des Bundesrats zu lesen. Sie werden daraus, daß wir die Freiheit freiwillig und ohne Zwang unserer nationalen Pflicht erfüllt haben. Ich würde, daß diese Erklärung eine gute Zusammenfassung sein würde.

Als der Ausdruck nationaler Erhaltung

und viel mehr!

H. H. H. H. H.

Die Prüfung der Geschichte

Die Kommunistische Partei kann ihre Haltung und Treue zu Österreich dem Urteil der Geschichte überlassen. Sie hat sich nie vor Hitler gebeugt, sie hat nie den "Anschluß" anerkannt. Die österreichischen Kommunisten haben ohne zu schwanken für die Freiheit Österreichs gekämpft. Deshalb konnten sie auch an diesem historischen 27. April 1945, als das unabhängige Österreich wiedererstandene war, stolz erklären: das, wofür wir gekämpft haben, wurde erreicht; der Faschismus ist geschlagen; Österreich ist wiedererstandene. Nun kämpfen wir dafür, daß es ein Österreich der arbeitenden Menschen wird.

12



Gen. Josef Nischelwitzer
Mitgefangener im 1. Transport
ins Nazikon Konzentrationslager
Dachau am 1. April 1938



DER ERSTE TRANSPORT NACH DACHAU

Am 1. April 1938 ging von Wien ein Sonderzug ab. Es war eine Fahrt ins Ungewisse. Eine Fahrt, die von keinem der "Fahrgäste" je vergessen wurde - soweit sie überhaupt zurückkehrten. Es war der erste Transport von Österreichern in das Konzentrationslager Dachau. Es waren die ersten 180 von mehr als Hunderttausenden Österreichern, die diesen Weg in die nazistischen Vernichtungsanstalten antreten mußten, von wo rund 82.000 nicht mehr zurückkehrten. Einer von denen, die mit dem ersten Transport nach Dachau kamen, war Josef Nischelwitzer. Er erinnert sich:

Schon jahrelang war ich, in der Illegalität lebend, im Untergrund für die Partei tätig. Anfang 1938 war in Klagenfurt gerade ein Prozeß zu Ende gegangen, bei dem man zahlreiche Mitglieder zu langjährigen Kerkerstrafen verurteilte, während ich am Protokoll als flüchtig vermerkt wurde. Die Partei legte mir nahe, ins Ausland zu gehen, und zwar nach Frankreich. Alle Vorbereitungen wurden getroffen, die Abreise aber immer wieder verschoben. Dann kam die Regierungsumbildung, der Rücktritt Schuschniggs am 11. März - und die Okkupation. Nun wurde die Sache dringlich. Die akut gefährdeten Genossen mußten weg. Ich war einer davon. Es kam nicht mehr dazu. Als ich mich von einem Genossen verabschieden wollte, saß in der Wohnung schon die Gestapo.

Erste Station war das Polizeikommissariat im 9. Bezirk. Am nächsten Tag ging es in das Polizeigefängnis auf der Elisabethpromenade, von dort in ein Polizeimassenlager in der Hahngasse, von dort in das Landesgericht I. Nach wenigen Tagen ging die Fahrt mit dem grünen Heinrich in ein Lager in einer Schule in der Karajangasse im 20. Bezirk. Die Schule war voll, hauptsächlich Funktionäre der Vaterländischen Front, aber auch eine große Anzahl von Kommunisten, einzelne Sozialdemokraten, vor allem aber jüdische Geschäftsleute und Intellektuelle. Das "Gastspiel" dauerte dort nur wenige Tage. Dann wurden wieder welche aufgerufen, und zwei volle Arrestantenwagen fuhren wieder in das Polizeigefängnis auf der Elisabethpromenade.

Es war schon spät, als ich in eine Zelle geschoben wurde. Von den Betten, die drinnen standen, war eines leer, "meines". Neugierig wurde ich beäugt. Ich stellte mich den Herren vor und sagte auch gleich, daß ich Kommunist bin. Die Alteingesessenen stellten sich vor: Lehrer Marek, zwei Kriminalbeamte aus dem Bundeskanzleramt, Oberweger, General und Vorsitzender eines Militärgerichtshofes, Manda, General der Sicherheitswache Wien, Beda Löhne, Schriftsteller, Matejka, Kulturreferent der Arbeiterkammer, Ludwig, Leiter des Bundespressedienstes und Bevollmächtigter Minister. Alle waren an diesem Tag hierher gebracht worden.

"Ja, entlassen werden wir, was hätte sonst eine solche Zusammenlegung für einen Sinn, und wir haben ja nichts getan", meinte besonders lebhaft der Polizeigeneral. "Bei ihnen ist es vielleicht etwas anderes, sie sind Kommunist, aber sicher haben sie noch nicht viel Möglichkeit gehabt, sich gegen das neue Regime zu betätigen", meinte der "Herr General". Alle stimmten zu.

Währenddessen hatte ich mein Mantelfutter etwas gelöst und mir einige Zigaretten herausgeholt. In der Karajangasse konnte ich mir welche organisieren, und ich deckte mich ein und "verjankerte" sie samt den Streichhölzern.

Meine neuen Mithäftlinge kamen aus dem Staunen nicht heraus: "Zigaretten haben sie durchgebracht?" Bis auf zwei Nichtraucher sogen sich bald alle die alte neue "Köstlichkeit" in die Lungen. Daß man sie morgen ohnehin alle entlassen würde, war für sie klar. Sie rauchten meine Zigaretten, hielten aber, bis auf Oberweger, Matejka und Beda Löhne, eine bestimmte Distanz zu den Kommunisten. Wer Geld hatte, und das hatten alle, konnte sich am nächsten Tag rasieren. Ein neuer Beweis der "bevorstehenden Entlassung".

Am Abend wurden wir der Reihe nach aufgerufen. Alles mitnehmen, hieß es. Eh klar, wenn wir entlassen werden. Wir fuhren zum Westbahnhof.

Ein vielstimmiges "Raus, ihr Schweine!" ertönte. "Raus, raus, aber rasch!" Die ersten sprangen, dann kam ich zur Tür und sah: Der Wagen war rückwärts bis auf einige Meter zu einer Waggontür gefahren. Diese kurze Strecke war eine Gasse, gebildet von Soldaten, die unter lautem Geschrei mit Gewehrkolben auf die zum Zug hastenden Häftlinge einschlugen.

Hinter mir war ein Prothesenträger, dem wollte ich die Hand reichen, damit auch er rasch in den Zug kommen würde. Es war dies der steirische Landesleiter der Vaterländischen Front. Die Hilfe für einen Mithäftling brachte mir den ersten Fußtritt ein. Ich hastete weiter, bis ich in ein Abteil gestoßen wurde, wo ich auf dem zweiten Platz neben der Tür zum Sitzen kam.

Vom Gang und aus nebenliegenden Abteilen hörten wir Schimpfkannaden und Schreie. Offenbar wurden Leute geschlagen. Der Zug setzte sich in Bewegung. An unserer Tür standen stumm zwei Uniformierte mit Pistolen. Auf dem Aufschlag ihrer Uniform trugen sie einen Totenkopf. Auf der anderen Seite eine Art doppeltes Blitzzeichen, wie sie einzeln auf Starkstrommasten zu sehen sind. Bald wurde mir klar, daß es die SS-Runen waren.

Wir waren etwa eine Viertelstunde unterwegs, als zwei Unterführer kamen und befahlen, aufrecht zu sitzen, die Hände an die Knie zu legen und die Augen gegen das Licht an der Decke zu

richten. Wer nicht rasch bei der Erfüllung dieses barschen Befehls war, bekam die erste Ohrfeige. Und das war mein Nachbar zur Rechten, der einen Platz neben der Tür hatte. Es folgten noch sehr viele. Wenn einer verprügelt wurde, durften die anderen mit keiner Wimper zucken, wer nur einen Blick dorthin machte, war der nächste. Wem nach Faustschlägen Blut aus dem Mund floß, der durfte es nicht wegwischen, wollte er nicht weitere Hiebe einstecken. Unsere ersten Wärter wurden ausgewechselt, die neuen wollten nun wissen, wer wir waren. Der erste wurde gefragt: "Weshalb bist du hier?" ... "Ich weiß es nicht", war die Antwort.

"Was, das weißt du nicht?" Zwei klatschende Ohrfeigen. "Weshalb bist du hier?" ... "Weiß ich nicht." Nun gab es schon eine ordentliche Tracht Prügel. Ich wagte einen kurzen Blick nach rechts. Es war der Bundespressechef, der die Prügel erhielt.

"Was hattest du für einen Beruf?"

"Ich bin der Leiter des..."

"Was bist du?"

"Leiter des Bundespressedienstes." Klatsch.

"Das warst du. Jetzt bist du ein Stück Scheiße, merk dir das." ... "Was bist du?"

"Ein Stück Scheiße!"

"Gut so. Du Stück Scheiße, was hast du verdient?"

Der Chef des Bundespressedienstes, Bevollmächtigter Minister Ludwig, hatte kapiert und sagte: "750 Schilling im Monat."

"Was? 750 Schilling! Und ein Arbeitsloser mit einer Familie hatte 30 oder 40 Schilling." Klatsch. "Da hast du, du Dreckschwein." Vielleicht fühlte er wirklich so?

Dann kam sein Gegenüber dran. "Und du, weshalb bist du da?" Es war Viktor Matejka aus meiner Schubzelle im Polizeigefangenenhaus. "Ich war Kultursachbearbeiter der Arbeiterkammer." "Und was hast du verdient", war die nächste Frage. Er nannte eine mir heute nicht mehr erinnerliche, angemessene Summe, was dem SS-Mann aber unter Hinweis auf die geringen Arbeitslosenunterstützungen zu hoch war, wiederum eine Ohrfeige. Dann kam mein Gegenüber dran, der den Pflichtteil von Ohrfeigen erhielt; er war Polizeibeamter, verschwieg aber, daß er Kriminalbeamter im Bundeskanzleramt war - sonst hätte er noch für das Todesurteil über Planetta herhalten müssen.

Dann kam ich an die Reihe. "Weshalb bist du da?" "Ich bin Kommunist." "Ach so, ein Bolschewik." Es waren SS-Leute aus Dachau.

Seit Jahren haben sie schon Kommunisten geschlagen und erschlagen...

Ein schwächlicher Mann, der Übernächste nach mir, wurde gefragt, weshalb er da sei. Er bekannte sich ebenfalls als Kommunist. Was er gearbeitet habe, wurde er gefragt. Er sei arbeitslos gewesen, antwortete er. "Wie hoch war die Arbeitslosenunterstützung?" "Ich war ausgesteuert"? antwortete der Mann. "Wovon hast du dann gelebt?" "Von Gelegenheitsarbeiten, längere Zeit aber war ich auf der Walz."

"So eine Sauerei", schrie der SS-Mann, "der mußte betteln gehen, und das Schwein hier hatte im Monat 750 Schilling", und wieder gab es Ohrfeigen für Minister Ludwig.

Inzwischen gab es in benachbarten Abteilungen reinste Prügelorgien, und unsere Quäler gingen dorthin, um nach einiger Zeit zurückzukehren. Einigemal gab es auch bei uns noch etwas. Aber im allgemeinen hatten wir "Ruhe". Es setzte nur mehr dann Ohrfeigen, wenn einem die Augen zufielen oder einer die Hände von den Knien wegnahm oder einen Blick zu den SSlern wandte. Wir waren das "uninteressanteste Abteil": Arbeiter, kleinere Beamte, ein Journalist und nur ein hoher Beamter. Anderswo gab es Minister, den Bürgermeister von Wien, Generale des Bundesheeres, der Polizei und der Gendarmerie, darunter der Kommandant des Dollfuß-KZ Wöllersdorf, Emanuel Stillfried, Richter, Staatsanwälte und andere Größen des "Systems", wie der Ständestaat von den Nazis genannt wurde.

Die Nacht war lang. Einmal standen wir eine Weile. Es war München, so konnte man den kurzen Gesprächen unserer "Wächter" entnehmen. Es war im ganze Zug Ruhe eingekehrt. Die SS war auch schon müde, allerdings nicht so müde, daß es nicht Hiebe gegeben hätte, wenn einem Häftling die Augen zufielen.

Der Zug setzte sich wieder in Bewegung und hielt an einer Rampe etwas außerhalb eines Bahnhofes an. Es war Dachau. "Raus, raus, aber rasch, rasch!", ertönten die Rufe. Es gab ein arges Gedränge. Hiebe mit Gewehrkolben, die SS-Leute hatten Handschuhe angezogen, um sich beim Zuschlagen nicht zu verletzen. Eine Geste, die wir bald kannten: Wenn ein SS-Mann Handschuhe anzog, dann waren Häftlingszähne in Gefahr. Mit viel Geschrei wurden wir in offene Waggons getrieben, und es ging kurze Zeit weiter. Ein großes Tor tat sich auf, dann rechts um die Ecke, und wieder gab es ein Tor mit einem Eisengitter. "Arbeit macht frei", konnte man lesen.

Wir fuhren nicht durch dieses Tor, sondern die Autos hielten kurz davor. "Alles herunter, antreten!" Wir wurden zwischen zwei Gebäude gedrängt. Es gab nur einige Rempler, keine besonderen

Schläge wie bisher. Wir standen in Reih und Glied. Vier hintereinander. Etwas abseits von uns eine Gruppe SS-Führer. Aus dem Lager kam eine Kolonne von Gestalten mit kahlgeschorenen Köpfen, mit alten Uniformstücken bekleidet, mit roten Ölfarbstreifen auf dem Rücken und an beiden Hosenbeinen. Sie rannten an uns vorbei, warfen einen Blick auf uns und verschwanden hinter uns in einem Gebäude. Gleich kamen sie wieder zurück, je zwei trugen große Kübel, und im Laufschrift ging es um die Ecke zum eigentlichen Lagertor. Es waren Essenträger. Ein schrecklicher Anblick. Kalt lief es uns über den Rücken. Schon am nächsten Tag waren welche von uns in der Kolonne, die so die Kübel schlepten.

Die Gruppe SS-Führer trat dann vor uns hin. Einer von den Unterführern schrie: "Stillgestanden, richt' euch!" Das klappte nicht. Es gab reichlich höhnische Worte über die Österreicher. "Aber das werden wir euch schon beibringen."

"Ihr seid nun im Schutzlager Dachau", rief ein starker Mann, es war "Schutzhaftlagerführer" SS-Hauptsturmführer Kögel. Wie lange ihr da sein werdet, hängt von euch ab. Hier wird gearbeitet, und hier herrschen deutsche Zucht und Ordnung. Wer nicht gehorcht, wird bestraft, und ich darf euch nicht verhehlen, bei uns herrscht auch die Prügelstrafe!"

Vor mir standen Ludwig und Gorbach. Ein sichtbares Zittern überlief ihre Körper. Mir blieb kurz die Luft weg - nicht umsonst. Holocaust war es noch nicht, aber der Weg führte gerade dorthin.

J.N.

EIN "GEWÖHNLICHER" LEBENSLAUF?

Einer von vielen, aber deshalb nicht weniger aufschlußreich für die heutige Jugend, die viel zu wenig weiß, unter welchen Opfern die ältere Generation ihr Leben aufbauen und fristen mußte. In einem zu Papier gebrachten Lebenslauf muß und kann man oft auch "zwischen den Zeilen" erst erahnen, was es bedeutete, unter der schwarz-grünen und später der nazifaschistischen Herrschaft Kommunist gewesen zu sein und seiner Partei die Treue gehalten zu haben.

Genosse Ferdinand Andritsch, geb. am 29. Mai 1910, aus Weißenstein in Kärnten, hielt der Partei die Treue und kämpfte viele Jahre, setzte sich viele Jahre für die Interessen der arbeitenden Menschen ein. Lassen wir ihn aus seinem Leben erzählen:

... In dieser Niederschrift will ich versuchen, in gekürzter Form den Verlauf meines Lebens wiederzugeben. Im Jahre 1910 erblickte ich als erstes Kind einer Bergarbeiterfamilie in Bleiberg/Kreuth das Licht der Welt. Insgesamt waren wir 8 Kinder, und der karge Verdienst unseres Vaters reichte nicht aus, um den großen Hunger zu stillen. Als der erste Weltkrieg tobte, war ich 5 Jahre alt und meistens hungrig. Obwohl es auch Lebensmittelkarten gab, bekam die Mutter ihre Ration fast nie, weil jene, die mehr Geld und Ansehen besaßen und meistens nur ein Kind hatten oder ohne Kinder waren, sich mit ihrem hohen Einkommen schwarz Lebensmittelkarten erhamstern konnten. Kindergeld war damals eine unbekannte Sache und der Kinderreichtum, überhaupt in Bleiberg, weit verbreitet. Es gab nur wenig Kartoffeln, und noch weniger gab es Brot. Weil ich von uns Kindern am größten war, hatte ich auch den größten Hunger. Um einen Ausweg aus dieser Hungersnot zu finden, schickten damals viele Familien ihre Kinder zu Bauern. So kam auch ich mit meinen 5 Jahren zu einem Bauern nach St. Stefan im Gailtal, um Vieh zu hüten. Obwohl ich dort mehr zum Essen bekam, weinte ich wochenlang nach meinen Eltern und Geschwistern. Mit dem 6. Lebensjahr wurde ich in der dortigen Schule angemeldet. Da aber die Schule im Frühjahr begann, brauchte ich zu meiner Freude (!) nicht in die Schule gehen, weil das Vieh zu hüten zur damaligen Zeit der vordergründige Teil war! Den ganzen Sommer über hütete ich das Vieh, und erst im Winter konnte ich meinen ersten Schulbesuch antreten. Durch diesen Umstand kam ich mit dem Lernen nicht nach, und so blieb ich einige Jahre in der ersten Klasse hängen. Genau so schlimm war für mich, in Slowenisch zu schreiben. Obwohl ich die slowenische Sprache voll beherrschte, war das übrige doch eine große Belastung, und so ähnlich erging es mir in drei verschiedenen Schulen im Gailtal. Meinen Schulabgang konnte ich in der dritten Klasse in Kreuth beenden. (Damals gab es in jeder

Schulklasse zwei Abteilungen, so daß Genosse Andritsch die Volksschule mit normalem Schulabgang verließ - d.Vf.)

Kaum vierzehn Jahre alt, begann ich meine Laufbahn im Bergbau. Mein Tageslohn betrug damals genau S 2.80! Um diese S 2.80 konnte man sich genau 1 Kilogramm Schweinefett kaufen. Schon ein Jahr später (1925) erlebte ich in Bleiberg den ersten Bergarbeiterstreik. Erwähnen möchte ich noch, daß zur gleichen Zeit (1924) der Schilling eingeführt wurde. Da uns Arbeitern vom Lohn 50 Groschen abgezogen werden sollten, traten alle geschlossen in den Ausstand, denn damals kürzte man bei wirtschaftlichen Schwierigkeiten ganz einfach die Löhne. (Auch in der Zweiten Republik packelten die SP-Betriebsräte z.B. bei Böhler-Kapfenberg einen sogenannten "Lohnverzicht" der Belegschaft, zur "Gesundung" des Betriebes, mit dem Unternehmen aus. - d.Vf.)

Dieser erste Streik veranlaßte mich zum Beitritt zur Gewerkschaft, ebenso auch zur sozialdemokratischen Jugend. Nach 5 Wochen Streik, der natürlich erfolglos blieb, weil die oberste Gewerkschaftsführung mit den Unternehmern faule Kompromisse einging (!), verloren die Arbeiter nicht nur den Streik, sondern auch den Lohn für 5 Wochen. Weil die Gewerkschaft von oben keine volle Unterstützung gab, bekamen wir nur Sammelgelder von anderen Betrieben als Solidaritätsgeld. Aus diesem Streik bezog ich meine erste Feuertaufe in bezug auf den Klassenkampf. Ab 1929 verließ ich den Bergbau, um einen besseren Verdienst zu erreichen. Den fand ich bei der Bundesbahn in Arnoldstein. Ich arbeitete bei der damaligen Neulage der Bahnstrecke durch das ganze Gailtal bis zum Herbst, dann wurde ich abgebaut. Für ein weiteres Jahr fand ich in Tirol (Nassereith) im Stollenbau eine Beschäftigung. Auch hier wieder abgebaut, begann ich zum ersten Mal die Arbeitslosenunterstützung zu beziehen. Im darauffolgenden Jahr 1931 fand ich in der Steiermark beim dortigen Kraftwerksbau (Mixnitz) wiederum eine gutbezahlte Arbeit, aber leider nur bis zum Sommerende. Ab dieser Zeit, August 1931, mußte ich wieder die Stempelkarte in Anspruch nehmen.

Zur gleichen Zeit gebar meine Frau unseren ersten Sohn. Da wir in dieser Zeit an eine Heirat nicht denken konnten - wir standen ohne die geringsten Mittel da, außerdem wohnten wir bei der Schwiegermutter -, mußten wir die Heirat auf spätere Zeit verschieben. Auch begann für mich, da ich dem damaligen Schutzbund angehörte, der politische Kampf gegen die Lebensverschlechterung. In dieser Zeit bekamen nur jene eine Arbeit, die beim Gegner (Christlich-soziale) als Mitglied eingetragen waren. Meine damalige Arbeitslosenunterstützung betrug genau S 1.90 pro Tag und dies für drei Personen. Für diesen Betrag konnten wir uns genau ein halbes Kilogramm Fett und 1 Kilogramm Brot kaufen. Inzwischen führten die politischen Spannungen zur allgemeinen

Wirtschaftskrise, so auch bei den Schwarzen, die einen immer stärkeren Druck auf die ohnedies hungrigen Arbeitermassen provozierten. Es kam ständig zu bewaffneten Auseinandersetzungen, wobei es auch Tote gab. Die Gerichte verurteilten aber immer nur die Roten zu hohen Zuchthausstrafen. Wer damals eine Familie zu erhalten hatte, konnte sich kein Fleisch kaufen, geschweige noch einen Brotaufstrich. Ja sogar ein weggeworfener Apfelbutzen hatte auf der Straße keine lange Ruhe.

Nun, so begannen schon 1933 die politischen Notverordnungen gegen die roten Parteien, SP und KP. Niemand durfte mehr eine Versammlung ohne Genehmigung veranstalten. Ein Jahr darauf, im Februar 1934, wurden die Arbeiterparteien verboten und deren Mitglieder zum Teil in Haft genommen. In dieser Zeit bekamen Tausende den Verrat seitens der SP-Führung zu spüren, und so gingen sie, auch ich, zur Kommunistischen Partei.

Ab 1934 begann für mich eine oftmalige Einkerkelung. Bei einer großen Razzia, durch einen Konfidenten (Spitzel) verraten, wurde ich mit 32 anderen Personen verhaftet. Während meiner Inhaftierung hungerten nicht nur wir im Kerker, sondern ebenso die Familien zu Hause. In dieser Zeit vergrößerte sich meine Familie durch die Geburt unseres zweiten Kindes, und so wurde das Leben immer sorgenvoller. 1936 bekam ich einen Hafturlaub, um zu heiraten. Gleich nach diesem Heiratsurlaub mußte ich meinen Zellenraum wieder einnehmen. Zu dieser Zeit näherte sich eine neue, noch viel schlimmere Bedrohung uns Arbeitern, besonders uns Kommunisten, nämlich der Hitler-Faschismus.

1937 aus der Haft entlassen, durfte ich 20 Wochen arbeiten, um einen neuen Anspruch auf die Arbeitslosenunterstützung zu erhalten. Im Februar 1938 begann die Drohung des Einmarsches der Hitler-Truppen, und im nächsten Monat, im März, wurde Österreich blitzartig besetzt. Gleich darauf begann eine große Verhaftungswelle in ganz Österreich. Anfangs wurden vor allem Kommunisten verhaftet. Erst später kamen auch andere Nazigegner dran. Ich hatte kaum ein halbes Jahr gearbeitet, wurden mir ständig Drohungen gemacht, ich würde mich irgendwo gegnerisch verhalten und dergleichen mehr. Inzwischen wurde ich öfters verhaftet und zu einem Geständnis erpreßt. Da ich keinen Verrat an meinen Kollegen verüben konnte, wurde ich brutal geschlagen und gedemütigt. Als ich in Villach in der Gestapozelle zum Abtransport nach Dachau festgehalten wurde, intervenierte der Ortsgruppenleiter Hagler um meine Enthftung. Da meine Verhaftung von der SS ausging, konnte der Ortsgruppenleiter nur die Verschickung ins KZ verhindern, so daß ich unter die sogenannte "Aussiedlung" fiel. So wurde ich samt Familie und auf eigene Kosten (!) ins Rheinland ausgesiedelt, wo ich in einem Bergwerk arbeiten mußte. Diese traurige Aktion fand im Mai 1939 statt. In dieser Grube, sie war

1800 Meter tief, und es war dort unten furchtbar heiß, mußte ich sechs Jahre schwer schuften. In dieser Zeit mußte ich drei Jahre lang nebenbei den Hitlergruß erlernen!! Die furchtbaren Schikanen und Demütigungen in diesen sechs Jahren kann man kaum beschreiben. Meine Familie, besonders die Kinder, war durch die dauernden Fliegerangriffe nervlich total zerrüttet.

Da ich als Bergmann die Schachtarbeiten verstand, mußte ich oft Tag und Nacht unter SS-Bewachung, auch bei Großangriffen der Bombenflugzeuge, in den Städten jahrelang die Aufräumungsarbeiten mitmachen. Oft tagelang ohne Brot, nur mit Suppe genährt, zudem ständig von der SS-Bewachung mit unmenschlichen Ausdrücken überschüttet. Ich wog damals 72 Kilogramm und war zu meiner Körpergröße (190 cm) untergewichtig. Mit Sehnsucht und Geduld erwarteten wir den März 1945. Das Näherrücken der Befreiungsfronten war die Erlösung von langen Qualen! Nach der Befreiung packte ich mit meinem ältesten Sohn (14 Jahre alt) den Rucksack, und wir machten uns per Anhalter, lange Strecken zu Fuß, auf den fast 900 Kilometer langen Heimweg. Unter großen Entbehrungen kamen wir in Kärnten an. Nach unserer Ankunft in der Heimat bekam ich von meinem Freund Weritz eine Wohnung zur Verfügung gestellt. Da ich meine übrige Familie noch im Rheinland wußte, war meine größte Sorge, diese auch in die Heimat zurückzubringen. Dies war mir auch unter vielen Opfern und Seitenwegen nach einem halben Jahr gelungen. Ich stand ohne eine Groschen Geld da und mußte wieder Geld ausleihen, um die Übersiedlung und die dabei auftretenden Auslagen bezahlen zu können. Diese Rücksiedlung dauerte unter den damaligen Umständen entsprechend länger - volle 15 Tage -, aber sie war mit der Freude begleitet und daher leichter zu ertragen.

Der neue Anfang war nicht leicht; doch mit Almosen unterstützt, begann sich unser Neueinleben langsam zu normalisieren. So begann ich im Steinbruch Gummern wiederum mit der Schwerstarbeit. Kaum war ich unter der Belegschaft bekannt geworden, wurde ich schon wieder zum Betriebsrat bestellt. In dieser Funktion wurde ich mit vielen, vielen Aufgaben und Kontroversen konfrontiert. 24 Jahre lang konnte ich meine Hingabe für die Arbeiterschaft beweisen. Mir erwachsen daraus keine materiellen Vorteile, dafür aber immer das volle Vertrauen der gesamten Belegschaft. Nebenbei war meine Aktivität in der Parteiarbeit unermüdlich, bis ich durch meine Krankheit meine bisherige Mitarbeit in der Partei fast zur Gänze aufgeben mußte. Und so stehe ich jetzt als 70-jähriger vor dieser Niederschrift. Was ich anfangs als den Lebenslauf betitelte, wurde eine weltweite Auseinandersetzung zwischen dem verfaulten Kapitalismus auf der einen Seite und der Entwicklung des Sozialismus auf der anderen Seite. Die Millionen Opfer, die in der langen Arbeitergeschichte bisher gebracht wer-

den mußten, waren nicht umsonst. Sollte das Monopolkapital eine kriegerische Auseinandersetzung noch einmal wagen, dann wird es auch diese Macht verlieren müssen. Schade ist nur, daß die Arbeiterschaft erst nach furchtbaren Niederlagen etwas lernt! Da ich abschließend vom Lernen schrieb, möchte ich aber jene bitten, die meinen kurzgefaßten Lebenslauf gelesen haben, über den Verlauf meiner bescheidenen Vergangenheit sich ein wenig eigene Gedanken zu machen. Auch bitte ich, diese Niederschrift meinen Enkelkindern zum Durchlesen zu überlassen.

F.A.

*

Im Buch "Die Rote Stafette" sind solche "gewöhnliche" Lebensläufe festgehalten, manchmal exakt und trocken, andere wiederum literarisch aufgearbeitet, mit Dokumenten und Fotos belegt. Sie geben alle Auskunft darüber, wie Kommunisten, Revolutionäre Sozialisten und andere Antifaschisten im Kampf standen gegen die Reaktion und gegen die Terrorherrschaft der Nazi-Faschisten.

Wenn Genosse Andritsch seine Niederschrift abschließt mit der Überzeugung, daß "die Millionen Opfer, die in der Arbeitergeschichte bisher gebracht werden mußten, nicht umsonst waren", und er die Leser ersucht, diese, seine "gewöhnliche" Lebensgeschichte, der jüngeren Generation nicht vorzuenthalten, so kann er gewiß sein, daß dies geschieht.

Die "Rote Stafette" wurde damit auch von Genossen Ferdinand Andritsch, langjähriger Betriebsfunktionär und Mitarbeiter der KPÖ, an die Jugend weitergereicht. M.M.

EIN BERGARBEITER BERICHTET

Falls es jemanden gibt, den das Einzelschicksal eines österreichischen Kommunisten, eines von der nazistischen Blutjustiz verfolgten österreichischen Arbeiters interessiert, dem möchte ich sagen, daß ich Johann Kahlig heiße. Ein ziemlich nichtssagender Name. Solche nichtssagenden Namen gibt es sehr viele in Österreich. Anderswo auch. Daß die Geburtenrate 1913, der ich angehöre, nicht die massivste ist, wird wohl stimmen, und daher sind die 1913 Geborenen, die derzeit noch leben, sicherlich nur ein kleiner Teil der österreichischen Bundesbürger.

Die "Dreizehner" haben als Kleinkinder den ersten Weltkrieg überlebt - oder auch nicht - und waren damals schon größten Entbehrungen ausgesetzt, sofern sie nicht in solide "bürgerliche" Existenzen hineingeboren wurden. In der großen österreichisch-ungarischen Monarchie gab es ja nirgends eine Stelle, die sich darum kümmerte, ob die Kinder der Väter, die sich für Gott, Kaiser und Vaterland (heute müßte es heißen: für Kirchschläger, Kreisky und Unternehmertum) tot- oder zu Krüppeln schießen lassen mußten, auch zu essen hatten. Und so ist es eigentlich verwunderlich, daß ich im Jahre 1929, als sechzehnjähriger, jugendlicher Bergarbeiter (mit 33 Groschen Stundenlohn!), mich der Kommunistischen Partei anschließen konnte und nicht als "jugendlicher Leichnam" das Krematorium Vordernbergs, meines Heimatortes, ergänzen mußte.

Mein Anschluß an die KPÖ brachte zwar keinerlei materiellen Vorteil, aber geistige Nahrung in Fülle. Einmal von meinem älteren Bruder Martin, der damals noch wärmster Befürworter der österreichischen Sozialdemokratie war, beim Verteilen kommunistischer Flugzettel ertappt und ausgeschimpft, begann ich vorsichtiger zu agieren. Nach einer gut vorbereiteten Aufklärungskampagne seitens der Leobner Bezirksleitung war mein Bruder Martin Michelli davon überzeugt, daß ein Arbeiter seine wirtschaftliche Lage nur durch ernstlichen Kampf verbessern kann, und daß niemals eine österreichische Sozialdemokratie, sondern nur eine österreichische Kommunistische Partei in der Lage ist, einen solchen Kampf zu führen.

Ein absolutes, wirtschaftliches Nichts zwang mich und zwei meiner Brüder im Jahre 1932 in die damalige ČSR auszuwandern. Wir konnten dadurch dieses "Nichts" in ein "Etwas" aufmöbeln; das heißt, wir konnten uns wenigstens dreimal am arbeitsreichen Tag satt essen.

So kam es auch, daß mich die Kunde vom 12. Februar 1934 in der ČSR erreichte. Und noch heute verstehe ich die sozialistischen Arbeiter nicht, die diese schandvolle, von der SP-Führung ver-

ursachte Zeit erlebten, warum sie dieser Partei die Treue halten. Einer Partei, deren Vorsitzender führende Positionen in Staat und Wirtschaft nicht einmal von Parteimitgliedern besetzen läßt. Ja mehr noch, Ewiggestrige in Amt und Würden hebt. Einer Partei, deren Führer die Vorbereitung des wirtschaftlichen Anschlusses 1934 bis 1938 nicht sahen oder nicht sehen wollten oder die es sich bereits mit den "Anschließern" gerichtet hatten.

Anno Diaboli 1938 war nicht nur ein Jahr des Runs auf die Swastika, sondern auch ein Jahr der Sammlung antifaschistischer Kräfte. Dies zeigte sich später in den Bekanntschaften, die in den KZ, Zuchthäusern und Gefängnissen zwischen den politisch Inhaftierten gemacht wurden. War der Kampf gegen die Nazis in der Zeit 1938 bis 1941 mehr politisch aufklärender Natur, so eskalierte er im Sommer 1941, zu Beginn des faschistischen Überfalls auf die Sowjetunion, zu heftigster Sabotage.

Am ersten Sonntag nach Hitlers Überfall auf den ersten sozialistischen Staat der Welt hatten wir acht Genossen in Schardorf, Gemeinde Gai bei Trofaiach, eine erste Besprechung darüber, wie wir unseren bescheidenen Beitrag zum Sieg unserer russischen Genossen leisten könnten. Mein Bruder Martin Michelli - er leitete diese Widerstandsgruppe - ging von dem Grundgedanken aus, daß er nicht notwendigerweise wissen müsse, was der einzelne in den nächsten Tagen an sabotierenden Maßnahmen treffen würde. Und so kam es, daß ausgerechnet der Bagger des Baggerführers Siegfried Pichler des öfteren auch zweimal in der Woche repariert werden mußte; so kam es, daß die Maschinen und Hunte, die der Schlosser Alexander Soukup reparierte, verdächtig oft heißliefen; so kam es, daß Sprengmittel unter der Obhut des Steigers Pech und des Hauers Wolfger unauffällig verschwanden. Daß der Anschläger Hans Kahlig unbemerkt in einem abgelegenen Winkel der Grube "Zauchen" mit einem an die elektrische Fahrleitung gelehnten Gesteinsbohrer einen Dauerkurzschluß verursachen konnte, das gehörte ebenfalls zum Reigen unserer Tätigkeit. Der Förderer Kajetan Schichtl stellte einen "Wechsel" (d.i. eine Weiche) auf Stisch-Stellung, was eine fürchterliche Karambolage eines 22 Muldenkipper langen Grubenzuges zur Folge hatte.

Eine gute Aktion startete unser Genosse Sepp Schinko. Er war Sprenghauer und konnte als solcher seinen Steiger, einen dreimal gesiebten "PG", oft und oft von der Ladetätigkeit fernhalten. So war es immer ein Rätsel, warum die unter diesem Steiger ausgelösten Sprengungen immer wieder so stark ausfielen, daß umliegende Betriebseinrichtungen schwer beschädigt wurden. Das Geheimnis dafür kannten natürlich nur unsere Genossen. Schinko bekam von den Genossen Pech und Wolfger den zusätzlichen Sprengstoff und konnte so die Sprenglöcher überladen, für die der

Nazisteiger verantwortlich war. Dieser illegale Sprengmitteltransfer war notwendig, weil die Betriebsleitung über Sprengmittel genau Buch führte. Das Absingen des Horst-Wessel-Liedes der Nazis bei ihrer Arbeit konnte unsere Aktivität jedenfalls nicht verhindern.

In dieser Zeit führten wir nach bestimmten Richtlinien unsere Besprechungen in Schardorf am Fuße des Reitings durch. Jeder berichtete über seine Tätigkeit. Mein Bruder Martin führte uns im Gespräch immer wieder darauf zurück, daß es nicht entscheidend sei, was getan wurde, sondern daß wir unseren Kampf verstärken müßten und dafür noch mehr List anwenden sollten. Mit politisch Wankelmütigen muß diskutiert werden, vorsichtig, aber bestimmt. Wir Kommunisten müßten die Arbeiter davon überzeugen, daß dieser Krieg von Verbrechern geführt wird zu deren Bereicherung und Machtausweitung.

Gedemütigt, erniedrigt und gehunzt während unserer Arbeitszeit, von der NS-Betriebsleitung immer wieder zu erhöhter Arbeitsleistung angetrieben, waren uns die Vorträge unseres Genossen Martin Michelli immer eine Art "Evangelium". Mochte Hitler zeitweilig noch so siegen, seine Sub-Banditen noch so lachen und frohlocken darüber, der Glaube an den Endsieg der sowjetischen Armeen war in uns unauslöschlich.

Ob die Intensität unserer Aktionen nun übertrieben war oder nicht, darüber kann man geteilter Meinung sein. Jedenfalls hat ein persönlicher Streit zwischen unserem Genossen Pichler und einem debilen Nazi um ein Mädels, das sich nicht zerteilen ließ - dessen Gunst sich jedoch Sigi Pichler erfreuen durfte -, dazu geführt, daß der Nazi unseren Genossen Pichler denunzierte. Bei diesem Streit dürfte dem Nazi etwas zu Ohren gekommen sein, das, durch die Gestapo einmal aufgegriffen, dazu führte, daß diese im November 1941 zuschlug.

Was politisch Inhaftierte während der Naziherrschaft, ohne von Kriminellen isoliert zu sein, auszustehen hatten, das muß hier wohl nicht extra betont werden.

Von unserer inzwischen auf 14 Mann angewachsenen Gruppe Inhaftierter hat ein Kriegsgerichtshof aus Berlin im September 1942 elf Genossen - alles Kommunisten - zum Tode verurteilt. Das Urteil wurde jedoch nicht bestätigt, sondern das Dossier dem Ersten Senat des Volksgerichtshofes Berlin unter dem Blutsäufer Roland Freisler übertragen.

Vier Todesurteile waren das Ergebnis: Martin Michelli (mein Bruder), Alexander Soukup, Johann Pech und Siegfried Pichler wurden im Mai 1943 zum Tode verurteilt. In einer ausbetonierten Sicherheitszelle starteten die vier Genossen noch vier Wochen

nach ihrer Verurteilung einen Ausbruchsversuch, der kurz vor Vollendung durch Verrat mißlang.

Hier möchte ich nicht versäumen, einige allgemeine Betrachtungen einzuflechten: Solange in Österreich kein Hitler sein Terrorregime ausübte, solange waren wir alle brave, pflichtbewußte Patrioten, gewissenhafte Bergarbeiter, die alle ihre Steuern zahlten und penibel ihre beruflichen Pflichten ausübten.

Ab 13. März 1938 war es jedoch verboten, bei Todesstrafe verboten, zu sagen, was man dachte; verboten, etwas anderes zu sagen, als es von einem blöden Trottel, den man von früher her gut kannte, vorgeschrieben wurde; verboten, Frauen zu unterstützen, deren Männer schon verhaftet waren; verboten, im Radio zu hören, was man wollte; verboten, Zusammenkünfte zu veranstalten; verboten, Österreicher zu sein. Das waren Delikte, die, wurde man beschuldigt, ausreichten für Menschen wie SS-Peter, Scrinzi, Zeilinger und Co. und deren Gesinnungsgenossen Bürger des eigenen Landes sowie fremder Staaten am Fließband hinzumorden.

Hat heute ein Alt- oder Neonazi von der österreichischen Demokratie (die zweifellos nicht mein Ideal ist, aber an deren Zustandekommen die Kommunisten unleugbar maßgeblichen Anteil haben) auch nur einen einzigen Tag Haft zu befürchten? Nein! Sie leugnen diese Demokratie, aber sie genießen deren Segnungen! Und nicht knapp.

Wir waren keine Verbrecher, sind es auch heute nicht, soweit wir noch am Leben sind. Es wäre jedoch gut gewesen, wenn jeder Österreicher, auch wenn er sich Anno Diaboli 1938 nicht als Verbrecher gefühlt hat, Dinge wie ich oder ähnliches getan hätte. Das hätte den Ablauf der Geschichte unseres Vaterlandes wesentlich beeinflussen können. Zugunsten des österreichischen arbeitenden Volkes.

Terror erzeugt Widerstand, das ist wohl ein Naturgesetz, und alle Terroristen sollten das zur Kenntnis nehmen.

Am 7. September 1943, als die Niederlage Hitler-Deutschlands sich schon allzu deutlich abzeichnen begann, der Haß der Nazis am wütendsten war und ihre Mordmaschinen auf Hochtouren liefen, wurden unsere vier Genossen im Wiener Landesgericht I hingerichtet.

Nach vollendetem Mord hat man meiner Mutter, Rosa Kahlig, unter dem Namen "Mutter Courage" bei den illegalen Kämpfern bekannt, eine Bekanntmachung über die Hinrichtung direkt vor das Schlafzimmerfenster gepflanzt. Die Feigheit der Nazis hat ihnen geraten, dies bei Nacht und Nebel zu tun. Eine Woche darauf bekam Mutter von den Nazibehörden die Aufforderung, die Asche ihres

ermordeten, verbrannten Sohnes zum Preis von RM 25.-- zu kaufen. Aber niemals hätte sie Gewähr gehabt, tatsächlich die Überreste ihres Sohnes zu erhalten, deshalb hat sie es abgelehnt, ihre Emotionen dem Nazikommerz zur Verfügung zu stellen.

Ich habe viele aufrechte Antifaschisten während meiner Haft in Graz, Wien, Regensburg, Straubing usw. kennengelernt: Richard Zach, Fritz Drobesh, Karl Kellner, Karl Truppe. Es würde zu weit führen, alle beim Namen zu nennen. Sie waren alle aufrechte, kommunistische Kämpfer. Viele sind auch zweifellos in Vergessenheit geraten.

Über den Kampf der Widerstandskämpfer gegen Reste des Faschismus und dessen Schützlinge in der Zweiten Republik können sich schon viele Österreicher in eigenem Anschauungsunterricht ein Bild machen.

H.K.

BLUT UND TRÄNEN

forderte der Kampf gegen den Faschismus in Kärnten. Die Opfer dieses Kampfes sind ungezählt und, das ist wahrlich kein Ruhmesblatt der Zweiten Republik, diese Opfer blieben bisher weitgehend unbedankt.

Nachfolgender Bericht des Genossen Josef Nischelwitzer aus Klagenfurt, den dieser bereits im Jahre 1959 geschrieben hat und den er mir zur Bearbeitung für die "Rote Stafette" zur Verfügung stellte, stützt sich sowohl auf vorhandene Dokumente, Gestapo-Berichte, Anklageschriften, als auch auf Schilderungen damals noch lebender Zeugen. Der Bericht erhebt keinen Anspruch darauf, vollständig zu sein. Er will nur in groben Umrissen an jene Zeit erinnern, die so furchtbares Leid über uns alle gebracht hat.

Es war im Rahmen dieses Buches nicht möglich, den unter vielen Schwierigkeiten zustande gekommenen Bericht des Genossen Nischelwitzer zur Gänze einzubauen. Es konnten deshalb nur Teile davon gebracht bzw. für die "Rote Stafette" bearbeitet werden.

*

Genosse Nischelwitzer schreibt: ...Es soll aufgezeigt werden, wie aufopferungsvoll der Kampf gegen den Faschismus war und wie grausam die SS gehaust hat. Manches sollen diese Zeilen in Erinnerung rufen bzw. der Jugend erstmals mitteilen. Leider lernt man heute noch immer in den Schulen sehr genau die Regierungszeiten der einzelnen Habsburgerkaiser, aber nahezu kein Wort über den Widerstandskampf österreichischer Patrioten und Antifaschisten gegen die deutschen Okkupanten. Mit keinem Wort werden jene Menschen erwähnt, die mit ihrem Leben dafür eingetreten sind, damit der Faschismus überwunden werden konnte. Selbst wenn dies ein ministerieller Erlaß fordert - wie anlässlich des 40-Jahr-Gedenkens an die Okkupation im März 1978 -, wird er nicht durchgeführt. Die Opfer des Faschismus wurden nach dem Krieg mit Recht als Beweis dafür angeführt, daß Österreich gegen den deutschen Faschismus Widerstand leistete, und damit wurde das Recht auf eine neue Eigenstaatlichkeit abgeleitet. Bei den Staatsvertragsverhandlungen hat man sich der vielen Opfer noch erinnert, dann aber den Schleier des Vergessens darübergebreitet, den wir hiermit etwas lüften wollen.

Ohne die Kommunisten allerdings, die dem aufkommenden Willen, etwas zu tun, einen organisatorischen Rahmen gaben und zielstrebig eine wohldurchdachte Partisanenbewegung, eng verbunden mit einer konspirativen zivilen Widerstandsbewegung, aufbauten, wäre ein Widerstand in dieser Form nicht möglich gewesen. Es gab von Anfang an enge Verbindungen sowohl mit der illegalen KPÖ in Klagenfurt und Villach als auch mit der Kommunistischen Partei in

Slowenien. Um diese Verbindung so eng wie möglich zu gestalten, waren Verbindungsleute der KPS eingesetzt. Zwei Genossen waren es vor allem, nach denen die Gestapo vergeblich fahndete, Achac und Mišo, die mit den maßgeblichen Genossen im Klagenfurter Raum und mit dem damaligen Landesobmann der KPÖ, Genossen "Peter" (Hubert Knes), dauernd in Verbindung standen. Im Rosental stand Major Primosic mit den Genossen in Villach, mit "Andreas" (Konrad Bucher), Spindlegger u.a., in ständiger Tuchfühlung, die den Partisanen viele neue Leute und nötiges Material schickten.

*

(Diese Darstellung entstand durch Gespräche mit allen genannten und damals noch lebenden Personen, in Verbindung mit Aktenunterlagen der Gestapo und der Gerichte, die die Betroffenen selbst in die Hand bekamen und heute im Dokumentationsarchiv aufliegen bzw. sich im Besitz des Verfassers befinden. Alle angeführten Namen sind echt. Die Darstellungen so, wie sie von Betroffenen und Überlebenden gemacht worden sind. Es entstand eine Mischung von Dokumentation und "Literatur", weil der Verfasser auf oft drastische Schilderungen nicht verzichten wollte und konnte. J.N.)

*

EINE MÄRTYRERGEMEINDE

ist Eisenkappel, eine Marktgemeinde in Südkärnten, mit heute rund 3800 Einwohnern. Sie liegt abgeschieden an der Bundesstraße 82, die über den Seebergsattel nach Jugoslawien führt. Die südliche Gemeindegrenze ist auch die Staatsgrenze zwischen Österreich und Jugoslawien. Von Eisenkappel/Celesna-kapla ziehen sich nach allen Seiten Gräben hin, weitverzweigte Wohngebiete der Gemeinde. Im Markt gibt es Gasthäuser, Geschäfte und Handwerker; in seiner ganzen Prägung ist es ein kleinbürgerlicher Ort und zweisprachig, jeder versteht und spricht beide Sprachen, Slowenisch und Deutsch, obwohl es dort wenige gibt, die Slowenen sein wollen.

Anders ist es mit den Gräben Ebriach, Vellach, Leppen, Lobnik usw. Dort leben Slowenen, wovon viele sich in Deutsch schwer auszudrücken vermögen. Es gibt aber keinen Gegensatz zwischen den deutsch, teilweise sogar großdeutsch fühlenden Bewohnern des Marktes und seinen slowenischen Einzugsgebieten.

Die Leute aus den Gräben sind friedlich, die Geschäftsleute des Ortes sind freundlich und sprechen slowenisch, wenn die Leute aus den Gräben ihnen ihr im Forst oft sauer verdientes Geld bringen. Der Gegensatz kommt erst, wenn es im Markt jemand wagen sollte, eine slowenische Aufschrift anzubringen oder Slowenisch in der Schule zu verlangen. Das gesprochene slowenische

Wort ist natürlich, aber das geschriebene tut den Kleinbürgern weh und sie vergessen nur zu oft, daß sie von der Umgebung leben. Natürlich paßt diese Charakterisierung nicht auf alle, aber auf viele, auf jeden Fall auf die Leute, die den Ton angeben im Markt. Und auch auf jene, die vor der großdeutschen "Obrigkeit" den Rücken krümmen.

Bevor man in den Markt kommt, ist links der Friedhof, er zieht sich über einen Hang hinauf. Er unterscheidet sich nicht von anderen Friedhöfen und dennoch ist es ein anderer Friedhof, ein Friedhof, der mehr als jeder andere in Kärnten an eine blutige Vergangenheit, an die Mordtaten der SS erinnert. Offiziell allerdings sieht man dort nichts. Man muß suchen, und dies führt nur mit einem besonders Orts- bzw. Friedhofskundigen zum Erfolg.

Einundachtzig Partisanen, darunter fünf Frauen, sind dort begraben. 39 Zivilisten, hauptsächlich Bauersleute, wurden von Herbst 1942 bis Frühjahr 1945 in der Gemeinde Villach von der SS erschossen, erschlagen, darunter zehn Frauen und acht Kinder, wovon das jüngste acht Monate alt war. Sechzehn Urnen mit der Asche von im KZ umgebrachten Leuten sind hier beigesetzt. Acht von den sechzehn waren Frauen. Dreiundzwanzig Frauen und acht Kinder als Opfer der SS und der Gestapo liegen also auf diesem Friedhof begraben. Das sind lange nicht alle, die in dieser Gegend wohnhaft waren und irgendwo im Freiheitskampf umgekommen oder in den KZ ermordet worden sind. Beigesetzt sind hier auch nicht die, die durch das Fallbeil fielen. Aber schon allein die Zahl der hier Begrabenen ist erschütternd. Noch erschütternder ist der Umstand, daß von der öffentlichen Hand hier kein Denkmal zur Erinnerung an die Toten und Mahnung für die Jugend aufgestellt ist und selbst die vereinzelt Grabstätten nicht so gepflegt sind, wie es die Toten durch ihren Kampf und ihre Opfer verdient hätten. Dies, obwohl die SP dort den Bürgermeister stellt. Später wurden manche Gräber aufgelassen, dafür steht ein vom Kärntner Partisanenverband errichteter Gedenkstein dort. 137 in drei Jahren erschossene, erschlagene Menschen auf einem Friedhof! Wie ist dies möglich? Blenden wir zurück und verfolgen wir den Weg dieser Toten.

DIE AUSSIEDLUNG

beginnt im April 1942. "Sturmbannführer, ich befürchte ernste Schwierigkeiten; die Ortsgruppenleiter scheinen mit der Namhaftmachung der Auszusiedelnden wenig überlegt vorgegangen zu sein. Bei einer ganzen Reihe wurde ich darauf aufmerksam gemacht, daß Söhne der Betroffenen bei der Wehrmacht sind und dort sogar Auszeichnungen erhalten haben."

Der Sturmbannführer spielte etwas nervös mit einem Bleistift und

meinte: "Da kann man nichts machen, aber schließlich muß dieses Tschuschenproblem in Kärnten einmal gelöst werden. Wir brauchen die Höfe für die Heimkehrer, die Generationen gegenüber fremdvölkischem Druck ihr Deutschtum bewahrt haben. Sie dürfen auch nicht übersehen, Herr Rittmeister", sagte der SS-Sturmbannführer und Reichskommissar für die Festigung des deutschen Volkstums für den Reichsgau Kärnten, "daß sich alle diese Leute noch bei der Volkszählung im Jahre 1939 als Slowenen bekannten, verstehen Sie, sie bekannten sich offen zu den Tschuschen, es ist doch hoch an der Zeit, daß sie ihre Quittung dafür erhalten!"

"Ich werde es aber mit meinen Gendarmen schwer haben..."

"Gut, sie haben ja nur dem SS-Kommando Assistenz zu leisten! Auf unsere Leute können wir uns verlassen, sie kennen keine falsche Sentimentalität. Sie sollten sich einmal erzählen lassen, wie die in den deutschen Ostgauen und im Elsaß solche Aufgaben erfüllen."

"Wenn Sie mir falsche Sentimentalitäten unterschieben, Sturmbannführer, dann", sagte der Gendarmerieoffizier, "dann..."

"Ich weiß schon", fiel ihm dieser ins Wort, "Sie denken an eventuelle Schwierigkeiten, die wachsen mir auch schon zum Hals heraus. Es gab doch sogar Ortsgruppenführer, die sich sträubten, Namen zu nennen für die Aussiedlung, nicht viele, das sei zu ihrer Ehre gesagt, aber doch einige, die glauben, sie könnten in der deutschen Ostmark weiterhin Österreicher bleiben. Schließlich hat uns ja auch die Lösung des Judenproblems Schwierigkeiten bereitet, nicht? Machen Sie sich keine Sorgen, Rittmeister, die Hauptlast fällt auf unsere braven SS-Männer, Ihre Gendarmerie brauchen wir nur zur Assistenz, sözusagen als Führer. Vielleicht zeigt diese Aktion, daß bei Ihrer Gendarmerie doch mehr wackere deutsche Beamte sind, als Sie annehmen. In zwei Tagen geht es also los. Sehen Sie sich vor, daß nichts vorher durchsickert. Heil Hitler, Rittmeister!" - "Heil Hitler, Sturmbannführer!"

Der Rittmeister ging die Treppe der alten Realschule hinunter. Er fühlte sich nicht wohl. Wie konnte man Menschen, die einem nie etwas getan haben, die man gar nicht kennt, nie gesehen hat, so hassen? Wann wohl aus dem Kaibic ein Maier-Kaibitsch geworden sein mag? Sollte hier der Grund für diesen Haß zu suchen sein? Wahrscheinlich!

*

"Aufmachen! Aufmachen!" Die Familie Waldhauser in Köttmannsdorf schreckt am 14. April 1942 zwischen drei und vier Uhr morgens aus dem Schlaf. "Aufmachen, Polizei!" Harte Schläge an die Tür unterstreichen diese Rufe. Fassungslos vor Schreck und nur not-

dürftig bekleidet, öffnet die Frau die Haustür. Ein halbes Dutzend bewaffneter und uniformierter Männer stürzt ins Haus.

"Packt eure Klamotten zusammen, nur soviel wie ihr leicht tragen könnt", schreit der Anführer.

"Ja, wohin sollen wir denn?" fragte der Bauer bestürzt.

"Das werdet ihr schon sehen, beeilt euch. Rasch, rasch, ihr Tschuschen, ausgesiedelt werdet ihr, nach Deutschland und später geht's mit euch nach Osten, Kärnten muß endlich deutsch werden." Ein paar Kolbenstöße, der gesenkte Lauf einer Maschinenpistole in den Händen eines SS-Mannes zeigten den Ernst der Lage. Fieberhaft wurden Sachen in einen Koffer geworfen, andere in ein Leintuch eingebunden, immer aber das verkehrte, wie bei einem Brand.

"Auf, auf, auf geht's", drängten die SS-Leute. "Aber das Vieh muß noch versorgt werden", wendet die Bäuerin ein.

"Für das Vieh werden wir schon sorgen, das scheint uns ohnehin wertvoller als ihr. Auf geht's, nehmt eure Klamotten und raus, marsch, marsch. Wie die Polaken seid ihr, kein Wunder, ist ja alles eine Rasse... Was, das wollt ihr alles mitnehmen? Weg damit! So, dies tut es auch noch!"

Die Familie wurde in das Morgengrauen hinausgetrieben, die Frau blickte immer wieder zurück, die Uniformierten trieben sie mit derben Flüchen vorwärts. Die Frau bekreuzigte sich. "Himmel, was haben wir denn getan?"

"Tschuschen seid ihr, ist das nicht genug? Jetzt wird endlich Schluß gemacht mit euch - höchste Zeit!", höhnt der neben ihnen gehende SSler.

Nicht nur die Familie Waldhauser wurde so aus dem Schlaf geschreckt - so erging es auch der Familie Aßmann in Feistritz bei Bleiburg, so war es beim Gröblacher in Dieschitz, beim Vretschko in Lobnik, beim Uschnik, beim oberen Mlecnik in Zell-Pfarre - bei fast dreihundert Bauernfamilien in Südkärnten. Wie Vieh wurden sie zusammengetrieben, nach Ebental gebracht und von dort ging es in Transporten nach Deutschland in vorbereitete Lager.

DER WIDERSTAND BEGINNT

Nach Kriegsbeginn wurden, wie überall, auch in Südkärnten die jungen Menschen eingezogen, um sie in die deutsche Kriegsmaschinerie zu pressen. Einige Dutzend verdufteten über die Grenze nach Jugoslawien, einige nach Erhalt der Einberufung, andere kehrten vom Urlaub nicht mehr zur Truppe zurück. Aus Zell-Pfarre waren es über 20, so sagte es wenigstens der Nazirichter

Dr. Roland Freisler bei der Begründung von 13 Todesurteilen am 9. April 1943 in Klagenfurt. Diese "Deserteure" entzogen sich dem deutschen Wehrdienst, weil sie Antifaschisten, entschiedene Gegner der Nazis waren. Unter ihnen befanden sich auch solche, die bereits 1934-1938 illegal in der KP gearbeitet hatten. Nach dem Überfall auf Jugoslawien kamen manche wieder nach Kärnten zurück. In Jugoslawien hatte die KP bereits zum bewaffneten Widerstand aufgerufen und damit allgemein Anklang gefunden. Die "Heimkehrer" wollten den Widerstand auch hier organisieren. Auch jene, die aus nationalen Gründen desertiert waren, kehrten zurück. Im Gebiet Zell-Pfarre tauchten recht bald die Brüder Johann, Valentin und Peter Olip auf. Bald darauf auch Jakob Orasche und Josef Malle (der am 15. Dezember 1943 in Ebriach erschossen wurde) und bei Eisenkappel Johann Schupanz, der wie sein Bruder Michael und zum Teil auch seine Schwester Maria Olip-Weinzierl in Zauchen unter Führung von Valentin Kordesch illegal in der KPÖ gearbeitet hatte. Genosse Kordesch ist in die Deutsche Wehrmacht gepreßt worden und ist nicht mehr heimgekehrt.

Zuerst lebten die "Heimkehrer" bei Bekannten, versteckt in Heustadeln und Waldhütten. Thomas Olip und Jakob Orasche gingen in Zell-Pfarre gleich daran, einen Bunker in der Nähe des Bauern Pristovnik einzurichten und wurden dabei vom jungen Franz Pristovnik mit Vorräten und Werkzeugen unterstützt. Ein zweiter Bunker wurde in der Nähe des Anwesens des Franz Gregoritsch erbaut. Der Büchsenmacher aus Ferlach, Johann Doujak, versorgte die Leute mit den ersten Waffen, die Thomas Olip, Jakob Orasche und Max Kehlich auf dem 1600 Meter hohen Matzenberg übernahmen. Die Verbindung mit anderen Gruppen bei Eisenkappel und südlich der Karawanken wurde aufgenommen. Von dort kamen Flugzettel, die sie hier in Umlauf brachten.

Der Beginn war schwer. Die bäuerliche Bevölkerung zeigte sich den Worten der illegalen Arbeiter nicht besonders aufgeschlossen. Man gab ihnen Unterkunft und Essen, weil sie wie sie Slowenisch sprachen. Sie lasen auch die Flugblätter, die diese Leute zu verbreiten begannen, weiter aber kam man vorerst nicht. Was sie sagten, was in den Flugblättern stand, bewegte die Bauern nicht sonderlich.

Die ersten Aussiedlungstage änderten die Lage völlig. Die Leute waren über Nacht hellhörig geworden für das, was ihnen die Illegalen sagten; sie hörten jetzt genauer hin. Bisher war ihnen diese Sprache fremd gewesen, jetzt aber ging es um etwas, was sie verstanden: um ihre Höfe, um ihre engere Heimat, um ihre Freiheit, um ihr und ihrer Kinder Leben. Der Feind schlug zu, nun galt es, sich zu verteidigen!

Was die Sprache der Vernunft der Illegalen nicht ausdrücken, den

Leuten nicht auseinandersetzen konnte, das brachten die Haßaktionen des Maier-Kaibitsch und des Klagenfurter Gestapochefs Dr. Weimann fertig. Plötzlich wußten viele Hunderte, daß sie kämpfen, ihr Leben einsetzen müssen, wenn sie bestehen, wenn sie zum Überleben eine Chance haben wollen. Die fremden Menschen auf den Höfen der Ausgesiedelten zeigten ihnen, daß auch für ihre Höfe schon Anwärter warteten, wenn sie tatenlos zusähen.

Die zwei schrecklichen Tage der Aussiedlung, der 14. und 15. April 1942, waren die Geburtsstunde des Volkswiderstandes in Südkärnten. Am 15. April wurden auch nicht mehr alle überrascht. Manche, hauptsächlich junge Leute, verschwanden; sie versteckten sich zuerst in einsam gelegenen Höfen bei Verwandten und Bekannten. Bald aber stießen sie zu den illegalen Arbeitern, die sich bereits um die Organisierung des Widerstandes bemühten.

Die Saat des Hasses der Nazis gegen die Slowenen wuchs allerdings anders, als Maier-Kaibitsch glaubte. Beachtliche Truppenkontingente der SS wurden durch den Widerstand in den Grenzbergen Kärntens bis Kriegsende gebunden.

*

In der Stube des Keuschlers Michael Schupanz in Ebriach bei Eisenkappel saßen einige Männer und zwei Frauen. Ein paar von ihnen hatten Gewehre oder Pistolen bei sich, die meisten waren unbewaffnet.

"Genossen", sagte Johann Schupanz, der in der Illegalität lebende Bruder des Keuschlers, "Genossen, nun wird es ernst. Fast dreihundert Bauern wurden ausgesiedelt, von ihren Höfen vertrieben. Wir müssen uns wehren, uns zusammenschließen! Wir müssen das tun, was uns die Kommunisten schon immer sagten: zusammenschließen und gemeinsam kämpfen! Das sind Worte, die uns Genosse Kordesch schon vor Jahren immer wieder sagte. Heute müssen wir erkennen, wie recht er, wie recht die KP mit ihren Feststellungen immer hatte.

Genossen, wir sind nicht allein. In unseren Bergen gibt es schon zahlreiche Partisanen. Ich kann aus konspirativen Gründen nicht sagen, wo sie sich befinden, sie sind jedoch überall und werden dort zuschlagen, wo sie den Feind treffen. Auch die Alliierten sind mit uns. Wir haben schon seit Monaten Flugblätter verteilt, die von den Partisanen geschrieben worden sind. Wir müssen uns alle zu einer Einheit zusammentun, um den Feind zu schlagen. Nicht alle sollen in den Wald gehen. Wir brauchen unter der Bevölkerung Stützpunkte, brauchen hier Menschen, die täglich in der Bevölkerung wirken und uns unterstützen, uns auf besondere Aktionen und auf besonders verwundbare Stellen des Feindes aufmerksam machen. Aus den heutigen Anfängen des Widerstandes muß

ein Volkskrieg gegen die deutschen Okkupanten werden. Wir müssen über die slowenische Bevölkerung hinaus auch unter den Deutschen Freunde und Mitkämpfer gewinnen. Viele Kommunisten sind dort leider schon in den Gefängnissen und Konzentrationslagern, aber es sind noch immer welche da, auf die wir uns stützen, mit denen wir gemeinsam den Kampf organisieren können."

Sofort begann die Gruppe zu beraten, und die einzelnen Leute berichteten, was sie bereits getan hatten.

Die Schwester der Gebrüder Schupanz, Mitzi Olip, schilderte, wie sie nicht nur die Verbindung mit den schon von früher her bekannten Genossen halte, sondern auch mit einer Reihe von neuen Verbindung aufgenommen habe, und daß sie besonders versuchen werde, Soldaten, die in den Urlaub kommen, mit den Genossen zusammenzubringen, damit auf sie eingewirkt werden könne, sich den Partisanen anzuschließen. Mitzi hatte aus Klagenfurt auch ein deutschsprachiges Flugblatt mitgebracht. Sie hatte es von "Naz" erhalten. (Naz war Ignaz Kastrun, ein Eisenkappler Arbeiter, der in der Lederfabrik Knoch in Klagenfurt arbeitete, ein stiller, aber ständig tätiger Kommunist.)

Weinzierl nahm das Flugblatt und begann zu lesen: "Arbeiter und Soldaten! Hitler muß gestürzt werden, damit das Volk in Freiheit und Frieden leben kann. Seine Vernichtung ist nur mehr eine Frage der Zeit, einer nach Freiheit drängenden Welt kann er nicht entrinnen. Wie lange noch, deutsches Volk, wirst Du zusehen, wie die braunen Kannibalen im Blute Deiner russischen Brüder waten, wie sie das Land Deiner einzigen Hoffnung, den Fahnenträger Deiner Freiheit, die Sowjetunion, verwüsten? Wie lange noch, deutsches Volk, willst Du der Totengräber Deiner Freiheit und Deines Volks sein? Arbeiter, Arbeiterinnen, Bauern, Intellektuelle, gleich welcher Rasse, Nationalität, Sprache, Konfession oder Weltanschauung, an die gesamte fortschrittliche Menschheit ergeht in dieser für Jahrtausende entscheidenden Stunde der Kampftruf: Nieder mit Hitler, für Freiheit und Frieden; kämpft umsichtig und tapfer mit allen Mitteln der Sabotage! Zerstört die Kriegsmaschinen, auch die kleinste arbeitet für den Krieg. Zerstört die Brücken und Straßen, Telefone und Lichtleitungen, kämpft überall und immer gegen Hitler für ein freies Land. Formiert Euch, schließt die Reihen enger. Reinigt Euch von Feiglingen und Verrätern! Wir haben nichts zu verlieren, Genossen, als die Sklavenketten, aber eine Welt zu gewinnen! Darum vorwärts zum Sieg, zur Sonne, zum Licht!"

"Ein harter Aufruf", meinte Weinzierl, "wird viel Aufregung auslösen." Der Kreis der Genossen wußte nicht, daß das Flugblatt schon ein Jahr alt war. Es wurde im Juli 1941, bald nach dem faschistischen Überfall auf die Sowjetunion, im Raum Klagenfurt

verteilt und zum Teil auch an die Front geschickt. Genosse Franz Scheriau in Pörtschach hatte das Pech, mit einem solchen Flugblatt erwischt zu werden; er kam, von der Gestapo übel zugerichtet, nach Mauthausen, hatte aber Glück, daß auch Anklage erhoben wurde. Er bekam fünf Jahre Zuchthaus, wo er überlebt hat, was in Mauthausen unwahrscheinlich gewesen wäre.

Mitzi berichtete weiter, daß zwischen Villach und Bruck Dutzende Eisenbahner wegen Sabotage verhaftet worden und auch schon mehrere zum Tod verurteilt worden seien. Fieberhaft werden zwei Kommunisten gesucht, Peter und Andreas. Keiner weiß, wer sie sind. Auch ein Fremder soll da sein, einer von "unten", der die Verbindung mit der KPÖ herstellt.

Zwei der Anwesenden waren sehr wortkarg, warfen nur ab und zu etwas ein, wenn dem einen oder anderen sein Temperament durchging und er den Faschismus in einer Woche schlagen wollte. Es waren eine Frau und ein Mann, sie nannten sich Leidi und Lado, zwei politische Instruktooren, die nicht aus der Eisenkappler Gegend waren.

Draußen schlug der Hund an, Michael Schupanz sprang auf und wollte zur Tür. "Nur Ruhe", sagte Leidi, "einer unserer Posten scheint dem Haus zu nahe gekommen zu sein." Es war schon spät, als einer nach dem anderen fortging. Jeder bemerkte in der Nähe des Hauses bewaffnete Männer. "Gut, sehr gut", dachten sie; das Vertrauen zur Organisation wuchs.

*

Leise klopfte es Ende August 1942 an das Fenster von Michael Schupanz. "Wer ist's?" - "Mach auf, Lado ist hier!" Schupanz sprang zur Tür, ließ ihn herein, hinter ihm betrat Leidi das Haus. Sie hatte den Arm eingebunden und sah sehr mitgenommen aus. "Was ist los?", fragte Michael. "Wir hatten einen Zusammenstoß mit einer Gruppe der SS. Leidi ist verwundet, und wir wurden von der Gruppe getrennt. Mitzi bekommt die neue Verbindung. Verständige sie, damit wir bald wieder zu unserer Gruppe kommen." - "Ich fahre gleich hinaus nach Kappel..." - "Langsam, nicht so stürmisch. Heute weiß sie sicherlich noch nichts und man kann nicht mitten in der Nacht durch den Markt gehen, das könnte auffallen. Verständige sie morgen." - "Gut." Die Wunde Leidis wurde versorgt, es war nicht so arg, eine einfache Fleischwunde. Am nächsten Tag wurde Mitzi verständigt. Am selben Tag kam noch ein Versprengter, Stane Mrha. Mitzi ließ sagen, daß sie ruhig warten und inzwischen mit den Genossen hier diskutieren sollten. Nach einer Woche bestellte ihnen Mitzi, daß sie Mittwoch, also zwei Tage später, um 12 Uhr am Poltschacher Sattel von Johann Schupanz erwartet würden. Sie sollten sich aber vorher mit ihr auf dem Waschnigberg treffen. Sie gehe am

Dienstag zwischen 10 und 11 Uhr zum Golop, sie sollen sie am Weg dorthin erwarten. Sie habe wichtige Nachrichten aus Klagenfurt, wo sie tags zuvor war, für "Tschertou".

*

Der Vretschkohof in Lobnik war verwaist, die Bauersleute ausgesiedelt, und den Hof führte jetzt die Schwester des Bauern und der 20jährige Knecht Franz Sverschina. Am 26. August 1942 saß Franz gerade in der Küche, die Tür öffnete sich und bewaffnete Gestalten traten ein. Franz blieb ein Stück Brot in der Kehle stecken und seine Gesichtsfarbe änderte sich.

"Wir sind Partisanen, gib uns etwas zu essen!" sagte einer. Aha, etwas zu essen wollen sie - Partisanen -, wenn es nicht mehr ist, denkt sich Franz, geht in den Keller und bringt etwas. Sie brauchten aber recht viel, denn es waren an die 40 Mann.

Sie kamen aus der Gegend von Galizien, östlich vom Ort Abtei. Auf dem Bergrücken, in Robesch, stießen sie mit einer starken SS-Abteilung zusammen und es gab ein Gefecht. Die Gruppe setzte sich gegen Mökriach ab, überquerte die Vellach und kam nach Lobnik. Leidi, Lado und Stane Mrha hatten sie verloren. (Daß diese schon bei Schupanz in Ebriach waren, wußten die anderen nicht.)

Der Führer der Gruppe sprach lange mit Franz Sverschina und als sie weiterzogen, hatten sie am Vretschkohof einen neuen Stützpunkt, eine neue Verbindung.

*

"Grüß dich, Franz", begrüßte Georg Pasterk seinen jüngeren Bruder, der im Oktober 1942 plötzlich vor ihm stand. Er war bei der Wehrmacht und hatte Urlaub bekommen. Georg hatte ihm schon öfter geschrieben, daß er trachten soll, Urlaub zu bekommen. Nun war er da, der Bruder Franz. Sehr bald trafen sie sich bei Michael Schupanz mit Mitzi, Weinzierl, und Johann Schupanz kam vom Stab. Lange unterhielten sie sich.

Ein paar Tage später stieg Johann Schupanz mit dem Neuen, mit Franz Pasterk, zur Petzen auf; er führte den späteren Abschnittskommandanten der Partisanen in Kärnten dem Stab zu, der sich damals beim Bauern Hnovak in Koprein, südlich der heutigen Grenze, befand. Franz Pasterk wurde bald zu einem Symbol des Partisanenkampfes. Leider wurde er 1943, nachdem er bereits ein Auge verloren hatte, in Mieß am Arm verwundet und starb infolge Nichtbeachtung dieser Wunde. Sein Name nimmt heute einen hervorragenden Platz auf dem Gedenkstein am Friedhof Eisenkappel ein.

*

Franz Sverschina trieb am 11. November 1942 einen Ochsen nach

Eisenkappel, als plötzlich aus dem Gebüsch ein Mann in deutscher Uniform auf die Straße trat. Franz kannte den Mann, es war der Landarbeiter Josef Diexer aus Galizien. Seit Jahren war er aber schon im Gebiet von Eisenkappel, dann wurde er zur Wehrmacht eingezogen. Nun wollte er zu den Partisanen. Er fragte Sverschina, ob er ihm einen Weg weisen könne. Franz versprach, einen Weg zu finden. Diexer ging auch zu seinem früheren Bauern Gregoritsch in Leppen und blieb einige Zeit. Dort wurde er von einem Urlauber erkannt, angezeigt, verhaftet und fortgebracht. Man hat nie mehr von ihm gehört. Sverschina wurde aber bald verdächtigt, mit den Partisanen in Verbindung zu stehen, im Jänner 1943 verhaftet und nach Dachau gebracht. Zu gleicher Zeit wurde auch Mitzi Preschern nach Ravensbrück deportiert. Hunderte gingen diesen Weg, viele kehrten nicht wieder.

*

Am 11. November 1942 um halb sieben Uhr morgens hörte Frau Maria Haller, vulgo Golop, auf dem Waschnigberg, hoch über dem Ebriacher Graben bei Eisenkappel, Schritte vor dem Haus. Kommt Anton (ihr Mann) wieder zurück? Er muß doch um 7 Uhr "auf der Schicht in der Säge" sein. Die Tür ging auf, zwei fremde Männer traten in die Küche. Sie stellten sich als Partisanen vor. Sie fragten, ob sie sich waschen und etwas rasten dürften. Maria Haller gestattete es. Diese Männer sagten dann, daß sie nicht ganz zufällig gekommen wären. Mitzi Olip habe ihnen gesagt, daß die Golops zu ihnen gehörten, und sie wollten hier eine Aussprache mit ihrem Mann und noch einigen anderen machen. Mitzi bringe abends die anderen. Sie selbst hatten schon die Nacht im Heustadel geschlafen. Mittags sprachen sie kurz mit Anton Haller, der einen von den Männern mit "Servus, Hans" begrüßte. Es war Johann Schupanz, ein Name, der inzwischen auch schon bei der Gestapo in Klagenfurt und bei der SS recht gut bekannt geworden war. Mit seinem Namen war bereits eine Reihe von Widerstandsaktionen verbunden.

Die zwei Partisanen, der zweite nannte sich Makron, suchten nahe bei Eisenkappel einen guten Stützpunkt, zu dem Mitzi jederzeit und ohne Schwierigkeiten kommen und wohin auch die Partisanen jederzeit gelangen konnten. Die Golop-Keusche schien ihnen dazu wie geschaffen. Hierher konnten auch Deserteure, die immer zahlreicher wurden, ohne Schwierigkeiten gebracht werden. Die Söhne der ausgesiedelten Bauern kehrten in der Regel nicht mehr vom Urlaub zur Truppe zurück, sondern gingen in den Wald. Auch andere kamen, die den Kampf gegen die deutschen Faschisten aufnehmen wollten bzw. vom Barras genug hatten.

Abends saß Anton Haller mit den beiden Partisanen in der Stube. Diese hatte eine zweite Tür, die in ein Kabinett führte. Von

dort kam man wieder in die Küche. Bald kam Mitzi mit zwei Männern, zwei, die ebenfalls zu den Partisanen wollten. Die Männer unterhielten sich mit den zwei Neuen, die besonders blutrünstig taten. Es wurde ihnen klargemacht, daß es nicht darum ging, Leute umzubringen, sondern um die Organisierung eines allgemeinen Volkswiderstandes. Mitten in das Gespräch trat Anton Weinig, ein Nachbar. Er wollte sein Krautmesser, das er einmal hier gelassen hatte, wieder haben. Er unterhielt sich etwa zehn Minuten mit den Männern, dann ging er wieder. Als er den Weg ins Tal einschlagen wollte, drang der Ruf "Halt" an sein Ohr. Bewaffnete Männer in Uniform herrschten ihn an. "Was wollen sie da?" - "Mein Krautmesser habe ich geholt, hier ist es", sagte Weinig trotzig. "Gut, verschwinde, aber rasch!"

Frau Haller hantierte noch immer in der Küche. Plötzlich ein Gepolter vor der Haustür. Männer verlangten barsch Einlaß. "Was wollt ihr denn", ruft Frau Haller laut, um die Männer und Mitzi in der Stube zu warnen. Die Tür wurde aufgedrückt und bewaffnete Männer in Uniform stürmten herein, rissen die Tür zur Stube auf, aus einer MP schoß ein Feuerstrahl, eine Salve knallte, das Licht erlosch. Schupanz und Makron sprangen in das Kabinett, rannten von dort in die Küche, von hier ins Vorhaus, von dort ins Freie, mitten in den Haufen SSler vor dem Haus. Mit einem Satz sprangen sie zwischen Haus und Stadel einen Steilhang hinunter. Schüsse peitschten ihnen nach, die der Dunkelheit wegen nicht trafen.

Inzwischen wurde es in der Stube wieder Licht. Anton Haller, Mitzi und einer der neuangekommenen Männer standen dort, an den Türen Uniformierte mit der MP in der Hand. Der zweite der Neuangekommenen lag blutend am Boden. Ein halbes Dutzend Geschoße hatten unmittelbar über dem Kopf Hallers in die Mauer eingeschlagen. Eine Kugel hatte den Neuen getroffen.

"Was haben wir da angerichtet", sagte der Kommandant der SS zu den anderen und zeigte auf den am Boden liegenden Mann. "Hebt ihn ins Bett", befahl er Haller und Mitzi. Haller zog vorher die Decke weg. Darunter kamen zwei Koppel zum Vorschein, die rundherum mit Eierhandgranaten behängt waren. "Weg da", schrie nun der Kommandant. "Was ist hier los? Wem gehören diese Handgranaten?" - "Ich wußte nichts davon", sagte Haller, "sonst hätte ich die Decke nicht weggezogen."

Die zwei entkommenen Partisanen hatten sie unter die Decke gelegt und nicht mehr mitnehmen können. Haller merkte, daß der zweite "Neue" das Zimmer verlassen hatte, ohne daran gehindert worden zu sein. Frau Haller, die in der dunklen Küche am Fenster stand, sah ihn draußen, wie er sich mit den anderen unterhielt. Nun wußte sie es: Mitzi war einem oder zwei Spitzeln aufgesessen!

Mitzi hockte in einem Gebüsch, sie war wie betäubt. Als sie mit Haller und dem "Neuen" den verwundeten Mann unter der Eskorte der SS ins Tal tragen mußten, führte der Weg durch einen Jungwald. Rechts ging es steil bergauf, links führte der Steilhang hinunter. Da war sie plötzlich - ohne es eigentlich zu wollen - mit einem Satz den Steilhang hinuntergesprungen und war, sich mehrmals überschlagend, in einem dichten Gestrüpp liegegeblieben. Die Dunkelheit hatte sie verschlungen. Ein Teil der SSler war ihr nachgesprungen, fand sie jedoch nicht. Fluchend, und wegen der aussichtslosen Verfolgung der Verschwundenen außer Atem geraten, krabbelten die Faschisten wieder auf den Weg zurück, wo die anderen mit der Tragbahre auf sie warteten.

Mitzi rührte sich nicht. Rund um sie hörte sie Schritte und Flüche. Es war ihr in diesem Moment egal, ob man sie finden würde oder nicht. Sie blieb sitzen, die Hände vorm Gesicht. Was ist geschehen? Wo ist ihr Bruder? Hoffentlich weg, denkt sie. Die Worte der SS, oben beim Überfall - "die Banditen sind entkommen" -, hatte sie deutlich gehört. Sie wußte aber nicht, ob sie sich darüber freuen sollte oder nicht. Sie konnte keinen klaren Gedanken fassen, wußte nicht, was eigentlich geschehen war. Sie hatte wohl bemerkt, daß einer der Neuen beim Golop aus der Stube gegangen war. Warum ist es dem gelungen, wegzukommen - wer hat verraten, daß wir heute beim Golop zusammenkommen? dachte sie plötzlich. Dann erinnerte sie sich der betroffenen Worte des Gestapomannes zum anderen in der Stube: "Was haben wir da angerichtet!" und wie sie sich gleich um den Verwundeten kümmerten. Oder sollten die zwei Neuen? Plötzlich glühte sie am ganzen Körper, sie zitterte. "Spitzel", sagte sie laut vor sich hin und erschrak über ihre eigene Stimme. "Spitzel!" Sie blieb sitzen, sie fühlte sich so geschlagen, so elend, sie war unfähig, sich weiterzubewegen. So saß sie, die Kälte der Nacht nicht spürend, bis es Morgen wurde.

Es war bereits Tag, als sie sich entschloß, weiterzugehen. Neben dem Ebriacher Bach ging sie automatisch in Richtung Eisenkappel. Hundert Schritte weiter stand sie plötzlich vor einer SS-Streife. Widerstandslos ließ sie sich festnehmen. Mit keinem Gedanken dachte sie mehr an Flucht. Das Erlebnis am Vortag, die Gewißheit, daß sie zwei Spitzeln aufgesessen war, hatte sie moralisch gebrochen. Ihre Widerstandskraft wuchs erst wieder bei den Verhören. Für sie war es aber schon zu spät.

*

Mitzi Olip wachte in der dunklen Zelle auf. Wo bin ich?, fragt sie sich. Aha, wieder in der Zelle. Man hatte sie wieder einmal vom Verhör in die Zelle tragen müssen, wie so oft schon in den letzten zwei Monaten. Der ganze Körper schmerzte sie, sie konnte

sich nicht einmal erheben. Einige Backenzähne hatte sie verloren, andere waren locker. Der Körper war mit Wunden bedeckt. Sind das noch Menschen, diese Gestapoleute? Warum bin ich damals nicht geflohen, warum? Diese Frage hatte sie sich schon so oft gestellt, aber noch nie beantworten können. Mühevoll setzte sie sich auf der Pritsche auf. Was hat man heute von ihr wissen wollen? Wo ihr Bruder Johann ist? Wohin sie Franz Pasterk gebracht hat, als sie ihm auf dem Bahnhof in Klagenfurt das Rad verschaffte, nachdem er offiziell zur Wiedereinrückung mit anderen weggefahren war, um von Klagenfurt aus zu desertieren. Wo der Stab der Banditen, wie sie die Partisanen nannten, ist. Sie wußte dies alles nicht. Pasterk wurde von ihrem Bruder Johann erwartet. Wohin sie gingen? Wie froh sie war, daß sie dies nicht wußte, man konnte ihr so nichts entreißen.

Jedesmal, wenn sie unter den Schlägen der Gestapoleute zusammensackte, es schwarz vor ihren Augen wurde, hämmerte sie sich ein: nichts sagen! Die anderen sagen gewiß auch nichts, das weiß ich! Wer nur alles hier sein mag? Bruder Michael ist hier, das wußte sie, auch von Georg Pasterk hatte sie gehört. Jereb haben sie einmal herausgetragen, als man sie zum Verhör brachte. Gestern sah sie auch Weinzierl. Eine Hand war an einen Fuß gekettet, so wurde er durch den Gang zum Verhör gestoßen. Mitzi würgte es im Hals, als wollte sie weinen, sie ließ sich auf die Pritsche fallen und verlor wieder das Bewußtsein.

*

Es war der 9. April 1943. Der Vorsitzende des Volksgerichtshofes, der blutbefleckte Nazirichter, Staatssekretär a.D. Dr. Roland Freisler, erhob sich, der Gerichtshof und die 37 Angeklagten auch. Drei Tage hat der sogenannte Volksgerichtshof in Klagenfurt getagt.

"Im Namen des deutschen Volkes! Thomas Olip, Holzarbeiter aus Zell-Pfarre; Jakob Orasche, Holzarbeiter aus Zell-Pfarre; Johann Doujak, Büchsenmacher aus Ferlach; Franz Gregoritsch, Bauer aus Zell-Pfarre; Franz Pristovnik, Landarbeiter aus Zell-Pfarre; Florian Kehlich, Holzarbeiter aus Zell-Pfarre; Bartholomäus Orasche, Keuschler aus Zell-Pfarre; Johann Orasche, Keuschler aus Zell-Pfarre; Ulrich Kehlich, Landarbeiter aus Zell-Scheida; Franz Weinzierl, Landwirt aus Zauchen; Georg Pasterk, Bauer aus Lobnik; Michael Schupanz, Keuschler aus Ebriach, und Maria Olip, Arbeiterin aus Eisenkappel, haben im Kriege im deutschen Kärntnergau kommunistisch eingestellten terroristischen Banden angehört und einen Teil des Reiches von ihm losreißen wollen. Sie haben damit im Kriege den Feind des Reiches begünstigt und werden deshalb mit dem Tode bestraft. ("Sie waren nie und sind nicht ehrlos", sagte 35 Jahre später der österreichische Bun-

despräsident Kirchschräger bei einer Gedenkfeier an diese Opfer des Kampfes um die Freiheit in Wien.)

Die "Kärntner Zeitung", das Organ der NSDAP in Kärnten, brachte dieses Urteil mit dem Titel: "Der Volksgerichtshof fällte dreizehn Todesurteile, kommunistisch-terroristische Elemente unschädlich gemacht - Schwere Zuchthausstrafen für die Helfershelfer."

*

Am 29. April 1943 fiel im Hinrichtungshof des Landesgerichtes Wien 13mal das Fallbeil. Dreizehn Menschen, heimatverbundene Arbeiter und Bauern aus dem Kärntner Grenzland, waren nicht mehr. Dreizehn starben, aber der Widerstand wuchs, gewann ständig an Breite.

Der Terror der Faschisten wuchs, der Widerstand auch. Immer mehr schlugen sich zu den Partisanen. Längst war wieder die Organisation der KPÖ mit zwei leitenden Zentren, Klagenfurt und Villach, in ganz Kärnten tätig. Eine Verbindung - wie in der ersten Zeit - von Klagenfurt nach Eisenkappel gab es nicht mehr. Die Fäden wurden von Klagenfurt ins Rosental gesponnen. Dort gab es eine Reihe von Verbindungsstellen, die Wichtigste davon in Suetschach und Matschach. Neben der KPÖ begann in Kärnten auch die KPS tätig zu werden. Bald wurden von der Gestapo drei Leute besonders gejagt: "Peter" (Hubert Knes) im Gebiet Klagenfurt, "Andreas" (Konrad Bucher) im Gebiet Villach und Achatz sowie ein slowenischer Funktionär. Mehrgleisigkeiten ließen sich nicht immer vermeiden. Bekannte Kommunisten von früher wurden ebenfalls wieder in die aktive Arbeit eingebaut, was die Gefahr erhöhte. Besondere Leistungen vollbrachten die Frauen. Vor allem sollen hier die Kommunistinnen Steffi Kanzian in Klagenfurt, Gertrude Korak in St. Veit, Gertrude Regittnig und Olga Zmöltnig in Villach genannt werden, die hervorragende Arbeit leisteten.

*

(In der Illegalität wußten natürlich nur wenig Eingeweihte um die diversen Verbindungen und es ist für die historische Aufarbeitung der tatsächlichen Ereignisse und Kampfsituationen nach so vielen Jahren schwer, entsprechende Unterlagen zu bekommen. Für den Raum Villach jedoch war auch eine der ersten tätigen Frauen Genossin "Anna", Maria Peskoller. Schon im Herbst 1942 nahm ich selbst mit den Villacher Genossen wieder Verbindung auf, und "Anna" war es, die für unsere Partisanengruppe Leoben-Donawitz dann die Verbindung zu den Partisanen im Rosental über Villach aufrechterhielt. Auch mein Bruder Wilhelm war Anlaufstelle und schleuste mit Hilfe des Genossen Spindlegger kampfwillige Antifaschisten ins Partisanengebiet. - Im Raum Klagenfurt war unsere Verbindungsstelle die mir aus KJV-Zeit bekannte

Genossin H.S., mit der ich ebenfalls schon Ende 1942 in Verbindung stand und die unsere Genossen Sepp Filz, Toni Wagner, den slowenischen Genossen Hans Kastellic, die am 4. April 1943 vor der Verhaftung durch die Gestapo untertauchen mußten, zum "Pokljuka-Bataillon" weiterleitete. Max Muchitsch.)

*

Im Frühsommer 1944 konnte die Gestapo wieder einmal zuschlagen. Sie erschloß in Suetschach und Matschach einige Verbindungsleute und konnte im Zentralraum zahlreiche Verhaftungen vornehmen. Hier ein Haftbefehl, der nach längerer Gestapohaft vom Naziuntersuchungsrichter am 27. Dezember 1944 offiziell ausgestellt wurde. Er umfaßt nur einen Teil der 1944 verhafteten Kommunisten und Mitglieder der Österreichischen Freiheitsfront, die man ab 1943 aufzubauen begonnen hatte und in der jeder Platz hatte, der für die Wiederherstellung Österreichs eintreten wollte. Es wurden beschuldigt:

Maria Ploner nahm die Verbindung zu den Banditen auf, betätigte sich als Kurier und überredete den Soldaten Einspieler zur Fahnenflucht und zum Übertritt zu den Banditen.

Thomas Ploner hat die ihm bekanntgewordene Tätigkeit seiner Tochter Maria geduldet und nicht angezeigt.

Eva Posch hat eine Verbindungsstelle der KPS zur KPÖ errichtet und sich als Kurier betätigt.

Adolf Wieser nahm Verbindung zu Kommunisten in Klagenfurt und zu den Banditen auf, warb Eva Posch an und versuchte auch militärische Vorgänge und Objekte auszuspähen.

Eduard Klamnig unterhielt Verbindung zum Kommunistenführer Konrad Bucher in Villach und zu Kommunisten in Ferlach und Klagenfurt.

Apollonia Einspieler nahm Verbindung mit den Banditen auf und vermittelte eine Zusammenkunft ihres eingerückten Bruders Johann Einspieler mit ihnen.

Maria Sablatnig ließ ihren erkrankten Bruder durch einen Partisanenarzt behandeln.

Mathilde und Aloisia Mischkulnig standen mit den Banditen in engerer Verbindung.

Michael Einspieler gewährte Banditen Unterkunft und Verpflegung.

Theresia und Martha Wister standen regelmäßig in Verbindung mit dem Führer der Partisanen und wurde von ihnen auch mit Propagandamaterial versorgt.

Barbara Mostetschnig lieferte den Banditen Lebensmittelmarken

und Schreibmaterial. Sie gewährte dem verwundeten Mathias Verdnik und dem Partisanenarzt Unterkunft in ihrer Wohnung.

Katharina Einspieler sammelte für die Banditen Lebensmittel und stellte ihre Wohnung als Anlaufstelle zur Verfügung.

Franz Schummer und Vinzenz Darebnicek unternahmen es, eine kommunistische Organisation in Klagenfurt aufzuziehen.

Josef Hojnikar warb unter den Arbeiterinnen der Firma Knoch für die KP und kassierte Beiträge ein.

Auch Josef Kesselhuber betätigte sich als Kassier.

Josefa Wank verbarg zwei kommunistische Funktionäre zehn Tage in ihrer Wohnung und gepflegte sie.

Gertrude Regittnig vermittelte Post zwischen den Kommunisten in Villach und den Partisanen und beherbergte den flüchtigen Landesleiter der KPÖ, Hubert Knes.

Romana Thaler stellte ihre Wohnung für Besprechungen der Kommunisten zur Verfügung.

Josefine Klammig beförderte Post der Kommunisten von Klagenfurt nach Ferlach und umgekehrt.

Josef Rutter unterließ die Anzeigenerstattung über ihm bekanntgewordene Umtriebe der Partisanen.

Josef Permosch stellte sein Haus zu einer Besprechung der Partisanenführer mit dem Kommunistenführer Konrad Bucher zur Verfügung, seine Tochter Paula kochte das Essen für die Teilnahme an dieser Konferenz.

*

In dieser Gestapoliste werden noch weitere Kommunisten und Antifaschisten genannt, die sich alle im Kampf gegen die Nazi-herrschaft und für die Wiedergeburt unserer Heimat Österreich einsetzten. Dann werden vor allem illegal tätige Genossen aus dem Raum Villach angeführt:

Heinrich Spindlegger, Alois Melchior, Johann Schützelhofer, Franz Ludl, Ludwig Raimund, Josef Peskoller und Franz Lissy bemühten sich um die Organisierung der KPÖ in Villach und nahmen an Besprechungen zu diesem Zwecke teil.

Olga Zmölnig arbeitete ebenfalls in der Parteileitung in Villach mit und hielt sich mehrere Wochen in einem Bunker der Banditen im Rosental auf.

Wilhelm Muchitsch führte einen Kommunisten aus Obersteiermark Johann Spindlegger zu.

Johann Müller hielt den geflüchteten Kommunistenführer Hubert

Knes in seinem Hause verborgen, Christof Regittnig verfertigte für Knes ein Paar Stiefel.

Franz Pototschnig hielt sich längere Zeit in einem Bunker der Banditen auf, wurde dort ausgebildet, zum Mitarbeiter des Informationsdienstes bestellt und stellte dann Verbindung zu den Kommunisten in Klagenfurt und Villach her.

Die Beschuldigten werden daher dringend verdächtigt, teils hochverräterische Unternehmungen vorbereitet zu haben, teils die ihnen bekanntgewordenen hochverräterischen Unternehmungen nicht angezeigt zu haben. Verbrechen des Hochverrats nach §83,2 RStGB, bzw. Verbr.n. §139 RStGB.

Haftgrund: Fluchtverdacht wegen der Höhe der bevorstehenden Strafe.

So stand es in der Anklageschrift der Staatsanwaltschaft an das "Volksgericht".

*

8 VILLACHER GEKÖPFT

"Im Namen des deutschen Volkes", sagte Freisler, "der deutsche Volksgerichtshof hat für Recht erkannt: Es sind für immer ehrlos und werden mit dem Tode bestraft: Josef Ribitsch, Tischler aus Klagenfurt; Heinrich Brunner, Arbeiter aus Seebach; Erich Ranacher, Buchdrucker aus Lienz; Valentin Klementin, Baupolier aus Seebach; Milan Jelic, Arbeiter aus St.Ruprecht; Maria Peskoller, Hausfrau aus Villach; Margarete Jeserneg aus Villach und Rosa Eberhard, Hausfrau aus Villach-Lind."

Bald, sinnigerweise am 23. Dezember 1944, fiel das Fallbeil in Graz, und acht österreichische Patrioten, darunter sechs Kommunisten, die seit 1938 im Widerstandskampf gegen Hitler standen, lebten nicht mehr; sie sind gestorben für die Freiheit Österreichs. Sechs Monate später war Österreich wieder frei. Ihr Kampf hat zur Befreiung beigetragen.

*

Weit und opfervoll war der Weg durch die elfjährige Nacht des Faschismus von 1934 bis 1945, besonders hart und blutig der Weg ab 1938, aber er führte wieder ans Licht der Legalität, wenn auch vieles, was sich die Opfer erträumten, 'bis heute unerfüllt blieb - die volle und ungeteilte Anerkennung ihrer Aufopferung für Österreich.

Weil so manchem von den Verantwortlichen heute die Mörder von gestern lieber sind als ihre Opfer, deswegen verschweigt man die Morde und die Opfer, deswegen sagt man der heutigen Jugend nichts von den Heldentaten eines Teiles der Bevölkerung während

der Zeit des Faschismus. - Diesem Schweigen entgegenzuwirken, vor allem der Jugend die Wahrheit zu sagen über die Zeit des Faschismus, um sie mit der Erkenntnis zu wappnen, daß man faschistischen Tendenzen und Gruppierungen entgegentreten muß, den Anfängen wehren muß, dazu ist dieser Beitrag geschrieben.

Im Namen des Deutschen Volkes!

In der Strafsache gegen

- 1) den Tischler Josef Ribitsch aus Klagenfurt, geb. am 5. April 1908 in Fellach,
- 2) den Hilfsarbeiter Heinrich Brunner aus Seebach, geb. am 25. April 1915 in Oberwollanig,
- 3) den Buchdruckermaschinenmeister Erich Ranacher aus Lienz, geb. am 18. Februar 1923 in Lienz.
- 4) den Kraftfahrer Josef Ermenz aus Klagenfurt, geboren 29. 1907 in Laufen,
- 5) die Hausfrau Maria Peskolleer aus Villach, geb. Greil, geb. 5. Dezember 1902 in Görtschach,
- 6) die Ehefrau Margarete Jesernigg, geborene Stark aus Villach, geb. am 10. Mai in Hirschwang,
- 7) die Arbeitsmaid Margarete Jesernigg aus Villach, geb. 25. Februar 1927 in Mürzzuschlag,
- 8) die Ehefrau Rosa Eberhard, geborene Steiner aus Villach-Lind, geb. 25. März 1910 in Kellerberg,
- 9) die Ehefrau Maria Jennes geb. Wahrmuth aus Weissenstein, geb. 6. Februar 1921 in Puch,
- 10) den Tischler Josef Ranacher aus Lienz, geb. 14. März 1898 in Witzendorf,
- 11) den Maurerpolier Valentin Klementin aus Seebach, geb. 19. Dezember 1910 in Seebach,
- 12) den Hilfsarbeiter Milan Jelic aus St. Ruprecht, geb. am 19. November 1910 in Suschak (Kroatien)

zu 7) jugendlich
zu 11) 12) Ausländer,

wegen Vorbereitung zum Hochverrat u.a.
hat der Volksgerichtshof, I. Senat, auf die am 16. Dezember 1944 eingegangene Anklage des Herrn Oberreichsanwalts in den Sitzungen vom 17. und 18. Dezember 1944, an welcher teilgenommen haben

als Richter:

Präsident des Volksgerichts Dr. Freisler, Vorsitzender,
Landesgerichtsdirektor Dr. Schlemann,
Gauamtsleiter Gebhardt,
Gaubmann der DAF Resch,
Abschnittsleiter Treffer,

Als Vertreter des Oberreichsanwalts:
Erster Staatsanwalt Wittmann

Das Recht erkannt:

Josef Ribitsch, Heinrich Brunner und Erich Ranacher haben als Bunkergemeinschaft kommunistischer Deserteur banditen im 5. und 6. Kriegsjahr die ehrlich arbeitende Bevölkerung zusammen mit ausländischen Arbeitern raubend terrorisiert und auch das Leben eines anständigen Landwachtmannes auf dem Gewissen.

Valentin Klementin und Milan Jelic haben ihnen Waffen und Munition geliefert.

Frau Maria Peskolleer, Frau Margarete Jesernigg und Frau Rosa Eberhard gaben ihnen die Basis in der Bevölkerung, ohne die sie ihre Verräterleben nicht hätten führen können.

Frau Peskolleer und Frau Jesernigg liessen sie immer wieder bei sich schlafen, führten ihnen ausländische Arbeiter, darunter Russen, als Bandenmitglieder zu und halfen ihnen auch sonst.

Frau Eberhard verband einen Verwundeten der Bande, gab ihm eine Pistole u. gewährte Bandenmitgliedern Unterschlupf in ihrer Wohnung.

Sie alle haben sich dadurch volksverräterisch zu Handlangern unserer Kriegsfeinde gemacht.

Für immer ehrlos werden sie mit dem Tode bestraft.

Frau Maria Jennes meldete nicht, was sie von der Bande, zu der ihr Geliebter gehörte, wußte.

Dafür bekommt sie drei Jahre Gefängnis.

Josef Ermenz zeigte nicht an, dass Ribitsch und Ranacher bei den Banden gewesen und wie er gemeint haben mag, von ihnen weggelaufen sind.

Dafür bekommt er ein Jahr Gefängnis.

Josef Ranacher von Bunker- und Waldleben der Deserteurbanditen, zu denen auch sein Sohn gehörte, sogar, dass die Banditen mit Zusammenstößen mit der Landwacht rechneten und versprach trotzdem, sich nach einer Pistole umzusehen, die er freilich nicht lieferte. Auch meldete er sein Wissen nicht.

Dafür bekommt er drei Jahre Zuchthaus, drei weitere Jahre ist er ehrlos.

Die 17-jährige Margarete Jesernigg, die keinen schlechten Eindruck machte, hat unter dem Einfluss ihrer Mutter den Banditen auch geringfügige Dienste geleistet.

Dafür bekommt sie zwei Jahre Jugendgefängnis.

Allen, die zu Freiheitsstrafen verurteilt sind, wird ihre ganze Haft auf ihre Strafe angerechnet.

Die Richtigkeit der vorstehenden Abschrift wird beglaubigt und die Vollstreckbarkeit des Urteils bescheinigt.

Berlin, den 21. Dezember 1944

Thiele,
Amtsrat

Beglaubigt:

Unterschrift Unleserlich
Obersekretär
als Urkundsbeamter der Geschäftsstelle

"ABER LASSEN S' MI AUS MIT AN PFORRA",

sagte der Oberbahnwart Richard Götzingler am 29. Juni 1942, als ihn der Oberverwalter der "Liesl" fragte, ob er vor seiner Hinrichtung noch einen Pfarrer benötige.

Richard Götzingler, am 24. März 1902 in Krischwitz im Sudetenland geboren, war verheiratet und Vater zweier Söhne im Alter von 13 und 15 Jahren. Der jüngere, Karl, war bei einem Bauern - die Nazis hatten ihn dorthin gebracht, als sie den Ernährer der Familie in den Kerker geworfen hatten. Richard, der ältere der beiden Söhne, war Lehrling der Werkschule Donawitz und war dort dem Drill des HJ-Stammführers Toni Bauernfeind ausgesetzt, der die Lehrlinge, die alle der Hitler-Jugend angehören mußten, zu "richtigen, deutschen Männern" zurechtschleifen sollte. Alle Lehrlinge wurden von den Nazis im Kriegsjahr 1942 darauf vorbereitet, um "für Führer, Volk und Vaterland" auf den Schlachtfeldern des deutschen Imperialismus "verheizt" zu werden. Beim Richard ist es den Faschisten gelungen. Vor Kriegsende wurde er noch in die feldgraue Uniform gesteckt und hinausgeschickt ins grauenhafte Inferno - er kehrte nicht mehr zurück. Er ist irgendwo - namenlos wie Hunderttausende - vom Moloch Krieg verschlungen worden.

"Lassen S' mi aus mit an Pforra", - "i hab' ohne Pforra g'lebt, i kann a ohne Pforra sterb'n", sagte Götzingler nochmals zum Oberverwalter. - "Götzingler, jetzt ist der evangelische Pfarrer da, wenn Sie ihn ablehnen, wird er weggehen, und wir können ihn dann nicht mehr holen", ermahnte nochmals der Oberverwalter den Häftling. Aber Richard Götzingler blieb bei seiner Ablehnung. - "Der Herr Pforra braucht si weg'n meina net anstrengen, er soll von mir sei Ruah hab'n. I laß' eam schön dank'n, daß er kumman ist, oba i glaub net an oan Gott - 's is schad um sei Zeit!"

Die Hinrichtung war von den Nazirichtern für den Morgen des 30. Juni 1942 angesetzt. Neben dem Leobner Kommunisten Richard Götzingler war noch der Zugschaffner Straubinger und der Hilfsarbeiter Kuchler von den Faschisten dazu ausersehen, an diesem Morgen den Weg zum Schafott anzutreten.

Götzingler war schon bald nach dem Februar 1934 zur KPÖ gekommen, hatte dort in der Roten Hilfe gearbeitet, Geldsammlungen für die Unterstützung der Familien Inhaftierter organisiert. So mancher Familie, deren Ernährer in Wöllersdorf oder in Messendorf (österreichisches KZ-Anhaltelager genannt, d.Vf.) inhaftiert war, wurde durch diese proletarische Solidarität geholfen.

Später, als 1938 die Deutsche Wehrmacht in Österreich einfiel und unser Land zur "Ostmark" degradiert wurde, setzte Richard Götzingler mit seinen Genossen bei der Reichsbahn den illegalen

Kampf gegen die Faschisten fort. In Leoben bestand eine gut funktionierende Widerstandsgruppe der Eisenbahner, die schon bald nach Beginn des Krieges - vor allem aber nach dem Überfall auf die Sowjetunion - mit Sabotageaktionen gegen die deutsche Kriegsmaschine bei der Reichsbahn aktiv in Erscheinung trat. Es blieb der Gestapo nicht verborgen, daß auch der Oberbahnwart Richard Götzingler als antifaschistischer Widerstandskämpfer tätig war. Neben zahlreichen anderen Leobner Eisenbahnern wurde auch Götzingler verhaftet, des Hochverrats und der Sabotage im Kriegsfall angeklagt. Die Naziblutrichter verurteilten Richard Götzingler zum Tode.

"Oh, Herr Pforra, Sie kumman zu mir?" - Pfarrer Rieger, der es sich nicht nehmen ließ, Götzingler vor dessen Hinrichtung doch noch in der Todeszelle zu besuchen, war erstaunt, daß ihn dieser mit "Herr Pforra" ansprach. - "Ja woher wissen Sie, daß ich ein Priester bin?", fragte er und reichte Götzingler die Hand. - "Sie hab'n scho so a Pforrag'sicht", sagte Götzingler. Auf die Frage Riegers, ob er einen Wunsch habe, erwiderte Götzingler: "Ja, an Wunsch hätt' i scho. I hab' an Buam, der is bei an Bauern im Dienst, der und sei Familie san sehr bigottisch. Wenn 'S denen an Briaf schreib'n, hot's da Bua leichta." - Rieger versprach, dies zu tun.

Götzingler, der mit seinem Leben schon abgeschlossen hatte - er wußte, daß die Nazifaschisten bei Kommunisten keinerlei Gnade walten ließen -, wollte dem Priester irgendwie dafür danken, daß dieser, sechs Stunden vor der Hinrichtung, doch noch zu einem Gespräch gekommen war.

"Sö derf'n net bös sein, daß i Ihna abg'lehnt hob. I hob' ma holt denkt: I glaub' net an oan Gott, do brauch i a kan Pforra."

Der Priester wollte jedoch als treuer Hirte seines Herrn ein "verlorenes Schaf", wie er meinte, wieder der Herde zuführen und fragte daher den zum Tode Verurteilten: "Sie glauben an keinen Gott? Da brauchen Sie den Pfarrer doch viel notwendiger als die, die an den Herrgott glauben! Aber warum glauben Sie eigentlich nicht an Gott?" - Götzingler, der in seinem Leben nur durch harte Arbeit seine Familie ernähren konnte und daher die Zusammenhänge von Arbeit und Kapital und arm und reich schon frühzeitig erkannt hatte, antwortete:

"Herr Pforra, passen S' jetzt guat auf, wos i Ihna sog: A irdi-scha Vota gibt jedem seina Kinda dös gleiche Stückl Brot. Dös tuat oba eucha himmlische Vota net. Den an gibt er mehr, als er brauch'n kann, und dö anderen hob'n alleweil Hunga und Elend. Des schaut do net nach ana göttlich'n Gerechtigkeit aus!" - "Ich glaube, Sie richtig verstanden zu haben", erwiderte Pfarrer Rieger. "Sie wollen damit sagen, daß Not, Elend und Armut einen

oft sehr anständigen und braven Menschen, gemessen an Reichtum und Überfluß eines oft sehr großen Halunken, zum Zweifel an eine göttliche Gerechtigkeit und damit zum Unglauben führen?" - "Ja, Sö hob'n mi scho richtig verstand'n. Der ane muaß si schind'n und plog'n um's tägliche Brot, und a Reicha, der nua die Ormen ausbeut', haut in ana Nocht mehr Göld am Schäd'l, ols unsarana im Monat vadiert. Ist dös vielleicht a irdische Gerechtigkeit?" - "Glauben Sie nicht", fragte der Priester, "daß es auch unter den Reichen anständige Leute gibt, die oft Gutes leisten?" - "Dös gib i zua", protestierte Götzingler, "aber dös san wirkli nur die Weiß'n Rob'n. Do muaß ma oba a wiss'n, wia dö zu dem Reichtum kumman san! Grod wann Sö an die anständig'n Reich'n denk'n und daneb'n die anständig'n Orman stöll'n, stimmt dös erscht recht net mit der sogenannten göttlichen Gerechtigkeit. - Seg'n S', Herr Pforra, dösweg'n brauch ma kan Hergott, wir brauch'n den neich'n Mensch'n, den Mensch'n der Zukunft, der zu dera menschlich'n Gerechtigkeit erzog'n wird, die die göttliche Gerechtigkeit bessa ersetzt, weil sie wirklich jed'n dös gibt, wos er vadiert. Gleiches Recht für alle - gleiches Brot für alle. Dazua brauch ma kan himmlisch'n, sondern an irdisch'n Vota, den des Volk di Mocht in die Hand gibt."

Götzingler fragte zum Schluß der Aussprache noch den Pfarrer: "Werden S' mit uns gehn, wenn s' uns abschlachten wie die Schweindln?"

Pfarrer Rieger begleitete Götzingler, Straubinger und Kuchler bis zur Hinrichtungszelle.

Richard Götzingler, der kommunistische Eisenbahner aus Leoben, starb am 30. Juni 1942 um 8.30 Uhr unter dem Fallbeil, im festen Glauben an eine freie, bessere und schönere Zukunft.

*

Dieser Nacherzählung ging ein Gespräch mit Pfarrer Rieger im Zusammenhang mit meiner Arbeit für die Broschüre "Die Partisanengruppe Leoben-Donawitz" voraus. Herr Univ.-Prof. Dr. Franz Loidl hatte mich an Pfarrer Rieger verwiesen, der damals im Redemptoristenkloster in Leoben war.

EIN TAGEBUCH

kann meistens ohne äußere Bedrohung des Verfassers geschrieben werden, und dieser kann in Ruhe darüber nachdenken, was er der Nachwelt übermitteln will. Im antifaschistischen Widerstand, vor allem innerhalb von Partisanenverbänden und -gruppen, konnten Aufzeichnungen über das Kampfgeschehen auch nur dort gemacht werden, wo die Gewähr dafür bestand, daß niemand zu Schaden kam - also in von Faschisten befreiten Gebieten.

Im obersteirischen Industriegebiet, das Operationsgebiet der Partisanengruppe Leoben-Donawitz war, wäre es ein sträflicher Leichtsinns gewesen, schriftliche Aufzeichnungen mit sich herumzutragen, die Aufschluß gegeben hätten über geplante oder durchgeführte Aktionen. So konnte der Verfasser die Zeitspanne ab Juli 1942 bis Kriegsende lediglich in Stichwortform festhalten. Dies geschah im Februar 1945, als ich mit dem am 1. Dezember 1944 schwerverwundeten Genossen Sepp Filz, Josch genannt, bei der Pächterfamilie Holl im Achtzehnergraben ein sicheres Versteck hatte, wo sich Josch auskurieren konnte. Ich habe damals mittels eines kleinen Bleistiftstummels ein Tagebuch geschrieben und in Stichworten die Zeit zwischen Juli 1942 bis Februar 1945 festgehalten. Nach dem 8. Mai 1945 holte ich das Tagebuch wieder aus dem sicheren Versteck und trug die Geschehnisse von Februar 1945 bis zum Kriegsende nach. Das Tagebuch befindet sich noch in meinem Besitz. Hieraus einige geschilderte Fakten:

Im Juli 1942

besprechen Josch, Tic und Ferdl, wie sie die Partei- und Widerstandsorganisation im obersteirischen Industriegebiet straffer organisieren könnten und setzten sich zum Ziel, bewaffnete Partisanengruppen zum Einsatz gegen Faschismus und Krieg aufzustellen.

Auch im Juli 1942

sah Dr. Karl Renner, derselbe, der 1938 den "Anschluß" Österreichs ans "Dritte Reich" mit einem "freudigen Ja" begrüßt hatte, von den Nazis unbehelligt in Gloggnitz und wartete auf "ruhigere Zeiten".

Noch im Sommer 1942

gehen Hilfssendungen (Medikamente, Decken, Schuhe und Leder sowie Geld aus Sammlungen unter den Arbeitern) über unsere Klagenfurter Verbindung zu den Partisanen im Kärntner Grenzgebiet.

Im Dezember 1942

hatten wir bereits Stützpunkte für den bewaffneten Kampf gegen die Faschisten angelegt, die Bodenorganisation durch weitere Widerstandsgruppen verstärkt. Die Frauen hatten - über hundert waren aktiv - bei der Beschaffung von Lebensmitteln, Beklei-

dung und Quartierbeschaffung hervorragend gearbeitet und wurden auch im Kurierdienst eingesetzt.

Am 4. April 1943

mußten Josch, Tic und Kos untertauchen, um nicht der Gestapo in die Hände zu fallen. Sie gingen ins Kärntner Partisanengebiet und nahmen dort an Kämpfen teil.

Im Juni 1943

kommt zuerst Tic und einige Wochen später auch Josch zurück. Neue Stützpunkte werden organisiert, und mit den beiden bilden Albert, Luis, Fredl, Ferdl, Faust, Kurz und Simon die Leitung der Widerstandsorganisation.

Im November 1943

findet in der Flaschenschenke unserer "Mutter Edlinger" in der Krumpfen bei Trofaiach die Gründungskonferenz der ÖFF statt. Teilnehmer aus Kärnten, Graz und anderen Orten beschließen den weiteren Ausbau der Organisation und Herstellung von Verbindungen zu anderen Landesteilen.

Auch im November 1943

holen wir uns unter Mitwirkung zweier Soldaten, die Österreicher geblieben waren, aus dem Lerchenfelder Militärlager genügend Waffen und Munition, um damit eine kampfstärke Partisanengruppe auszurüsten zu können. Die Waffen werden beim christlichen Bauern Sebinger in Hinterberg bei Leoben versteckt.

(Zur selben Zeit sitzt Dr. Karl Renner noch immer unbehelligt von den Faschisten in seinem Domizil in Gloggnitz.)

Die Judenburger Gruppe

wird aktiv, vor allem die beiden Genossinnen Anna Winkler und deren Mutter Johanna Grimming, sie halten die Verbindung nach Leoben aufrecht.

Februar 1944:

Wir merken, daß die Gestapo nicht untätig ist. Nach Leoben wird eine Gestapo-Außenstelle verlegt. Leiter ist der Gestapomann Hiden. Sie benützen einen gewiegten Konfidenten, der unter verschiedenen Namen auftritt und sich in die Judenburger Organisation einschleichen kann. Durch unkonspiratives Verhalten verschiedener Judenburger Genossen wird die dortige Gruppe von der Gestapo überfallen und ergibt sich kampfflos. Anna Winkler und Johanna Grimming können sich der Verhaftung entziehen. Sie leben bis zum Kriegsende in einem Erdbunker.

Am 24. April 1944

müssen die Genossen Heider, Christl Berger, Cilli und Max Muchitsch untertauchen, da auch ihnen die Verhaftung droht.

Ende April 1944

beschließt die Kampfleitung, nach der Schneeschmelze mit bewaffneten Aktionen zu beginnen. Tagungsort ist die Knabenvolksschule in Donawitz. Der Schulwart, Genosse Roman Cebaus, stellt einen Schulraum zur Verfügung und sichert die Konferenz ab. (Cebaus wird am 12. November 1944 von der SS im ZK ermordet. Die Mörder schreiben seiner Frau: "Ihr Mann ist in der KZ-Haft verstorben". - Erst im Jahre 1969 (!) wird in der Volksschule eine Gedenktafel angebracht, d.Vf.)

Pfingsten 1944:

Die erste bewaffnete Aktion der Partisanengruppe Leoben-Donawitz, oder, wie sie auch oft genannt wurde, Partisanengruppe Filz; es folgen in weiterer Folge Gleissprengungen in Diemlach-Kapfenberg, Großreifling, in der Jassing bei St. Michael.

Am 22. Juni 1944

kommt es am Achner Törl, Thalerkogel bei Trofaiach, zu einem Feuergefecht zwischen uns, der SS, der Landwacht und anderen Naziformationen. Sylvester Heider, Fredl genannt, fällt, von einem Dumdum-Geschoß getroffen. Schorschl, ein junger Pole, wird von Verfolgertrupp kurzerhand mit Spaten erschlagen, ein zu uns gestoßener Matrose erhält einen Bauchschuß und fällt kampfunfähig in die Hände der Gestapo. Der Förster Janzenberger brüstet sich später bei einem Scheibenschießen der SA, daß er "die kommunistischen Banditen am Thalerkogel aufgespürt und mitgeholfen hat, sie zu vernichten" ... Er bekommt eine Medaille für seinen "Banditeneinsatz".

Vom 10. zum 11. Juli 1944

sprengen wir die Bahnmühle nahe des Vordernberger Baches mitten in Leoben. Ohnmächtig vor Wut, da die "Banditen" doch nicht "erledigt" sind, schreitet die Gestapo zu "Sippenhaft" und verhaftet viele Leobner, auch solche, die nichts mit der ÖFF zu tun haben. - Wir hatten uns nach der Sprengung in die Berge zurückgezogen.

In der Nacht vom 2. zum 3. August 1944

war unsere Gruppe von SS, SA, Gendarmerie und Landwacht auf der Kühbacher Alm am Zeiritzkampl bereits umzingelt. Wochenlang hatten sie uns verfolgt. Es kam zu einem Feuerwechsel. Die Angreifer flohen Hals über Kopf und ließen einen Toten und einen schwerverwundeten SA-Mann im Stich. Wir entkamen aus dem Ring. - An dieser Stelle sei dem Halterbuben Peter und den zwei Sennerinnen auf der Kreuz'n Alm für ihre mutige Hilfe für uns gedankt.

Am 5. August 1944

teilt sich die Gruppe in mehrere kleinere mit verschiedenen Aufgaben. Albert, Luis und Karl gehen nach Leoben, die anderen

bleiben in den Bergen. Karl, es war Franz Meßner-Haslinger, wird durch sein unkonspiratives Verhalten in St.Peter-Freienstein gesehen und verhaftet. Er bricht bei den Verhören zusammen und arbeitet dann als willfähiges Werkzeug für die Gestapo. Es folgen viele Verhaftungen.

Am 15.August 1944

führt der Verräter Franz Meßner die Gestapo zum Versteckplatz des Genossen Johann Krenn, Albert genannt. Es kommt zum Schußwechsel. Genosse Krenn erschießt in Notwehr den Gestapomann Meier, verblutet jedoch selbst, durch mehrere Schüsse in der Brust getroffen. Durch den Verrat des Meßner-Haslinger werden mehrere Stützpunkte der Organisation durch die Gestapo ausgehoben. Auch meine Frau wird unter Beihilfe des Meßner in St.Peter-Freienstein verhaftet. Josch und ich waren zu spät gekommen und waren selbst in unserem Heubunker im Stadel der Bäuerin Kovar in St.Peter schon von der Gestapo umzingelt. Die Gestapo zog sich jedoch unerwartet zurück. Sie vermuteten uns zwar im Stadl, drangen jedoch nicht ein. Wir können entkommen und sichern viele andere Verbindungen und Stützpunkte ab. Die Partisanengruppe richtet sich auf den kommenden Winter ein und bezieht im Oktober 1944 das Winterquartier in unserem Bunker unter dem Kollmannstock in der Fobis.

Am 1.Dezember 1944

überfallen SS, Landwacht und andere Formationen unter Führung des Försters Sonnleitner aus der Seeau im Leopoldsteiner Seegebiet unseren Bunker. Sepp Filz wird schwer verwundet, Heinrich Kohnhauser, Heina, wird in schwerverwundetem Zustand von einem SS-Polizisten durch Genickschuß ermordet. Mit dem schwerverwundeten Josch gelingt es mir, zu entkommen. Wir arbeiten uns im brusttiefen Schnee bergauf und überwinden in der Nacht vom 1.zum 2.Dezember 1944 den tiefverschneiten Präbichl. Über verschiedene Verbindungen landen wir am 17.Dezember 1944 bei der Pächterfamilie Holl im Achtzehnergraben. Josch heilt dort seine große Wunde aus.

Anfang März 1945

stoßen drei aus einem Gefangenenlager bei Bad Aussee entflozene Rotarmisten zu uns, und...

... noch immer sitzt Dr.Karl Renner unbehelligt in der kleinen Ortschaft Gloggnitz und wartet auf ruhigere Zeiten... Zur gleichen Zeit erschießt die Mörder-SS ihre eigenen Leute, die ohne Papiere sind. In der kleinen Ortschaft Wandau bei Hieflau stehen Marterpfähle. An diese angebunden sterben unter den Hinrichtungssalven der SS ihre eigenen jungen "Kameraden", die entweder auf der Flucht von ihrer Truppe getrennt wurden oder auch - bereits kriegsmüde - nur heim zu ihrer Mutter wollten.

Am 8.Mai 1945

besetzen Tic und Lipp mit der in Eisenerz befindlichen Partisanengruppe das Gemeindeamt und setzen die neue Behörde ein. Am 9.Mai fahren sie mit einer Beiwagenmaschine nach Leoben zur angesetzten Besprechung mit uns. Bei der Lorenzi-Kirche in Vorderberg werden sie von SS-Banditen mit MG-Feuer überschüttet. Lipp wird schwerst verwundet und stirbt in der Nacht - trotz Aufopferung durch Prim.Dr.Helm. Tic bekommt einen Steckschuß in den Mastdarm und rettet sich nur dadurch, daß er sich totstellt. Alexander Gruber, der Fahrer der Beiwagenmaschine, kann unverletzt entkommen.

Auch am 8.Mai 1945

um 7 Uhr früh dringen Josch und ich ins Werk Donawitz ein, befehlen dem Direktor Matuschka, daß er den Werkschutz antreten lassen muß, bewaffnen Arbeiter und verhaften die Nazi-Werkschutzmänner und andere prominente Nazis, stellen eine bewaffnete Sicherungstruppe auf und bewahren dadurch die Werkanlagen vor der geplanten Zerstörung durch SS-Trupps. Die meisten dieser Nazibanditen waren bereits auf der Flucht vor der herannahenden Roten Armee.

*

(Zum Unterschied von Eisenerz, wo es schon lange eine nach unserem gefallenen Freiheitskämpfer Franz Lindmoser benannte Straße gibt, verhinderte die Mehrheitsfraktion (SP) im Trofaiacher Gemeinderat bis dato die Benennung einer Straße, eines Platzes oder eines anderen Objektes nach dem Trofaiacher Sylvester Heider, der im Kampf gegen die Nazifaschisten am 22.Juni 1944 am Thalerkogel für Österreich fiel.)

"NICHTS NEUES VON DER EISMEERFRONT",

meldete der Wehrmachtsbericht am 14. November 1942. Die Frontlage war damals wirklich "ruhig". Hüben und drüben hockten Soldaten in ihren Erdbunkern, um sich vor der eisigen Kälte und dem sporadischen Beschuß des jeweiligen Gegners zu schützen. Nur die Horchposten standen auf der Wacht. Und doch geschah am späten Abend des 14. November 1942 etwas, das in den beiden Lagern tagelang Thema Nr. 1 werden sollte.

Zwei Soldaten der Deutschen Wehrmacht gingen freiwillig zu den Russen über!

Einer davon - Karl - erzählt nun die Geschichte:

Am Abend, als die beiden abhauten, war es stockfinster. Nur die Sterne funkelten am pechschwarzen Firmament und das Nordlicht flackerte unruhig über den Himmel. Vereinzelt Schüsse, und ab und zu eine Leuchtrakete, die das Vorgelände für kurze Zeit bei ihrem Niedergehen hell erleuchtete, störten die Ruhe im schneebedeckten Tundraland. Eine bergige, von Seen durchzogene, ungewohnte Mondlandschaft verwandelte der Herr Hitler in ein Massengrab für viele tausend Österreicher. - Die beiden, Hans und Karl, wird er nicht mehr erwischen. Tagelang warteten sie auf den günstigsten Augenblick. Karl entschied: "Heute gehen wir!" Hans war einverstanden. In voller Ausrüstung, mit Rucksack, Bewaffnung und dem unentbehrlichen Tarnmantel, machten sich die beiden auf den Weg. Beim Passieren der vordersten Postenkette trafen sie auf einen Tiroler. Der erriet gleich, was los war, und bat die beiden, mitmachen zu dürfen. Da er jedoch nicht vorbereitet war, konnten sie ihn nicht mitnehmen. Es war ja kein "Spaziergang", auf den sie sich begeben hatten.

Über eine steile, mit Zwergbirken bestandene Uferböschung ging es hinunter zum See. Dieser See war Niemandsland, auf der anderen Seite lagen die Russen. Die mit einer dünnen Schneeschicht überzogene Eisdecke mußte also die beiden tragen. "Hoffentlich brechen wir nicht durch", sagte Hans besorgt. Karl hatte aber vorsorglich schon eine Probe der Tragfähigkeit auf einer anderen Eisfläche gemacht und antwortete daher beruhigend: "Es ist schon fest!"

Nun galt es, die zirka 300 Meter lange, ungedeckte, von hüben und drüben eingesehene Strecke bis zum anderen Seeufer zu überschreiten. Dort müßten die Russen sein. Den genauen Verlauf der vordersten Linie der sowjetischen Soldaten kannten die beiden leider nicht. Fast wären sie etwas zu weit links abgewichen und auf einen Uferstreifen gekommen, den die Deutschen besetzt hatten. Doch die beiden hatten Glück und überwandten auf festem Boden eine Draht- und Minensperre. Da machte Karl einen Fehler,

der leicht zum Verhängnis hätte werden können. Er rief in Richtung der vermeintlichen russischen Stellungen mit lauter Stimme das Losungswort, welches auf den von sowjetischen Flugzeugen abgeworfenen Flugblättern zu lesen war: "Russ steijuss!" - "Russe, ich ergebe mich!" Dadurch wurden die Posten auf beiden Seiten der Frontlinie aufgescheucht; sie schossen in die finstere Nacht hinein. Unsere beiden Überläufer mußten sich in den tiefen Schnee werfen und volle Deckung nehmen. Nach einiger Zeit war es wieder vollkommen ruhig geworden. Auf was sollten die Posten auch schießen - es war ja nichts zu sehen. Auch die Leuchtraketen, die hochgegangen waren, hatten nur für kurze Zeit die Schneefläche erleuchtet. Wie gut es gewesen war, daß die beiden Österreicher sich vorsorglich in ihre weißen Tarnmäntel gehüllt hatten, als sie ihren Marsch ins Niemandsland antraten.

Weiter ging es, über Birkengesträuch, an einem ausgetretenen Pfad entlang und auch vorbei an einem 20 Meter entfernten russischen Posten. Der bemerkte die beiden Gestalten in ihren weißen Tarnmänteln gar nicht. Karl ging voran. Plötzlich hielt er an und flüsterte Hans zu: "Siehst du den Russen vor uns?" - Dieser stand etwa zehn Meter vor den beiden, er bewegte sich, um die Kälte abzuwehren. Nun war es Zeit, sich zu erkennen zu geben. Karl rief dem Rotarmisten das Losungswort zu und noch dazu das oftmals eingeprägte "njet strelei" - "nicht schießen"!

Die zwei Österreicher warfen ihre Gewehre zu Boden und hielten die Hände hoch. Der Russe erschrak sichtbar, brachte seine MP auf die beiden in Anschlag und schrie laut auf russisch "Alarm". Sekunden danach waren die beiden Überläufer von einer Gruppe schnaufender, in Schafspelze gekleideter Gestalten umringt. Sie fragten: "Wieviel Deutsche?"...

Nach einer kurzen Untersuchung ging es ins russische Etappengebiet. Die russischen Soldaten behandelten die beiden "Fritzen" - das war der Spottname für deutsche Landser - korrekt. Die beiden mußten an die vielen Erschießungen denken, die immer wieder stattgefunden hatten, wenn Rotarmisten von den Deutschen gefangenengenommen worden waren. "Wenn sich deutsche Soldaten ergeben, schont die Rote Armee ihr Leben" - so stand es auf den Flugblättern, die sowjetische Flieger über den deutschen Stellungen ab und zu abwarfen.

Ein Stein fiel den beiden Gefangenen vom Herzen, es war also geschafft! Die Sprengung der Kette, an die alle Soldaten gefesselt waren, war ihnen gelungen. Das ganze faschistische Lügengebäude brach zusammen vor einer mutigen Tat. Kameradschaft und Eides-treue haben nur dann Werte in sich, wenn man die Frage stellt nach dem Zweck. Findet man im Zusammenhang mit dem Faschismus

darauf keine Antwort, dann muß man sich von den Faschisten trennen. Das hatten die beiden getan. Für Karl war dies - er war ja Jungkommunist - selbstverständlich gewesen.

Nun waren schon einige Tage vergangen, und die beiden Österreicher konnten ihre Beobachtungen über die Russen machen. Es fiel sofort auf, daß die sowjetischen Offiziere mit den Soldaten ein sehr freundschaftliches Verhältnis hatten. Kein Vergleich zur Überheblichkeit der Offiziere in der Deutschen Wehrmacht. Eine richtige patriotische Volksarmee mit dem einheitlichen Willen, ihren Heimatboden zu verteidigen, stellte sich vor.

Zum Vergleich schlich sich bei den Deutschen an der Murmansk Front mehr und mehr die Unlust ein, weiter den Schädel hinzuhalten, denn Eroberer, "Blitzkrieger", brauchen Erfolge und Beute. Beides gab es da oben nicht mehr! Als im Juni 1941 der Überfall zuerst für die Deutschen Erfolge brachte, General Dietl den Landsern in einer Woche die Einnahme von Murmansk versprach und dann Urlaub mit der Murmansk Bahn über Leningrad in die Heimat, da war es noch anders. Die Zeiten hatten sich aber bald geändert; der frisch angelegte Soldatenfriedhof in Pakina bei Petsamo wurde bald zu klein. Der Widerstand der Roten Armee wurde immer stärker, Murmansk lag "hinter den sieben Bergen". Trostlos hockte der deutsche Landser Ende 1942 in seinem Erd-bunker und wartete auf die nächste Post aus der Heimat und die nächste Ausgabe von Marketenderschnaps. Einen Ausweg sah er nicht.

Karl und Heinz zeigten eine Alternative. Sie durchbrachen die Fesseln und regten die ehemaligen Kameraden zum Denken an.

Die Wirkung dieser bescheidenen Form des Widerstandes in der Deutschen Wehrmacht war vielseitig. Die Führung der Faschisten im Frontabschnitt war fassungslos. Alarmbereitschaft in der ganzen Division, Gestapo und Feldgendarmarie verhörten reihenweise, vor allem Österreicher. Versetzungen und Umstellungen an den vordersten Linien wurden befohlen - ja, es war "dicke Luft". Alles sprach über diesen Fall. Gerüchte gingen von Kompanie zu Kompanie: Die beiden sollen russische Spähtruppe anführen, oder - sie seien schon wieder als Spione auf der deutschen Seite im Einsatz. Ein vom Kriegsgericht "in Abwesenheit" gefälltes Urteil, in welchem die Todesstrafe wegen Fahnenflucht verhängt wurde, wurde zur Abschreckung den Soldaten der Eismeerfront bekanntgegeben.

Daß sich die Russen freuten, daß ihr Glaube an den proletarischen Internationalismus und an die Solidarität der Arbeiter aller Länder durch den Übertritt der beiden Österreicher eine kleine Bestätigung fand, diese Freude war bei den Rotarmisten überall festzustellen. Auch die österreichischen Kommunisten,

1
Gen. Karl Fladerer
als Kämpfer der griechischen
"Elas-Partisanen"
(1943 bei den "999ern",
1944 zu den Partisanen über-
getreten)



2
Gen. Karl Hirt
am 14. November 1942 an der
"Eismeer-Front" zur Roten
Armee übergetreten - anschlie-
ßend Front-Propaganda in den
vordersten Linien

3
Gen. Richard Götzinger
geb. 24.3.1902,
von den Nazifaschisten hinge-
richtet am 30. Juni 1942, um
8.30 Uhr - "Liesl"-Wien



die in der Emigration in Moskau lebten, und alle, die im Einsatz gegen Hitler-Deutschland standen, freuten sich. Die österreichischen Kommunisten besuchten die Kriegsgefangenen und sprachen mit den gefangenen Österreichern. Karl bekam Besuch im Lager 27 in Krasnogorsk. Es waren dies die Genossen Otto Fischer und Rudolf Richter. Otto Fischer war Grazer, Februarkämpfer, der im Kampf im Grazer Walzwerk ein Bein durch ein Dumdum-Geschoß verloren hatte. Karl war ebenfalls aktiv beteiligt gewesen und war damals als "Jungfrontler" in Graz-Gösting im Kampf gegen Polizei, Gendarmerie und Heimwehrrfaschisten gestanden. Auch Genosse Koplénig kam ins Lager und freute sich über die beiden, denen ein Licht aufgegangen war.

In Krasnogorsk wurde Anfang 1943 die erste "Antifa" mit einem österreichischen Sektor eröffnet. Otto Fischer leitete den Kurs. Da wurde vor allem die nationale Frage Österreichs besonders herausgearbeitet. Die Genossen Fürnberg und Koplénig kamen als Lehrer. Es wurde österreichische Geschichte und Geschichte der österreichischen Arbeiterbewegung vorgetragen.

So mancher wurde hier in russischer Kriegsgefangenschaft erst ein richtiger, bewußter Österreicher.

Noch eine Auswirkung hatte sich aus der freiwilligen Gefangenschaft ergeben. Karl besprach ein Tonband für eine Radiosendung, und Radio Moskau gab in einer deutschsprachigen Sendung Grüße von Kriegsgefangenen an ihre Angehörigen durch. Karl übermittelte Grüße an seine Mutter und bat die Hörer der Sendung, die Mutter zu verständigen, daß ihr Sohn in Kriegsgefangenschaft sei, denn diese hatte keinen guten Radioapparat. Das Ergebnis war überraschend. An die 100 Briefe kamen in der Folge bei Karls Mutter an. Die Schreiben kamen aus dem ganzen deutschen Sprachraum, darunter viele aus Österreich. Sie alle beinhalteten Grüße und noch dazu viele liebe Worte der Solidarität und den Wunsch, Hitler soll kaputtgehen.

So trieben viele kleine Rädchen das große Weltgericht an, das sich über dem Faschismus zusammenbraute.

Karl und Hans kamen nach dem Krieg gesund nach Hause. Doch da lag noch viel dazwischen.

K.H.

"IM POKLJUKA-BATAILLON

wurden wir freudig als die ersten zum Bataillon gestoßenen Österreicher begrüßt", sagte Toni zu mir. "Hier leisteten wir auch den Partisaneneid und bekamen unsere illegalen Namen. Ich hieß ab nun Tic, aus Sepp wurde Jos, Janko Kastelic nannten sie Kos und den anderen slowenischen Genossen Golop."

Es war ein weiter Weg gewesen, seit Toni nach seiner zweieinhalbjährigen Zuchthausstrafe aus der Karlau entlassen worden war, mit mir noch am gleichen Tag im Lazarett Verbindung aufgenommen hatte und wir dann gemeinsam mit unserem Genossen Sepp Filz in der Obersteiermark die ÖFF und später die Partisanengruppe Leoben-Donawitz aufgebaut hatten. Toni und Sepp mußten dann am 4. April 1943 aus Sicherheitsgründen untertauchen und gingen nach Jugoslawien zu den Partisanen.

Lassen wir jedoch Genossen Wagner selbst darüber berichten:

...Ich hatte also im Jänner 1942 meine zweieinhalbjährige Zuchthausstrafe verbüßt und wurde aus der Haft entlassen. Ich hatte Glück und wurde nicht in ein Konzentrationslager verschickt, wie es sonst üblich war. Erfreut, endlich wieder in Freiheit zu sein, verbrachte ich einige Zeit in angenehmer Ruhe. Doch lange konnte ich es nicht aushalten, ohne mit der Partei Verbindung aufzunehmen. Mit dem Genossen Muchitsch, der noch immer im Lazarett in Graz war - ihm war 1941 der linke Arm amputiert worden -, hatte ich ja schon an meinem Entlassungstag Kontakt aufgenommen. Im Steirischen Magnesitwerk in Leoben-Leitendorf, wo ich Arbeit bekommen hatte, traf ich ein paar tschechische Genossen. Auch ein paar englische Kriegsgefangene waren dort. Sie betrieben schon längere Zeit im Werk Sabotage gegen die Nazis. Eines Tages traf ich dann auch Sepp Filz - durch Vermittlung eines Genossen.

Sepp forderte mich auf, an der Organisierung der Partei im Bezirk mitzuhelfen. Dazu hätte es keiner Aufforderung bedurft. Ich war ja seit 1934 im KJV, und wir Jungkommunisten hatten unsere illegale Tätigkeit noch nie unterbrochen, es sei denn, wir waren in Haft. Im Laufe der Zeit lernte ich einige Slowenen kennen, mit denen ich dann regelmäßig Zusammenkünfte hatte. Genosse Muchitsch, der zu seinem Ersatzbataillon nach Lengrieß in Oberbayern versetzt worden war, hatte inzwischen seine Überstellung zur Heeresentlassungsstelle nach Graz durchgesetzt. Da er bei seiner Frau in Vordernberg wohnen durfte, hatten wir beide wieder ständigen Kontakt. Es war ihm auch gelungen, mit unserer Jugendgenossin aus der KJV-Zeit, H.S., Verbindung aufzunehmen. Sie wohnte in Klagenfurt und konnte auch die Verbindung zu den Partisanen bei Jesenice in der Oberkrain herstellen.

Das Unglück wollte es, daß in Klagenfurt ein Slowene verhaftet wurde und dadurch eine Reihe von Verbindungen und Anlaufstellen in Gefahr waren. Schon bei unserer Besprechung am Häuslberg im Juli 1942, wo Sepp Filz, Genosse Muchitsch und ich uns über alle Eventualitäten des illegalen Kampfes beraten hatten, legten wir fest, bei welchem Anlaß wir in die Illegalität gehen würden. Nun war es soweit. Sepp und ich hatten ja zu Slowenen Verbindung und wußten noch nicht, wer von ihnen bereits verhaftet war. Wir mußten daher untertauchen. Mit Genossen Kastelic kamen wir überein, daß wir zu viert ins Partisanengebiet südlich der Karawanken gehen würden. Die Genossen Andrejowitsch, Heider, Muchitsch, Krenn, Trevisani und Sepperl Horvath - sie waren noch alle legal - sollten die Leitung der Organisation übernehmen.

Am 4. April 1943 war es dann soweit. Jeder getrennt für sich, jedoch im selben großen Abteil, um Sichtkontakt zu haben, fuhren Janko, Sepp, Golop und ich nach Klagenfurt. Von dort begleitete uns Mila, die Schwester des slowenischen Genossen Stefan, nach dem Dorf Doubrava bei Jesenice und in die Rotweinklamm, um mit den Partisanen Verbindung aufzunehmen. Schon in Klagenfurt hatten wir uns im Wagen nahe der Tür hingesezt. Es war nicht ungefährlich. Männer unseres Alters waren ja meistens schon bei der Wehrmacht eingezogen, und die Militärstreifen, die Kettenhunde, wie sie genannt wurden, kontrollierten jeden Zug in diesem Gebiet. Hatten doch die slowenischen Partisanen schon des öfteren auch im Rosental und im Jauntal bewaffnete Aktionen durchgeführt. So war zu erwarten, daß nicht jeder "Zivilist" unbehelligt die Kontrolle passieren konnte.

Der Bahnhof Rotweinklamm war voll Gendarmen, anscheinend eine Formation, die ins oberkrainische Partisanengebiet unterwegs war und hier selbst keinerlei Aufgaben durchzuführen hatte. So nahmen sie auch nicht sonderlich Notiz von uns. Um noch weniger aufzufallen, zündeten wir uns jeder einen Tschick an, ganze Zigaretten waren schon lange eine Rarität.

"Was sagst, Toni", sagte Sepp zu mir, "hab' ma a Sau mit dem schönen Wetter oder hab' ma kane!" Sepp zog genüßlich an seinem kurzen Tschickstummel und versuchte, mit dem Rauch ein Ringerl zu bilden. Es gelang ihm jedoch nicht.

"Noch sind wir nicht an Ort und Stelle! Jeden Moment können wir eine Überraschung erleben - du weißt ja, wenn man es am wenigstens erwartet, kommt das Unangenehme immer von selbst", antwortete ich ihm.

Die Schwester des slowenischen Genossen wäre uns bald zu weit vorausgeeilt. Wir hatten vereinbart, daß sie sich nicht nach uns umsehen soll, damit kein Verdacht erweckt würde. Wir folgten ihr daher in geringem Abstand. Sie mußte noch zu ihrer Tan-

te, da diese die direkte Verbindung zu den Partisanen kannte.

Wir waren nicht die einzigen Zivilisten, die dem Zug entstiegen waren. Eine lärmende Gruppe junger Männer hatte ebenfalls einen der Waggons verlassen. Sie benahmen sich so auffällig "ungezwungen", so daß die slowenische Genossin mit Bangen den Moment herbeisehnte, wo diese Leute die Ortschaft wieder verlassen würden. Später, als Josch und ich im Haus der Tante von Mila standen, sagte uns diese: "Ich habe schon große Angst gehabt - das waren alle Agenten der Gestapo! Es ist fast ein Wunder, daß sie uns nicht angestänkert haben - das tun sie immer mit uns Einheimischen, um uns zu provozieren!"

Um Milas Tante nicht zu gefährden und weil diese ja einige Zeit brauchen würde, um die Verbindung mit den Partisanen im Wald herzustellen, gingen wir mit Mila in ein nahegelegenes Wirtshaus. In der Wirtsstube saßen viele Leute, und es ging sehr laut zu. Einige Männer hatten ein Lied angestimmt und sangen mit so fröhlichen Gebärden, daß man glauben konnte, es sei nicht Krieg, sondern tiefster Frieden. An anderen Tischen wurden Spielkarten auf den Tisch geknallt, und die Kiebitze feuerten die Spieler mit witzigen Bemerkungen zu ihrem Spiel an.

Sepp und ich hatten uns jeder ein Krügerl Bier bestellt und unterhielten uns mit unseren Tischnachbarn in einem zwanglosen Gespräch. Da zeigte unsere Begleiterin heimlich auf einige Männer, die etwas abseits saßen und flüsterte kaum hörbar: "Gestapo!" Uns war es von diesem Moment an ziemlich ungemütlich geworden in der Gaststube, und nur mit Mühe konnten wir die Unterhaltung aufrechterhalten. Beide hatten wir instinktiv zu unseren Pistolen gegriffen, die wir entsichert in unseren Rocktaschen bereit hatten. Um die Unterhaltung wieder in die richtige Bahn zu lenken, erzählte Sepp einen recht zotigen Witz, so daß unsere Tischnachbarn in schallendes Gelächter ausbrachen. Die Gestapoleute waren wohl durch die laute Unterhaltung abgelenkt worden. Vielleicht wollten sie aber auch warten, um zu erfahren, wohin wir gehen würden. Wir hatten absichtlich laut davon gesprochen, daß wir noch einige Berge besteigen wollten. Jedenfalls verließen sie nach einiger Zeit das Wirtshaus. Uns fiel ein Stein vom Herzen, und wir machten uns mit unserer Begleiterin auf den Weg. Mitten im Wald begegneten wir einem jungen Burschen, der als Partisanenkurier unterwegs war. Mila kannte ihn und legitimierte uns als steirische Genossen, die zu den Partisanen wollten. Nachdem sie dem Kurier noch eingeschärft hatte, uns beide, die wir ja die ersten Österreicher waren, die sie zu den Partisanen geleitet hatte, sicher zur Einheit zu bringen, verabschiedete sie sich von uns mit allen guten Wünschen. Sie war offensichtlich froh darüber, daß sie ihren Auftrag so gut erledigt hatte.

Wer selbst erlebt hat, wie gefährvoll die illegale Arbeit in der Nazizeit und vor allem in dieser Gegend war, der kann sehr gut verstehen, mit welcher Dankbarkeit wir Mila die Hand drückten und ihr Lebewohl sagten. Ja, es gab viele mutige Frauen unter den slowenischen Genossinnen und auch in unserer Kommunistischen Partei.

In einer kleinen Waldhütte verbrachten wir dann zwei, drei Tage, dann brachte uns der Kurier in ein Hauptlager der slowenischen Partisanen. Hier war auch der Stab des Partisanenbataillons untergebracht, das in diesem Abschnitt kämpfte. Große Freude herrschte dort, als die Genossen hörten, wer wir waren, und daß wir den weiten Weg von Leoben bis zu ihnen ohne Zwischenfall zurückgelegt hatten. Auch im Bataillonsstab sagte man uns, daß wir bei ihnen die ersten Österreicher waren. Wir wurden dann einer Partisaneneinheit zugeteilt, die teils auf slowenischem Gebiet, teils im oberen Rosental operierte. Wir nahmen dann auch an verschiedenen Aktionen teil und erfuhren so, daß der Partisanenkampf alles abforderte an Kraft und Ausdauer, Selbstdisziplin und Kameradschaft. Die Gebirgswelt um den Triglav und die Karawanken mit ihren wildzerklüfteten Felsschluchten forderten von uns manchen Tropfen Schweiß. Beim Pokljuka-Bataillon sammelten wir in politischen Diskussionen und militärischen Vorträgen einige theoretische Erfahrungen über die Taktik und Strategie des Partisanenkampfes.

Die slowenischen Genossen wiesen immer darauf hin, daß auch in unserer Heimat der bewaffnete Kampf gegen Hitler entfacht werden müßte und es unsere Aufgabe sei, auch im obersteirischen Industriegebiet Partisanengruppen aufzustellen. Dies war ja unsere Absicht und auch der Auftrag der Partei, auf Grund dessen wir, neben der Notwendigkeit, uns dem Zugriff durch die Gestapo zu entziehen, ins Partisanengebiet gegangen waren. Wir legten daher nach einiger Zeit im Einvernehmen mit dem Bataillonsstab unsere Rückkehr in die Obersteiermark fest.

Einige Tage vor unserem Abmarsch nach Norden kam der Divisionskommissar zu Besuch ins Lager und versprach uns jegliche Unterstützung, wenn wir in Verbindung bleiben würden. Genosse Jakob, der auch Parteisekretär war, nahm Josch - so hieß nun Sepp - mit zum Parteikomitee Oberkrain, das in der Nähe von Bled/Veldes seinen Standort hatte.

"Nun, Tic, schau dazu, daß du gut nach Leoben zurückkommst", sagte Sepp beim Abschied zu mir. "Es ist ja verdammt weit, wenn man allein gehn muß! In einigen Wochen komme ich nach! Lauf' bei Erni vorbei und laß dort Nachricht, wo ich dich finden kann. Mach's gut und grüß' mir alle Genossen!" Josch nahm sein Gewehr auf die Schulter und drückte mir kräftig die Hand.

"Es wird schon gut gehn, Sepp! Komm' bald nach und paß auch du auf, daß dir auf dem Weg nichts passiert! Wir müssen ja daheim bald anfangen mit dem bewaffneten Kampf gegen die Nazibrut. Dort wird's natürlich viel schwerer sein als hier - mitten in unserem Industriegebiet - und überall Faschisten! Aber wir sind drüber den Karawanken trotzdem nicht allein!"

Josch war mit Jakob im Wald untergetaucht, und ich war nun der einzige Österreicher bei der Partisaneneinheit. Einige Tage später machten wir uns dann auf den Weg nach Norden, um über die Karawanken zu kommen. In der Nacht hatten wir bei Mojstrane die Sava überquert, mit der Absicht, beim Mittagkogel die Grenze nach Kärnten zu überschreiten. Wir kamen jedoch nicht mehr dazu, da, von Kärnten ausgehend, eine große militärische Aktion der Faschisten im Anrollen war. Sie stand unter der Führung von Gestapo und SS. Unzählige Trupps von Polizei, SS, Domobranci - einer militärisch ausgebildeten Verräterorganisation deutschsprechender Slowenen -, alle bis an die Zähne bewaffnet, suchten jeden Waldstreifen, jedes Feld, jeden Steig ab, durchsuchten jedes Haus und schleppten die Bewohner fort. Vor allem die Domobranci gingen dabei gegen die slowenische Bevölkerung mit größter Brutalität vor. Einige Male wurde unsere Gruppe in Schießereien verwickelt, und wir konnten uns nur mit großer Mühe aus der Umklammerung befreien. Deshalb hatten wir uns in noch kleinere Gruppen geteilt, um so leichter durch die feindlichen Linien durchsickern zu können. Zu fünft wären wir dann beinahe von einer starken SS-Einheit in einem Graben überrascht worden. Nur dadurch, daß wir uns unter einer vom Sturm gefällten Fichte versteckten und vollkommen ruhig verhielten, haben uns die Faschisten nicht bemerkt. Wir wären sicher unterlegen gewesen, denn sie hatten mehrere MG, wir dagegen nur Karabiner. Nach dieser für uns gefährlichen Situation trennten wir uns, und jeder versuchte, allein unser Bataillon zu erreichen. Alle fünf hatten wir Glück, und jeder fand den Anschluß an eine Gruppe Partisanen, die auf dem Marsch ins Triglavgebiet unterwegs waren.

Als die Großeinsätze der Faschisten vorüber waren und von unseren Vorposten nur die üblichen Streifen der Feinde gemeldet wurden, war es für mich Zeit, mich auf den Weg zu machen. Man gab mir einen ortskundigen Begleiter mit, und wir kamen ohne Zwischenfall über die Karawanken. Ich verabschiedete mich vom slowenischen Genossen, und es gelang mir auch, unbehelligt die Draubrücke bei Feistritz an der Drau zu überqueren. Damit hatte ich das größte Hindernis auf meinem Weg nach Leoben hinter mir. Jetzt konnte ich erleichtert aufatmen, denn von nun an war es um vieles leichter, vorwärts zu kommen. Zuerst marschierte ich grundsätzlich nur nachts. Tagsüber verbarg ich mich in irgendeinem Dickicht. Erst hinter Klagenfurt, wo ich aus Sicherheits-

gründen vermied, mir bekannte Anlaufstellen aufzusuchen, konnte ich mich etwas freier bewegen. Mein Proviant war schon bedenklich zusammengeschmolzen, und mir knurrte den ganzen Tag vor Hunger der Magen. Dann stieg ich endlich vor Friesach in einen Personenzug. Todmüde lehnte ich mich in eine Ecke des Waggons und schlief nach der Kontrolle durch den "Schaffner" - es war eine dienstverpflichtete Frau - nach kurzer Zeit ein. Die Schaffnerin hat mich wohl für einen Arbeiter gehalten, der von seiner langen Schicht nach Hause fuhr. Oder nahm sie es nicht mehr so genau, da sie vielleicht auch schon genug hatte vom Krieg? Jedenfalls wurde ich auf der langen Fahrt von niemandem belästigt.

Glücklicherweise regnete es am Abend, als ich in St. Michael aus dem Zug stieg. Tiefhängende Wolken hatten den Ort früher als sonst in Dunkelheit gehüllt, und so kam ich ohne Zwischenfall zur Wohnung des Genossen Peter Wilding, wo ich nach meinem langen Marsch ein Bett fand. Am nächsten Tag mußte ich zu Genossen Paul Vaupotic, da Peter Wilding ja nur ein kleines Zimmer bewohnte und dies als Versteck nicht geeignet war. Bei Paul blieb ich einige Tage und war in Sicherheit. Er besorgte mir auch wieder die Verbindung zur Partei. Leider sind beide Genossen später in einem KZ zugrunde gegangen.

Nach einiger Zeit traf ich mich mit einigen Genossen auf dem Bärenkogel oberhalb des Donawitzer Werks zu einer ersten Besprechung. Genosse Faust - Ferdinand Andrejowitsch - war nicht gekommen. Als stark gehbehindert war ihm der Anmarsch zum Treffpunkt zu beschwerlich. Die Organisation hatte in den letzten Wochen sehr gelitten, da verschiedene Genossen sich wegen unseres Untertauchens einige Zeit aus Sicherheitsgründen zurückziehen mußten. Die Parteileitung hatte es ihnen untersagt, bestimmte Verbindungen in Anspruch zu nehmen. Manche Anlaufstellen mußten geändert werden, da die Gestapo auch nicht schlief.

Unterdessen war auch Sepp Filz wieder nach Leoben zurückgekommen. Er behielt seinen Partisanennamen Josch, unter dem ihn die slowenischen Partisanen auf der Pokljuka, Mezakla und anderen Gebirgsgegenden rund um den Triglav und Mittagkogel kennengelernt hatten. Er war ja nahezu dreizehn Wochen in diesem Gebiet im Einsatz gewesen. Auf seinem langen Marsch von Bled bis Leoben hat er so manche gefährliche Situation meistern müssen. So wäre er beinahe bei St. Georgen ob Judenburg durch einen Gendarmen entdeckt worden, der mit einem Motorrad immer wieder das Straßenstück abfuhr, an dessen Waldrand sich Josch aufhielt.

Ich hatte Josch in der Thunharthütte in der Zölz getroffen, und von dort aus entwickelte sich ein reger Verkehr zu unseren schon vorhandenen Stützpunkten, die unsere Genossen in der Zwischen-

zeit vor dem Entdecktwerden bewahrt hatten. Nach einiger Zeit war es uns gelungen, im Tragösser Tal, rund um Eisenerz, Vorderberg, Trofaiach, im Gesäuse sowie im Liesingtal ein ganzes Netz von Stützpunkten und Anlaufstellen aufzubauen. Im Sommer 1943 lud uns dann der Gastwirt Loidl in Hieflau ein, bei ihm einige Tage zu wohnen. Die Hieflauer Genossen sammelten für uns Lebensmittel, und wir konnten uns von den Strapazen unseres langen Marsches sichtlich erholen.

Später wurde dieser tapfere Wirt mit seiner ganzen Familie verhaftet und sowohl er als auch sein Sohn und der Schwiegersohn in einem Konzentrationslager von der SS erschlagen.

Eine große Hilfe war uns in dieser Zeit des Ausbaus der Organisation der bekannte Bergführer Burckhart, der die Heindlkar-Hütte im Gesäuse betreute. Dorthin konnten wir uns immer wieder zurückziehen, wenn unsere Lage gefährlich wurde. Kamen Touristen auf den Berg, so mußten wir uns in der Latschenregion verbergen. Wir hausten dann in einem Militärzelt, gut unter Latschen versteckt. Das Zelt hatte uns seinerzeit Genosse Muchitsch besorgt. War die Gefahr vorüber und die Touristen wieder verschwunden, so konnten wir wieder unter das schützende Dach der Heindlkar-Hütte zurückkehren. Hier hatte sich bald ein Zentrum gebildet. Wir organisierten verschiedene Besprechungen mit Genossen aus Eisenerz, Hieflau, Trofaiach, Leoben und Donawitz. So wurde unsere Organisation mit Hilfe dieser Genossen immer weiter ausgebaut. Unser Aktionsradius erstreckte sich von Leoben bis Windischgarsten. Die Verbindungen waren gut abgesichert und gingen über Klagenfurt und Villach ins Partisanengebiet in Kärnten, über Graz und Maribor/Marburg sowie Steinbrück zu den Partisanen am Bachern/Pohorje, über Mürzzuschlag bis Wien. Im Spätsommer 1943 bekamen wir von dort auch das Programm der Österreichischen Freiheits-Front, das wir nun für unsere illegale Arbeit zur Grundlage machten. Damals stieß auch Genosse Gütersberger aus Judenburg zu uns. Leider war er gehbehindert und oft den großen Strapazen nicht gewachsen, wenn wir plötzlich unseren Standort wechseln mußten und über Felsschründe und Schluchten kletterten.

Als dann im April 1944 die Judenburger Gruppe um die Genossen Schleich und Rauch von der Gestapo überrascht und verhaftet wurde, blieb Genosse Gütersberger durch die uneigennützigte Hilfe der treuen Genossinnen Anna Winkler und Johanna Grimming unentdeckt und entging so der sicheren Vernichtung. Beide Genossinnen lebten dann über 355 Tage in einem winzigen Erdbunker unter ihrem Siedlungshaus, den sie sich rechtzeitig errichtet hatten. Niemand, außer ihren minderjährigen Kindern, wußte davon.

Gütersberger setzte sich nach Luxemburg ab. Es blieb immer ungeklärt, warum er seine Frau nachkommen lassen konnte und so-

gar von den Behörden für den Möbeltransport einen Eisenbahnwaggon beige gestellt bekam.

Die Judenburger Genossen hatten leider sehr unkonspirativ gearbeitet und mußten dies mit der Zerschlagung der Gruppe durch die Gestapo bezahlen. Einige Genossen wurden von den Faschisten hingerichtet. Darunter die Genossen Hans Schleich, Bruno Rauch und Karl Hablu.

(Über den opfervollen Kampf der Knittelfelder, Zeltweger, Fohnsdorfer und Judenburger Antifaschisten in der Zeit zwischen 1939 bis 1945 berichtet ein antifaschistisches Proponentenkomitee in der Broschüre "Die Zeit des Hitlerfaschismus", d.Vf.)

Im Winter 1943/1944 gelang es dem Genossen Muchitsch, über Villach die im Sommer 1943 abgebrochene Verbindung mit den Partisanen im Rosental wieder herzustellen. Mit Graz stand hauptsächlich Genosse Krenn in Verbindung, der mit dem Genossen Ludwig Melchior, einem Kunstspenglermeister, zusammenarbeitete. Im Herbst 1943 hatte bereits die Gründungskonferenz der Österreichischen Freiheits-Front (ÖFF) getagt und das politische Programm beschlossen, und wir konnten uns im ganzen Industriebezirk Leoben-Eisenerz-Bruck auf eine gut funktionierende Organisation stützen.

Im Frühjahr 1944 kam es dann zu Verhaftungen in Klagenfurt. Wahrscheinlich hatte die Gestapo in diesem Zusammenhang und mit den Verhaftungen in Judenburg auch eine Spur nach Leoben aufgegriffen, denn am 24. April 1944 konnte Genosse Muchitsch gerade noch knapp vorher untertauchen, als die Gestapo in die Werksschule stürmte, um ihn zu verhaften. Er nahm seine Frau in die Illegalität mit, und auch Genosse Heider sowie Christl Berger konnten rechtzeitig verschwinden.

Da unsere Gruppe, die von der Organisation mit Lebensmitteln und Quartier versorgt werden mußte, bereits auf zehn Genossen angewachsen war, beschlossen wir, ab nun mit dem bewaffneten Kampf als geschlossene Partisanengruppe zu beginnen.

A.W.

JOŽI,

diesen Partisanennamen bekam Genosse Sepp Filz, als er in den ersten Apriltagen des Jahres 1943 mit Anton Wagner, Johann Kastelič und einem weiteren slowenischen Genossen beim Pokljuka-Bataillon eingetroffen war. Sie hatten sich der bevorstehenden Verhaftung durch die Gestapo durch Flucht entzogen und waren ins Südkärntner Partisanengebiet jenseits der Karawanken gegangen.

Lassen wir Sepp Filz über seine damit zusammenhängenden Erlebnisse berichten:

...Durch Genossen Hans Kastelič aus Novo Mesto, der das Fremdarbeiterkomitee unserer Widerstandsbewegung im Hüttenwerk Donawitz leitete, bekamen wir Verbindung mit den jugoslawischen Partisanen. Diese Verbindung führte über Klagenfurt zu Matija Verdnik, Tomaz genannt, nach Jesenice-Dobrava. Sie wurde vom slowenischen Genossen Zupan, der in Klagenfurt beschäftigt war, und dem mir nicht näher bekannten, in Leoben beschäftigten Slowenen Stefan aufrechterhalten. Wir übermittelten über beide Medikamente und Geld, das aus einer von uns aufgelegten Partisanenanleihe hereinkam (ein größerer Betrag dieser Anleihe liegt heute noch in einem Versteck unseres damaligen Kassiers, Genossen Horvath, der im KZ Flossenbürg ermordet wurde).

Nach der Verhaftung von Zupan und Stefan hielten es Toni Wagner und ich für ratsam unterzutauchen. Hans Kastelič und ein slowenischer Mitarbeiter, die ebenfalls durch eine Festnahme gefährdet waren, haben uns veranlaßt, mit zu den jugoslawischen Partisanen zu gehen. Was wir auch taten.

Die Schwester von Stefan, die sich Mila nannte, erwartete uns in Klagenfurt und begleitete uns nach Dobrava, wo ihre Tante wohnte, welche Verbindung zu den Partisanen hatte. Dieser Frau begegnete ich später in einem Partisanenlager wieder, wo sich auch ein Student aus Dobrava befand, dessen Familie in Leoben wohnte.

Fifi hieß der Kurier, der uns zum Pokljuka-Bataillon brachte. Hier leisteten wir den Partisaneneid und wurden auch in die Parteilzelle aufgenommen. Toni erhielt den Namen Tic, Hans den Namen Kos, sein Kamerad Golop und ich Jozi. Bei einer Aussprache mit dem Regimentskommissar, Genossen Matajka, wurde die Rückkehr von Tic und mir (nach Österreich, d.Vf.) vereinbart. Ende April machten wir uns auf den Marsch in die Karawanken. Am Mezakla gerieten wir in einen Nemski Heika (d.i. ein Hinterhalt der SS, d.Vf.) und wurden auseinandergerissen. Es gelang mir im Alleingang, das Bataillon am Pokljuka wiederzufinden. Tic ist auf eine in einen Hinterhalt geratene Partisanenabteilung, welche einen Gefallenen zu beklagen hatte, gestoßen und erreichte mit dieser noch vor mir unser Bataillon.

Nach einiger Zeit machten wir uns wieder auf den Weg. Mit uns gingen Alexander, der Halbbruder von Verdnik, ein Genosse aus dem Jauntal und Golop. Kos befand sich bereits in den Karawanken. Wir liefen zur Tscheta, welche sich bei Heiligenkreuz aufhielt. Als dort der Regimentskommandant und Genosse Matajka zu den Vorbereitungen für die Invasion nach Feistritz (offensichtlich ist damit die Aktion gegen das Sägewerk in Feistritz im Rosental gemeint, M.M.) und der darauffolgenden Aufstellung der Kärntner Tscheta (wohl die Westkärntner Abteilung, siehe auch "Gemsen auf der Lawine", von Karel Prusnik-Gasper, M.M.) eintrafen, wurde ich von diesen Genossen zum krajnischen Parteikomitee abberufen. Mir wurde der Genosse Svonko als Begleiter beige stellt. Von Tscheta zu Tscheta gelangten wir zum Regimentsbunker am Jelovca. Von da aus erreichten wir in einem Tagesmarsch die Einheit, wo sich das Parteikomitee aufhielt. Im Parteikomitee war man über meinen Besuch sehr erfreut. Man sagte mir, das sei die erste Fühlungnahme mit der KPÖ; bisher hätte die jugoslawische Partei vergeblich versucht, mit der KPÖ in Verbindung zu treten. (Dies trifft offensichtlich lediglich für dieses Parteikomitee zu, denn die Villacher Genossen hatten schon im Jahre 1939 eine direkte Verbindung nach Jesenice. M.M.) Dasselbe sagte auch Genosse Matajka bei unserem ersten Zusammentreffen. Nach einer Aussprache mit einigen Genossen von diesem Komitee, in dem sich auch ein in Legalität befindlicher Arzt befand, lud mich der Genosse Parteisekretär ein, zu einer politischen Schulung am Jelovca mitzukommen. Ich schloß mich der Schülergruppe an.

Im Selscatal gerieten wir in einen Nemski Heika, und Svonko und ich wurden von der Gruppe abgesprengt. Wir fanden aber am nächsten Tag wieder den Befehlsbunker. Bei der Tscheta, welche für die Sicherheit des Schulungskurses zu sorgen hatte, machte ich mit Fifis Bruder, der sich Stan oder Stanko nannte, Bekanntschaft. Die Kursteilnehmer kamen gleich am zweiten Tag wieder in einen Heika, wobei ein Nemski erschossen wurde. Wir hatten keine Verluste. Bei meiner Rückkehr wurde ich im Spital am Mežakla durch einen Heika in den gegenüberliegenden Teil der Karawanken, wo auch ein "Storch" (gemeint ist ein Fiseler Storch, M.M.) eingesetzt wurde, aufgehalten. Dann begab ich mich zur Stol-Tscheta, wo sich das Parteikomitee von Jesenice befand. Hier begab ich mich zur Kärntner Tscheta, wo ich mich an einer verpatzten Aktion gegen den Faaker Bahnhof beteiligte. Wieder zurück zur Stol-Tscheta führte mein Weg in Begleitung des Kuriers Voyk über die Karawanken zu Tomas Verdnik, von dem aus ich dann den Weg über die Frau nach Leoben einschlug.

Während unseres Aufenthaltes beim Pokljuka-Bataillon wurde ein slowenischer Gestapomann abgeurteilt und gehängt. Eine Kampfgruppe dieser Einheit (gemeint ist die Partisaneneinheit, M.M.)

lag in dieser Zeit im Hinterhalt bei Bled, um den Reichsführer-SS Himmler in Empfang zu nehmen; er benützte jedoch für seinen Bleder Besuch ein anderes Verkehrsmittel.

Mein Aufenthalt bei den jugoslawischen Partisanen dauerte vom 4. April 1943 bis 22. Juni 1943.

S.F.

*

Soweit die Niederschrift des Genossen Sepp Filz - Josch.

Am 24. Oktober 1967 erschien in der slowenischen Zeitung "TV 15" ein längerer Artikel im Zusammenhang mit meiner Broschüre "Die Partisanengruppe Leoben-Donawitz". Da in diesem Artikel die illegale Zusammenarbeit der KPÖ mit slowenischen Genossen und deren spätere enge Kampfgemeinschaft bei den Partisanen mit uns hervorgehoben wird, will ich diese Darstellung aus slowenischer Sicht den Lesern nicht vorenthalten.

Der leider zu früh verstorbene Mitkämpfer unserer Partisanengruppe, Genosse Johann Fürst aus Niklasdorf, hat mir diesen Zeitungsartikel ins Deutsche übersetzt. Hier einige Auszüge davon:

Im Kampf auf fremdem Boden

Wenn in Österreich nicht eine kleine Broschüre zur Ausgabe gelangt wäre mit dem Inhalt über die Tätigkeit der Widerstandsbewegung Leoben, geschrieben von Max Muchitsch, hätten wir bestimmt nie von einem unserer Kämpfer erfahren, der sich in fremdem Land dem antifaschistischen Kampf angeschlossen hat, der für unserer Verhältnisse sehr ungewöhnlich war.

Gefunden habe ich ihn in Novem Mestu (Neumarkt) - sein Name ist Janko Kastelic. Heute ist er Rentner, früher war er Direktor der Fabrik Laboda und Direktorstellvertreter der Fabrik Novoteksu. Geboren wurde er in Kočevje. Erlern hat er das Mechanikergewerbe. Zugleich hat er auch fließend die deutsche Sprache erlernt. Später übersiedelte er nach Novo Mesto und bekam Arbeit in der jetzigen Fabrik Novotekstil als Maschinist. Da fand er auch Anschluß an die Arbeiterbewegung und wurde im Jahre 1938 Mitglied der Organisation SKOJ. Knapp vor dem Beginn des Krieges wurde er verhaftet. Im Gefängnis war er mit Wilmo Bebler, Winko Kristan und Fedor Kunej beisammen. Wenn es nicht zum Krieg gekommen wäre, hätte man sie in die Glavnjaco (das ist die weltbekannte Festung in Belgrad) eingeliefert. Der Staat ist zerfallen, und darum hat der Staatsanwalt auf eigene Verantwortung die Genossen enthaftet. Den Rat der Organisation befolgend, haben Kunej und Kastelic die Stadt Novo Mesto verlassen und sind nach Celje übersiedelt, wo Kunej zu Hause war. Beide haben gehofft, daß sie alles gut überstehen werden. Aber die Verwandten Kunejs haben die beiden abgefertigt, da eben Kunej auch hier wegen

seiner Tätigkeit kompromittiert war. Mit dem Vorsatz, sich für einige Zeit zu verstecken, gingen beide nach Graz und haben sich beim dortigen Arbeitsamt als Arbeitslose gemeldet ... Kastelic bekam Arbeit im bekannten Eisenwerk Donawitz bei Leoben ... Damals kamen schon die ersten Nachrichten über die Ereignisse in Jugoslawien nach Leoben. Kunej kam nicht mehr wieder. Im Jahre 1942 haben ihn die Deutschen als verwundeten Partisanen gefangen genommen und als Geisel erschossen. Kastelic wußte davon nichts und war sehr mißgestimmt, da ihm Kunej die Verbindung nicht hergestellt hatte.

Als Kommunist hatte Kastelic keine Ruhe, noch dazu erfuhr er immer mehr von der Partisanenbewegung. In ihm kochte es, und er machte sich Vorwürfe, da er ja untätig war und die Genossen in der Heimat kämpften und starben. Darum begann Kastelic, in seiner Umgebung Kontakte zu suchen.

An einem Sonntag hat er zusammen mit dem Installateur Pfister gearbeitet. Der Mann war schon ziemlich alt ... Pfister hat ihn gefragt, wie ihm der Vorarbeiter Sepp Filz gefällt. Kastelic sagte, daß der Genannte annehmbar sei. Daraufhin hat ihn Pfister gewarnt, daß er vorsichtig sein soll, da Filz als Kommunist von der Gestapo aufs Korn genommen wurde. Verständlich, daß Kastelic bei erster Gelegenheit dem Sepp Filz berichtete, was er über ihn erfahren hatte. Bei beiden schwand das Mißtrauen, und Filz hat Kastelic zu einer Besprechung eingeladen. Das war im Herbst des Jahres 1941 ... Kastelic wußte nun auch, daß Filz Mitglied der KPÖ war und Verbindung zu Mitarbeitern hatte. Aber damals haben die österreichischen Kommunisten noch nicht an einen Widerstand in so einer Form gedacht, wie er in Jugoslawien geführt wurde. Begnügt haben sie sich mit der Mund-zu-Mund-Propaganda und mit Werbung von Menschen. Kastelic hat vorgeschlagen, daß man mit Sammlungen für die Partisanenbewegung anfangen soll.

Dritter in der Gruppe war Toni Wagner, noch ein junger Mensch, der zur Deutschen Wehrmacht nicht einberufen wurde, da er als Kommunist noch aus der Zeit bekannt war, als Österreich noch selbständig war. (Anton Wagner kam Ende 1941 direkt aus der Strafanstalt Karlau in Graz, wo er inhaftiert gewesen war, zu mir ins Lazarett III/B in der Grabenstraße, und wir hatten ab diesem Zeitpunkt wieder engsten Kontakt miteinander. M.M.)

...Gesammelt haben sie Geld und verschiedene Sachen für die Partisanen. Einmal haben sie viel Leder gesandt. Eines Tages meldete sich bei Kastelic ein junger Bursche, der gebrochen slowenisch sprach. In der Fabrik war er Lehrling. Er sagte ihm, daß er die Einberufung zur Wehrmacht erhalten hatte, da er aber nicht einrücken wolle, möchte er zu den Partisanen. Kastelic schickte ihn über die Verbindung nach Jesenice, wo der Junge

ziemliche Angst auslöste, da man glaubte, er sei ein Gestapoagent. Der Junge stammte von slowenischen Eltern, die schon vor dem Krieg nach Leoben übersiedelt waren, und vergaß seine Abstammung nicht. Vor dem Ende des Krieges ist er in Istrien gefallen.

...Kastelic, Wagner und Filz arbeiteten weiter. Damals durfte Kastelic wegen der Konspiration noch nicht wissen, daß auch Muchitsch zur KPÖ Verbindung hatte. Ein Invalide, als Waffenmeister tätig. (Hier verwechselte Kastelic meine damalige Tätigkeit als Heimleiter der Werkschule Donawitz. Ich durfte damals noch keine Zivilkleider tragen, da ich noch nicht vollends als Schwerkriegsbeschädigter aus der Wehrmacht ausgeschieden war. M.M.) ... Mit seiner Hilfe war geplant, das Waffenlager der SA auszuräumen und mit diesen Waffen die sowjetischen Gefangenen auszurüsten und mit ihnen zu fliehen. Dieser Plan fiel ins Wasser. (Ich stand damals mit einem Rotarmisten, der mit etwa 50 anderen sowjetischen Kriegsgefangenen in den Werkschutzbaracken in Donawitz untergebracht war und die als Flakhelfer eingesetzt waren, in guter Verbindung. Über die russische Genossin Nadja, die unter anderem auch meine Heimleiterkanzlei reinigen mußte, hatte ich Fjodor, den Rotarmisten, von meinem Plan in Kenntnis gesetzt, wonach wir, nach Aufstellung unserer Partisanengruppe in Donawitz, an eine Befreiungsaktion denken könnten, um gemeinsam mit den Rotarmisten eine größere Partisaneneinheit zu bilden. Fjodor ließ mir durch Nadja sagen, daß ich noch einige Zeit zuwarten soll, da er seine Genossen auf diese Aktion vorbereiten müsse. Das war Anfang Mai 1943. Im Juni 1943 wurden diese sowjetischen Kriegsgefangenen jedoch nach Bruck a.d.Leitha abtransportiert, und ich hatte dadurch jede Verbindung mit Fjodor verloren. Nadja sah ich dann nach dem 8.Mai 1945 wieder, als wir die Sicherheit für das Hüttenwerk Donawitz organisierten. Sie fuhr mit einem der Transporte zurück in ihre Heimat. M.M.)

...Kastelic fuhr damals (Ostern 1943 bzw. am 4.April 1943) mit seinen Genossen aus Leoben über Klagenfurt nach Jesenice. Unter sich sprachen sie laut in deutscher Sprache und hantierten auffällig mit nazistischen Zeitungen. Toni Wagner hatte in seiner Aktentasche eine Pistole - für jeden Fall. Gemeldet haben sie sich in der Anlaufstelle. Von einem Mann und einer Frau wurden sie empfangen. Nicht lange danach wurden sie von den Partisanen abgeholt. Wagner und Filz wurden zur Aussprache vor das Gebietskomitee gerufen. Erst nach etlichen Wochen kamen sie zurück und reisten über Bistritze in Kärnten zum Verdnik und von dort über die Drau. Kastelic war bei der Pokljuka-Abteilung und kam im Frühjahr 1943 (Mai/Juni) zur Kärntner Kampfeinheit bei der Ortschaft Stol (Stolom). Als sie bei der Ortschaft Aidin von den Deutschen angegriffen wurden, verlor er die Verbindung und war

fünf Tage ganz allein. Er suchte die Verbindung und fand sie erst bei der Ortschaft Mezakla wieder. Von dort ging Kastelic mit einer neuen Einheit über Radovljice nach Jesersko. Nicht lange danach wurde er zum Bataillonskommissar ernannt. Mitte des Jahres 1944 wurde er zum Stab der IV. Operationszone vorgeladen, wo er Kommissar des Schutzbataillons wurde und später sein Kommandant ... Vor Ende des Krieges wurde Kastelic wieder nach Kärnten gerufen, da er gut deutsch sprach und die dortigen Verhältnisse gut kannte. Er wurde als Adjutant eingesetzt, obwohl er als Verbindungsoffizier auserkoren war, um die Verbindung mit den österreichischen Partisanen aufrechtzuerhalten. In dieser Zeit wurde die erste Partisanengruppe in den Karawanken aufgestellt. In den letzten Tagen des Krieges wurde er verwundet. Kastelic kehrte nach Kriegsende nach Novo Mesto zurück und ging nach seiner Genesung wieder an die Arbeit in die Fabrik, wo er schon vor dem Jahre 1941 gearbeitet hatte.

"STEYSSI", DER PARTISANENKURIER,

war nicht zum Treff gekommen... Als Anton Wagner, Tic, Mitte Mai 1943 vom Pokljuka-Bataillon im Triglavgebiet wieder nach Leoben zurückgekommen war, traf ich mich mit ihm in St. Michael. Wir vereinbarten ein Treffen mit anderen Genossen am "Bärenkogel", nordöstlich von Donawitz. An diesem Treffen nahmen die Genossen Sylvester Heider, Wastl, Anderl Maier, meine Frau, Christl Berger, Bersch, Tic, und ich teil. Genosse Ferdinand Andrejowitsch, Faust, konnte zu diesem Treff nicht kommen, da er arg gehbehindert war und daher nicht mitten durch die steil bergauf führenden Wälder steigen konnte.

Bei dieser Zusammenkunft beschlossen wir, in den nächsten Wochen und Monaten alles daranzusetzen, um die Bodenorganisation auf noch breitere Basis zu stellen. Dazu war es notwendig, auch mit anderen Antifaschisten und Anti-Nazis besseren Kontakt aufzunehmen.

Mir wurde die Aufgabe übertragen, ins Partisanengebiet südlich der Gail und Drau zu fahren, um mit den dort operierenden Kärntner Partisanen wieder Verbindung aufzunehmen. Dies hatte Tic vor seiner Rückkehr nach Leoben mit den slowenischen Genossen vereinbart.

Am 4. oder 5. Juni 1943 fuhr ich mit meiner Frau, unter dem Vorwand, meine Eltern in St. Urban am Ossiachersee zu besuchen, dorthin, wir hielten uns jedoch nur einige Stunden dort auf und fuhren noch am gleichen Tag nach Villach. Dort traf ich mich mit Genossen Karl Bucher, Andreas, der in der KPÖ und im Widerstand eine führende Funktion hatte. Ich berichtete ihm über den Stand unserer obersteirischen Organisation. Über meine unmittelbare Aufgabe, die Verbindung zu den Partisanen im Rosental wieder aufzunehmen, sprach ich aus konspirativen Gründen nicht mit ihm.

Der von Anton Wagner, Tic, mit den slowenischen Genossen vereinbarte Treff war für den 6. Juni, 24 Uhr, festgelegt. Ich mußte zu diesem Zeitpunkt in der Bahnunterführung bei Suetschach im Rosental sein, eine Zigarette anzünden und warten, bis ich von einem Mann angesprochen würde. Er würde sich mit dem Wort "Steyssi" zu erkennen geben.

Nachdem ich mich von meiner Frau verabschiedet hatte, bestieg ich den Personenzug nach Rosenbach. Ich war aus Sicherheitsgründen nicht am Villacher Hauptbahnhof, sondern am Westbahnhof zugestiegen. Dort wurde weniger kontrolliert. Es ging auch alles glatt, niemand belästigte mich schwerkriegsbeschädigten Feldwebel. Meine "forsche" Uniform - ich trug Stiefelhose, Weichlederstiefel und hatte eine Tellermütze auf - und meine "stolze" Brust zierten das EK II, das Sturmabzeichen und das Silberne

Verwundetenabzeichen - diese Maskerade tat wohl seine Wirkung auf die Leute. Jedenfalls ließ man mich in Ruhe. In Rosenbach mußte ich die Zeit bis zum Spätnachmittag irgendwie totschlagen und so setzte ich mich in ein Dorfgasthaus. Dort saßen schon einige ebenfalls kriegsbeschädigte Landser bei einer Kartenpartie. Ich setzte mich als "Kiebitz" dazu und unterhielt die Runde mit Erzählungen über den Frankreichfeldzug. Das war ja ein einschlägiges Gespräch. Die Zivilisten im Gasthaus betrachteten mich mit offensichtlichem Respekt, aber keiner von ihnen ließ sich in ein längeres Gespräch ein. Für mich eine noch nicht erlebte Situation. Sonst wurde ich immer gleich gefragt, wo ich meinen Arm verloren hätte usw. und wurde dann von den Leuten bemitleidet. Vielleicht glaubten die Einheimischen sogar, ich wäre ein Spitzel, von diesen Subjekten gab es damals - 1943 - bestimmt genug in dieser Gegend.

Als es dunkel wurde, verließ ich das Gasthaus und ging raschen Schrittes die Landstraße entlang nach Suetschach. Da es noch zu früh war, um zum Treffpunkt zu gehen - es hätte ja jeder konspirativen Regel widersprochen -, verdrückte ich mich an einer schmalen Straßenstelle in den dichten Jungwald. Nachdem ich mich vergewissert hatte, daß mir niemand gefolgt war, machte ich es mir unter einer dichten Jungfichte so "gemütlich" wie nur möglich. Daß mich dabei die Ameisen und anderes Insektenzeug "benagelten", das konnte mein prickelndes Gefühl, endlich mit echten Partisanen zusammenzutreffen, nicht im geringsten beeinflussen.

In der Dunkelheit des Waldes prüfte ich noch, ob meine "08" auch schußbereit sei. Dies war der Fall, und befriedigt steckte ich sie wieder hinter mein Koppel. Dann war es Zeit, zum Treffpunkt zu gehen. Am grasbewachsenen Rand der kiesbedeckten Landstraße gehend und so meine Schritte dämpfend, immer wieder anhaltend und auf die Geräusche der Nacht lauschend, brauchte ich geraume Zeit, bis ich endlich den Bahndamm erreicht hatte. Dort legte ich mich ins fast kniehohe Gras und wartete. Keine fünfzig Meter von mir entfernt erkannte ich die Bahnunterführung. Dorthin mußte ich. Es war jedoch noch Zeit. Auf dem Zifferblatt meiner Armbanduhr konnte ich mühelos feststellen, daß es 23.55 Uhr war. Also noch fünf Minuten Zeit, um an Ort und Stelle zu sein. Um nicht gesehen zu werden, kroch ich vorsichtig, jedes Geräusch vermeidend, zur Bahnunterführung. Es war dort stockfinster; als ich mich aufrichtete und an die kalte Steinmauer lehnte, überkam mich doch ein etwas mulmiges Gefühl. Pünktlich um 24 Uhr zündete ich mir eine Zigarette an und machte ein paar Züge. Beinahe hätte ich husten müssen, so brannte der ungewohnte Tabak auf meiner Zunge. Ich war ja Nichtraucher. Nichts rührte sich. "Wie lange soll ich warten?", ging es mir durch den Kopf. Für alle Fälle hatte ich meine "08" entsichert und griffbereit. Es war ja in

diesem Gebiet nicht ungefährlich, um Mitternacht in einer Bahnunterführung zu stehen. Einerseits könnte mich eine plötzlich auftauchende Streife für einen Partisanen, andererseits könnten mich jedoch wirkliche Partisanen in meiner Feldwebeluniform und Stiefelhose für einen SSler halten! Keine erfreuliche Sache.

Da hörte ich Schritte näherkommen. Jetzt war ich ein einziger "Wachhund", so spitzte ich meine Ohren. Ich unterschied jedoch Schritte zweier, auf die Unterführung zukommender Gestalten. Da waren sie auch schon. Eng umschlungen gingen ein Mann und eine Frau an mir vorbei, ohne mich anzusprechen. Bemerkt mußten sie mich unbedingt haben, obwohl ich mich eng an die Mauer gedrückt hatte und mich nicht rührte.

Mir schlug das Herz bis zum Hals herauf. Sollte ich? Aber das durfte ich nicht... Es war ja vereinbart, daß nur ein Mann sich mit dem Wort "Steyssi" zu erkennen geben würde! Und jetzt tauchten unmittelbar nach 24 Uhr ein Mann und eine Frau auf? Ohne mich anzusprechen! Da stimmte doch etwas nicht...

Die beiden kamen auch nicht zurück - also lief da etwas schief! Aber vielleicht hatte "Steyssi" die beiden Gestalten auch gesehen und hatte die gleiche Überlegung wie ich ... einfach ein Liebespaar. Ich wartete noch zirka zehn Minuten, dann schlich ich mich an der Nordseite des Bahndamms einige hundert Meter weg von der Bahnunterführung und suchte im Ufergestrüpp der Drau einen geeigneten Platz, um den Morgen abzuwarten.

An einen Baum gelehnt saß ich am feuchten Sandboden und zermarterte mir den Kopf darüber, was da geschehen sein mag, daß es nicht geklappt hatte. Ich hatte mich doch haargenau an die Vereinbarung gehalten. "Wenn du dir Punkt 24 Uhr in der Bahnunterführung bei Suetschach - und dort gibt es nur die eine - eine Zigarette anzündest, wird dich ein Mann mit 'Steyssi' ansprechen... Das ist der Kurier, der dich dann zu dem verantwortlichen Genossen führen wird." So hatte es mir Tic eingeschärft, als ich den Auftrag übernommen hatte. Genau so tat ich. Da war bestimmt etwas schiefgegangen. Jetzt mußte ich sehen, daß ich, ohne entdeckt zu werden, wieder nach Klagenfurt kam.

Unter diesen Überlegungen fielen mir ab und zu die Augen zu. Immer wieder hochfahrend und auf jedes Geräusch achtend, fand ich jedoch keinen Schlaf. Es war auch immer kälter geworden auf dem feuchten Sandboden. Nicht weit von meinem Versteck entfernt hörte ich das Wasser der Drau glucksen und graue Nebelschwaden zogen gespenstisch durchs Ufergestrüpp. Noch mußte ich einige Stunden warten, da ich so zeitig am Morgen nicht die Landstraße betreten wollte. Es war erst knapp nach 5 Uhr früh. Um zirka 7 Uhr machte ich mich dann doch auf den Weg nach Feistritz im Rosental. In Rosenbach hatte ich mich am Vortag vergewissert,

daß von Feistritz jeden Vormittag um 9 Uhr ein Personenzug nach Klagenfurt fährt. Den wollte ich benützen.

Als ich in den Ort Feistritz kam, stieg mir Brandgeruch in die Nase. Später sah ich die Ursache dafür, ein fast zur Gänze niedergebranntes Sägewerk mitten im Ort. (Hier mußte Karl Prusnik-Gasper in seinem Buch "Gemsen auf der Lawine", Seite 129, letzter Absatz, bei der Terminangabe für die Aktion der Westkärntner Einheit ein Fehler unterlaufen sein. Es heißt dort: ... "Ihre erste Aktion führte die Westkärntner Einheit am 27. April 1943 durch, als sie in Feistritz im Rosental die große Säge an sechs Gattern anzündete und die große Akkumulatorenfabrik sowie das dazugehörige Kraftwerk vollkommen vernichtete." Entweder hatte sich Prusnik um einen Monat geirrt und dann wäre es der 27. Mai 1943 gewesen, wo die Partisanen diese Feistritzer Aktion durchgeführt haben oder - und das könnte auch der Fall gewesen sein - die Säge war das erstemal nicht zur Gänze abgebrannt und die Partisanen hatten eine zweite Aktion durchgeführt. Als ich jedenfalls am 7. Juni 1943 durch Feistritz zum dortigen Bahnhof ging, rauchten noch halbverkohlte Überreste des Sägewerks. M.M.)

Ich hatte mir vorgenommen, am Bahnhof niemanden ohne Grund anzusprechen. Wenn ich gefragt würde über Woher und Wohin, dann würde ich mich an die Halbwahrheit halten, ich hätte meine Eltern besucht, wäre dann mit einem Kriegskameraden ins Rosental gefahren und würde nun über Klagenfurt nach Graz zur Heeresentlassungsstelle fahren. So hatte ich mir ein Alibi zurechtgelegt, für alle Fälle. Aber es fragte mich niemand, und die paar Landser am Bahnhof fuhren ebenso wie ich ungehindert ab.

In Klagenfurt versuchte ich, meine Jugendgenossin H.S. zu erreichen. Sie war jedoch nicht zu Hause und einige Zeit verreist, wie mir ihre Mutter sagte. Da ich diese seit meiner KJV-Tätigkeit 1933 bis 1935 ebenfalls gut kannte und die Genossin mir auch vollstes Vertrauen entgegenbrachte, unterrichtete ich sie vom fehlgeschlagenen Treff. H.S. sollte davon unsere Verbindungsleute im Rosental benachrichtigen und auch melden, daß Tic wohlbehalten bei uns in der Obersteiermark eingetroffen sei. Die Genossin versprach, den Auftrag an H.S. weiterzugeben.

Zwar etwas mißmutig wegen dem nicht zustande gekommenen Treff mit dem Partisanenkurier "Steysssi", aber doch irgendwie vom Druck befreit, fuhr ich dann zurück nach Leoben bzw. nach Vordernberg, wo meine Frau und Kampfgefährtin schon in großer Ungewißheit auf meine Rückkehr gewartet hatte. Da ich wieder wohlbehalten auftauchte, fiel auch ihr ein schwerer Stein vom Herzen.

Wagner, Tic, hielt sich in dieser Zeit im Reichensteingebiet auf. Um keinen Verdacht aufkommen zu lassen - oftmalige Bahnfahrten wurden vom Spitzelsystem der Nazis sicher registriert - ver-

hielt ich mich einige Tage ruhig. Dann traf ich mich mit Anton Wagner, Tic, in der Zölz. Dieser hatte Nachricht bekommen, daß Sepp Filz, Josch, bereits im Gesäuse auf der Heindlkarhütte sei. Tic wanderte daraufhin über die Berge ins Gesäuse zu Josch. Wir hatten vereinbart, daß ich dorthin Lebensmittel nachbringen sollte. Dies tag ich dann auch einige Tage später. Gemeinsam bereiteten wir unsere nächsten Aufgaben. Josch berichtete uns beiden anderen, was sich zugetragen hatte, seit er sich mit dem Regimentskommandanten, Genossen Matajka, zum krainischen Parteikomitee, welches damals in der Nähe von Veldes/Bled stationiert war, begeben hatte. (Siehe Auszüge aus der Niederschrift des Genossen Sepp Filz in folgender Darstellung, M.M.)

Bei der Besprechung im Heindlkar kamen wir überein, die Villacher Verbindungsleute zu unserer ÖFF-Konferenz im Spätsommer oder Anfang Oktober einzuladen. Bei dieser Konferenz wollten wir die ÖFF - Österreichische Freiheits-Front für Obersteiermark gründen. Die Zwischenzeit wollten wir dazu benützen, um die Bodenorganisation noch weiter auszubauen. (Siehe auch die Broschüre "Die Partisanengruppe Leoben-Donawitz, Seite 19 und 25. M.M.)

Anfang Oktober 1943 fuhr ich dann neuerlich nach Villach und nahm mit den dortigen Genossen wieder die Verbindung auf. (Siehe auch die im Rahmen dieser Darstellung in Abschrift gebrachten Passagen eines Gestapoberichtes, welchen mir der leider zu früh verstorbene Mitarbeiter des DÖW, Genosse Prof. Friedrich Vogel, zur Bearbeitung überließ. M.M.)

Die Genossen Karl Bucher, Andreas, und Spindlegger aus Villach nahmen dann auch an der ÖFF-Konferenz im Februar 1944 in der Flaschenschenke unserer "Mutter Edlinger" in der Krumpen bei Trofaiach teil. Dort wurde der Beginn bewaffneter Aktionen in unserem obersteirischen Industriegebiet für die Zeit nach der Schneeschmelze festgelegt. Karl Bucher, Andreas, hatte uns zugesagt, daß die Villacher Organisation nicht nur die Weiterleitung kampfwilliger Antifaschisten ins Partisanengebiet südlich der Gail und Drau gewährleisten würde, sondern auch die vom Regimentskommandanten Genossen Matajka gegenüber Sepp Filz, Josch, versprochenen Hilfsaktionen für unsere Partisanengruppe Leoben-Donawitz unterstützen würde.

Leider kamen wir in der Obersteiermark nie in den Genuß dieser versprochenen Hilfe - es war an einen Abwurf von Waffenbehältern gedacht -, da Ende April 1944 in Kärnten eine Großaktion der Gestapo und der SS gegen die Kärntner Partisanen und die Widerstandsbewegung einsetzte, in dessen Verlauf es zu umfangreichen Verhaftungen im Klagenfurter und Villacher Raum kam, wodurch auch unsere Verbindungen ins Rosental unterbrochen wurden.

Durch den Beginn unserer bewaffneten Aktionen gegen die Nazimachthaber Anfang Mai 1944 in der Obersteiermark und der dadurch pausenlosen Verfolgung unserer Partisanengruppe durch Gestapo, Wehrmacht und andere bewaffnete Naziverbände, war es bis Kriegsende nicht mehr möglich, neuerlich Verbindung mit den Partisanen südlich der Gail und Drau herzustellen.

Wir kämpften, allein auf uns selbst gestellt, bis zur Befreiung durch die Rote Armee.

*

Auszugsweise Abschrift des Gestapoberichtes

3. Die weitere Tätigkeit des Angeschuldigten Spindlegger für Bucher.

Bl.51,52,64

Im Spätherbst 1943 hielt sich der Angeschuldigte Spindlegger eines Tages bei Bucher auf, als die Tochter des Angeschuldigten Peskoller diesen aufforderte, zu ihrem Vater zu kommen, denn es wolle ihn dort ein Mann aus der Steiermark sprechen. Bucher nahm Spindlegger mit. Bei Peskoller trafen sie Max Muchitsch, einen einarmigen Invaliden aus einem kleinen Ort bei Donawitz. Dieser berichtete dem Bucher über den Stand der illegalen Arbeit in der Steiermark und bat ihn darauf, sie einmal zu besuchen. Bucher sagte dies zu. Max Muchitsch ließ dann kurze Zeit später durch seinen Bruder Wilhelm Muchitsch den Spindlegger aus dessen Geschäft holen und forderte ihn auf, ihn, Max Muchitsch, zu Bucher zu führen. Spindlegger tat dies dann auch. Im Februar 1944 nahm Bucher Spindlegger mit zu Max Muchitsch, dieser führte sie in eine "Keusche", wo bereits zwei Wiener und etwa zehn Personen aus der Steiermark anwesend waren. (Dies war die Februar-Konferenz der ÖFF, d.Vf.) Diese Zusammenkunft hatte den Zweck, eine Verbindung zwischen den einzelnen Gauen herzustellen. Bucher berichtete über die Arbeit in Kärnten, während die anderen über die Tätigkeit in ihren Bezirken sprachen. Am anderen Morgen fuhren dann Bucher und Spindlegger nach Villach zurück.

*

Soweit ein Auszug aus dem Gestapobericht. (Siehe auch Beitrag "Blut und Tränen" von Josef Nischelwitzer. M.M.)

"HEUBERG AM KALTEN ARSCH",

so bezeichneten Zehntausende von den Faschisten drangsalierte, gedemütigte, geschundene und als Kanonenfutter vorgesehene Antifaschisten des "Bewährungsbataillons 999" die bewaldeten Bergkuppen, sanftgeschwungenen Täler, Felder und Wiesen und darin verstreut liegenden Dörfer - die Landschaft des Heubergs.

Im Frieden - bevor die Nazis 1933 in Deutschland durch das Monopolkapital zur Macht gelangten - war die Landschaft des Heubergs in Mitteldeutschland noch ein schönes Stückchen Land, wo man sich erholen konnte. Später, als bereits der Krieg vorbereitet wurde, machten die Nazimachthaber und die preußischen Militärschädel und Nazigeneräle einen Truppenübungsplatz daraus. Die "Blüte der deutschen Nation", die wehrpflichtige Jugend des "Dritten Reiches" wurde dort zu deutscher "Manneszucht" gedrillt und zu blindem Gehorsam gegenüber den Vorgesetzten geschliffen. Der Name "Heuberg" hatte daher auch schon vor Kriegsbeginn einen gefürchteten Klang unter den zur Deutschen Wehrmacht Eingezogenen.

Zum "Heuberg am kalten Arsch" wurde dieser gefürchtete Truppenübungsplatz, als die Faschisten bereits dazu übergehen mußten, auch "politisch unzuverlässige Elemente" in die feldgraue Uniform zu pressen und als Kanonenfutter für ihren Raubkrieg gegen die europäischen Völker vorzubereiten. Das "Bewährungsbataillon 999", zusammengesetzt aus kriminell und politisch Vorbestraften, "soll(te) den ehemaligen Verbrechern Gelegenheit geben, durch Bewährung vor dem Feind ihre Schande wieder gutzumachen", hieß es in einem Befehl des Oberkommandos der Deutschen Wehrmacht. Ein großes V und ein dicker Strich darunter, das war das Divisionszeichen. Die "999er" übersetzten dieses Zeichen mit "Strich unter die Vergangenheit"!

Die Kriminellen allerdings, die Diebe, die Räuber und Zuhälter im "Bewährungsbataillon", die waren für die Faschisten keine Verbrecher. Sie hatten es gut, zeigten sie sich doch den faschistischen Wachmannschaften immer wieder erkenntlich. Lockte doch der Nazikrieg, ein Verbrechen en gros, mit all seinen Möglichkeiten zum gesetzlich geschützten Raub und Totschlag. Was zählte da schon ein "aus Versehen" umgebrachter politisch Vorbestrafter! Er hatte eben am Heuberg einen "kalten Arsch" bekommen, wie die SS-Wachmannschaften zu Tode geprügelte oder "auf der Flucht" erschossene "999er" benannten.

Daher die Bezeichnung "Heuberg am kalten Arsch". Dieser Truppenübungsplatz wurde aber auch zur "Hochschule" für Tausende politisch bewußte Antifaschisten, die ihre militärische Ausbildung am Heuberg später als Partisanen der griechischen "ELAS" und im

"II.Österreichischen Freiheitsbataillon" im Kampf gegen die Faschisten verwendeten.

Einer dieser Antifaschisten, Genosse Karl Fladerer aus Donawitz, berichtet über diesen Einsatz:

Am 29.September 1919 wurde ich in Leoben geboren, absolvierte dort vier Klassen Volks- und Hauptschule und erlernte anschließend das Bäckerhandwerk. Als Sohn eines sozialdemokratischen Eisenbahners war ich natürlich als Kind bei den Kinderfreunden und ab dem 9.Lebensjahr auch bei den "Roten Falken". Nach Abschluß meiner Lehrzeit war ich, wie die meisten meiner Jugendfreunde, arbeitslos. Enttäuscht über die sozialdemokratische Führung, deren Politik zur Niederlage am 12.Februar 1934 führte, und empört über den Verrat so mancher sozialdemokratischer Funktionäre, entschloß ich mich 1937, dem KJV (Kommunistischer Jugendverband) in Leoben-Leitendorf beizutreten. Mit den Jungkommunisten Toni Wagner, Erwin Muchitsch, Erwin Wedenig und Franz Schwarz bildeten wir in Leitendorf eine aktive Gruppe der illegalen Jungkommunisten, die in manchen Aktionen gegen die schwarz-grünen Faschisten auftrat.

Nach dem Überfall der deutschen Faschisten auf Österreich und der Machtübernahme der Nazis in unserem Land bekam ich im April 1938 Arbeit im Hüttenwerk Donawitz. Aber nur für ein Jahr. Denn schon am 27.Juni 1939 wurde ich mit anderen Genossen von der Gestapo verhaftet. Dabei spielte ein ehemaliger JUSO, der nach dem Februar 1934 zu den Nazis übergelaufen war, die auf der Mugl von den Schutzbündlern versteckten Waffen an die Nazis verraten hatte und dafür nach 1938 zur Gestapo "aufrücken" durfte, eine schmutzige Rolle. Es war der später berüchtigte Gestaposchlichter Anton Fujan.

Mit anderen Jugendgenossen, meisten Lehrlingen der Eisenbahnwerkstätte Knittelfeld, wurde auch ich ins Landesgericht in Graz eingeliefert. Nach 18 Monaten Untersuchungshaft wurde ich wegen "Vorbereitung zum Hochverrat" zu 2 Jahren und 3 Monaten Zuchthaus verurteilt. Im Oktober 1941 wurde ich entlassen und wollte meine frühere Arbeit im Hüttenwerk Donawitz wieder aufnehmen. Aber der damalige Betriebsobmann der DAF (Deutsche Arbeitsfront) Staud, lehnte mit den Worten: "Für Hochverräter ist hier kein Platz!" den Wiedereintritt im Werk Donawitz ab.

Ich mußte mich daher um einen anderen Arbeitsplatz umsehen und kam in die Leobner Arbeiterbäckerei, wo ich bis zum 27.Juni 1943 Arbeit hatte. Obwohl mich die Faschisten wegen meiner Verurteilung für "wehrunwürdig" erklärt hatten, wurde ich zum "Bewährungsbataillon 999" auf den Heuberg einberufen. Ich traf dort auch andere kommunistische Genossen aus Donawitz, wie Toni Hütter, Franz Prevorcic, Edi Resch, Dreschnig und andere. Nach

5 Monaten schikanöser Ausbildung und Schleiferei bis zum Umfallen ging es an die Ostfront. Wir kamen am 24.Dezember 1943 bei bitterster Kälte um Mitternacht am Brückenkopf Cherson an. Dort mußten wir die schwer geschlagene SS ablösen. Man bedenke: Wir politisch Vorbestraften! So tief steckten die Faschisten schon im Dreck. Man schrieb ja schon das Jahr 1943 - und Stalingrad saß allen Faschisten tief im Nacken.

Nach drei Monaten Einsatz wurden wir plötzlich unter mysteriösen Umständen von der Front abgezogen. Nach langen Fußmärschen erreichten wir Nikolajew. Dort wurden wir entwaffnet - lediglich Stahlhelm und Gasmaske durften wir behalten. Wir wurden in ein Gefangenenlager getrieben und dort mit Tausenden russischen Kriegsgefangenen inhaftiert. Beim Einmarsch ins Gefangenenlager mußten wir singen. Die russischen Kriegsgefangenen warfen uns Zigaretten und Machorka zu und bekundeten so ihre Solidarität mit uns. Sicher hatten sie schon erfahren, daß wir ein Teil der "999er" waren. Nach 14 Tagen wurden wir in Viehwaggons verladen, und nach einer Fahrt von drei Wochen kamen wir am Truppenübungsplatz Baumholder an. Bei der Ankunft wurden wir von den Wachmannschaften auf unflätigste Weise beschimpft. "Ihr Verräterschweine"... "Ihr Vaterlandsverräter"... "Kaltmachen müßte man euch Sauhunde"... Das waren noch geringe Beschimpfungen.

Diese verblendeten Landser und Volkssturmlaute, wußten die noch immer nicht, daß dieser verbrecherische Krieg des deutschen Monopolkapitals und der Hitler-Banditen schon längst verloren war?

Man wollte uns wegen "Zersetzung der Wehrkraft" vor das Kriegsgericht stellen. Bis zu diesem Zeitpunkt - wir wußten nicht, wann dies sein würde - wurden wir beim Strafexerzieren und bei Gewaltmärschen, bei geringster Verpflegung neuerlich aufs brutalste drangsaliert und geschliffen. Nach viermonatiger Untersuchung durch irgendwelche Dienststellen wurden wir rehabilitiert. Eines Tages wurden wir zum Appell beordert und ein Hauptmann - ein Wiener (er war nach seinen Aussagen Mitglied der Wiener Philharmoniker) - teilte uns mit, wir seien an den Vorgängen an der Front unschuldig, wir kämen jedoch nicht mehr an die Ostfront, sondern zum Partisaneneinsatz. Wir wurden wieder verfrachtet und landeten nach wochenlanger Fahrt in Viehwaggons in Griechenland. Dort sollten wir gegen die ELAS-Partisanenarmee eingesetzt werden.

Als Jungkommunist hatte ich schon immer auf eine Gelegenheit gehofft, der faschistischen Wehrmacht den Rücken zu kehren; als "999er" wurden wir jedoch zu streng bewacht, und es war nahezu unmöglich, sich auch nur ganz kurze Zeit von der Truppe zu entfernen. Nun, in Griechenland, mußte ich es wagen. Bei der ersten sich mir bietenden Gelegenheit würde ich abhauen und zu den

Partisanen stoßen. Dieser Plan reifte immer mehr in mir heran, jedoch war äußerste Vorsicht notwendig. Es konnte in Griechenland nicht mehr verhindert werden, daß auch wir "999er" Kontakt mit der Bevölkerung aufnehmen, da wir ja schon aus Verpflegungsgründen in den Dörfern und Städten zu tun hatten.

In der Stadt Fassala bekam ich endlich Kontakt mit Zivilpartisanen. Sie gaben mir zu verstehen, daß ich bei meiner Einheit bleiben sollte, es wäre für sie wichtiger, militärische Informationen zu erhalten. Falls es jedoch für mich zu brenzlich würde, sollte ich sofort mit Waffen und Munition zu ihnen abhauen. Schon nach drei Wochen war es soweit. Der Putzer (ein Krimineller), der beim Stab Dienst tat, warnte mich, daß man mich wieder vors Kriegsgericht stellen wollte, ich soll mich "am Riemen reißen" - er glaube, ich sei schlau genug, daß ich nun wüßte, was ich zu tun hätte. Ich dankte ihm für diesen Hinweis. Das war für mich natürlich Alarmstufe I! Noch in derselben Nacht schlich ich mich zu meinem Kontaktmann Jorge. Ich mußte ihn aus dem Schlaf rütteln, er war sofort hellwach. Ich übergab ihm einige mitgebrachte Handgranaten, ich selbst behielt das Sturmgewehr und genügend Munition. Nach gemeinsamer, abenteuerlicher Flucht durch die eigenen Stellungen langten wir nach zirka fünf Kilometern bei den ersten regulären Partisaneneinheiten der "ELAS" an. Wir wurden dort mit großem Hallo empfangen, da mich Jorge als Verbindungsmann zum Strafbataillon "999" vorstellte. Dann ging es tagelang immer tiefer in die Berge.

Eines Tages wurde ich mit meiner Zustimmung zum Propagandaeinsatz abkommandiert. Zwei Monate lang sprach ich täglich mit dem Megaphon zu den deutschen Landsern über ihre aussichtslose Lage - sie sollten überlaufen. Man hörte auf der anderen Seite eine Weile zu, aber dann setzte aus Granatwerfern ein Trommelfeuer auf mich ein, so daß ich mich unter Partisanenschutz jedesmal von meinem Standplatz zurückziehen mußte. Zum Glück wurde ich nie getroffen.

*

Der Jungkommunist Karl Fladerer und sein Übertritt zu den ELAS-Partisanen wird auch in dem Buch von Erwin Bartz "Soldat auf Bewährung", Verlag des Ministeriums für Nationale Verteidigung, DDR, Berlin 1956, dargestellt. Es heißt dort nach einer Schilderung über die Vorbereitungen einer geplanten militärischen Aktion einer deutschen Widerstandsgruppe, knapp vor Beginn dieser Aktion:

"...Doch es kommt etwas dazwischen. Das Verfahren gegen Karl Fladerer (Er stand mit dieser deutschen Widerstandsgruppe in Verbindung. D.Vf.) soll heute eröffnet werden. Es sind vier Wochen vergangen, seit der junge Österreicher laut erklärte, daß

Soldaten keine Räuber sein dürften. Nun ist es soweit. Beim Bataillon liegt eine Meldung, Karl Fladerers Todesurteil. Karl kennt den Termin unserer Aktion nicht, doch selbst wenn er ihn kennen würde, er darf nicht mehr bleiben. Er muß verschwinden.

Aber er beging einen Fehler. Er zog einen Kameraden ins Vertrauen und sagte zu ihm: 'Du, ich gehe zu den Partisanen. Die anderen kommen bald nach, es ist schon alles vorbereitet.'

Der Soldat Martinak - wir hatten ihn bewußt nie ins Vertrauen gezogen - hält Karls Mitteilung für eine Falle. Zum Schein sagt er zu, läuft aber sofort zum Kompaniechef: 'Herr Leutnant, der Fladerer hat mich aufgefordert, mit ihm zu den Partisanen zu gehen.' Der Leutnant lächelt ungläubig. 'Bestimmt, Herr Leutnant', wiederholt Martinak. 'Im Bataillon besteht eine Terrorgruppe, die geschlossen überlaufen will.'

Martinaks schnelles Verschwinden hat Aufsehen erregt. Warum läuft er zum Kompaniechef?, fragen sich die Kameraden. Unaufällig folgt ihm einer. Am offenen Fenster der Schreibstube hört er mit.

Jetzt ist größte Eile geboten. In fliegender Hast greifen dreizehn Mann, darunter auch Karl Fladerer, nach ihren Gewehren. Keine Sekunde zu früh, denn schon nähert sich eine Gruppe Unteroffiziere, die den Schützen Fladerer verhaften wollen. Am Dorfausgang stoßen die beiden Gruppen aufeinander. Die Unteroffiziere eröffnen das Feuer, aber gleich darauf müssen sie in volle Deckung gehen. Die dreizehn schießen zurück, unterstützt von einem Trupp Partisanen, der Karl Fladerers Gruppe entgegengekommen ist..."

*

Wenn diese Schilderung des damaligen Geschehens vom Autor des Buches "Soldat auf Bewährung", Erwin Bartz, auch etwas anders dargestellt wird als dies Genossen Karl Fladerer in Erinnerung ist, so ist dies wohl auch der schriftstellerischen Freiheit zuzuschreiben, die Bartz bei seinem äußerst packend geschilderten kampf- und opfervollen Weg der "999er" wahrnehmen mußte. M.M.

*

Fladerer erzählt weiter: Ich war nach meinem Einsatz beim Propagandatrupp wieder bei einer kämpfenden Einheit der ELAS-Partisanen. Vieles und Schweres haben wir mitgemacht. Die SS wurde immer grausamer gegen die Zivilbevölkerung. Dörfer wurden niedergebrannt, die Einwohner - meistens ältere Frauen und Kinder sowie alte, strapazunfähige Männer - einfach im MG-Feuer niedergemacht. Da durften sich dann auch Wehrmachtsformationen nicht wundern, wenn die Partisanen Gleiches mit Gleichem vergolten haben.

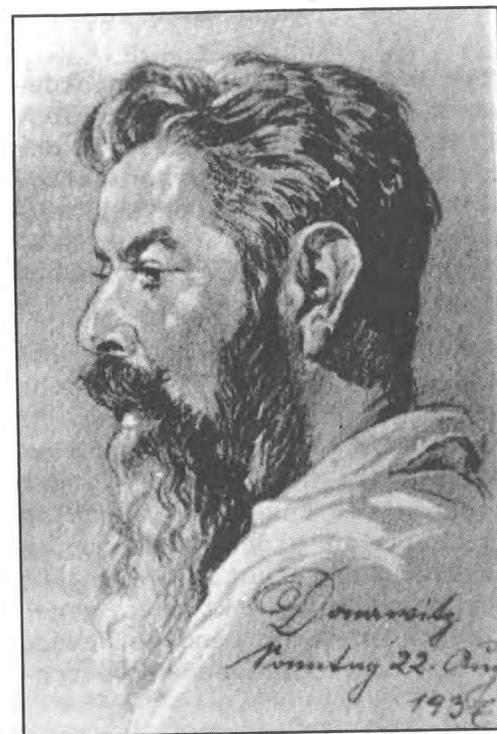
Im März/April 1945, als der Kampf der griechischen Partisanenarmee "ELAS" um die Befreiung ihrer Heimat von Faschismus und Unterdrückung mit Hilfe der Engländer seinem Ende zuing und statt der Befreiung vom faschistischen Joch eine neue Gewalt-herrschaft, diesmal durch "Tommys" und zurückgekehrte griechi-sche Faschisten, Platz griff, mußten auch wir vom A.K.F.D. uns zu den Partisanen unter Tito absetzen. Nach 800 Kilometern Fuß-marsch kamen wir nach Niš. Von da an ging es mit der Bahn durch befreite Gebiete nach Belgrad. Hier traf ich die Genossen Honner, Fürnberg und andere österreichische Kommunisten. Genosse Franz Prevorcic war mit mir nach Belgrad mitgekommen. Unter der Führung der Genossen Franz Honner und Friedl Fürnberg wurde das IV.Österreichische Freiheitsbataillon aufgestellt. In Zemun wur-den wir auf den antifaschistischen Freiheitskampf vereidigt.

Knapp vor dem 1.Mai 1945 kamen wir an die Agramer Front; unsere Aufgabe wäre es gewesen, über Marburg nach Graz vorzustoßen. Zur Feindberührung kam es jedoch nicht mehr, denn die Faschisten be-fanden sich auf wilder Flucht.

Sie waren, da überwiegend motorisiert, natürlich viel schneller als wir. Inzwischen war der Krieg aus. Wir bekamen Befehl, so-fort nach Wien zu kommen. Dort war ja schon eine Provisorische Regierung im Amt. Genosse Johann Koplénig war Vizekanzler, Ge-nosse Honner Staatssekretär für Inneres.

Wir marschierten bewaffnet, unsere alten Kampflieder singend und von der Wiener Bevölkerung freudig begrüßt, in Wien ein und wurden dann zur sogenannten Alarmpolizei rekrutiert, um die Pro-visorische Regierung als einzige bewaffnete österreichische Exe-kutive zu unterstützen. So endete mein Weg vom "Heuberg am kal-ten Arsch" zur "ELAS" und zum Österreichischen Freiheitsbatail-lon.

K.F. (B.b.M.M.)



Gen. Roman Cevaus
 ehem. Schulwart der Volksschule
 in Donawitz (siehe unten), wo
 1943/1944 Konferenzen der ÖFF -
 Österreichische Freiheits-Front
 stattfanden.

Cevaus wurde am 12. November 1944
 im KZ Gusen von der SS ermordet



Die Knabenvolksschule in
 Donawitz



Gen. Josef Horvath,
 Kassier der ÖFF-Bez. Leoben.
 Er wurde im KZ von SS-Wachmann-
 schaften umgebracht.

Seine illegale Aufgabe war es,
 die gesammelten Geldbeträge für
 die "Partisanen-Anleihe" zu
 verwahren und an die Partisanen
 im Kärntner Grenzgebiet weiter-
 zuleiten.

ROMAN CEVAUS

war Schulwart der Volksschule in Donawitz, wohl allen Sozialdemokraten aus der Zeit vor 1934 bekannt. Nach den Februarkämpfen, die als Folge der verhängnisvollen Kapitulationspolitik der rechten SP-Führung mit der Zerschlagung der Arbeiterorganisationen und der Demokratie geendet hatten, ging Cevaus den Weg Tausender aufrechter Kämpfer für den Sozialismus; er trat der Kommunistischen Partei bei. Mit anderen Genossen war auch Cevaus in der Zwischenkriegszeit illegal tätig.

Als sich die braune Flut über unser Land hinwegwälzte, stellte sich Genosse Cevaus auch in dieser verschärften Situation für den illegalen Kampf gegen die Nazifaschisten zur Verfügung. Er stand uns Jüngeren mit Rat und Tat zur Seite. Unsere Organisation, die ÖFF, hatte des öfteren illegale Konferenzen in den Schulräumen der Knabenvolksschule Donawitz. Ende 1943 wurde in dieser Schule von Vertretern der illegalen Widerstandsgruppen aus der Steiermark und Kärnten der Beschluß gefaßt, im Frühjahr 1944, nach der Schneeschmelze, mit bewaffneten Aktionen gegen die faschistischen Unterdrücker zu beginnen. Wenn Genosse Cevaus unsere Konferenzen bewachte, waren wir vor unliebsamen Überraschungen sicher.

Als die Gestapo im Juli 1944 im Bezirk Leoben wahllose Verhaftungen vornahm, fiel auch unser Genosse Cevaus in ihre Hände. Mit anderen österreichischen Antifaschisten und Kämpfern für die Wiedergeburt Österreichs wurde Cevaus ins KZ Mauthausen verschleppt. Von dort wurde er ins Todeslager Gusen überstellt. Auf dem Transportschein stand neben seinem Namen "R.U." - was soviel bedeutete wie "Rückkehr unerwünscht". Cevaus kam auch nicht wieder.

Wie zum Hohn für alle Österreicher wurde dieser aufrechte Kämpfer für die Wiedergeburt Österreichs genau am Geburtstag der Ersten Republik, am 12. November 1944, von entmenschten SS-Banden im Lager Gusen ermordet.

Erst im Jahre 1969 wurde für diesen österreichischen Patrioten in der Knabenvolksschule Donawitz eine Gedenktafel angebracht und dadurch sein Opfertod gewürdigt.

SYLVESTER HEIDER

war einer der führenden Genossen der Partisanengruppe Leoben-Donawitz. Bevor er in die Illegalität gegangen ist, nannten wir ihn Wastl. Er fiel am 22. Juni 1944 als Partisan Fredl im Kampf gegen die Nazifaschisten. Heute erinnert an Heiders Opfertod für Österreich eine schlichte, mit Almbäumen und Moos besetzte Steinpyramide am ehemaligen Kampfplatz, dem Achner Törl am Thalerkogel bei Trofaiach.

Wer war dieser Sylvester Heider, der sein Leben im Kampf gegen die faschistischen Unterdrücker unserer Heimat Österreich eingesetzt hat? In der Zeit des illegalen Kampfes gegen den Faschismus war es nicht üblich und auch sehr gefährlich, wenn man über diesen Kampf Aufzeichnungen gemacht hätte. So konnte darüber erst viel später berichtet und Stein für Stein zusammengetragen werden.

Der Neffe Heiders, Rudolf Heider, erzählte mir über seinen Onkel:

...Die Familie Heider stammte aus der Weststeiermark, südlich von Deutschlandsberg. Mein Onkel wurde von uns allen nur Sifi genannt, weil uns der Name Sylvester zu lang vorkam. Der Großvater, Markus Heider, ist in St. Johann bei Arnfels begraben. Er war Eisenbahner und hat vor dem ersten Weltkrieg in Marburg als solcher gearbeitet, bis er infolge eines schweren Unfalls frühzeitig in Pension gegangen ist. Die Großmutter, wohl slowenischer Herkunft, hat mit ihren fünf Kindern in deren Schulzeit immer mitgelernt und beherrschte dadurch die deutsche Sprache fast einwandfrei. Noch vor 1914 zog die Familie nach Graz-Liebenau, wo sie eine kleine Gärtnerei pachtete und sich dadurch ihren bescheidenen Lebensunterhalt bestritt. Onkel Sifi hat in Graz-Liebenau die Schule besucht und dort auch zwei Jahre Lehrjahre als Elektriker absolviert. So erzählte es mir mein Vater. Dieser ist selbst 1925 nach Lothringen ausgewandert und hat in einem Hüttenwerk, vergleichbar mit Donawitz, als Stahlbauschlosser gearbeitet. Das war in der Stadt Hayange, wohin auch Onkel Sifi später nachgekommen ist. Dort hat er dann die Tochter des reichsten Gasthofbesitzers geheiratet und eine sehr glückliche Ehe geführt. Germaine, so hieß meine Tante, war eine echte Französin. Sie sprach auch fließend Deutsch. Leider war sie schwer tuberkulos und bekam keine Kinder. Obwohl mein Onkel einen gutbezahlten und auch sicheren Arbeitsplatz hatte - in Österreich herrschte damals schon große Arbeitslosigkeit -, ging er mit seiner Frau über Anraten der Ärzte in seine Heimat zurück. Die Ärzte glaubten, die Luftveränderung würde eine Besserung des Gesundheitszustandes nach sich ziehen. Es ging ihr auch einige Zeit besser, jedoch starb sie dann an hochgradiger Tuberkulose.

kulose. Onkel Sifi hat später wieder geheiratet, führte jedoch mit der zweiten Frau keine gute Ehe, da diese krankhaft eifersüchtig war. Sie hieß Maria, war eine Blondine, eine wahre Schönheit. Sie hatte aber viele andere negative Seiten. Nachdem mein Onkel einen Fernkurs über Stahlbau und Kesselschmiede absolviert hatte, war er im Donawitzer Werk "der Spezialist" für die Anfertigung aller Rohrteile und Rohrverschneidungen. Hätte er den Krieg überlebt, er wäre sicher ein leitender Fachmann in dieser Stahlbauparte geworden, da er nicht nur wegen seiner Fachkenntnisse, sondern vor allem auch wegen seiner sprichwörtlichen Kameradschaft und Hilfsbereitschaft unter den Kollegen beliebt und auch geachtet war.

(Als die deutschen Faschisten Österreich überfallen hatten und sich die Okkupation unserer Heimat durch eine "Volksabstimmung", unter brutalstem Gesinnungsterror, vom österreichischen Volk "bestätigen" ließen, wollte Wastl nicht zur Abstimmung gehen. Über Drängen der ganzen Familie tat er es doch, stimmte jedoch mit einem klaren Nein ... Dies berichtete mir Genosse Heider, als wir 1943 noch beide legal waren. M.M.)

Rudolf Heider erzählte weiter: Mein Onkel zog dann, nachdem ich selbst einrücken mußte, im Jahre 1942 in meine von mir vorher bewohnte Dachkammer. Er hatte seine eifersüchtige Frau verlassen, da sie ihn wegen seiner politischen Gesinnung zu erpressen versuchte. Mia, so hatten wir sie genannt, bekam damals von der Gestapo eine Stelle als Aufräumerin und hat - so erzählte es mir nach dem Krieg mein Vater - meinem Onkel immer wieder Drohbriefe zugesandt.

(Es ist nicht erwiesen bzw. konnte nicht exakt ermittelt werden, ob Heiders zweite Frau, Maria, zu diesem Zeitpunkt oder später von der Gestapo auch dazu benützt wurde, unseren Genossen Heider zu überwachen. M.M.)

Im Jahre 1941, erzählt Rudolf Heider weiter, hat mein Onkel noch einen Fernkurs für Maschinenbau angefangen und wollte mit mir, der ich in diesem Kurs schon weiter fortgeschritten war, gemeinsam studieren. Es kam jedoch nicht mehr dazu, da ich ja 1942 einrücken mußte. Ich habe dann meinen Onkel im Februar 1944 das letztmal gesehen. Er übergab mir noch ein Bild von meiner Mutter - ich hatte von Vater nie ein solches bekommen. Sifi hatte es all die Zeit für mich aufbewahrt. Es sollte mich auf allen gefährvollen Wegen im Krieg begleiten - das waren seine Abschiedsworte.

So war er, mein Onkel, den wir liebevoll Sifi genannt hatten, und so sollen ihn auch alle Freunde, die ihn kannten und achteten, in Erinnerung behalten!

*

Rudolf Heider, der Neffe unseres Wastl, hatte seine Erzählung über einen Lebensabschnitt seines Onkels beendet und betrachtete mit sichtbarer Wehmut ein altes Foto, das unseren Genossen Sylvester Heider zeigte.

Als Kampfgefährte Heiders erinnere ich mich vieler Episoden und gefährlicher Situationen in der Zeit unserer gemeinsamen illegalen Tätigkeit und später der Kampfhandlungen der Partisanengruppe Leoben-Donawitz. Einige davon will ich schildern.

*

Im Juni 1943

ging es mit der preußisch-faschistischen Militärmaschine langsam zu Ende. In Jugoslawien hatte die Partisanenbewegung einen riesigen Aufschwung erlebt. Die Niederlage der 6. Armee in Stalingrad hatte die unterjochten Völker zum Widerstand gegen die Faschisten ermutigt. Auch in Österreich bereiteten wir uns auf den bewaffneten Kampf gegen die Hitler-Faschisten vor. Zusammengeschlossen in der ÖFF - Österreichische Freiheits-Front. Im Gebiet Leoben bestand bereits eine gut funktionierende Widerstandsbewegung. Unsere Verbindungen reichten sowohl zu den Kärntner Partisanen als auch zu den Zehntausenden Fremdarbeitern, die, vor allem in unserem Industriebezirk konzentriert, in Fremdarbeiterlagern untergebracht waren. Dort wurden sie vom berüchtigten Werkschutz streng bewacht.

Wastl - noch legal, hatte die Verbindung mit den "Ostarbeitern" aufzurechtzuerhalten und unter ihnen geeignete Kämpfer auszuwählen. So ergab es sich von selbst, daß er mit dem einen oder anderen dieser bedauernswerten "modernen Sklaven" der Rüstungsindustrie gesehen wurde. Der NS-Spitzeldienst im Donawitzer Werk hatte den Werkschutz - der dem Sicherheitsdienst der Nazis (SD) unterstand, auf Heider aufmerksam gemacht.

Eines Tages erfuhr ich, daß Genosse Heider vom Werkschutz verhaftet und ins Vernehmungszimmer in die Werkschutzbaracke gebracht worden war. Es war in Donawitz allgemein bekannt, daß einer der Chefs des bewaffneten Werkschutzes, nämlich Friedrich Conc, fast allabendlich festgenommene Fremdarbeiter derart verprügelte, so daß diese blutüberströmt oft tagelang im Werkschutzbunker liegenblieben.

Was hatten diese minderwertigen Werkschutzkreaturen mit unserem Wastl vor? Wollte Conc, dieser Sadist, auch an einem einheimischen Arbeiter seine brutalen Gelüste befriedigen? Dies sollte dieser Schuft lieber bleiben lassen! ... Solche Gedanken ließen mich nicht zur Ruhe kommen, und ich vergewisserte mich, ob meine Pistole, die ich immer bei mir trug, entsichert war. Für alle Fälle.

Ich betrat die Werkschutzbaracke, die gegenüber der Werkschulküche lag. Wastl saß mitten im Vernehmungszimmer und wurde von vier bis fünf Werkschützern bewacht. Meistens arbeitsscheue Elemente. Mit wenigen Ausnahmen. Ich gab mich Wastl nicht zu erkennen und ging ins Büro des Wachhabenden, um nachzufragen, ob die Diebstahlsangelegenheit des Werkschülers Ramsenthaler - der nebenbei Fähnleinführer der Hitlerjugend war - schon Aufklärung gefunden hätte. Der Wachhabende, ein gewisser Hackl, sagte mir, daß der Lehrling den Diebstahl zugegeben hätte und alles weitere Sache der Polizei sei. Damit war ich zufrieden. So beiläufig fragte ich Hackl beim Weggehen - so daß es Wastl hören konnte: "Na, was hat denn der da ausgefressen? ... Das ist aber kein Ostarbeiter - oder doch?"

Wastl hatte sofort begriffen und sagte mit erregter Stimme: "Wissen Sie - so eine Gemeinheit! Da wird man einfach von einer dringenden Arbeit weg verhaftet, nur deshalb, weil man einem armen Teuf'l ein Stück Brot gegeben hat! ... Was sagen Sie dazu, als Kriegsversehrter und Soldat?"

Ich sagte vorerst gar nichts, da ich mehr wissen wollte. Da wurde die Tür zum Nebenraum aufgerissen und Conc, der Schläger, der die laute Stimme Heiders erkannt haben mußte, stürzte auf Wastl zu und brüllte: "Halt's Maul, du Hund! Bis jetzt hat dich noch niemand um deine Meinung gefragt! Ich werde dir schon noch draufkommen auf deine Schliche! Wenn du nicht freiwillig Rede und Antwort stehst, dann hab' ich eine besondere Methode, störrische Leute zum Sprechen zu bringen!"

Wastl sah den Kerl ruhig an und sagte dann mit spöttischem Ton: "So einer wie du, Conc, der hat freilich kein Verständnis für hungrige Menschen!" ... "Man braucht dich ja nur anzuschau'n, vom Arbeiten bist du bestimmt nicht so dick und fett geworden!" ... "Aber wenn ihr glaubt", sagte Wastl zu den anderen Werkschützern gewandt, "daß ihr mit uns Donawitzer Arbeitern genauso brutal verfahren könnt wie mit den Fremdarbeitern, so täuscht ihr euch gewaltig! Ich werde mich um mein Recht an den Betriebsmann der DAF wenden!"

Wastl war bei den letzten Worten das Blut in die Stirn geschossen. Das war nicht gut. Ich mußte sofort einlenken, bevor er noch unvorsichtiger wurde.

"Na, Kamerad Hackl", sagte ich deshalb zum Dienstführer, "gar so arg kann das Vergehen dieses Arbeiters doch nicht gewesen sein!" ... "Wer ist es denn eigentlich?"

"Er ist aus Trofaiach" ... "Ich kenn' ihn sowieso und er hat bis jetzt noch nie einen Anstand gehabt! Gestern hat der Werkschutzmann Müller beim Rapport gemeldet, daß Heider - so heißt er näm-

lich - einer Ostarbeiterin Brot zugesteckt hat. Das ist verboten, wie du ja weißt. Daraufhin mußten wir auf Befehl des SD-Chefs Kappeller den Mann verhaften. Es ist aber meiner Meinung nach grundfalsch, wenn man nun auch schon Einheimische wegen jedem Schmarr'n verhört", sagte Hackl und drehte sich dabei zu Conc um.

"Da hast du wirklich recht", antwortete ich dem Dienstführer. Zu Conc gewandt sagte ich mit Betonung: "Das könnte eventuell ein Nachspiel haben!"

Wastl, der wußte, daß ich nie unbewaffnet meinen Dienst als Heimleiter der Werkschule versah, nickte kaum merklich mit dem Kopf und sagte, nun schon wieder mit ruhiger Stimme: "Da haben Sie nun selbst gehört... Brot hab' ich jemandem gegeben..., dafür verhaftet man mich einfach und hält mich von meiner dringenden Reparaturarbeit an einem Kessel ab!" ... "Ich werde mich über diese Behandlung beschweren!"

"Na ja, Sie dürfen eben Verbote nicht umgehen!" ... "Macht ist eben auch Gesetz", sagte ich und redete auf den Dienstführer ein, Heider doch wegen so einer Kleinigkeit nicht so lange von seiner wichtigen Arbeit abzuhalten.

Heiders mutiges Auftreten und meine Fürsprache für ihn hatten auf den Wachhabenden sichtlich Eindruck gemacht, und er ließ Wastl, nach einer nochmaligen Ermahnung, keinen Kontakt mit den Fremdarbeitern zu pflegen, da dies ja verboten sei, wieder frei. Eine sehr heikle Situation war damit vorläufig gut überstanden.

Conc, der mit gesenktem Kopf die ganze Unterhaltung mit anhören mußte, stierte Heider mit blödem, erstauntem Gesichtsausdruck nach und verschwand mit einem lauten Fluch wieder in seinem Büro. Mir war klargeworden, daß Wastl nun umso mehr konspirativ arbeiten mußte und auch ich mich in größerer Gefahr befand. Bei unserem nächsten Treff hatten Wastl und ich vereinbart, nie mehr ohne Handfeuerwaffe unserer Arbeit nachzugehen. Wastl mußte in Zukunft auch darauf verzichten, selbst einem Fremdarbeiter ein Stück Brot zu geben.

Seit diesem Vorfall im Werkschutzlager in Donawitz war ein halbes Jahr vergangen. Wir hatten unsere Organisation weiter ausgebaut und mußten schon mehrere Genossen, die bereits untergetaucht waren und sich auf verschiedenen Versteckplätzen befanden, mit Lebensmitteln versorgen. Meistens waren Bersch, die Verlobte unseres Partisanen Tic, Wastl oder ich selbst es, die mit vollbepacktem Rucksack ins Gesäuse, in die Zölz oder in die Kreuzen unterwegs waren. Diesmal, knapp vor

Weihnachten 1943,
lag der Schnee schon bauchtief auf der schmalen Landstraße, die

zwischen dem Reiting und dem Reichenstein längs des Gößgrabens zum letzten Bauerngehöft führte. Bei solchen Wegverhältnissen mußte man sich schon sehr beeilen, um in vier bis fünf Stunden bis zum Aufstieg zur Kreuzenalm zu gelangen. Es war auch sehr gefährlich, allein und mit vollgepacktem Rucksack so weite Strecken unterwegs zu sein. Die Nazimachthaber spürten im Kriegswinter 1943 - nach der großen Schlappe bei Stalingrad und den darauffolgenden großen Offensiven der Roten Armee - bereits ihr nahendes Ende. Sie verstärkten daher im Hinterland ihren Terror gegen die kriegsmüde Bevölkerung, und überall waren Spitzel am Werk, die alles aufboten, um der Widerstandsbewegung zu schaden. Dem Volk redeten die Nazis noch immer ein, daß ihr "totaler Krieg" auch zum "totalen Sieg" führen wird. Mit dieser Lüge, die noch vielen Tausenden Österreichern das Leben kosten sollte, hatten die braunen Vaterlandsverräter jedoch immer weniger Erfolg bei der obersteirischen Industriearbeiterschaft. Die Widerstandsgruppen bereiteten bereits den bewaffneten Kampf gegen die Faschisten vor. Eine dieser Gruppen befand sich zu diesem Zeitpunkt in einer Almhütte in der Kreuzen.

...Nach seiner schweren Arbeit im Werk Donawitz holt sich Wastl seine Schier aus dem Holzverschlag und fährt damit den Gößgraben entlang. Es ist schon stockfinster, als er in die Nähe des letzten Bauerngehöfts kommt. Da möchte er gern eine kurze Rast machen, jedoch die Einsatzgruppe mußte die Lebensmittel raschest bekommen. Niemand durfte davon wissen, und es war daher auch besser, wenn er seinem Wunsch, beim Bauern zu rasten, nicht nachgab.

Der Rucksack war verteufelt schwer, und tief schnitten die Riemen in Wastls Schultern. Trotzdem stapft er unverdrossen bergan. Er denkt nicht an sich und die riesige Schinderei im tiefen Schnee, er weiß nur, daß die Genossen oben am Berg schon dringendst Lebensmittel haben müssen. So merkt er auch nicht gleich, daß sein Herz immer unregelmäßiger schlägt. In einem tief verschneiten Hohlweg muß Wastl alle Kraft aufwenden, um nicht im pulverigen Schnee zu versinken. Da macht sein Herz auf einmal einen "Hupfer", und er kann nicht mehr weiter. Kreidebleich und halb bewußtlos setzt er sich nieder.

Zwischen fliegenden Wolkenfetzen scheint der Mond durch, und sein milchiges Licht beleuchtet die zusammengesunkene Gestalt. Oben, in der tiefverschneiten Almhütte, warten die Partisanen auf Wastl und werden immer unruhiger. Es war schon beinahe Mitternacht und der Genosse schon eine Stunde überfällig. Bange Fragen fliegen hin und her.

"Hoffentlich ist ihm nichts passiert", sagt Tič, ein dunkelhaariger Partisan. "Meinst du nicht, Josch, soll ich Wastl entgegenfahren?" Tič will sich schon seine Schier anschnallen, aber

die anderen halten ihn davon ab. "Überleg' dir doch, Tič, die Spuren im Schnee" ... "Damit locken wir doch nur Verfolger an", sagt Josch mit Bestimmtheit. Tič gibt sich damit jedoch nicht zufrieden.

"Vielleicht ist ihm doch etwas zugestoßen" ... "Bei diesem Wetter ist es doch leicht möglich", sagt er voll Sorge. Trotzdem halten ihn die anderen ab, Wastl entgegenzufahren. Der hat inzwischen den Schwächeanfall überwunden und richtet sich mühsam auf... Wie kann man nur, denkt er, was ist los mit mir? ... Macht mir mein Herz schon wieder G'schicht'n? ... Vielleicht war mir nur deshalb schlecht, da ich ja fast nichts gegessen hab'... Doch da Wastl weiß, daß sich auch die Genossen fast immer mit knurrendem Magen schlafen legen müssen, er jedoch einen vollen Rucksack mit Lebensmitteln bergan schleppt, stapft er unverdrossen weiter. Nach einigen hundert Metern pocht er endlich mit dem verabredeten Klopfzeichen an die Hüttentür, und die Genossen nehmen ihm die schwere Last ab.

Dann beginnt ein Fragen und Forschen. Wie, was, wo..., was hört man von der Kriegsfront ... und was von den anderen Gruppen? ... Wastl gibt geduldig Antwort. Die Genossen bemerken vor Freude über sein Auftauchen gar nicht, daß es ihn immer wieder schüttelt und er noch immer fast erschöpft ist von der großen Schinderei, die er hinter sich hat. Alle Fragen beantwortet er gewissenhaft, nichts jedoch davon, daß er einen Herzanfall gehabt und halb bewußtlos im Schnee gelegen war.

Nach einer kräftigen Stärkung und einem Häferl voll heißem Tee tritt Wastl den Heimweg an. Um 6 Uhr früh muß er wieder an seiner Werkbank stehen, und niemand darf ihm anmerken, daß er in der Nacht so große Strapazen auf sich genommen hatte, um die Genossen mit Lebensmitteln und Nachrichten zu versorgen.

Alle Strapazen zählen nicht, wenn man ein klares Ziel vor Augen hat. Wastl hatte ein Ziel. Darum kämpfte er mutig und unermüdet für die Befreiung des österreichischen Volkes vom Hitlerfaschismus. Was zählten da schon Strapazen.

M.M.

ALS ÖSTERREICHISCHER ANTIFASCHIST IN DER ROTEN ARMEE

Anfang Juli 1943 wurde in Krasnogorsk bei Moskau aus österreichischen und deutschen Kriegsgefangenen, welche den ersten Lehrgang der 1. Antifaschistischen Schule für Kriegsgefangene in der Sowjetunion besuchten, eine Frontbrigade zusammengestellt. Sie sollte die Anti-Hitler-Propaganda an der Front verstärken. Es war dies der erste Versuch, der in dieser Form vorgenommen wurde. Von den österreichischen Antifaschisten wurden drei Mann aus ihren Reihen, frei und in geheimer Abstimmung, für diese Aufgabe ausgewählt. Die Wahl fiel auf den Steirer Karl, auf einen Tiroler namens Franz und auf den Salzburger Josef Pichler, der leider seine Heimat nie wieder sehen sollte. Er fiel im Kampf gegen den Faschismus.

Einige Kameraden vom Nationalkomitee "Freies Deutschland" wurden ebenfalls der Brigade zugeteilt. In Moskau wurde die Gruppe dann schließlich frontreif ausgerüstet. Die zerschlossene deutsche Uniform wurde mit einer neuen, russischen gewechselt. Die frischbackenen "Russen" fühlten sich zuerst einmal recht unsicher. Karl machte den "kühnen" Vorschlag, einen Spaziergang auf der Straße zu wagen. Keiner der Kameraden hatte Lust dazu. Karl ging also allein los, zuerst einmal um einige Häuserblocks. Da niemand von ihm Notiz nahm, ging er ein anderes Mal schon bis zum Roten Platz. Zwei Tage Moskau vergingen sehr rasch, dann ging es ab an die Front.

Die Führung der Brigade oblag der österreichischen Genossin Ruth Fischer, einer sehr lebhaften Frau. Ein sowjetischer Oberleutnant war Begleiter und Verbindungsmann zu den militärischen Stellen. Die ganze Gruppe war unbewaffnet. Vom Bjelorusischen Bahnhof in Moskau ging die Fahrt per Eisenbahn nach Westen bis knapp zur Stadt Jelnja, welche erst kurz vorher von den Soldaten der Roten Armee befreit worden war. Das war ungefähr zweihundert Kilometer von der Sowjethauptstadt entfernt. Hier in Jelnja war der Krieg, verbrannte Dörfer, zerwühlte Felder. Das war das Bild, das sich hier der Antifa-Brigade, die sich auf einem kleinen Lkw durch die Fahrzeugkolonnen den Weg nach vorne erobern mußte, bot. Das auf sich gestellte Häuflein der Brigade erreichte nach Tagen den Stab der 7. Abteilung, welche der 33. Armee zugeteilt war. Diese 7. Abteilung hatte die Aufgabe, propagandistisch mittels Flugblätter und Lautsprecher auf die Soldaten der anderen Seite einzuwirken.

Die Abteilung hatte eine eigene Druckerei mit deutschem Satz. Flugblätter und Lautsprechersendungen von Graben zu Graben, das waren die Waffen der "Siebenten". Sie wurden reichlich eingesetzt und retteten vielen deutschen Soldaten das Leben. Die Greuelpropaganda der Nazis wurde von vielen Soldaten der

Deutschen Wehrmacht immer weniger geglaubt. Mit dieser wichtigen politischen Arbeit verging der ganze Sommer sehr rasch.

Im Herbst wurde die Kampftätigkeit im Mittelabschnitt sehr lebhaft. Rund um Orscha, beim Dorf Lenino, griff die Rote Armee - unterstützt von der I. Polnischen Division - den sich hartnäckig wehrenden Gegner an. Es kam zu gewaltigen Schlachten. Die "Siebente" half auf ihre Weise. Karl wurde mit dem Lautsprecherwagen zum Einsatz geschickt.

So ein Einsatz spielte sich in folgender Weise ab: Meistens in den Abendstunden wurde der kleine SIS-Lkw, der als Kastenwagen die technischen Einrichtungen sowie Platz für einen kleinen Tisch mit Mikrophon hatte, so weit als möglich an die vorderste Linie herangefahren. Die Mannschaft bestand aus dem technischen Leiter, dem Fahrer und dem "Diktor" - dem Sprecher. Hatte die Station einen geeigneten Standplatz gefunden, wurde ein Gummikabel ganz nach vorne ausgerollt und ein schwerer, trichterförmiger Lautsprecher daran angeschlossen. Bei gutem Wind war so ein Lautsprecher fast einen Kilometer weit zu hören.

Der Einsatz bei Lenino blieb Karl besonders in Erinnerung. Es war eine stockfinstere Oktobernacht, und trotzdem kam auch an diesem Abend die Front nicht zur Ruhe. Die Deutschen schossen mit mittelschwerer Artillerie Störfeuer. Die Fahrt mit dem völlig abgeblendeten Stationswagen auf der von Granateinschlägen aufgerissenen Straße, unter Sperrfeuer, war nicht ohne. Als der Fahrer nicht mehr weiterfand, gab der Techniker, ein junger Leutnant, den Befehl zum Aufbau der Anlage. Karl und der Fahrer, ein Usbeke, mußten das Kabel und den Trichter nach vorne bringen. Die Rotarmisten im vordersten Graben begrüßten die beiden mit einem etwas mitleidigen Lächeln. Es gab Meinungen, daß es besser wäre, zu schießen als zu reden, nachdem man den Trichter, auf die Deutschen gerichtet, zusätzlich noch einige Meter ins Niemandsland hinein in Stellung gebracht hatte. Der Usbeke blieb bei den Rotarmisten im Graben zurück. Karl mußte allein den Weg zurück zum Stationswagen finden. Ab und zu wurde die Finsternis durch einen Granateinschlag oder durch langsam niedergehende Leuchtraketen durchbrochen. Durch dieses blendende Licht war es nachher umso finsterner. Karls einziger Wunsch war, den Wagen zu finden und niemandem zu begegnen! Es dauerte nicht allzulang und er wurde angerufen: "Kto idjot?" - "Wer ist da?" Karl ging es blitzschnell durch den Kopf, das könnte schiefgehen! Kurz entschlossen antwortete er der unsichtbaren Gestalt: "Swoji", das heißt "eigene", dazu brachte er es noch zustande, das Lösungswort des Tages fehlerfrei zu sagen. Der Rotarmist war zufrieden und sagte nur: "Verdammt finster heute!" Es war also gut ausgegangen, und Karl kam, von mehreren Einschlägen aufgeschreckt, wohlbehalten zum Wagen. Mit der Sendung wurde sofort begonnen.

Karl las einen Frontbericht über die Kriegslage, anschließend gab es deutsche Plattenmusik mit "Lili Marlen", eine Sendung speziell für Österreicher folgte und danach die Aufforderung, sich freiwillig in die Gefangenschaft zu begeben! ... "Wenn sich deutsche Soldaten ergeben", so hieß es auch im Flugblatt, "schont die Rote Armee ihr Leben!"

Die Soldaten gegenüber hörten die Sendung ruhig an, nur die Granatwerfer der Deutschen versuchten, die Station zu treffen. Umso mehr mußte daher weitergesendet werden, denn durch Schweigen hätte man am ehesten den Standort der Station verraten. Erst um Mitternacht wurde abgebaut.

Karl mußte wieder ganz allein nach vorne. Es ging jedoch alles glatt vor sich. Die Rotarmisten waren guter Laune und sichtlich überrascht, daß die "Fritzen" nicht geschossen hatten. Der Abschied vorne im Graben war herzlich. Der Usbeke und Karl brachten die Geräte glücklich zurück.

Bis auf einige Splitter im Aufbau der Station konnte die Aktion in den frühen Morgenstunden als beendet erklärt werden. Im Erdunker, auf russisch "Semlanki", wurde dann einige Stunden ausgeruht.

Im Winter 1943/1944 holte sich Karl in der Gegend von Witebsk eine schwere Lungenentzündung. Mit 40 Grad Fieber wurde er von einem Offizier der Abteilung in ein Feldlazarett gebracht. Dieses war in einem großen Kolchosschuppen eingerichtet. Es war voll belegt. Verwundete und Kranke wußten nichts von der Nationalität Karls. Jetzt reichten seine Sprachkenntnis schon so weit, um sich verständigen zu können. Einmal fragte ihn ein Bettnachbar, es war ein Georgier, der ebenfalls ein schlechtes Russisch sprach: "Bist du Este?" ... Karl antwortete: "Njet" - "ja Awstritz", was soviel heißt wie: "Nein, ich bin ein Österreicher." Der Georgier schüttelte den Kopf: "Nicht möglich", sagte er.

Es näherte sich der Frühling, und Karl wurde von seiner "Siebenten" wieder zurückgeholt. Es ging an die heißumstrittene Witebsker Front. Es gab viele Einsätze in vorderster Linie. Einmal lag Karl mit zwei Rotarmisten in einem Erdloch im Graben. Ringsum schwere Einschläge von deutschen Nebelwerfergranaten. Es waren dies die ersten deutschen Raketengeschosse. Ein deutscher Angriff stand unmittelbar in Aussicht.

Der Älteste im Erdloch, ein Leningrader Schlosser, sagte besorgt zu Karl: "Was wirst du tun, wenn die Deutschen kommen? Du kannst dich ja ohne Waffe nicht einmal wehren!" ... "Warum gibt man dir nicht eine Waffe? - Das verstehe ich nicht - an der vordersten Linie - ohne Waffe?"...

Es dauerte nicht lange und der Leningrader drückte Karl eine MPI in die Hand. Es kam zu keinem Grabenkampf, der deutsche Angriff blieb liegen. Mit einer Sendung des Lautsprechers war es an diesem Abend vorbei. Der Lautsprecherwagen hatte einige Treffer erhalten, jedoch die Mannschaft blieb unverletzt.

Bei der großen Sommeroffensive der Roten Armee, in deren Verlauf ganz Bjelorußland befreit wurde, ging es 500 Kilometer nach Westen. Einige hunderttausend Deutsche gingen in Gefangenschaft. Sogar die sonst so stolzen deutschen Generäle hatten Lust weiterzuleben und begaben sich in Gefangenschaft, obwohl sie den Soldaten immer eingeredet hatten, daß die Russen jeden erschießen würden, der in Gefangenschaft gerät.

Die "Siebente" hatte viele Gespräche mit Deutschen und Österreichern - sie alle waren froh darüber, daß für sie der Krieg endlich aus war.

Vor Weihnachten 1944 stand die 33. Armee knapp vor Warschau. Vorher wurde Lublin und das furchtbare KZ der SS, Meidanek, befreit. Die Antifa-Brigade war bis auf zwei Mann zusammengeschmolzen. Ruth Fischer war schon im Herbst nach Moskau zurückgekehrt, und auch für Karl kam der Tag des Abschieds von den Genossen. In einer tagelangen Reise ging es wieder in die Hauptstadt der UdSSR. Eine Gruppe Österreicher wurde für einen Einsatz als Partisanen hinter der Front vorbereitet.

Im Frühjahr 1945 überstürzten sich die Ereignisse. In den ersten Märztagen flog eine sowjetische Douglas mit der zusammengestellten Partisanengruppe über Bukarest nach Belgrad und ins Partisanengebiet von Crnomelj in Slowenien. So bekam das Österreichische Freiheitsbataillon Verstärkung. Mit den Genossen Fürnberg, Honner und Dr. David ging es durch befreites Gebiet - über Zadar und Belgrad nach Ungarn und per Lastauto am 17. April 1945 im Burgenland über die Grenze nach Österreich.

Einige rotweißrote Fahnen begrüßten die Heimkehrer. Noch brannten in Wien viele Häuser, als sie dort ankamen. Das neue Österreich hatte es in seiner Stunde der Wiedergeburt nicht leicht.

Auch Karl machte sich das Leben nach dem Krieg nicht leicht. Er hielt, was er seinen sowjetischen Genossen beim Abschied versprochen hatte: in der Heimat weiter für Frieden und Sozialismus zu kämpfen.

K.H.

*

Kurzbiographie:

Karl Hirt, Jahrgang 1914, erlernte in Graz den Beruf eines Hohlbildhauers. Schon als Kind war er Mitglied der "Roten Falken", später in der Gewerkschaftsjugend der Holzarbeiter. Mit 16 Jah-

ren (1930) erste Kontakte mit grazer Jungkommunisten (KJV). Seit 1933 Mitglied der KPÖ, 1934 Beteiligung an den Februarkämpfen in Graz. Illegale Tätigkeit in Wien in den Jahren 1934/1935, 11 Monate Gefängnis in der Zeit des Austrofaschismus. 1938 bis 1942 in der Deutschen Wehrmacht, danach Übertritt zur Roten Armee bei Murmansk. Nach Besuch der 1. Antifa-Schule ab Sommer 1943 als Frontpropagandist in den Reihen der Roten Armee. Ab Frühjahr 1945 Angehöriger des Österreichischen Freiheitsbataillons in Slowenien. Im wiedererstandenen Österreich mit kurzen Unterbrechungen Parteisekretär der KPÖ in mehreren Bezirken, fast 20 Jahre Landesleiter der Jungen Garde und Sekretär der Landesleitung Kinderland in der Steiermark. Zuletzt Obmann der Bezirksleitung der KPÖ Judenburg.

Werte Familie Hilt
Ich würde mir Ihnen mitzuteilen
wünschen daß sich Ihre Töchter in
süßlicher Umgebung aufhalten
können und gesund sind und
besuchen sie. Schreiben Ihnen als
Mutter welche auch immer das
in diesen schwierigen Zeiten
draußen stehen muß. Ich habe Ihnen
Kleider waschen geschickt und
die Nachfrage von dem kleinen
Kleiderkasten häufig abhandelt
20-20.30 Stück und viele. Und
sich gebildet mit guten Müttern
Ihr Kind wird wieder kommen
wenn dieser goldene Krieg
vorüber ist. Ihre Mutter
aus Wien

Zum Einlegen ins Soldbuch.

MERKBLATT

Für den deutschen Frontsoldaten an der Ostfront gibt es drei Möglichkeiten:

1. Für die verspielte Sache Hitlers umzukommen.
2. Wer Glück hat, kann ein Krüppel fürs ganze Leben bleiben.
3. In russische Gefangenschaft geraten, das Kriegsende abwarten, gesund und heil heimkehren.

Wer das Leben, seine Familie und die Heimat liebt, wählt die dritte Möglichkeit.

Die Mehrzahl von Euch beherrscht nicht die russische Sprache und die deutschen Soldaten, die sich ergeben oder überlaufen wollen, fürchten eventuell Mißverständnis seitens der Russen, weil man sich nicht verständigen kann.

Zur Erleichterung der ersten Augenblicke lernt nach diesem Merkblatt einige einfache russische Sätze auswendig:

Deutsch:

1. Ich gebe mich gefangen!
2. Ich bin Überläufer!
3. Schieße nicht, ich ergebe mich!
4. Ich bin verwundet, holt den Sanitäter!
5. Ich habe Durst, geben Sie bitte Wasser!
6. Ich habe Hunger, geben Sie bitte Brot!
7. Geben Sie bitte eine Zigarette!

Russisch:

- Ja sdajuss w plen!
- Ja perebeschtschik!
- Ne streljai, ja sdajuss!
- Ja ranen, posowita sanitara!
- Ja chotschu pit, proschu dat wody!
- Ja goloden, proschu dat chleba!
- Dajte poshalusta sakurit!

MERKT-BESONDERS FOLGENDES:

Bei der Gefangengabe, Hände hoch und ruft laut:
„RUSS, SDAJUSSI“,

d. h. „Russe, ich ergebe mich!“

Wenn Du unserem Rat folgst, ist der Krieg für Dich zu Ende.

Nach dem Kriege kehrst Du aus der Gefangenschaft heim!

Dieses Merkblatt gilt als Passierschein bei der Gefangengabe.

Эта памятка служит пропуском при сдаче в плен.

DER "ZITHERKASTEN"

lag endlich im Gepäckträger verstaut. Ich hatte mich immer wieder vergewissert, daß mir niemand gefolgt war auf meinem Weg vom Gasthaus Loidl zum ziemlich weit davon entfernten Bahnhof. Dann war ich in den Zug gestiegen, der mich von Hieflau über Eisenerz und Vordernberg nach Donawitz bringen sollte. Fast außer Atem, setzte ich mich an einem Fensterplatz nieder, von dem aus ich den Zitherkasten immer im Auge behalten konnte. Mein Herz pumpte noch immer bis zum Has herauf, nicht nur deswegen, weil ich sehr schnell mit dem schweren Kasten gegangen war, sondern wohl auch deshalb, weil nur ich wußte, was im Zitherkasten verborgen war. Auch der Umstand, daß der Zug noch immer nicht abfuhr, war keineswegs dazu angetan, daß ich mich beruhigte. Bisher war alles noch gut gegangen.

Ich sah mir der Reihe nach die Leute an, die gleich mir im Zugabteil Platz genommen hatten. Da war ein älterer Mann, in einfacher Kleidung, mit groben Bergschuhen an den Füßen, die über und über mit rötlichem Erzstaub bedeckt waren. Er hatte wohl noch keine Zeit gehabt, die Schuhe zu putzen. Ein Bergarbeiter also, stellte ich fest, der in die Schicht fuhr. Er hatte seinen abgegriffenen Rucksack neben meinem Zitherkasten im Gepäckträger verstaut. Dann setzte er sich an den noch freien Platz mir gegenüber und schaute mir wortlos ins Gesicht. Neben ihm hatte eine Frau mittleren Alters Platz genommen. Sie hielt mit beiden Händen eine wachseleinerene Einkaufstasche fest an ihren Bauch gedrückt, so, als wäre darin ein wertvoller Gegenstand verborgen. Vielleicht hatte sie schon die Erfahrung gemacht, daß man Einkaufstaschen niemals unbeobachtet irgendwo weglegen durfte. Nur zu oft fehlten dann die Lebensmittelkarten, die irgend jemand - ein Volksgenosse - daraus entwendete. In der anderen Ecke, gleich neben der Schiebetür, lümmelte ein etwa 14jähriger Bub, seine Beine weit von sich streckend, so, als ob er sagen wollte: Das hier ist mein Platz, jeder muß drübersteigen, wenn er ins Abteil herein will. Sein Benehmen war herausfordernd, und mit frechen Blicken musterte er alle im Abteil Befindlichen. An seinen weißen Stutzen und seiner kurzen, schwarzen Samthose war er als Hitlerjunge leicht erkennbar.

Der Zug war noch immer nicht angefahren, und ich hatte mich inzwischen etwas beruhigt. Hoffentlich komme ich mit meinem Gepäck ohne Zwischenfall nach Donawitz, dachte ich mir. Es war ja nicht einfach für mich, hatte ich doch noch nie so eine gefährliche Aufgabe übernommen. In Donawitz sollte ein mir nicht bekannter Genosse den Zitherkasten bei meiner Freundin Pauli in der Personenkassa abholen.

Endlich ertönte ein langgezogener Pfiff der Lokomotive, und mit

lautem Gekreisch und Gepfauche setzte sich die Zuggarnitur in Bewegung.

"Na endlich", sagte mein Gegenüber, "da rennt man, damit man nicht zu spät kommt, und dann muß man so lange warten!" ... "Wohin fährst denn, Dirndl", sprach mich der Bergarbeiter an. Wohl oder übel mußte ich antworten. "Nach Eisenerz, zu meiner Freundin", sagte ich. "Die hab' ich schon lange nicht gesehn!" ... "Wohin fahren denn Sie?" ... "Wohl auf den Erzberg zur Arbeit!"

"Na! I fahr' in die Radmar! Es is eh nimma weit, mir san glei dort", bekam ich zur Antwort. Der Mann machte eine längere Pause, so, als ob er sich überlegen müßte, wie er das Gespräch weiterführen sollte. Dann sprach er langsam weiter: "I war nach langer Zeit wieder amal daham ... in Großreifling ... in meiner Keuschn da g'fallt's ma bessa als in da Radmar ... und zu arbeit'n hab' i daham a g'habt!" ... "Mei Alte kann ja doch nimma alles allan mach'n - dös derpackt's nimma!"

Mein Gegenüber schaute mich bei seiner wohl für ihn ungewohnt langen Rede mit einem Blick an, als wollte er sagen: Na, das verstehst wohl nicht - weil du jung und gesund bist -, mei Alte aber, die ist krank und schwach.

Ich war froh darüber, daß endlich ein Gespräch zustande gekommen war, und so fragte ich den Bergarbeiter, ob in der Radmar viele Arbeiter beschäftigt wären und wie lange sie dort arbeiten müßten.

"Ja, Leut' san g'nug - aber nur mehr a paar Einheimische" ... "Mir müß'n schon lang mit lauter Ausländer und Kriegsgefangenen arbeit'n, da ham ma immer große Schererei'n damit!" ... "Wenn sich ana bei seina Arbeit a bißl verletzt, dann haßt's glei, er hat sich selba verstümmelt - so a Blödsinn!" ... "Aba in so an Fall kummt imma glei die Gestapo, und mir Vorarbeiter müß'n dann a Protokoll nach dem ander'n mitunterschreib'n - so, als ob mir dafür verantwortli wär'n, wenn sich a Ausländer, weil er für seine Arbeit zu patschert ist, amal verletzt!"

Als der Mann von der Gestapo sprach, spürte ich, wie mein Herz wieder zu pumpen anfing, und ich mußte mich zusammenreißen, damit man mir nichts anmerkte. Zum Glück setzte der Bergarbeiter seine lange Rede fort und fragte mich, warum ich an meiner rechten Hand zwei Finger eingebunden hätte. Ich mußte mir Mühe geben, damit ich nicht zu lachen anfing. Die Finger hatte ich ja nur zum Schein eingebunden, damit auf der Fahrt mit meinem Zitherkasten niemand auf die Idee käme, daß ich auf der Zither spielen sollte. Meine Genossen hatten auch dies ins Kalkül gezogen. So antwortete ich dem guten Mann völlig unbekümmert: "Ja, ich hab' mir vor zwei Tagen beim Krautschneiden in die Finger

geschnitten - sie tun mir noch sehr weh!" ... Da mischte sich erstmals auch die Frau ins Gespräch: "O mei, da kannst ja gar nit spiel'n, und i hab' g'laubt, du spielst uns was vor mit deiner Zither!"

"Das geht leider nicht. Mit meinen zerschnittenen Fingern könnte ich wirklich nicht spielen. Es tut mir ja selbst leid, aber es geht wirklich nicht, die Finger schmerzen noch immer!"

Die Frau gab sich wohl mit dieser Antwort zufrieden, denn wortlos lehnte sie sich wieder in ihre kerzengerade Stellung zurück und blickte teilnahmsvoll auf meine "zerschnittenen Finger", die mit einer Mullbinde umwickelt waren.

Mittlerweile waren wir zur Bahnstation Radmer gekommen, und der Bergarbeiter war mit einem kurzen Gruß ausgestiegen. Jetzt waren wir nur mehr drei Leute im Abteil, und ich hatte wenig Lust, mich mit der wortkargen Frau und schon gar nicht mit dem Hitlerjungen zu unterhalten. Dieser hatte überhaupt mit keinem Wort an unserem Gespräch teilgenommen und saß noch immer, mit weit von sich gespreizten Beinen, in seinem Eck.

Ich sah zum Fenster hinaus und betrachtete die vorbeiziehende Landschaft, erfreute mich an den weißschäumenden Wassern des Erzbaches, der in schnellem Lauf der Enns zustrebte. Das Tal war hier sehr schmal, und auf weiten Strecken ragten Felsen knapp neben dem Bahndamm in die Höhe. Nach einiger Zeit bekam ich nach einer Kurve den Erzberg zu sehen. Seine vielen braunen Etagen zeichneten sich, von der Sonne grell beleuchtet, scharf vom Hintergrund ab. Mächtig stand er da, der Berg, und erinnerte mich an den Spruch: "Eisen auf immerdar." Mein Vater hatte mir - als ich noch nicht zur Schule ging, vom Berg viele Geschichten erzählt. Oft waren es Wilderergeschichten. Er selbst ging ja auch - so wie viele andere Bergarbeiter - wildern, und auch manche Forelle fischte er mit der bloßen Hand aus dem Arzbach, wie die Eisenerzer den wild schäumenden Bach stolz nannten. Später, bevor Vater 1936 starb, hatten unsere Gespräche meistens einen ernsten Charakter und handelten von der schweren Arbeit am Erzberg. In der Zeit der großen Wirtschaftskrise in den dreißiger Jahren waren viele Leute arbeitslos und bekamen kaum so viel Arbeitslosenunterstützung, daß sie damit mit ihren Familien leben konnten. Noch ärmer waren die dran, die nach einiger Zeit ausgesteuert waren. Die bekamen vom Staat überhaupt nichts, da war immer Schmalhans Küchenmeister in den Familien. Auch unsere Familie, die Eltern, die Großmutter und wir drei Kinder, mußten mit der kleinen Kriegsofferrente des Vaters auskommen. Mutter konnte durch Wäschewaschen ein paar Groschen dazuverdienen, das ging aber sofort wieder für die Medikamente, die Vater wegen seines amputierten Oberschenkels brauchte, auf. Der Doktor ver-

sorgte damals meinen Vater, wenn die Nervenschmerzen in seinem Beinestumpf zu arg waren, immer mit Morphium, und mir wurde angst und bange ums Herz, wenn ich mit dem kleinen Flascherl unterwegs zu unserer Wohnung war. Alle in der Familie wußten wir natürlich, daß Morphium Gift war, aber Vater hatte oft derartige Schmerzen, so daß er oft sagte, er würde sich umbringen. Da gab ihm dann der Doktor lieber Morphium zur Beruhigung. Sie hatten ihm im ersten Weltkrieg nach einer sehr schweren Granatverletzung den linken Oberschenkel amputiert. Damals wurden die Operationen natürlich im Vergleich zur Zeit nach dem zweiten Weltkrieg noch primitiv ausgeführt, auch die Prothesen waren denkbar einfach. So war bei Vaters Prothese lediglich ein Lederkorb, dem Oberschenkelstumpf angepaßt, auf einem gewöhnlichen Rundholz aufgesetzt. Ganz primitive Stelze, so konnte man das Ding bezeichnen. Jeder Schritt tat Vater weh, und auch sein Hüftgelenk litt sehr darunter. Viel hatte Vater Staat nicht übrig für die Helden des ersten Weltkrieges. Deshalb war Vater auch nicht gut auf die Herren zu sprechen. Er sagte immer geradeheraus, was er sich über die Oberen dachte und war deshalb als Kommunist verschrien, obwohl er nie Mitglied der KPÖ war. Aber es ist schon so, wenn man die Wahrheit sagt und gegen Ungerechtigkeiten auftritt, dann ist man eben in den Augen der Oberen und auch derer, die sich immer an die jeweils am Ruder Befindlichen anpassen, ein Kommunist.

Es war wohl mein vorgezeichnetes Schicksal, daß auch mein Mann Schwerkriegsinvalid war. Er hatte an der Ostfront im August 1941 seinen linken Arm verloren. Vor die Wahl gestellt, den völlig zerschmetterten Arm behalten zu wollen - auf die Gefahr hin, daß Wundbrand dazukäme -, entschloß er sich für die Amputation, und so behielt er einen zwölf Zentimeter langen Oberarmstumpf. Wir hatten dann im März 1942 geheiratet und konnten bei Mutter in Vordernberg wohnen, wo ich auch in der Kanzlei der Zugbeförderung der Reichsbahn Arbeit bekommen hatte. Mein Mann, der seit seiner Jugend Kommunist war, mußte jeden Tag um 5 Uhr früh zur Arbeit nach Donawitz fahren. Meistens kam er erst mit dem letzten Zug gegen 23.30 Uhr heim. Er war Heimleiter in der Werk-schule, in die er als Schwerkriegsbeschädigter eingestellt worden war. Und da er und ich bedingungslos gegen den Krieg waren, war es ganz natürlich, daß wir als Jungkommunisten illegal gegen die Nazis tätig waren. Mich hatte er schon 1937 zum KJV geworben. Damals hatten wir in Vordernberg eine aktive illegale Gruppe. Wir sammelten für Inhaftierte und Angehörige geflüchteter Schutzbündler Unterstützungsgelder und trafen uns oft bei Bergwanderungen. Durch die Einberufungen zum Reichsarbeitsdienst - auch wir Mädels mußten ja in der Nazizeit diesen modernen Sklavendienst ableisten - war unsere Gruppe dann zeitweise auseinandergekommen. Seit mein Mann jedoch wieder daheim war, bildete

sich wieder eine illegale Zelle. Und nun hatte ich von der Partei den Auftrag bekommen, nach Hieflau zu fahren und dort einen Zitherkasten abzuholen.

All diese Gedanken beschäftigten mich, und ich sah verstohlen immer wieder zum Gepäckträger hinauf, wo das mir anvertraute Gerät verstaut war. Jetzt, 1943, war es natürlich äußerst gefährlich, mit so einem Ding unterwegs zu sein, und wenn man mich damit erwischt hätte, konnte es den Kopf kosten. Aber bis jetzt hatte noch niemand den geringsten Verdacht geäußert, und ich hatte mich vollends beruhigt, als auch die beiden letzten Insassen des Abteils, die wortkarge Frau und der Lausbub in Samthose, ausgestiegen waren. Nun mußte ich nur noch ohne Zwischenfall von Eisenerz bis Donawitz kommen, dann war ich aus der Gefahr. Wir hatten ausgemacht, daß ich ab nun als Alibi einen Besuch bei einer Freundin in Eisenerz verwenden sollte, falls man mich danach fragen würde. Aber es war kaum jemand zugestiegen, und ich saß bis zur Station Präbichl allein im Abteil. Dort stiegen zwar einige Vordernberger Bergarbeiter in den Zug, jedoch kam nur einer davon in mein Abteil. Auch der setzte sich in eine Ecke und richtete sich zum "Dunsten" zurecht. Es dauerte auch nicht lange, bis tiefe Schnarchtöne davon zeugten, daß der Mann eingeschlafen war. Er sah so abgerackert aus, so daß ich mich ganz still verhielt, um ihn in seinem tiefen Schlaf nicht zu stören. In Vordernberg verließ ich, von ihm unbemerkt, das Abteil und stieg auf der vom Bahnhof nicht eingesehenen Seite des Zuges in die bereits abfahrtsbereite Zuggarnitur, die nach Donawitz fuhr. Ich hatte wiederum Glück und setzte mich in ein noch leeres Abteil. Dann stürmte ein Rudel Schulkinder herein und besetzte alle noch freien Plätze. Besser konnte es ja nicht klappen, stellte ich mit Genugtuung fest. Jetzt konnte es wohl nicht mehr viel geben. Der Schaffner - eswar sogar eine ehemalige Schulkameradin - begrüßte mich nur mit einem Servus und verlangte nicht einmal den Fahrschein zur Kontrolle.

Meinem Auftrag entsprechend, sollte ich den Zitherkasten bei meiner Freundin Pauli an der Personenkassa im Donawitzer Bahnhof einstellen. Dort würde ihn ein Genosse der Organisation abholen. Mein neues Alibi ab Vordernberg war, daß ich zu meinem Mann fuhr. Trotzdem klopfte mir das Herz wieder bis zum Hals, als ich mit den Hunderten Arbeitern, die zur Nachmittagsschicht nach Donawitz fahren, an meinem Reiseziel aus dem Zug stieg. Es wimmelte nur so - und jeder strebte schnell dem Ausgang zu. Hunderte Fremdarbeiter, die in Trofaiach zugestiegen waren, wurden von Wachmannschaften des Werkschutzes immer wieder mit lautem Gebrüll angetrieben, schneller zu gehen. Die meisten der Armen hatten lediglich plumpe Holzpantoffeln an den Füßen und waren in zerschlossenen Kleidern unterwegs, immer wieder aufs neue zu

größerer Eile von den Werkschützern angetrieben. Ich benützte dieses Getümmel und betrat ohne Zwischenfall den Kassaraum. Dort stellte ich mich wortlos in die Reihe der vor dem Schalter stehenden Leute und verlangte eine Fahrkarte nach Vordernberg.

Pauli schaute nur einen kurzen Moment zu mir auf und reichte mir meine Fahrkarte durch den Schalter. Ich hatte meinen Zitherkasten auf dem Fensterbrett abgestellt und ließ mir Zeit, bis niemand mehr im Schalterraum war. Dann trat ich zu ihr ins kleine Dienstzimmer. Wortlos umarmten wir uns. Jetzt war die größte Gefahr vorbei, denn bald würde der Genosse kommen, um den Kasten abzuholen. Pauli hatte inzwischen den Vorhang vor den Schalter gezogen, damit wir nicht irgendwelchen neugierigen Blicken ausgesetzt waren. Hastig erzählte ich ihr im Flüsterton, wie meine Reise ab Hieflau verlaufen war und daß ab nun der Besuch bei meinem Mann in der Werkschule als Alibi gelte.

Nach kurzer Zeit klopfte es dreimal an die Tür, und ohne ein Wort zu sagen, trat ein älterer, grauhaariger Mann ein, nahm den Zitherkasten und verließ, wortlos, so wie er gekommen war, wieder den Raum. Mein Auftrag war damit erfüllt, und die ÖFF hatte einen Abzugapparat, mit dem sie imstande war, viele Flugblätter herzustellen.

Nun ging ich, befreit von dem doch auf meiner Fahrt von Hieflau bis Donawitz verspürten Angstgefühl, zu meinem Mann in die Werkschule. Dort konnte ich sogar den mir erwiesenen Nazigruß des Werkschulleiters Ing. Bauernfeind mit dem von uns verhaßten Heil Hitler beantworten und auch ohne irgendwelche Beklemmung in meiner Stimme ein belangloses Gespräch führen. Gemeinsam mit meinem Mann fuhren wir dann am Abend nach Vordernberg, wo mich meine Mutter schon mit Bangen erwartet hatte. Sie wußte zwar nicht, was ich zu transportieren gehabt hatte, daß es jedoch eine geheime Sache war, das hatte sie doch geahnt. So war sie sichtlich erleichtert, als wir beide wohlbehalten wieder daheim auftauchten.

C.M.

*

Der Genosse, der den Abzugapparat am Donawitzer Bahnhof abgeholt hatte, war unser Genosse Simon Trevisani. Er wurde später, 1944, nach dem Verrat des Meßner-Haslinger mit anderen Genossen verhaftet und von den Faschisten umgebracht. Als Todesursache gaben die Naziverbrecher Selbstmord in der Zelle an.

"MUTTER COURAGE",

so nannten wir Partisanen unsere Genossin Kahlig aus dem Bergarbeiterort Vordernberg. Courage hatte sie schon immer bewiesen in ihrem langen, harten Proletarierdasein, Rosa Kahlig, am 24. August 1880 geboren, erlebte eine trostlose Jugendzeit. Dann war der erste Weltkrieg gekommen, und Rosa mußte alle Kraft aufbieten, um ihre sechs Kinder über die Zeit des Hungers und der großen Entbehrungen hinwegzubringen.

Die Zeit nach 1918 in der Ersten Republik war auch nicht rosig. Die große Arbeitslosigkeit in den zwanziger und dreißiger Jahren zwang drei ihrer Söhne, Sepp, Hans sowie Karl, auszuwandern. Sie fanden in der damaligen Tschechoslowakei Arbeit und fristeten dort ebenfalls nur ein karges Proletendasein.

Immer schon dem sozialistischen Gedankengut verhaftet, hatte Rosa ihre Kinder im Sinne der kämpferischen Arbeiterklasse erzogen. Sie wurden mutige Kämpfer für die Ideen des Sozialismus und fanden frühzeitig in die Reihen der KPÖ.

In den Jahren des Austrofaschismus nie ihre illegale Betätigung für die Partei und den Kommunistischen Jugendverband unterbrechend, arbeiteten sie auch nach dem Überfall Hitler-Deutschlands auf Österreich aktiv im Widerstand. Vor allem Hans und Martin. Als Kommunisten nicht nur in Vordernberg und am Erzberg bekannt, mußten sie die Regeln der Konspiration besonders beachten. Trotzdem schlug die Gestapo eines Tages zu.

Zwischen dem 15. November 1941 und dem 28. November 1941 wurden in Vordernberg und am Erzberg vierzehn Antifaschisten, Kommunisten und Revolutionäre Sozialisten - die meisten von ihnen waren Bergarbeiter - verhaftet und unter Anklage gestellt. Nach langer Haft im Landesgericht in Graz und anderen Gefängnissen - manche der Genossen saßen länger als sechs Monate in der Todeszelle - fiel der berühmte Blutrichter Dr. Freisler sein Urteil.

Die vier zum Tode verurteilten Kommunisten und Bergarbeiter Martin Michelli, Johann Pech, Siegfried Pichler und Alexander Soukup wurden am 7. September 1943 in Berlin hingerichtet.

*

Des Leids nicht genug, daß ein Sohn, Sepp Kahlig, im Krieg für das faschistische Mörderregime sein Leben lassen mußte, zwei weitere Söhne, Karl und Hans, im Kerker saßen und Martin hingerichtet worden war, befestigten ruchlose Vordernberger Nazis ein Plakat mit der Bekanntmachung über die Hinrichtung gegenüber dem Küchenfenster der Wohnung Rosa Kahligs an der Holzwand eines Rinderstalles. Teuflische Sadisten! Jeden Morgen, wenn unsere Genossin Kahlig durchs Fenster sah, mußte sie das rote Plakat

sehen und lesen, daß ihr Sohn Martin und drei andere Bergarbeiter am 7. September 1943 in Berlin hingerichtet worden waren.

Unsere "Mutter Courage" blieb trotz allem stark.

*

Als ich am 4. Dezember 1944 mit dem schwerverwundeten Sepp "Josch" Filz unser Zwei-Tage-Versteck beim Genossen Franz Binder, nahe der St-Lorenzi-Kirche in Vordernberg, aus Sicherheitsgründen für diesen Genossen verlassen mußten, wußten wir nicht mehr weiter. Vorher hatte Josch Genossen Binder noch aufgetragen, den Versuch zu unternehmen, mit einer seiner Bekannten Verbindung aufzunehmen. Das war ein gewagtes Unternehmen. Josch hatte seine Freundin schon lange Zeit nicht mehr gesehen und wußte nicht, wie diese reagieren würde.

Nach langem Überlegen entschloß ich mich daher, in der Nacht zu "Mutter Courage" zu gehen. Josch hatte sich notdürftig bei der Mauer einer früheren Erzhalde versteckt und wartete auf meine Rückkehr. In der Mauernische war er wenigstens nicht ganz dem eiskalten Schneeregen ausgesetzt, der durch den Sturm beinahe waagrecht vom Präbichl herabgepeitscht wurde.

Vorsichtig, jedes unnötige Geräusch vermeidend, schlich ich mich in die Nähe des Hauses, in dem "Mutter Courage" wohnte. Ich kannte diese Gegend genau, war ich doch in der Zeit vor 1938 oft mit meinem Kumpel Martin Michelli hier zusammengetroffen. Zum Glück war die Haustüre nicht versperret, und so war ich mit ein paar vorsichtigen Schritten - es war im Hausflur stockfinster - bei der Küchentür angelangt. Leise klopfte ich mit unserem, von früher her bekannten Klopfrythmus an die Tür und wartete.

"Mutter Courage" mußte schon darauf gewartet haben, daß jemand zu ihr kommen würde, denn sie öffnete gleich und zog mich wortlos in die Küche. "Ich hab's geahnt, daß du zu mir kommst", flüsterte sie mir zu. "Ihr seid bei Franz Binder gewesen - er hat es mir heute erst gesagt, als ich im Ort einkaufen war. Die Hirschböck habe ich auch aufgesucht und ihr gesagt, daß sie um Mitternacht am "Lauf", beim abgestellten Erzhunt, vorbeigehen soll - aber die ist doch immer bei den Nazis gewesen! Ob da nichts schiefgeht?" Mutter Kahlig zitterte vor Kälte, wohl auch vor Erregung - es war ja nicht ungefährlich.

"Dank' dir, Courage, ich werde gleich wieder gehen", flüsterte ich ebenso leise, "hoffentlich treffen wir die Frau. Josch sagt, sie ist unbedingt verlässlich. Du brauchst dir deswegen keine Sorgen machen, die Frau wird nichts verraten."

"Dann ist's ja gut - ihr müßt ja wissen, wem ihr vertrauen könnt. Warte draußen beim Stall, es ist so besser als hier in

der Wohnung. Ich weiß nie, wann die Nazis oder die Gestapo zu mir kommen und die Wohnung durchsuchen. Sie lassen mir keine Ruh' - immer wieder kommen diese Verbrecher!"

Mutter Kahlig hatte dies alles mit flüsternder Stimme gesagt, und ich spürte, daß sie dabei am ganzen Körper zitterte. Nicht aus Angst, das wußte ich, jedoch war sie noch immer nur mit einem Nachthemd bekleidet und stand barfuß am kalten Küchenboden.

Ich schlich mich vorsichtig wieder aus dem Haus und drückte mich eng an die Steinmauer des Stalles. Hier war ich wenigstens etwas vor dem Wind geschützt. Der Schnee trieb fast waagrecht an der Stallmauer vorbei, und so waren im Windschatten keine Fußspuren entstanden.

Nach einigen Minuten kam "Mutter Courage" - noch immer barfuß und im Nachthemd, sie hatte sich lediglich eine leichte Decke übergeworfen - zu mir heraus. Dann drückte sie mir ein Stück Brot in die Hand. "Da hast - ich hab' nicht mehr - aber ihr habt ja gar nichts! Paß auf dich auf, und bring den Josch an einen sicheren Ort, wo er wieder gesund wird!"

Ich konnte kein Wort sagen, so schnürte es mir die Kehle zu. "Mutter Courage", die zwei Söhne verloren hatte, den einen im Krieg, den anderen durch die Nazimörder, und von der zwei weitere Söhne im Kerker saßen, diese Proletenmutter gab uns zwei Partisanen ihr letztes Stück Brot. Sie war barfuß, die eisige Kälte nicht achten, herausgekommen in die stürmische Nacht, um Josch und mir diesen Beweis ihrer uneingeschränkten Solidarität zu liefern.

Wortlos umarmte ich sie und strich ihr mit meiner vor Kälte fast gefühllos gewordenen Hand über ihr weißes Haar - sie war wie meine Mutter.

So lautlos wie sie gekommen war, so verschwand sie wieder in der nächtlichen Finsternis.

*

Darauf achtend, daß wir in der Nähe des Hauses und des Rinderstalles keine Fußspuren hinterließen, benützten wir den Schienenstrang der Erzverladebahn am "Lauf" und gingen in Richtung auf den Markt Vordernberg zu. Dann warteten wir beim abgestellten Erzhunt. Umsonst. Niemand kam des Weges. Die erhoffte Verbindung mit der ehemaligen Freundin von Josch war nicht zustande gekommen. Zu "Mutter Courage" gingen wir aus Sicherheitsgründen nicht mehr. Sie sollte durch uns nicht in Gefahr gebracht werden.

Erst am nächsten Tag, dem 5. Dezember 1944, war es uns gelungen, mit einem Trofaiacher Genossen, dem späteren ersten Bürger-

meister von Trofaiach, dem Genossen Menhart, Verbindung aufzunehmen.

*

Unsere "Mutter Courage" trugen wir an einem stürmischen Wintertag - sie war am 18. Jänner 1951 gestorben - durch meterhohen Schnee zu ihrer letzten Ruhestätte am Vordernberger Friedhof.

Eine Proletenmutter war nicht mehr. Sie wird den Kommunisten und Antifaschisten des Vordernberger Tales unvergessen bleiben.

M.M.

Ruchlose Vordernberger Nazis befestigten die Bekanntmachung über die Hinrichtung ihres Sohnes auf einer Holzwand gegenüber dem Küchenfenster ihrer Wohnung.



Gen. Rosa Kahlig, "Mutter Courage", geb. 24.8.1880, gest. 18.1.1951 - die Mutter des hingerichteten Gen. Martin Michelli

Bekanntmachung

Die am 10. Mai 1943 vom Volksgerichtshof wegen Vorbereitung zum Hochverrat, Feindbegünstigung und Wehrkraftzersetzung zum Tode und zum dauernden Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte verurteilten

Martin Michelli

aus Vordernberg (Steiermark), 37 Jahre alt,

Johann Pech

aus Wismath bei Eisenerz, 47 Jahre alt,

Siegfried Pichler

aus Wismath bei Eisenerz, 32 Jahre alt,

Alexander Soukup

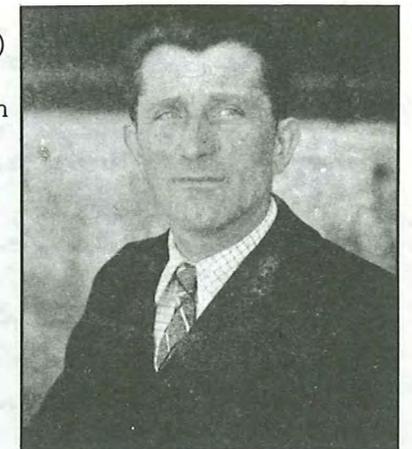
aus Prebichl bei Eisenerz, 42 Jahre alt, sind heute hingerichtet worden.

Berlin, den 7. September 1943.

**Der Oberreichsanwalt
heim Volksgerichtshof**



Gen. Martin Michelli (links)



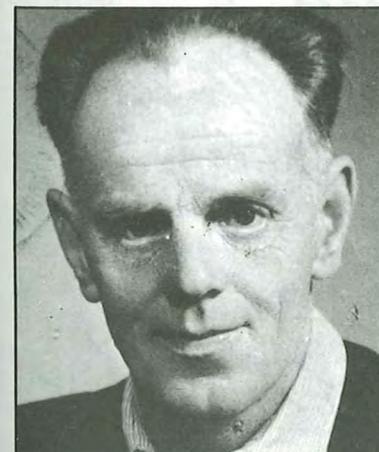
Gen. Johann Pech (rechts)



Gen. Siegfried Pichler (links)



Gen. Alexander Soukup (rechts)



Gen. Georg Mader, geb. 3. Februar 1903, war mit anderen Vordernberger Kommunisten von den Nazis zum Tode verurteilt worden. Er wurde nach siebenmonatiger Haft in der Todeszelle in einem zweiten Prozeß am 10. Mai 1943 zu 8 Jahren Zuchthaus "begnadigt" und überlebte die Zeit des Faschismus in verschiedenen KZ und Gefängnissen. Nach Kriegsende stellte er sich sofort der Partei zur Verfügung und war lange Jahre kommunistischer Gemeinderat und Kinderland-Funktionär in Vordernberg. Hochbetagt lebt er heute als Pensionist in Trofaiach.

Lieber Mutter und Ihr Lieben alle!

Es ist bei mir nicht notwendig, dass ich mei-
ne Locken aufsteile und Logate da sind dorthin
aufsteile. Denn ein Glück hab ich nicht,
auch keine lakonische Erben. Und wenn einer
ein so richtiges Gewissen hat und so richtig
weiß, dass man leben nicht kann, so, dann
stirbt es sich leicht. Und dabei ist es noch nicht
einmal so weit. Mein Kopf hat noch nicht
aber und vielleicht bleibt es auch. Auch sprach
ich nicht noch einmal sagen, dass Ihr best
Zusammenhalten sollt. Witter, hab Helen
als meine Frau und deine Tochter lieb und
im in diesen Wunsch die gute Hoffnung
nicht aufzugeben. Wollt Ihr schreiben, so
bedenkt es Euch unterthänigst selbst
vom meinten. Ich bin ja so glücklich,
dass wenigstens Karl gerettet ist und

auch im Haus ist mir (auch dem Gra-
denweg) nicht bange. Und wenn die
der Herrmann von der Front wieder nach
Hause kommt, dann ist die Lücke in
einer Familie nicht allzu groß.

Mit vielen Grüßen an alle, alle, besonders

Sich, meine lieber Mutter, Euer

Martin

Ich habe eigentlich nichts mehr zu
sagen, als das mich der ganze ~~Tag~~ Tag
kalt läßt. Es sind keine haben kommt, weiß ja
niemand, jedenfalls wird jeder wissen was
er zu tun hat wenn Ernst wird.

Die besten Grüße an alle

Euer Sohn

Begl. Abschrift

7 J 169/43

1 H 92/43

auf. an ...

Im Namen des Deutschen Volkes

In der Strafsache gegen

- 1.) den Bergmann Martin M i c h e l l i aus Vordernberg (Steiermark), geboren am 16. Juni 1906 daselbst, ehem. jugoslawischen Staatsangehörigen,
- 2.) den Bergarbeiter Johann P e c h aus Wismath bei Eisenerz (Steiermark), geboren am 13. Mai 1896 in Rhcholusk, Protektorsangehörigen,
- 3.) den Baggerführer Siegfried P i c h l e r aus Wismath bei Eisenerz (Steiermark), geboren am 10. Februar 1911 in Untergrimming (Kreis Liezen),
- 4.) den Schlosser Alexander S o u k u p aus Prebichl bei Eisenerz (Steiermark), geboren am 6. Januar 1901 in Neustedl, Kreis Fürstenfeld,
- 5.) den Hilfsarbeiter Josef G s c h a n e s aus Gradkorn (Steiermark), geboren am 11. März 1902 in Steingrub,
- 6.) den Lokomotivführer Karl K a h l i g aus Vordernberg, geboren am 8. November 1904 daselbst,
- 7.) den Bergarbeiter Johann K a h l i g aus Vordernberg, geboren am 22. September 1913 daselbst,
- 8.) den Sprenghauer Josef S c h i n k o aus Eisenerz-Trofeng, geboren am 24. Januar 1912 in Donawitz, Kreis Leoben,
- 9.) den Bergarbeiter Konrad W o l f g e r aus Schardorf, Kreis Leoben, geboren am 6. Oktober 1911 in Kammern, Kreis Leoben,
- 10.) den Straßenarbeiter Heinrich W a i d b a c h e r aus Eisenerz, geboren am 2. Juli 1904 daselbst,
- 11.) den Bergarbeiter Georg M a d e r aus Hafning bei Eisenerz, geboren am 3. Februar 1903 in Vordernberg,
- 12.) den Zugschaffner Josef D i c k aus Vordernberg, geboren am 15. Juni 1914 daselbst,
- 13.) den Bergaufseher Johann S c h w e i n e g g e r aus Vordernberg bei Eisenerz, geboren am 23. April 1892 in Laintal, Kreis Leoben,
- 14.) den Hilfsarbeiter Franz P e h e r s t o r f e r aus Wismath bei Eisenerz, geboren am 24. Dezember 1896 in St. Martin i. N., Kreis Rohrbach,

sämtlich

- 2 -

- sämtlich zur Zeit in dieser Sache in gerichtlicher Untersuchungshaft -
wegen Vorbereitung zum Hochverrat u. a.,
hat der Volksgerichtshof, I. Senat, auf Grund der Hauptverhandlung vom 10. Mai 1943, an welcher teilgenommen haben

als Richter:

Präsident des Volksgerichtshofs Dr. Freisler, Vorsitz, Landgerichtsdirektor Stier, H-Brigadeführer Goetze, Generalmajor der Landespolizei a. D. Meißner, Oberstudienrat Ratscherr Heinlein,

als Vertreter des Oberreichsanwalts:

Erster Staatsanwalt Friedrich

für Recht erkannt:

Martin M i c h e l l i hat durch kommunistische Agitation, in der er sogar Sabotage besprach und zum Sammeln von Sprengstoff aufforderte, im Kriege die Wehrkraft des Reiches geschwächt und dadurch den Feind begünstigt. Auch Johann P e c h, Siegfried P i c h l e r und Alexander S o u k u p haben im Kriege, dem Feind geholfen; denn sieben für kommunistische Sabotagezwecke Sprengmittel beschafft und versteckt. Diese Vier werden deshalb mit

dem T o d e

bestraft und haben ihre Bürgerehre für immer verwirkt.

Josef D i c k, Josef S c h i n k o, Konrad W o l f g e r, Georg M a d e r, Heinrich W a i d b a c h e r, Karl K a h l i g und Johann K a h l i g haben sich von M i c h e l l i verführen lassen, an kommunistischem Hochverrat teilzunehmen, ohne sich darüber klar zu sein, daß sie den Feind des Reiches im Kriege begünstigten.

Dafür bekommt - abgestuft nach dem Maße ihrer Schuld und der Gefährlichkeit ihrer Taten - Josef D i c k zwölf, Josef S c h i n k o neun, Konrad W o l f g e r und Georg M a d e r acht, Heinrich W a i d b a c h e r sieben, Karl K a h l i g und Johann K a h l i g fünf Jahre Zuchthaus. Durch ihre Untreue gegenüber Volk, Führer und Reich haben sie ihre Ehre für eine Zeitdauer verloren, die ihrer Zuchthausstrafe entspricht, Josef D i c k für zehn Jahre. Johann S c h w e i n e g g e r - ein im übrigen ordentlicher Familienvater mit acht Kindern, der nicht Kommunist ist - hat um die kommunistischen Untriebe gewußt, sie aber nicht angezeigt, weil er glaubte, aus ihnen drohe keine wesentliche Gefahr mehr. Er bekommt dafür zwei Jahre Gefängnis.

Franz P e h e r s t o r f e r hat ausländische Sender gehört. Er wird dafür mit zwei Jahren Gefängnis bestraft.

Josef

- 3 -

Josef G s c h a n e s hat Sprengmittel versteckt, obgleich er sich selbst sagte, daß sie unrechtmäßigen Zwecken dienen sollten, wenn er auch nicht ahnte, daß Kommunisten sie verwenden wollten. Er wird dafür mit fünf Jahren Zuchthaus bestraft und hat seine Ehre für fünf Jahre verwirkt.

Allen Angeklagten, die zu Zuchthaus oder Gefängnis verurteilt sind, hat der Volkgerichtshof ihre Polizei- und Untersuchungshaft ganz auf ihre Strafe angerechnet.

Die Richtigkeit der vorstehenden Abschrift wird beglaubigt und die Vollstreckbarkeit des Urteils bescheinigt.
Berlin, am 12. Mai 1943.

Thiele, Amtsrat

als Urkundsbeamter der Geschäftsstelle.



Beglaubigt:

Thiele Sekretär

als Urkundsbeamter d. Geschäftsstelle.

SIEBEN MONATE IN DER TODESZELLE,

keinen Tag davor sicher, daß sie nicht vom Nazischarfrichter zum Schafott geführt würden, verbrachten elf Kommunisten, Vordernberger und Eisenerzer Bergarbeiter und Eisenbahner. Von den vierzehn Inhaftierten der Widerstandsgruppe um Martin Michelli wurden im September 1942 elf Genossen von einem Kriegsgerichtshof in Berlin zum Tode verurteilt. Das Urteil wurde jedoch nicht bestätigt, sondern das Dossier dem Ersten Senat des Volkgerichtshofes Berlin unter dem Blutsäufer Roland Freisler übertragen.

Stellvertretend für diese elf Genossen - die alle aktiv im antifaschistischen Widerstand tätig waren und wohl alle ähnliche Schicksale hatten, alle in Proletenfamilien aufwuchsen und zu Kämpfern für die sozialistische Idee wurden - soll hier über unseren Genossen Georg Mader berichtet werden, der ebenfalls als Todeskandidat sieben Monate in der Todeszelle verbringen mußte.

Lassen wir ihn selbst darüber berichten:

...Ich wurde am 3. Februar 1903 in Vordernberg geboren. Als ich noch nicht zwei Jahre alt war, starb mein Vater an einer Gasvergiftung beim Hochofen 2 in Vordernberg. Er hinterließ acht Kinder. Damals gab es noch keine Unfallversicherung, nur die einfache Witwen- und Waisenrente. Der Dank der Österreichischen Montangesellschaft war, daß unsere Familie nach Friedauwerk umgesiedelt wurde. In die Schule mußten wir Kinder eine Stunde hin und eine Stunde zurückgehen. Geld für die Bahnfahrt hatten wir nicht. Schulzeit war von 8 Uhr früh bis 4 Uhr nachmittags, zwei Stunden Mittagspause - wir konnten also nie zum Mittagessen nach Hause gehen. Zwei Stück trockenes Brot, das war unsere Wegzehrung. Für mehr reichte die Rente trotz Gelegenheitsarbeiten der Mutter nicht.

Mit vierzehn Jahren kam ich zu Bauern als Halterbub und Landarbeiter. Als ich noch nicht achtzehn war, bekam ich am Erzberg (ÖAMG) Beschäftigung. Ich machte alle Arbeiten, von Botengängen bis zum Elektromotorführer. Ich mußte als Bergarbeiter fast immer die ganze Woche am Berg in schlechten Unterkünften (manchmal bis zu zwanzig Leute in einem Raum) übernachten. 1929/30 begann die große Krise: Ich wurde arbeitslos bis 1934.

Im Februar 1934 begann für mich als altes Mitglied der Sozialdemokratischen Partei der politische Umschwung. Mein Bruder Andreas war auf der Flucht vor den Schergen der grün-schwarzen Reaktion. Ich konnte ihm nicht helfen - ich hatte kein Geld, auch meine Kleider waren ihm zu klein. Trotz inständiger Bitten bekam ich von den "Freunden" keine Kleider für meinen Bruder, die er dringend für seine Flucht gebraucht hätte.

Besonders hart traf mich das Verbot des Arbeiterturnvereins, ich war ja ein begeisterter Turner. Als man den Schutzbund verboten hatte, tat das mir nicht allzu weh: Die alten Bonzen gaben uns doch die Waffen nicht heraus. So irrte ich damals im Wald umher und gab alle Hoffnung auf gemeinsame politische Arbeit auf.

Bei einem meiner Spaziergänge fand ich auf einer Bank ein Flugblatt der Kommunistischen Partei, das mich in helle Freude versetzte. Eine Partei gab sich noch nicht geschlagen! Später trug ich dann Rucksäcke mit Flugzetteln als Verbindungsmann zwischen Friedauwerk und Vordernberg-Markt zu den Genossen. Als "Bergsteiger" fiel ich nicht auf, da ich nach Abgabe der Flugzettel gleich irgendwo hinaufstieg und erst Stunden später wieder von meiner "Bergtour" zurückkam. So ging es lange Zeit. Auch bei der Arbeit am Erzberg (ich hatte zeitweise wieder Arbeit bekommen) belieferte ich die Kumpel mit politischem Material; in den Massenunterkünften lagen die Drucksachen beinahe öffentlich auf.

Die Schuschnigg-Regierung hatte bei den Bergarbeitern kaum eine Chance. Der Leistungsdruck bei der Arbeit stieg ins Unermeßliche. Jeder hatte Angst vor der Arbeitslosigkeit und schuftete bis zum Umfallen. Nur am Samstag gab es ein Bad, die ganze Woche brachten wir den Erzstaub nicht vom Körper. Am Samstag waren wir vom Erzberg bis Vordernberg-Südbahnhof unterwegs. (Hier wohnte ich in einer alten Kaluppe.)

In einer Nacht von Freitag auf Samstag marschierte das deutsche Militär in Österreich ein. Eine Nacht ohne Schlaf, jeder im Massenzimmer dachte mit Bangen an die Zukunft. Samstag bei der Frühschicht war schlechtes Wetter. Als ich endlich den Steiger am Telefon erreichte und ihm meldete, daß die Strecke gänzlich verschneit sei, sagte er: "Geht heim, es ist ein großer Tag!"

Am Berg sahen wir nur die Gendarmen und einige Steiger mit der Hakenkreuzbinde. Ich ging zu Fuß vom Präbichl nach Friedauwerk. Der ganze Markt Vordernberg war beflaggt. Wo hatten die Leute so viele Fahnen her? Alle grüßten nur mit "Heil Hitler", es gab kein "Servus" oder "Guten Tag".

Vorerst gab es bei der Arbeit am Berg keine Änderung. Doch bald kamen Tschechoslowaken, die jeder Partie zugeteilt wurden. Anfangs war jeder froh bei der Arbeit - der Faschismus zeigte seine fröhliche Larve. Bis auf einmal der Steiger bei der Nachtschicht die Nachricht brachte: "Es gibt Krieg!" Meine Antwort war ein gewaltiger Fluch: "...jetzt müssen wir wieder Sauerrüben fressen!"

Bald mußten wir täglich zehn Stunden arbeiten. Gab es bei der Förderung einmal eine Havarie, war gleich die Gestapo mit einem

Verhör zur Stelle. Alle sprachen vom "deutschen Herrenmenschen". Ich mußte als Lokführer mit Slowaken arbeiten und war für gute Leistungen verantwortlich.

Am 18. November 1941 wurde ich verhaftet. Man wußte nicht, wie man sich beim Verhör verhalten sollte, doch der Instinkt sagte einem: Leugne, wo du kannst! Ich leugnete also auch, als ich mit dem Revolver bedroht wurde, und kann mit Stolz sagen, daß ich keinen anderen verraten habe. Doch zweimal gab es eine Gegenüberstellung, und da mußte ich doch etwas zugeben: die Teilnahme an einer Sitzung in Schardorf und anderes. So erging dann der Haftbefehl des Ermittlungsrichters.

Am 14. September 1942 begann die fünftägige Verhandlung beim Militärgericht. Nur unsere Rechtsanwälte waren in Zivil, wir durften uns auf unseren Sitzen nicht einmal rühren. Am fünften Tag war das Urteil fertig: Von vierzehn Angeklagten wurden elf Genossen zum Tode verurteilt, darunter auch ich. Noch niemals seit März 1938 hatten es die Aufseher im Landesgericht erlebt, daß die Verurteilten die "Internationale" sangen, aber wir Bergarbeiter sangen sie in der Zelle und wurden dabei von den Justizbeamten nicht gestört.

Die Haft in der Todeszelle dauerte sieben Monate. Die Häftlinge schrien nachts im Schlaf wie kleine Kinder auf - wir sagten, der Todesvogel fliegt um. Nach sieben Monaten mußten wir am Gang antreten. "Na, jetzt fahrn ma in den Himmel", sagten wir alle gleichzeitig. Doch der "Allerhöchste" vom "Landl" gab uns bekannt: Ihr bekommt einen neuen Prozeß, ihr seid vorläufig wieder Untersuchungshäftlinge.

Am 10. Mai 1943 war wieder Verhandlung im Oberlandesgericht in der Nelkengasse in Graz. Bei dieser Verhandlung gab es keine kräftigen Burschen mehr, nur ausgehungerte Gestalten. Wenn man zur Aussage von der Anklagebank vor die in Rot gekleideten Richter mußte, rann einem der Schweiß in Bächen von Nase und Kinn. Jeder blieb bei seiner Aussage wie vor dem Erstrichter. Und diese so gefürchteten Blutrichter machten aus vorher elf Todesurteilen schließlich nur noch vier. Ich bekam acht Jahre Zuchthaus und acht Jahre "Ehrverlust". Im Innersten meines Herzens jubelte ich - doch das konnte ich meinen vier zum Tod verurteilten Genossen auf keinen Fall zeigen.

Ein paar Tage waren wir noch im Landesgericht, dann kamen drei Wochen in der Karlau, dann acht Tage in der Wiener "Liesl", schließlich noch eine Nacht in Salzburg, bevor die Fahrt ins schöne "Altreich" ging. Bis jetzt hatten wir noch immer österreichische Justizbeamte. Besonders den Grazern kann ich nichts Schlechtes nachsagen; Ausnahmen gab es natürlich immer wieder.

Die deutschen Beamten empfangen uns gleich mit Ohrfeigen, daß wir ein paar Meter stolperten. In München waren wir fünf Tage, in Regensburg beinahe drei Wochen, in Bayreuth 14 Tage. Dann ging's ab in ein Lager. Wir erfuhren immer die gleiche Behandlung wie kriminelle Häftlinge und wurden auch mit Handschellen an diese gefesselt. Jetzt lernte ich den "deutschen Herrenmenschen" so richtig kennen. Wenn man uns zur Arbeit in den Betrieb führte, mit Holzpantoffeln und zerrissener Kleidung, da stand der Fabriksbesitzer mit vollem Bauch beim Tor. Die Aufseher schlugen die letzten in der Reihe. Not zankt, sagt ein Sprichwort! Wir rauften mit den Kriminellen, ja, auch ich. Nur nicht unterkriegen lassen, das war unsere Losung. Ein Franzose las uns abends auf der schlecht beleuchteten Latrine aus der Zeitung vor. Die Zeitung hatte er von belgischen Kriegsgefangenen bekommen. Wenn uns die Wächter dabei erwischten, bekamen wir mit der "Gummiwurst" Hiebe auf die Fußsohlen.

In den letzten Tagen des Krieges wurden die Justizbeamten durch die SS abgelöst. Die hätten schöne Pläne mit uns gehabt! Rundherum hatten sie schon Maschinengewehre aufgestellt. Doch da fuhren die ersten amerikanischen Panzer in die Stadt, und die SS mußte wieder an die Front. Glück muß der Mensch haben!

Ich habe den Unterschied zwischen Österreichern und Deutschen kennengelernt - doch als ich sah, wie die Amerikaner auf die deutschen Kriegsgefangenen mit langen Peitschen einschlugen, da graute es mir.

Ich blieb noch einen Monat im Lager, um meinem Körper ein bißchen Kraft zu geben. Dabei lernte ich, daß wir Österreicher bei den Amis keine Freunde hatten: Den Franzosen, Belgiern und Tschechen gaben sie Autobusse für die Heimfahrt. Uns Österreichern blieb nur unser "TT" - Trottel, trab selber!

Georg Mader
ehem.Gefangenenummer
139/43

*

Unser Genosse Georg Mader stellte sich nach seiner Rückkehr in die Heimat sofort wieder für die Parteiarbeit zur Verfügung. Er war lange Jahre in Vordernberg Gemeinderat der KPÖ und Funktionär der Organisation Kinderland-Junge Garde. Ungezählte Stunden und Tage widmete er der Erziehung der Jugend zu klassenbewußten Kämpfern. Er hat die "Rote Stafette" weitergereicht an die jüngere Generation, getreu seinem Versprechen an die todgeweihten Genossen, die gemeinsam mit ihm über sieben Monate lang in der Todeszelle eingekerkert waren.

GRÜNDUNGSKONFERENZ DER ÖFF

Im Herbst 1943 fand in der Flaschenschenke der Familie Klemens und Elisabeth Edlinger, in der "Krumpen" bei Trofaiach, die Gründungskonferenz der Österreichischen Freiheits-Front (ÖFF) statt.

An dieser Konferenz, die in größter Geheimhaltung einberufen worden war, nahmen Vertreter der Widerstandsorganisationen der Bezirke Leoben, Eisenerz, Judenburg und Graz teil. Kärnten war durch Konrad Bucher, Andreas, und einem zweiten Genossen aus Villach vertreten. Nach eingehender Beratung beschlossen wir das Kampfprogramm. Es enthielt unter anderem: den weiteren Ausbau der Organisation im Bezirk und in der gesamten Obersteiermark, die wir zum Zentrum des bewaffneten Widerstandes machen wollten, die Verbesserung der Verbindungen zu den anderen Gebieten der Steiermark, vor allem zur Mittel- und Untersteiermark als Verbindungsglieder zum slowenischen Partisanengebiet am Pohorje/Bachergebirge, Verbindung und Kurierdienst mit den Partisaneneinheiten im Rosental und in den Karawanken, Aufstellung einer Partisanengruppe auch in Judenburg, die den unmittelbaren Anschluß an die Partisanen auf der Kor- und Saualpe herzustellen hatte, Schaffung und Bewaffnung von militanten Kampfgruppen in den Industrieorten Leoben, Eisenerz, Bruck und Kapfenberg, Partisanengruppen in den obersteirischen Bergen nördlich und südlich der Mur, Beginn der militärischen Aktionen im Frühjahr 1944.

Im politischen Teil des Programms der ÖFF stand an der Spitze das Bekenntnis zu Österreich, das ein unabhängiges, demokratisches und antifaschistisches Land werden sollte, weiters das Zusammenwirken aller Antifaschisten Österreichs, die Schaffung von ÖFF-Komitees in allen Landesteilen in engster Verbindung mit dem illegalen Zentralkomitee der Kommunistischen Partei Österreichs.

Gerade in der KPÖ, die in der Zeit zwischen 1933 und 1938 den Kampf gegen den Faschismus nicht eingestellt und auch nach der Okkupation Österreichs durch Nazideutschland weitergeführt hatte, gab es bis ins Jahr 1942 unzählige Opfer des Naziterrors. So hatten die Hitler-Faschisten aus unserem Bezirk viele Eisenbahner zum Tode verurteilt und hingerichtet. Am Bahnhof Leoben zeugt davon eine Gedenktafel mit den Namen dieser Blutopfer für Österreich.

Viele Bergarbeiter wurden in die Gefängnisse geworfen, zum Tode verurteilt und bis zum Hinrichtungstag monatelang in den Todeszellen gequält, darunter die Vordernberger und Eisenerzer Bergarbeiter Martin Michelli, Johann Pech, Siegfried Pichler und Alexander Soukup. Sie alle waren Kommunisten und hatten den

Kampf gegen die Nazis nie unterbrochen. Trotz dieser schweren Opfer wurde die Parteiorganisation immer wieder aufgebaut. Es konnte daher niemanden verwundern, daß die führenden Mitglieder der ÖFF im obersteirischen Industriegebiet überwiegend Mitglieder der KPÖ waren.

Wir hatten in den schweren Tagen der Verfolgung seit dem Verbot des KJV und 1933 der KPÖ alles Trennende beiseite geschoben, neben alles Leid, das uns durch die reaktionären Machthaber zwischen 1933 und 1938 angetan wurde - als Jugendliche wurden wir zu hohen Kerkerstrafen wegen unserer antifaschistischen Gesinnung und politischen Betätigung verurteilt und jahrelang in den Gefängnissen festgehalten - hatten wir einen dicken Strich gezogen. Wir waren zutiefst davon überzeugt, daß wir für unsere Heimat, für die Wiedergeburt Österreichs nur dann einen erfolgreichen Kampf führen und einen bescheidenen Beitrag leisten könnten, wenn es uns gelingen würde, alle Gegner des Faschismus in irgendeiner Form zusammenzuführen.

Nur ein Widerstandskampf auf breitester Basis, der alle politischen und anderen Gruppen, die sich zu Österreich bekannten, vereinigte, konnte Erfolg haben. Dieses Ziel hatten wir beim Aufbau der Österreichischen Freiheits-Front vor Augen.

So heißt es in der Anklageschrift gegen den zum Tode verurteilten Kommunisten Johann Fürst aus Niklasdorf bei Leoben:

Der Oberkriegsanwalt
StPI (RKA) II 657/44

Torgau, den 2.1.1945

Anklageschrift.

...

2. Aufbau und Ziele der Österreichischen Freiheits-Front (ÖFF).
Zur Bildung der schon erwähnten Österreichischen Freiheits-Front kam es in der Steiermark im Herbst 1943. Sie war, wie bereits in den Strafsachen gegen Unterweger, gegen Tottè, gegen Treboutz, gegen Bachler und andere vom 4. Senat des Reichskriegsgerichtes festgestellt worden ist, eine unter kommunistischer Leitung stehende staatsfeindliche Organisation. Ihr Ziel war die gewaltsame Losreißung der Alpen- und Donaugäue vom Deutschen Reich...

Zur Erreichung dieses Zieles suchte sie alle, dem Nationalsozialismus feindlich gesinnten Elemente zu sammeln und betrieb eine heimliche Propaganda in der Bevölkerung durch Verbreitung von illegalen Flugblättern. Die Abschrift eines solchen, überschrieben mit "Programm der Österreichischen Freiheitsbewegung-ÖFF", befindet sich Bl.156 d.A.St.PI (RKA) III Nr.435/44. Seine ersten 3 Punkte lauten:

1. Kampf mit allen uns zur Verfügung stehenden Mitteln einschließlich Waffengebrauchs gegen die faschistischen Okkupanten und ihre österreichischen Helfershelfer, die durch Betrug, Lüge und Ausnützung unserer Gutmütigkeit sowie durch Anwendung brutalsten Terrors uns aller Rechte beraubten und zu Sklaven einer faschistischen Herrenclique machten.
2. Errichtung eines freien, unabhängigen, demokratischen Österreichs, das mit allen Völkern in Freundschaft zu leben gewillt ist, jeden Rassen- und Nationalhaß bekämpft sowie Religions- und Meinungsfreiheit sichert.
3. Enteignung der Schwerindustrie, des Großgrundbesitzes sowie der faschistischen Institutionen, deren Verstaatlichung bzw. Aufteilung...
Die ÖFF organisierte den bewaffneten Aufstand, indem sie Bandengruppen aufstellte und sich bemühte, eine Verbindung mit den kommunistischen Banden in der Untersteiermark herzustellen...
Im Februar 1944 fand in der Flaschenschenke des Klemens Edlinger in der Krumpen bei Trofaiach eine Sitzung der ÖFF-Landesleitung statt...
Auf der Tagesordnung stand als ein Punkt... "Vorbereitung für einen bewaffneten Aufstand"...

In der Anklageschrift heißt es über die ÖFF weiter, daß sie ... als eine militärische Organisation (anzusehen ist) ... aus Freiwilligen bestehend, die gewillt sind, mit ihrem Leben für die Erkämpfung eines freien, demokratischen, unabhängigen Österreichs einzutreten und die Waffen nicht früher aus ihren Händen zu geben, bevor nicht der endgültige Sieg errungen und das Ziel sichergestellt ist...
(Auszüge aus der Anklageschrift, ebenda.)

Die Hitlerleute unternahmen alles, um der Bevölkerung zu verheimlichen, daß es bereits Ende 1942 und Anfang 1943 in unserem Gebiet aktiv tätige Widerstandsgruppen gab, die bereit waren, für Österreich ihr Leben einzusetzen. Um die Bevölkerung irrezuführen und uns zu isolieren, sprachen sie von "Banditen", nannten sie die Partisanenabteilungen in Kärnten "Banden" und erzählten über sie Greuelmärchen.

Wie konnten die Nazis auch zugeben, daß wir uns für die rasche Beendigung des Krieges, und dadurch für das Leben Hunderttausender junger Österreicher einsetzten, daß wir für die Vertreibung der deutsch-faschistischen Unterdrücker aus unserem Land, für die Wiederherstellung der österreichischen Eigenstaatlichkeit und für den Aufbau eines friedlichen, demokratischen, unabhängigen und antifaschistischen Österreich mit der Waffe in der Hand eintraten?

Es war allzu bequem, in Wien, Niederösterreich, in Tirol und anderen Landesteilen, der Bevölkerung vorzulügen, daß in der Steiermark und in Kärnten nicht Partisanen gegen die faschistische Fremdherrschaft aufgestanden seien, sondern daß es sich "lediglich um Banditen" handle, mit denen die örtlichen Behörden leicht fertig werden würden. In unserem Industriegebiet in der Obersteiermark fiel dies den Nazimachthabern jedoch sehr schwer, weil bekannte Arbeiterfunktionäre aus der Zeit vor 1934 und antifaschistische Jugendliche mit an der Spitze unserer Widerstandsorganisation standen.

Es war den Nazis nicht möglich, unseren führenden Genossen Sepp Filz aus Donawitz, den nicht nur die Donawitzer Arbeiterschaft als aufrechten, ehrlichen und arbeitsamen Menschen und Arbeiterfunktionär kannten, der vor allem auch bei der Jugend bekannt und beliebt war, zu einem Banditen zu stempeln.

Ebensowenig gelang ihnen dies bei Sylvester Heider, unserem "Wastl" aus Trofaiach, der ein hochqualifizierter Facharbeiter in der Kesselschmiede war. Es war nicht möglich, vor der Bevölkerung den Tischlergesellen Anton Wagner aus Leitendorf, der früher in der Gewerkschaftsjugend tätig war, oder den schwerkriegsbeschädigten Feldwebel und Heimleiter der Werkschule, M. M., als "Banditen" hinzustellen!

Ebensowenig konnten die Nazis von dem bekannten ehemaligen Gewerkschaftsfunktionär der Freien Gewerkschaften, Simon Trevisani, sagen, er sei ein "Bandit". Zu viele Menschen, zu viele Arbeiter aus dem Bezirk Leoben kannten diesen in Ehren ergrauten, gutmütigen Mann. Schorsch (das war sein Deckname, d.Vf.) sagte einmal zu uns: "Ich weiß, daß ich diesen Kampf gegen die deutschen Okkupanten nicht überleben werde. Was ich tue, das mach' ich für euch und für Österreich. Ich mach's gern und fürcht' den Tod nicht!..."

Trevisani kam nach seiner Verhaftung im Juni 1944 nicht mehr lebend aus dem Gefängnis. Die Faschisten meldeten als Todesursache "Selbstmord in der Zelle". Was dies hieß, das wußten wir alle nur zu gut.

Die Nazis erreichten mit ihren dick aufgetragenen Lügenmeldungen über die Partisanen gerade das Gegenteil von dem, was sie sich erhofft hatten. Sie wollten uns von der Bevölkerung isolieren, statt dessen brachten sie uns erst so richtig ins Gespräch.

Josch, Tič, Albert, Luis und andere waren bereits in den Untergrund gegangen. Wastl, ich und weitere Genossen hielten sie auf verschiedenen Plätzen vor dem Zugriff der Gestapo versteckt. Damit entstand aber eine große Belastung für die Bodenorganisation. Die Lebensmittelbeschaffung wurde mit jedem "U-Boot"

schwieriger, trotzdem gelang es uns immer wieder, alle zu versorgen. Dabei hatten die Antifaschistinnen Paulitsch und die Kommunistinnen Mathilde Auferbauer und Maria Sauerschnig großen Anteil.

Die Nazimachthaber hatten uns sogar indirekt geholfen. Sie ließen in der Obersteiermark rote Plakate mit den Namen der führenden Widerstandskämpfer anbringen und versprachen jedem "Volksgegnossen" 10.000 Reichsmark als Belohnung, wenn er zur Verhaftung eines unserer Kämpfer beitragen oder einen der "Banditen" - tot oder lebend - der Gestapo übergeben würde. Eine bessere Propaganda für unseren Widerstandskampf hätten die Faschisten gar nicht machen können.

Der in Donawitz bekannte Schulwart der Volksschule Donawitz, Roman Cevaus, war daher auch über die Partisanen informiert. Nach einem längeren Gespräch mit "Ferdl" (ich war damals noch in der Legalität, d.Vf.) stellte er sich der ÖFF bedingungslos als Mitarbeiter zur Verfügung. "Wenn ich noch jünger wäre", so sagte Cevaus, "würde ich ebenfalls mit der Waffe in der Hand im Rahmen der Partisanengruppe mitkämpfen. Vielleicht nütze ich euch jedoch, indem ich der Widerstandsorganisation immer einen sicheren Platz für Zusammenkünfte bereitstellen werde!"

Roman Cevaus wurde am 12. November 1944, dem Gedenktag der Gründung der Ersten Republik, im Konzentrationslager von der SS ermordet.

"HOLT EUCH DIE WAFFEN"

hatte der "Österreichische Freiheitssender" am 23. November 1943 in seiner Nachtsendung ausgestrahlt. Im Aufruf der Kommunistischen Partei Österreichs, den der Sender wörtlich immer wieder durchgab, hieß es:

"Hitlers Untergang ist besiegelt, das deutsche Heer ist im Begriff zusammenzubrechen. Die Folge davon sind Zersetzungs- und Zerfallerscheinungen in Deutschland. Nur mit der Waffe in der Hand, nur durch organisierten, bewaffneten Widerstand, nur durch den Volkswiderstand durch Partisanenverbände ist es möglich, sich vor dem Untergang, dem die Hitler-Banditen entgegensetzen, zu retten. Die Kommunistische Partei Österreichs ruft das patriotisch fühlende Volk auf, zu kämpfen, die Partisanen in Kärnten, Tirol und Steiermark zu unterstützen. Den Partisanen in diesen Gebieten wird Hilfe durch die italienischen und slowenischen Partisanen geboten. Organisiert Partisanengruppen auch in allen anderen Gebieten. Nützt die Schwäche des Regimes aus. Holt Euch die Waffen bei den SS-, SA- und Polizeiverbänden! Mit diesen so erbeuteten Waffen könnt Ihr Euch neue holen und kampfstärke Partisanengruppen damit ausrüsten! Österreicher! Landsleute! Erhebt Euch gegen die deutsch-faschistische Fremdherrschaft!"

"Holt Euch die Waffen bei...!" Ja, das hatten wir schon längst bis ins kleinste Detail besprochen, und unsere Verbindungsmänner hatten auch schon ausgekundschaftet, wo es am leichtesten war, Waffen zu bekommen! Wir konnten ja in unserem Industriegebiet nicht mit einer direkten Unterstützung durch die Partisanen in Kärnten rechnen. Wir waren hier vollkommen auf uns allein gestellt! Aber unsere Organisation war seit dem Beschluß der ÖFF-Konferenz in der ersten Novemberwoche 1943 nicht untätig gewesen. Unser Kampfgefährte, der bekannte Bergsteiger Feldwebel Konrad Abl, der beim Wehrbezirkskommando in Leoben eingesetzt war, hatte gemeinsam mit unserem Genossen Rupert Heindler, der 1934 zur KPÖ gestoßen war, die Verbindung ins "Lerchenfelderlager", der Sammelstelle für Wehrmachtsangehörige hergestellt. Dort wurden auch alle "Beutewaffen" von allen Kriegsschauplätzen gesammelt, die den Leoben passierenden Truppenteilen der Wehrmacht abgenommen wurden. Aus diesem Bestand mußten wir unseren Bedarf sicherstellen.

Es war ein äußerst günstiges Wetter für unsere Aktion. Ein richtiger "Novembertag". Feuchte Nebelschwaden hingen tief herunter und hatten schon bei Tag alles "grau in grau" erscheinen lassen. Gegen Abend zu hatte sich der Nebel noch verdichtet und wir mußten eng beisammen bleiben, als wir zu fünft von der "Bambichler Warte" mitten durch den dichten Wald in Richtung Lerchen-

felder Lager gingen. Vor Betreten der Lichtung oberhalb der Ziegelfabrik wurde im Schutze der Bäume noch eine letzte Zigarette aus der hohlen Hand geraucht, und wir unterhielten uns im Flüsterton. Wir hatten folgendes vereinbart.

Albert und Fredl sollten sich bis zum Busch bei der großen Baracke, in der unsere Genossen Soldaten die Waffen und Munition versteckt hielten, vorarbeiten. In der Dunkelheit war der Busch nur schwach zu erkennen. Wir drei anderen würden uns "für alle Fälle" für einen notwendigen "Feuerschutz" in entsprechender Reichweite halten. Je näher wir dem Militärlager kamen, desto vorsichtiger schlichen wir voran. Noch waren ungefähr 200 Meter bis zum vereinbarten Platz zurückzulegen. Um von den patrouillierenden Doppelposten nicht gesehen zu werden, krochen wir, tief in die Ackerfurchen gedrückt, bis nahe an die vereinbarte Stelle heran. In kurzer Entfernung vom Busch verweilten wir. Nichts rührte sich. Nur den verhaltenen, kaum vernehmbaren Atem des Nebenmannes verspürte man. Um Mitternacht wurden die Doppelposten abgelöst. Bis dahin waren noch einige Minuten Zeit.

Die Waffen mußten zur gleichen Zeit, in der die Postenabläse vor sich ging, vom Geräteschuppen weggetragen werden. Der Schuppen war am Westende des Lagers. Vier Genossen waren für den Transport vorgesehen. Gefreiter Pischelsberger, sein Kamerad, der Obergefreite, Fredl und Albert.

Die beiden Soldaten hatten in tagelanger Arbeit, immer den günstigen Moment der Postenabläse ausnützend, nach und nach Munition, Sprengstoff und verschiedene Beutewaffen im Geräteschuppen versteckt. Das war eine gefährliche Arbeit gewesen und hätte man sie dabei entdeckt, das Militärgericht hätte bestimmt nur ein Urteil gefällt: Tod durch Erschießen. Aber unsere Freunde waren auf der Hut. Jahrelang waren beide in derselben Einheit im Dreck an den Fronten gelegen, waren verwundet und trotzdem wieder an die Front geschickt worden. Sie hatten beide schon lange genug vom "Heldentum"! Sie hatten sich bei Welikye-Lucky geschworen: "Wenn wir da herauskommen - die kriegen uns beide nimmer für ihren dreckigen Raubzug" ... Nach einer neuerlichen Verwundung Pischelsbergers - sein Freund, der Obergefreite, trug ihn damals aus der Kampfzone - kamen beide zu einer Einheit, die als Schutztruppe für Verwundetentransporte in die Heimat eingesetzt wurde. Nach mancherlei Abenteuern landeten sie schließlich in Leoben.

Feldwebel Abl, der bei ihrer Stammkompanie früher Ausbilder war, war sehr erfreut, die beiden, die er als Antinazi kannte, hier in Leoben wiederzufinden. Das weitere ergab sich von selbst.

Die Minuten bis zur Postenabläse verstrichen zäh, und es war für uns daher direkt eine körperlich spürbare Erleichterung, als

wir die beiden abtretenden Posten hörten. Schon konnten wir im dichter gewordenen Nebel beinahe nichts sehen und auch die Tritte der beiden hörten sich an, als wären die Posten viel weiter entfernt als in Wirklichkeit.

Endlich lösten sich zwei Gestalten aus dem Schatten des Geräteschuppens und kamen rasch näher. Keuchend hockten sie sich zu Fredl und Albert und ließen die schweren Säcke zu Boden gleiten. "Wir müssen noch zweimal zum Schuppen", flüsterte Pischelsberger Albert zu. "Aber ihr müßt eure Schuhe ausziehen und so wie wir auf Socken schleichen, da hören uns die Posten bestimmt nicht. Beeilt euch; wenn die beiden Posten den Schuppen erreicht haben, drehen sie um und entfernen sich ungefähr 300 Meter. Wir müssen ihnen nachschleichen und können mit den Waffen vom Schuppen erst wieder weg, wenn sie sich das nächstmal entfernen. Diesen Gang müssen wir zweimal tun, damit wir alles herausholen, was wir versteckt haben! Ihr werdet zufrieden sein mit uns!"

Pischelsberger hatte dies alles im Flüsterton gesagt, so als ob dies etwas Alltägliches wäre und der Obergefreite nickte beifällig. Wir drei anderen hatten aus geringer Entfernung die Vorgänge überwacht und waren froh, als die vier Genossen vom letzten Gang zum Schuppen wohlbehalten zurückkehrten.

Noch immer sichernd, schlichen auch wir uns zum Busch und begrüßten die beiden Soldaten mit einem festen Händedruck. Er besagte mehr als es jedes gesprochene Wort imstande gewesen wäre. Nun hatten wir wirkungsvolle Schnellfeuerwaffen, Handgranaten und auch Sprengmittel. Wir würden damit den Faschisten schon dementsprechende Sorgen bereiten. Stumm verabschiedeten wir uns von den mutigen Kameraden und traten unseren nächtlichen Marsch über die Berge wieder an. Tiè, Albert und Lipp gingen auf ihre illegalen Versteckplätze zurück. Fredl und Ferdl gingen am kommenden Morgen genauso ihrer Arbeit im Hüttenwerk Donawitz nach, als ob sie die Nacht über daheim im Bett gelegen wären. Nur mit dem Bewußtsein, für die Befreiung Österreichs und gemäß dem Aufruf unserer Partei, der KPÖ, den Volkswiderstand zu organisieren und die Waffen dort zu nehmen, wo sie erreichbar sind, gehandelt zu haben.

M.M.

VON DEN 999ERN ZUM V.BATAILLON

war es ein weiter Weg. Nach den Februarereignissen 1934 nahm ich den Kontakt zu anderen revolutionären Sozialisten auf, die, so wie ich, von der SP-Führung, die nun schon zum wiederholten Male die kämpfende Arbeiterschaft im Stich gelassen hatte, nichts mehr erwarten konnten. Die meisten dieser Bonzen hatten sich ja verdrückt und scheuten sich sogar, uns ehemalige JUSO auch nur zu grüßen, wenn wir uns zufällig auf der Straße oder sonstwo begegneten. Wir anderen, die den Kampf für den Sozialismus ernst genommen und dafür auch unser Leben eingesetzt hatten, trafen uns bereits zur illegalen Betätigung. Wir verteilten selbstgefertigte Flugzettel und in Kleindruck auf Dünnpapier hergestellte Zeitungen.

Längere Zeit ging alles ohne irgendwelche negative Vorkommnisse, da ja nur ganz wenige unter uns wußten, woher das Material angeliefert wurde. Leider gab es einige Genossen unter den RSlern (Revolutionäre Sozialisten), die immer weniger die konspirativen Regeln der strikten Geheimhaltung unserer illegalen politischen Tätigkeit einhielten. Ich trennte mich daher von dieser Gruppe und schloß mich mir bekannten kommunistischen Genossen an. Diese waren ja schon seit dem Verbot des KJV (Kommunistischer Jugendverband) im Jahre 1931 und der KPÖ im Jahre 1933 in illegalen Gruppen gut organisiert und beachteten daher auch viel gewissenhafter die konspirativen Regeln, die in der Zeit der schwarz-grünen Herrschaft notwendig geworden waren. Im Herbst 1934 trat ich offiziell der Kommunistischen Partei bei. Damals war ich schon nahezu sieben Jahre arbeitslos. Aber nicht nur mir ging es so, auch viele ehemalige Schutzbündler und Sozialdemokraten stellten sich bei den Stempelstellen an oder waren längst schon ausgesteuert. Sie erhielten oft nicht einmal mehr die Notstandsunterstützung.

Mitte 1935 erfuhren wir Arbeitslosen, daß der Betrieb in Donawitz wieder aufgenommen werden sollte. Es würden jedoch nur Mitglieder des Heimatschutzes aufgenommen. Mit ehemaligen JUSO und kommunistischen Genossen vereinbarten wir, auf Grund der gegebenen Situation zum Schein dem Heimatschutz beizutreten, illegal jedoch umsomehr den Kampf gegen die Reaktion zu führen.

Mit einem Magenleiden im Spital liegend, erfuhr ich am 7. Juli 1935 durch meine Schwester, daß ich auf der Aufnahmeliste der Alpine stünde. Trotz Krankheit und Fieber meldete ich mich gegen Revers vom Spital ab.

Ich war zu diesem Zeitpunkt schon ausgesteuert und bekam auf meine grüne Stempelkarte nur mehr die Notstandsunterstützung. Ich und viele andere kosteten daher dem Staat viel weniger als

die normalen Arbeitslosen, die eine rote Karte hatten. Diese wurden daher bei Arbeitsvergaben bevorzugt behandelt, da sie dem Staat sozusagen sparen halfen, indem dieser verschiedene Steuern und Sozialabgaben von ihrem Lohn einbehalten konnte.

Nachdem ich dem Beamten am Arbeitsamt meine siebenjährige Notlage geschildert hatte, ließ sich dieser erweichen und borgte mir für den Tag der Arbeitsaufnahme bei der Alpine eine rote Stempelkarte, die mich nicht als Ausgesteuerten, sondern als normalen Arbeitslosen auswies. Ich hatte Glück und wurde tatsächlich aufgenommen. Als Schlosser wurde ich zur Nachtschicht eingeteilt und bei der Reinigung des Gaswäschers beim Hochofen eingesetzt. Durch Fieber und die lange Krankheit geschwächt, brach ich jedoch nach ein paar Stunden bei der Arbeit zusammen. Der Schichtführer, Sepp Maier, war aber ein feiner Kerl und richtete mir aus Putzketten ein Lager her, wo ich mich wieder erholen konnte. Hätte er vorschriftsmäßig gemeldet, daß ich bei der Arbeit zusammengebrochen war, man hätte mich sofort als für die Arbeitsaufnahme untauglich wieder auf die Straße gesetzt. Heute verwendet sogar der ÖGB in seiner "Solidarität" den Modebegriff "von der Arbeit freisetzen", obwohl es keinen Unterschied zum Wort "brotlos machen" gibt. Auch daran kann man die "klassenkämpferische" Funktion der Sozialpartnergewerkschaft erkennen!

Trotz dieser harten Zeit waren wir Kommunisten niemals untätig. Es galt auch bereits in erhöhtem Maße dem braunen Faschismus entgegenzuwirken. Die Nazis machten sich, dank der reichlich aus Hitler-Deutschland nach Österreich hereinfließenden Geldzuwendungen, in erhöhtem Maße bemerkbar. Wenn sie vorerst nur ihre faschistischen Parolen und Hakenkreuze auf Zäune und Mauern malten, so gingen sie bald, von ihren Auftraggebern aus dem dritten Reich gelenkt, zu Terrorakten und Sprengstoffanschlägen über. Sie schreckten auch vor Mord nicht zurück, und es war kein Geheimnis mehr, daß sie zum Beispiel mutmaßliche "Verräter" aus ihren eigenen Reihen kaltblütig aus dem Weg räumten, wenn sie von "draußen" im Reich dazu die Anweisung erhielten. Das wurde dann Femegericht genannt. In der Alpine-Montan fanden die Naziakteure eine "gmahte Wies'n" vor, standen doch viele Hochgestellte in direktem Kontakt zu Führern der braunen Kolonne.

Die Nazis hatten auch großen Zustrom aus dem Lager der Heimwehr bekommen, und führende Hahnenschwänzler sowie "alte Herren" der schlagenden Burschenschaften machten kein Hehl daraus, daß ihnen bereits das dritte Reich näherstand als Mussolini-Italien oder der Ständestaat Österreich. So wurden auch nie oder höchst selten Naziaktivisten perlustriert oder zur Verantwortung gezogen, wenn wieder einmal eine Schmieraktion gelaufen war. Nazis fanden immer eine "verständnisvolle" Justiz, saßen doch auch dort selbst die Braunen in einflußreichen Stellungen.

Unsere Parteiorganisation hatten wir in ganz kleinen Gruppen organisiert, und diese hielten sich streng an die konspirativen Regeln. So kam es, daß vor dem Überfall der deutschen Faschisten auf Österreich keine nennenswerten Verhaftungen vorkamen. Uns war es gelungen, kurz vor dem März 1938 breitere antifaschistische Kreise in den illegalen Abwehrkampf gegen die drohende Gefahr aus dem dritten Reich mit einzubeziehen. Es war leider, dank der nazifreundlichen Politik der damaligen Regierung, zu spät, um das österreichische Volk zum energischen Kampf - wenn notwendig auch mit Waffengewalt - gegen die tödliche Gefahr zu mobilisieren. Die Deutsche Wehrmacht fiel mit Panzern in Österreich ein, und Österreich wurde zur Ostmark.

Wir Kommunisten mußten ab diesem Zeitpunkt noch vorsichtiger in unserer antifaschistischen Tätigkeit sein. Nur wirklich verlässliche Genossen durften zu Aktionen herangezogen werden, hatten ja die Austrofaschisten die politischen Akte "warm" der Gestapo übergeben. Dies bewiesen uns die Massenverhaftungen gleich nach dem Überfall auf Österreich, wo Zehntausende Österreicher, Sozis, Kommunisten, Schwarze, Monarchisten und andere österreichische Patrioten in die Kerker und KZ verschleppt wurden.

So beschränkte sich unsere Arbeit vorerst auf die Rote Hilfe, die Familien von bereits in Haft befindlichen Genossen mit Geld und Lebensmitteln unterstützte. Es wurde niemals gefragt, ob der Inhaftierte ein Sozi, ein Christlicher oder sonst jemand war. Hilfe gegen die faschistische Terrorherrschaft, das war das entscheidende Maß, das wir anlegten. Mit mir waren damals die Kommunisten Markus Rössler, Luis Pisnik, Luis Lew, Fanny Scheikl und Moidl Sauerschnig sehr aktiv. 1939 setzten dann größere Verhaftungen ein, so in der ÖBB-Werkstätte in Knittelfeld, wo die Gestapo Jungkommunisten auf die Spur gekommen war. Im Februar 1940 wurden dann auch die Genossen Pisnik, Rössler und Puntigam verhaftet.

Diese Genossen hielten jedoch, trotz pausenloser Verhöre durch den Leiter der in Leoben eingesetzten Gestapoaußenstelle und Chefstellvertreter, den mir aus der Jugendzeit bekannten Alois Welinar, unerschütterlich stand. Dadurch konnten weitere Verhaftungen unterbunden werden.

Nach dem Überfall auf die Sowjetunion, der mit neuen Massenverhaftungen gekoppelt war, wurde es immer gefährlicher, illegal tätig zu sein. Man wußte nie, ob man von der Arbeit im Betrieb nicht schnurstracks ins Gestapoquartier an der Murbrücke eingeliefert wurde. Trotz erhöhter Vorsicht hat es mich dann doch am 28. Oktober 1941 auch erwischt.

Derselbe Welinar, ein einstiger Schulkamerad, verhörte mich stundenlang. Er war inzwischen zum SS-Hauptsturmführer aufge-

rückt und glaubte, bei mir mit der Methode der weichen Tour etwas zu erfahren. Als dies fehlschlug, wechselte er zur "korrekten" Gestapomethode über, nach der zuerst weichgeklopft und dann jedoch voll zugeschlagen wird.

Auch im Paulustor-Gestapo-Gefängnis wurde ich fünf Wochen lang fast täglich peinlichen Verhören unterzogen, dann wurde ich ins Landesgericht überstellt. Das war am 6. Dezember 1941. Gleich mir waren zu diesem Zeitpunkt schon viele Antifaschisten, meistens kommunistische Genossen, inhaftiert. Wenn ich zu Arbeiten im Zellenhaus herangezogen wurde, war es mir manchmal möglich, zu Gemeinschaftszellen Zutritt zu erlangen. Dort waren vor allem Genossen aus Vorderberg inhaftiert, die später monatelang in der Todeszelle auf ihre Hinrichtung warten mußten. Die kommunistischen Bergarbeiter Martin Michelli, Johann Pech, Siegfried Pichler und Alexander Soukup wurden nach ihrer Überstellung nach Wien dann auch tatsächlich von den Nazis hingerichtet.

Im Februar 1943 wurde ich dann mit anderen Todeskandidaten nach Wien in die "Liesl" überstellt, und ein Jahr später, im März 1943, landete ich in Stein an der Donau. Von dort aus mußten wir in der Hirtenberger Patronenfabrik arbeiten, wo man an uns mit dem Ansinnen herantrat, uns zur Wehrmacht ausmustern zu lassen. So hatten sich die Verhältnisse nach Stalingrad verändert. Die Faschisten waren schon darauf angewiesen, uns Wehrunwürdige als Kanonenfutter einzusetzen. Es nützte uns die Ablehnung dieses Ansinnens nichts. Wir wurden einfach korporativ als politische Gefangene zu den 999ern - dem Strafbataillon am Heuberg - verschickt.

Der Heuberg lag in Baden-Württemberg und war auch bekannt unter dem Namen Heuberg am kalten Arsch. Diesen Namen hatte er bekommen, da unzählige Strafgefangene, die dort von der SS zu Kanonenfutter gedrillt wurden, den Strapazen nicht gewachsen waren und starben oder von der SS auch auf andere Art kaltgemacht wurden. Mit Hunden gehetzt, zu Tode geprügelt oder auch "auf der Flucht" erschossen - das war dort tausendfaches, grausames Schicksal vieler, vieler treuer Genossen.

Gleich mir waren die Donawitzer Kommunisten Edi Resch, Toni Pollner, Anton Hütter, Karl Fladerer und der später mit einem KZ-Transportschiff untergegangene Franz Dreschnig dem SS-Terror am Heuberg ausgesetzt. Die "Ausbildung" dauerte dort bis November 1943, dann wurden wir auf verschiedene Regimenter aufgeteilt und in Griechenland, bereits der Wehrmacht unterstellt, in der Stadt Nauca zum Besatzungsdienst herangezogen. Die Stadt lag in 900 Meter Seehöhe. Es war dort im Winter von 1943 auf 1944 saukalt. Im Februar 1944 wurde das 16. Regiment der 999er als Besatzung auf die Insel Lemnos verlegt, von wo wir im Juli

1944 wieder abgezogen wurden. Die Drangsale und Demütigungen, Verprügelungen und den Hunger zu schildern, alles dies wäre wert, ein eigenes Buch zu füllen. Am schwersten war es wohl für uns, kaum eine Gelegenheit zu finden, zu den bereits in Griechenland operierenden ELAS-Partisanen abhauen zu können. Die Überwachung war zu lückenlos. Trotzdem trug ich mich immer schon mit dem Gedanken, bei der ersten sich mir bietenden Gelegenheit unterzutauchen. In dieser Zeit war der Atem der Faschisten schon ziemlich kurz geworden, die griechische und makedonische Partisanenbewegung schon imstande, auch größere Gebiete zu besetzen und auch für längere Zeit zu halten. Die Partisanen brachten vor allem den SS-Verbänden hohe Verluste bei. Das war eine Wechselwirkung, denn die SS-Regimenter gingen überall, nicht nur gegen die Partisanen, sondern vor allem auch gegen die wehrlose Zivilbevölkerung, mit brutalster Gewalt vor. Ganze Dörfer wurden niedergebrannt und die Bevölkerung mit MGs niedergemäht.

Im Juli 1944 kam unsere Abteilung nach Saloniki, von wo wir zu Fuß über die Städte Larissa, Nauca, Weria und über den Weriapaß nach dem Städtchen Kozina marschierten. Dort wurden wir Zeugen, wie die SS vor ihrem fluchtartigen Abzug aus dem Ort noch sieben junge Frauen, Partisanen, öffentlich erhängte. Bei diesem "Schauspiel" mußte die Bevölkerung zusehen.

Vielleicht war dieses "Schauspiel" der letzte Anstoß für den Leobner Simjonov, der bei einer motorisierten Einheit war, die in Richtung auf die jugoslawische Grenze fuhr, mir einen Karabiner zu geben. Beim nächsten "Partisaneneinsatz" - wir waren dabei immer unbewaffnet als Essenträger, Munitionsschlepper usw. eingesetzt - mußte ich mein Vorhaben durchführen.

Im Oktober 1944 kam dann am Pletnapaß die lang ersehnte Gelegenheit, und ich schlug mich eines Nachts zu den ELAS-Partisanen durch. Später wechselten wir in ein Gebiet, wo jugoslawisch-makedonische Partisaneneinheiten operierten. Bisher hatten die Partisanen noch immer kein richtiges Vertrauen zu uns deutschsprechenden Überläufern gefunden. Wir wurden nahezu als Gefangene behandelt. Konnte man es diesen Menschen verdenken? Zuviel Leid hatten doch die Deutschen über ihre Völker gebracht, und auch Österreicher hatten sich nur zu oft als grausame Vertreter der deutschen Herrenrasse bei Massenerschießungen hervorgetan.

In Prilep, beim Hauptstab der 5. Brigade der jugoslawisch-makedonischen Partisanen, wurde ich dann von einem deutschsprechenden weiblichen Partisanen in Offiziersrang einvernommen. So konnte sie sich über meine bisherige politische Tätigkeit ein Bild machen. Ich wurde dann als Funkhelfer und einige Tage später auch bei der kämpfenden Abteilung eingesetzt. Wir standen damals im erbitterten Kampf gegen die albanischen Ballisten, einer faschi-

stischen Formation, die als außergewöhnlich grausam bekannt war. Die Kämpfe spielten sich bei der Stadt Pitolje-Resen und um den Ohridsee ab. Es gab beiderseits sehr schwere Verluste. Wir kamen bis Tirana, der albanischen Hauptstadt, und konnten durch unsere Feldstecher das Treiben der dort befindlichen Faschisten genau beobachten.

Im Jänner 1945 wurden dann alle deutschsprechenden Partisanen zusammengezogen, und es ging dann über den Fluß Verda nach der Erdbebenstadt Skoplje. Riesengroß war meine Freude, als ich dort den Donawitzer Jungkommunisten Karl Fladerer traf. Er trug bereits eine Partisanenuniform mit dem rotweißroten Wappenschild am Ärmel und war dem II.Österreichischen Bataillon zugeteilt. Die österreichischen Bataillone wurden schon im Herbst 1944 in der Bela Krajina bei Tribuce gegründet, nachdem vorher eine Gruppe Kommunisten mit Fallschirmen in dieser Gegend abgesprungen waren. Von Moskau kommend, waren Friedl Fürnberg und Franz Honner mit einer Gruppe österreichischer Kommunisten bereit, im Rahmen der Volksbefreiungsarmee Jugoslawiens gegen die Nazi-faschisten zu kämpfen.

Genosse Fladerer hatte einen Marschbefehl nach Belgrad, und er verschaffte auch mir die Weiterfahrt dorthin. In Belgrad wurde ich auf die JVA (Jugoslawische Volksarmee) vereidigt und dem IV.Österreichischen Bataillon als Zugführer zugeteilt. Das IV.Bataillon ging zum Einsatz nach Slowenien ab. Ich selbst mußte in Belgrad bleiben, wo ich dann unter Major Wiesinger und Major Spitz, zum Oberleutnant befördert, bei der Aufstellung des V.Österreichischen Bataillons mithalf, mit dem ich dann am 16. Mai 1945 in das von der Roten Armee befreite Wien einmarschieren durfte.

Vom damaligen Staatssekretär für Inneres, Genossen Franz Honner, als Polizeileiter eingesetzt, hatte ich den Sicherheitsdienst im Raume Payerbach-Reichenau zu organisieren. Die Bewachung des Schlosses Wartholz, wo die Nazibonzen ihr zusammengestohlenen Gut - haufenweise wertvolle Kunstschatze - versteckt hielten, war eine der mir übertragenen Aufgaben. Vor allem mußte ich mit meinen Männern auch für die Sicherheit der Bevölkerung sorgen. In dieser Zeit trieben sich noch große Banden der Wlassow-Armee, einer wild zusammengewürfelten Kollaboratorenbande polnisch-ukrainischer Faschisten, die in ihrer Heimat an der Niedermetzlung ihrer Landsleute gemeinsam mit SS-Einheiten beteiligt waren, im Vorland des Semmerings herum und terrorisierten die Dorfbewohner.

Dieser gefährliche Einsatz gegen die Wlassow-Banditen nahm sein Ende, als ich den Auftrag erhielt, die im Schloß Wartholz sichergestellten Gegenstände nach Wien in die Hofburg zu transpor-

tieren. Ich erinnere mich daran - jedenfalls glaube ich mich nicht darin zu täuschen -, daß bei den Kunstschatzen auch der riesengroße Teppich dabei war, den man noch heute auf einem Bild, die einstige Regierung unter Julius Raab darstellend, bewundern kann.

Nach dieser letzten Arbeit als Offizier des Österreichischen Bataillons rüstete ich ab und ging wieder zu meinem Schraubstock als Schlosser zum Hochofen in Donawitz zurück.

Vor einigen Jahren trat ich in den Ruhestand. Der heutigen Jugend möchte ich empfehlen, sich etwas mehr für die jüngste Vergangenheit zu interessieren und über alle ihr heute gebotenen Annehmlichkeiten nicht zu vergessen, daß sie nur durch ihren eigenen Einsatz mithelfen kann, ihre Zukunft in Frieden aufzubauen.

Vor allem soll sie allen Politikern mehr auf die Finger schauen, als nur zu hören, was diese der Masse als richtig und gut hinzustellen versuchen. Denn noch dirigiert in Österreich das Kapital, obwohl viele Betriebe und sonstige Einrichtungen verstaatlicht sind, und noch ist der Faschismus - abermals dank einer verfehlten Politik der Sozialdemokratie - nicht mit der Wurzel ausgerottet.

Der kampfreiche Weg unserer Generation soll der heutigen Jugend zeigen, wer die wahren Freunde der Arbeiterklasse, wer die wahren Freunde des Friedens und wer die wirklichen Kämpfer für den Sozialismus auch in Österreich waren und sind. Die Jugend muß ihr Schicksal selbst in die Hände nehmen, sie muß auch selbst dazu beitragen, daß der Weg zu einer sozialistischen Gesellschaft freigekämpft wird.

F.Prevorcic
(B.b.M.M.)

MEIN WEG ZU DEN PARTISANEN

Ich wurde am 29. Juni 1907 als Sohn eines Bauern geboren. Nach dem Besuch einer einklassigen Volksschule in dem kleinen Dorf Rieding, Bezirk Wolfsberg, Kärnten, und bis zum 20. Lebensjahr in der Landwirtschaft tätig, erlernte ich in Villach das Maurerhandwerk. Die schwierigen wirtschaftlichen Verhältnisse, Ausbeutung als Lehrling, wenig Verdienst und vor allem die Arbeitslosigkeit Ende der zwanziger Jahre, veranlaßten mich, über die politischen Zustände nachzudenken und mich politisch zu betätigen. Mein Weg führte mich zur Kommunistischen Partei Österreichs, die in mir die Überzeugung reifen ließ, daß nur sie die wirklichen Interessen der Arbeiter vertritt.

In den folgenden Jahren wurde ich zu einem konsequenten Kämpfer für die Interessen der Arbeiter. Dies brachte für mich Verfolgung und wiederholte politische Haft mit sich. Schließlich lieferte man mich 1934 und 1935 in das KZ Wöllersdorf ein.

Als die Hitler-Faschisten 1938 in Österreich einmarschierten, wurde die illegale Arbeit unserer Genossen noch viel schwieriger. Mancher Genosse wurde sofort von der Gestapo verhaftet. Es mußten neue illegale Gruppen gebildet werden. Auch manchen Illegalen haben die Nazis mit ihrem harten Terror müde werden lassen, so daß in der ersten Zeit des Aufbaus der illegalen Arbeit ein gewisses Mißtrauen gegenüber manchen Illegalen von früher vorhanden war, das heißt, ein gewisses Abtasten zwischen unsren Genossen erfolgte, bevor die illegale Arbeit wieder in Schwung kam.

Die illegale Arbeit war sehr schwer und nervenaufreibend. Mit allen möglichen Mitteln mußte man die Gestapo überlisten. Auch das Einschleusen von Spitzeln mußte energisch bekämpft werden. Persönlich entging ich einer Verhaftung nur dadurch, daß ich bei einem festgelegten Treff mit einem leitenden Funktionär aus Klagenfurt, der bei uns in Villach eine Beratung durchführen sollte, nicht mehr anwesend war. Dieser Genosse war nicht wie zeitlich ausgemacht erschienen. Er hatte sich verspätet, und ich war vorher weggegangen. Pünktlichkeit und Konspirativität waren in der Illegalität ein ungeschriebenes Gesetz. Diesem unpünktlichen Funktionär war die Gestapo gefolgt, und dadurch gelang es ihr, alle Anwesenden bei dieser Beratung - außer mir - festzunehmen.

Trotzdem ich politisch Vorbestrafter des Schuschnigg-Regimes war, wurde ich im Herbst 1941 in die Hitler-Wehrmacht eingezogen. Für mich als klassenbewußten Arbeiter war es von vornherein klar, daß dies nicht mein Krieg ist. Allerdings gab es keine

oder nur in seltenen Fällen eine Möglichkeit, der Einberufung nicht Folge zu leisten. Für mich war aber auch klar, daß mein Verhältnis in der Hitler-Armee entsprechend meiner politischen Einstellung gestaltet werden wird. Nach einem halbjährigen Aufenthalt in Frankreich wurde ich mit meiner Einheit, einem Landeschützenregiment, nach Jugoslawien verlegt. In Jugoslawien, wo sich unter Führung der Kommunistischen Partei - mit Tito an der Spitze - nach dem Einmarsch der Hitler-Truppen eine große Widerstandsbewegung entwickelte, war mein erster Gedanke, die erste beste Gelegenheit zu suchen, mit den Partisanen in Verbindung zu treten beziehungsweise zu ihnen überzulaufen, um mit ihnen gegen die Nazis zu kämpfen.

Im Winter 1942/1943, genau an die Zeit kann ich mich heute nicht mehr erinnern, gelang es mir, in der Stadt Leskowac eine erste Verbindung zu jugoslawischen Widerstandsgruppen herzustellen. Auf meine Bitte, mich in die Widerstandsbewegung beziehungsweise in die Partisaneneinheit aufzunehmen, empfahl man mir, in der Hitler-Armee zu bleiben und ihnen Informationen zu liefern, was für sie eine größere Hilfe in ihrem nationalen Unabhängigkeitskampf gegen Hitler-Deutschland sei, als meine Teilnahme als Kämpfer in einer Partisaneneinheit.

Leider wurde meine Verbindung zu den Widerstandskämpfern unterbrochen, da ich mit meiner Einheit nach Griechenland verlegt wurde. In Griechenland ließ ich ebenfalls von meinen Überlegungen, die Hitler-Armee zu verlassen, nicht ab. Es gelang mir aber nicht, eine Verbindung mit griechischen Partisanen herzustellen. Ich entschloß mich daher, meinen Urlaub im Mai 1944 zu benutzen, von zu Hause aus eine Verbindung mit den slowenischen Partisanen herzustellen, mit dem festen Ziel, nicht mehr in die Hitler-Wehrmacht zurückzukehren, sondern in den Reihen der Partisanen gegen Hitler-Deutschland zu kämpfen. Zu dieser Zeit war der Kampf des jugoslawischen Volkes schon so stark und ausgedehnt, daß es in Südkärnten schon leichter war, in eine Partisaneneinheit zu gelangen. Voraussetzung war allerdings der feste Wille, am Kampf gegen die deutschen Hitler-Faschisten teilzunehmen. Es gab auch schon Kampfgruppen auf österreichischem Boden.

Während meines Urlaubs kam mir auch der Zufall ein bißchen zu Hilfe. Ich traf in den ersten Tagen einen altbekannten Genossen, dem ich mich anvertraute und fragte, ob er nicht eine Verbindung zu den Partisanen herstellen könnte. Auf seine Frage, ob ich es ernst meine, bejahte ich dies energisch. Darauf versprach er, mir zu helfen. Es stellte sich heraus, daß eine sehr gute Kuriertätigkeit der slowenischen Partisanen nach Villach bestand. Am letzten Tag meines Urlaubs, ausgerüstet mit einem Eisenbahnerausweis und ebenso als Eisenbahner gekleidet, verließ ich vom Westbahnhof aus Villach und fuhr nach Bled in Slowenien. Von

dort aus geleitete mich eine Bäuerin - sie war Kurier - weiter zu den Partisanen der Prižeren-Brigade. Allerdings hatte ich auf der Reise nach Bled einige sehr bange Minuten zu überstehen. Unterwegs kam eine Feldgendarmerie-Patrouille, die von den Passagieren im Zug die Ausweise kontrollierte. Wie es nun der Zufall wollte, war ein Feldgendarm dabei, der mich persönlich kannte. Man kann sich vorstellen, wie mir zumute war. Nur Ruhe bewahren, sagte ich mir, lehnte mich zum Fenster hinaus und tat so, als ginge mich alles nichts an. Und tatsächlich, die Patrouille ging an mir vorbei, ohne von mir einen Ausweis zu verlangen. Auch der Bekannte hatte mich, da ich ja zum Fenster hinaussah, nicht erkannt. Mir fiel ein schwerer Stein vom Herzen.

Nach Ankunft bei der slowenischen Partisanenbrigade war mein lang ersehnter Wunsch, zu den Partisanen zu gelangen, endlich in Erfüllung gegangen.

Nach einigen Monaten erlebnisreichem Kampf in den Reihen der jugoslawischen Partisanen wurde ich zum I.Österreichischen Freiheitsbataillon abkommandiert, das auf Grund eines Ersuchens der Kommunistischen Partei Österreichs im Rahmen der slowenischen Volksbefreiungsarmee im Oktober 1944 gebildet worden war. Diese Nachricht beziehungsweise Abkommandierung zum I.Österreichischen Freiheitsbataillon war für mich ein sehr großes, freudiges, erhebendes Gefühl beziehungsweise Ereignis. Ich ging mit großer Freude und Erwartung dieser neuen Aufgabe entgegen.

Ein besonders schönes Gefühl für mich "alten Kämpfer" war es, als ich hörte, daß es eine eigene österreichische Einheit unter österreichischem Kommando geben sollte, wie auch die Erwartung, daß ich alte Freunde aus der illegalen Arbeit dort antreffen würde. Ganz besonders gefreut hat mich mein Zusammentreffen mit den ZK-Mitgliedern Genossen Franz Honner und Friedl Fürnberg, mit denen ich 1935 in Wöllersdorf war.

Nach einigen Wochen Ausbildung zog unser Bataillon in den Kampf. Die erste Feuertaufe des Bataillons erlebte ich in Jama. Ich möchte dabei besonders hervorheben, daß sich das Bataillon gut gehalten hat, und mir fiel besonders auf, wie ruhig der Stab des Bataillons dabei war. Bei der Hitler-Wehrmacht erlebte ich immer ein aufgeregtes Hin und Her und ein Durcheinander, wenn es einen Angriff gab. Im I.Österreichischen Bataillon zeigte es sich aber, daß Menschen, die bewußt für eine Idee, für die Befreiung der Heimat, in unserem Falle für Österreichs Freiheit, mit aller Ruhe, Opferbereitschaft und mit viel Mut und Konsequenz kämpfen beziehungsweise kämpften.

Vom Jänner 1945 bis Mai 1945 nahm ich an mehreren Kämpfen des I.Österreichischen Freiheitsbataillons teil. Besonders erfreulich und begeisternd waren unsere Sturmangriffe - bekannt unter

dem Namen Jurisch. Ich erinnere mich noch an zwei solche Angriffe, einmal unter Führung des slowenischen Offiziers Boris Butina und ein zweites Mal unter dem slowenischen Offizier Cene Kolo. Das Großartige und Begeisternde eines solchen Angriffes bestand darin, daß alle Kameraden mit letztem Einsatz am Sturmangriff teilnahmen und dadurch gute Erfolge über die besser bewaffneten und auch zahlenmäßig überlegenen Feinde errungen werden konnten.

Das schönste Erlebnis allerdings war der letzte Kampf am 8. Mai 1945 vor Ljubljana, die Vertreibung des Feindes, und am 9. Mai 1945 der Einmarsch in die slowenische Hauptstadt, gemeinsam mit den jugoslawischen Partisanen. Die Zivilbevölkerung von Ljubljana hat uns mit großem Beifall empfangen und als gute Freunde bewirtet. Gleichzeitig war der Krieg endgültig aus, und mit unserem Kampf für Österreichs Freiheit beendeten wir ein Kapitel im Freiheitskampf für unsere Heimat.

Wenn ich heute, nach so vielen Jahren, zurückdenke, dann muß ich sagen, es waren sehr schwere Zeiten. Aber wir Kämpfer hatten ein herrliches Gefühl, für unser Ideal mit Gleichgesinnten zu kämpfen, und ich würde auch nicht zaudern, diesen Weg noch einmal zu gehen.

Peter Tatschl, Villach

SMRT FASISMU! TOD DEM FASCHISMUS!

Das war der Gruß der Partisanen - diesseits und jenseits der Karawanken. Und jeder, der so begrüßt wurde, gab zur Antwort: Svoboda národu! Freiheit dem Volk! ... Ja, Freiheit dem Volk! des Volkes Freiheit zu erkämpfen, es aus der Terrorherrschaft der Nazifaschisten zu befreien - dafür waren sie in den Wald gegangen, dafür setzten sie ihr Leben ein. Es war ein Kampf auf Leben und Tod, den die Partisanen führen mußten gegen die Feinde des Volkes, des slowenischen und auch des österreichischen, gegen die deutsch-faschistischen Okkupanten.

In Südkärnten hatten die Deutschnationalen schon nach dem ersten Weltkrieg, mit Unterstützung der Christlichsozialen und auch der rechten Sozialdemokraten, die slowenisch sprechende Minderheit mit allen Mitteln bekämpft. Obwohl sich die Mehrheit der Kärntner Slowenen bei der "Volksabstimmung" am 10. Oktober 1920 zu Kärnten und damit zur Republik Österreich bekannt hatte, änderte sich nichts an der diskriminierenden Behandlung der slowenisch sprechenden Volksgruppe durch die österreichischen Behörden. Was zählte es schon, daß nicht wenige alte Kärntner Slowenen freiwillig in den Kampf gezogen waren und zum Zeichen dafür das "Kärntner Kreuz" erhalten hatten. Sie kämpften nicht für das "Deutschtum", sie kämpften für die Republik Österreich und gegen die Gefahr, unter die Herrschaft eines serbischen Königs zu geraten. Sie wollten keine Untertanen in einem serbischen Königreich, sondern Bürger Österreichs sein, Bürger einer demokratischen Republik. Man dankte ihnen nicht dafür. Saßen doch in allen entscheidenden Positionen des Landes Verfechter des Gedankens der "Deutschen Mission" im Grenzland. "Deutsch" waren die Großgrundbesitzer, die Fabrikanten, die Gewerbetreibenden, die Gastwirte, die meisten Lehrer - ja, sogar kirchliche Würdenträger gaben sich dazu her, daß der deutschnationale Chauvinismus immer wieder hochgespielt werden konnte. Der Südkärntner slowenisch sprechende Kleinbauer, Pächter, Holzarbeiter und Kleingewerbetreibende war immer der Schwächere. Pachtgrund, Wegerecht und oftmals Schulden an den Großgrundbesitzer waren die Fesseln, mit denen die an der Macht befindliche Reaktion die Rechte der Kärntner Slowenen einengte. Dazu kam, daß in der meistens von "Deutschen" beherrschten Schule die Kinder kaum in ihrer slowenischen Muttersprache unterrichtet wurden, wenn überhaupt ein Slowenischunterricht seitens der Behörden erlaubt war.

Von "Achtung der Menschenrechte" war weit und breit nichts zu spüren. Die "Fünfte Kolonne" der Nazifaschisten, die Deutschnationalen mit ihren angeschlossenen Verbänden der "Deutschen Turner" und des Schulvereins "Südmark" hatten gründlich den Boden vorbereitet dafür, daß aus Österreich die Ostmark wurde.

Hatten die Kärntner Slowenen im Österreich der Zwischenkriegszeit noch die Möglichkeit, dem deutschnationalen Druck auszuweichen oder ihm nachzugeben - im dritten Reich herrschten andere Maßstäbe.

Als dann der SS-Sturmbannführer Maier-Kaibitsch als "Reichsbevollmächtigter für die Festigung des deutschen Volkstums in Kärnten" in Klagenfurt Befehlsgewalt hatte, begann er systematisch das "Slowenenproblem" einer "Lösung" nach deutschem Vorbild zuzuführen. Schlagartig wurden eines Tages über 300 slowenische Bauernfamilien von Haus und Hof vertrieben und ausgesiedelt. Sie wurden nach Deutschland in Lager verschleppt, und dem Naziregime verschworene oder willfährige Elemente übernahmen die slowenischen Bauernhöfe. Im Kärntner Unterland gibt es dafür viele Beispiele.

Slowenen, die sich einer Verhaftung entziehen konnten, flüchteten in nahe Wälder längs der Karawanken. Sie bildeten später die "Grünen Kader", von denen Karel Prusnik in seinem Buch "Gemsen auf der Lawine" (Seite 32) berichtet.

Die andere Wurzel der Partisanenbewegung war die Kommunistische Partei, die österreichische und jugoslawische, die den Partisanen den Rückhalt und die Ausrichtung in ihrem Kampf gab. Zu den slowenischen Bauern und Holzarbeitern stießen Arbeiter aus den Industrien des Grenzgebietes, Antifaschisten aus ganz Kärnten, aus der Steiermark und viele kommunistische Funktionäre, die von der Verhaftung bedroht waren. Kärnten war das Bundesland, in dem die KPÖ in der Ersten Republik am stärksten verwurzelt war. Auch die Nazis konnten die Partei nicht völlig lahmlegen. Immer wieder, trotz vieler Verhaftungswellen, bildeten sich neue Leitungen und setzten die illegale Arbeit fort. Sie standen in Verbindung mit den Partisanen, organisierten Geldsammlungen und Sammlungen für Sanitätsmaterial. In der Obersteiermark, in Leoben, legten die Kommunisten eine "Partisanen-Anleihe" auf. Für zehn Reichsmark, die gespendet wurden, bekam der Spender einen besonders gekennzeichneten Reichsmarkschein, den er nach dem Sieg über die Faschisten für den Geldwert von zehn Reichsmark einlösen konnte. Die gesammelten Beträge wurden über illegale Verbindungen von der Obersteiermark ins Partisanengebiet südlich der Drau gebracht und dort übergeben. Die KPÖ stand mit den Kärntner Partisanen in Verbindung. Sie leitete ihnen immer wieder desertierte Soldaten, Kriegsgefangene und Fremdarbeiter zu, verschaffte ihnen Munition, Papier zur Agitation, Verbandsmaterial und Geldmittel. Unter den Partisanen waren die Kommunisten, die slowenischen wie die deutschsprechenden, die führende Kraft, die von niemand angezweifelte Autorität. Hätten die Partisanen nur mit den Waffen allein gekämpft, sie wären bald vernichtet worden. Sie kämpften aber auch mit dem stärkeren Argument, mit der

besseren Überzeugung der Kommunisten. Deshalb konnten sie nie entscheidend geschlagen werden. Die "Grünen Kader", von denen Prusnik erzählt, bildeten den Anfang.

Bei den später sich formierenden Partisanengruppen waren auch Frauen und Mädchen. Sie nahmen alle Strapazen des Partisanenlebens auf sich und kämpften mutig und tapfer an der Seite der Männer gegen die Faschisten.

Über eine dieser mutigen Frauen sei hier berichtet.

*

...Sie ist eine ältere Südkärntner Bäuerin mit klaren, klugen Augen. Forschend und abschätzend blickt sie auf den Fremden, der sie über ihre Erlebnisse im antifaschistischen Befreiungskampf "aushorchen" will. Woher sollte sie auch wissen, ob nicht etwas "faul" ist beim Verhalten des Fragestellers. Man kann ja nie wissen bei Fremden, ob es jemand wirklich ehrlich meint. Zu vielen schlechten Erfahrungen hatte sie ja schon machen müssen in ihrem Leben. Und so kommt sie nur nach und nach ins Erzählen. Über ihr und der Ihren karges Leben in der Zwischenkriegszeit. Damals gab es ja das geflügelte Wort "Zum Sterben zu viel, zum Leben zu wenig" - es sagt alles aus über ihr Dasein. Dann, 1938, waren die Nazis zur Macht gekommen, und damit begann für alle Antifaschisten der Kampf auf Leben und Tod.

"Den Josa, meinen Mann, haben sie in die blaue Marineuniform gesteckt und zur Marineartillerie eingezogen. Lange hat er nichts von sich hören lassen, aber dann, zu Weihnachten 1943, ist er endlich auf Urlaub heimgekommen. Zu dieser Zeit haben wir schon gewußt, daß südlich der Karawanken die Partisanen gegen die deutschen Okkupanten kämpfen. Nachrichten darüber brachten uns Bekannte, sie sich bei den Aussiedlungen nicht verhaften lassen und in den Wald gegangen sind. Auch hier, in der Gegend um Eisenkappel, im Jauntal und im Rosental hat es schon kleinere Schießereien gegen die Nazifaschisten gegeben. Der Josa ist dann im Jänner 1944 auch zu den Partisanen gegangen.

Im März ist er dann auf Besuch gekommen in die Hube, in der wir damals gewohnt haben. Wir haben sie von der Papierfabrik Arland gepachtet, wo der Josa Arbeit gehabt hat. 'Jerin' hat die Hube geheißen, aber wie der Hitler gekommen ist, hat sie der Forstmeister umgetauft auf 'Ostmarktl'. Ich habe dem Josa gerade das Essen gebracht, da hat plötzlich der Hund gebellt. Eine Abteilung SS hat das Haus umstellt. Der Josa ist durchs Fenster hinaus. 'Mitzi! Ilka! Kommt mir nach!', schreit er. Es war keine Zeit zum Überlegen. So sind wir alle auf und davon.

Die SS hat uns dann das Haus demoliert, die Kuh weggetrieben und den Hund erschossen. Uns haben sie nicht erwischt, so

haben sie ihre Wut eben am Hund und an der Hube ausgelassen.

Bei den Partisanen sind wir drei dann bald auseinandergekommen. Der Josa war Kurier, unsere Ziehtochter, die Ilka, ist Jugendsekretärin geworden.

Man darf sich nicht vorstellen, daß es bei uns hier in Südkärnten große Schlachten gegeben hat. Die eigentlichen größeren Kämpfe mit SS- und Wehrmachtseinheiten spielten sich drüben, im jugoslawischen Gebiet, ab. Wir Kärntner Partisanen haben die Aufgabe gehabt, mit ein paar hundert Kämpfern so viele deutsche Einheiten wie möglich festzuhalten, damit sie nicht an die Front im Osten oder nach Jugoslawien kommen. Am Anfang waren wir verdammt schlecht ausgerüstet, wir hatten nur Trommelrevolver und Flobertgewehre mit wenig Munition. Aber wir haben uns bessere Waffen von den Gendarmen und von der SS geholt. Später bekamen wir russische und englische Ausrüstung. Wir waren dann gut bewaffnet, aber natürlich immer noch wenige Kämpfer, um es auf einen größeren Kampf ankommen zu lassen. Wir sind in kleineren Gruppen einmal hier, einmal dort aufgetaucht und haben so die Deutschen gezwungen, in vielen Orten ihre Truppeneinheiten zu halten, von denen jede einzelne um vieles stärker war als wir alle zusammen. Es war immer ein Kampf auf Leben und Tod. Pardon gewährte niemand. Sie uns nicht - wir ihnen nicht. Wir hatten ja nichts zu verlieren. Sie hatten uns unsere Heimat geraubt, und für diese setzten wir unser Leben ein. Wir - die vielgeschmähten Kärntner Slowenen. Wir kämpften gegen die Faschisten und für die Beendigung des mörderischen Krieges. Wir wollten wieder frei sein in unserem Land, wo unsere Vorfahren jahrhundertlang die Äcker bestellt und die Wälder gerodet haben.

Die Deutschen haben uns 'Banditen' genannt. Aber wenn jemand wissen will, wer und was 'Banditen' sind, der soll auf den Eisenkappler Friedhof gehen. Da liegen 81 Partisanen und 39 Zivilisten, die meisten aus der unmittelbaren Umgebung. Von der SS erschossen, ermordet. Unter ihnen sind Frauen und Kinder. Das alte Holzkreuz mit der langen Tafel - darunter liegen elf Leute aus einem einzigen Bauernhof, dem Persmannhof. Alle wurden von der SS am 25. April 1945, knapp vor Kriegsende, erschossen. Acht davon waren Kinder, das jüngste acht Monate alt. Dann ein Dreijähriges und eine 77jährige Frau ... Banditen..."

Die Bäuerin wischt sich mit ihrem Schürzenzipfel über das Gesicht, zu stark ist die Erinnerung an diese gnadenlose Zeit, zu tief haben sich die Greuelthaten der SS in ihr Herz und Hirn eingegraben. Dann fährt sie fort:

"Zuerst war ich bei den Partisanen Köchin, ich war ja schon über vierzig. Damals habe ich mir das Loch in meiner Hand geholt. Das

war im November 1944. Wir waren damals etwa 50 Leute in einem Partisanenbunker bei Osterwitz. Irgend jemand muß uns verraten haben. Wir sind erst draufgekommen, als ungefähr 700 SSler und Ustaschi (das waren kroatische Faschisten unter der Führung des Ante Pavelic und seines Sekretär-Adjutanten, des heutigen ORF-Kommentators Alfons Dalma - d.Vf.) beim Bunker waren. Bis auf sieben oder acht Genossen konnten wir uns retten. Wie ich aus dem Bunker lief, hat mich ein SSler mit dem Bajonett an der Hand erwischt. Ich bin aber trotzdem weitergerannt. Bei Lobnig sind wir dann noch einmal in einen Hinterhalt geraten, haben MG-Feuer bekommen und mußten uns daher trennen. Ich habe mich - es war im November und saukalt - in einem Bach hinter einer Fichte versteckt. Die Deutschen sind an mir vorbei, ohne mich zu sehen. Das war Glück im Unglück. Ich hätte nicht einmal schießen können, so zitterte ich vor Nässe und Kälte. Von einem Bauern bekam ich dann trockene Kleider und zu essen. Dann bin ich wieder weiter, um meine Einheit zu suchen. Bei Remschnik kam mir dann eine Kompanie Soldaten entgegen. Ich hatte gerade noch Zeit, um ungesehen in den Bach zu springen. Ich legte mich flach ins Wasser, bei einem größeren Felsbrocken. Dort war ein kleiner Tumpf, und so haben sie mich nicht bemerkt. Um drei Uhr früh war ich dann, pitschnaß, endlich auf der verabredeten Sammelstelle bei meinen Genossen. Die hatten schon geglaubt, ich sei den Faschisten in die Hände gefallen.

Später war ich dann Krankenschwester. Mein 'Lazarett' war ein Felsloch, hoch oben am Berg, besonders gesichert gegen Verrat. Sogar den Verwundeten haben wir die Augen verbunden, wenn wir sie in Sicherheit brachten. Es war ja schon vorgekommen, daß ein Verwundeter unter der Folter der SS schwach wurde und den Aufenthaltsort der Partisanen preisgab. Die SS hat solche Leute trotzdem umgebracht. Das wußten wir, deshalb waren wir vorsichtiger geworden. Das 'Lazarett' war im Logertal, und wir wußten, daß die deutschen Faschisten ganz in der Nähe waren. Sechs Tage haben wir von unten schon kein Essen geholt. Schließlich bin ich doch hinunter zum nächsten Bauern, um Milch für unsere Verwundeten zu holen. Plötzlich war der Bauernhof voller Soldaten. Ich habe in der Stube herumgewirtschaftet, als ob ich zum Haus gehören würde. Dann habe ich einen Korb, eine Sense und einen Rechen genommen und singend aus der Stube hinaus. 'Wohin gehst du?' - 'Futter mähen.' - 'Hast du die Banditen gesehen?' - 'Nein.'

Wie ich außer Sicht war, habe ich alles weggeworfen und bin ins Lazarett gelaufen. 'Sofort alles weg. Die Deutschen sind schon ganz in der Nähe!' Ich habe damals zirka 40 Verwundete gehabt; und nicht alle konnten gehen. Aber wer gehen konnte, hat einen Kameraden mitgeschleppt. Lange konnten wir allerdings die

Schwerverwundeten nicht mitziehen. Wir haben sie schließlich im Wald in Mulden hineingelegt und mit Ästen zugedeckt. Mit den Gehfähigen bin ich dann weiter. Aber die Deutschen haben uns bald entdeckt und auf uns geschossen. Sie haben nur ungefähr gewußt, wo wir sind, sie erwischten uns nicht, da wir jeden Stein und jeden Strauch dieser Gegend gekannt haben. So sind wir ihnen damals wieder entkommen.

Mit dem Bauern haben wir vereinbart, daß er ein weißes Tuch beim Fenster hinaushängen soll, sobald die Deutschen weg sind. Täglich haben wir hinuntergeschaut. Kein weißes Tuch. Die Verwundeten waren schon so matt und ausgehungert, daß keiner mehr gehen konnte. Sie sind zu einer Mulde gekrochen, wo alter Schnee lag. Den haben sie gegessen, und das hat sie ein bißchen erfrischt. Sechs Tage hat diese Marter gedauert, dann konnte ich endlich ein wenig Milch und Brot besorgen.

Wie der Krieg aus war, habe ich geglaubt, daß mein Josa und meine Ziehtochter, die Ilka, längst tot sind. Der Josa war bei der Zanka-Brigade und hat ein Dumdumgeschloß abbekommen, das ihm seinen Arm zerfetzt hat. Die Engländer haben ihn nach Italien ins Lazarett nach Trani geflogen. Dort hat er einen Burgenländer getroffen, der hat ihm genau berichtet, wie ich gefallen bin und wie die Ilka gefangen wurde... Wir haben uns jedoch wieder getroffen auf der Hube. Und die Hube hat wieder 'Jerin' geheißt. Aber sie ist uns nicht lange geblieben. Sie hat ja der Arland-Fabrik gehört, wo mein Mann gearbeitet hat. Und nach einem Krach mit dem Forstmeister - der war in der Nazizeit ein hohes Tier im NSKK (Nationalsozialistisches Kraftfahrkorps - d.Vf.) - sind wir delogiert worden. In der Fabrik steht Josa nun auf der schwarzen Liste, und er muß froh sein, daß er eventuell beim Straßenbau unterkommt. Ein Kommunist und ehemaliger Partisan hat es heute, in der Zweiten Republik, wieder nicht leicht. Da leben die Schmarotzer und politischen Chamäleons viel leichter."

*

Die umfassende Geschichte der antifaschistischen Widerstandskämpfer gegen das Naziregime ist ebensowenig vollständig geschrieben wie die der Kärntner Partisanen. Karel Prusnik hat mit seinem Buch "Gemsen auf der Lawine" einen nicht hoch genug einzuschätzenden Anfang gemacht. Andere werden folgen und über die Männer und Frauen berichten, die sich damals für ihre Heimat einsetzten. Sie haben der Welt bewiesen, daß Österreich nicht faschistisch und deutsch, sondern frei und österreichisch sein will. Und wenn es heute noch immer - und schon wieder - Leute gibt in unserem Land, die ehemalige Freiheitskämpfer und Partisanen mit dem Schimpfwort "Bandit" besudeln, dann mögen die, die dabei "nichts gehört und nichts gesehen" haben wollen,

doch einmal den Friedhof in Eisenkappel aufsuchen. Dort ist unter vielen anderen Partisanengräbern auch das Grab der Familie Boltizar.

Vom schlichten Grabstein kann man dort ablesen:

Maria Boltizar
gestorben in Ravensbrück
Anton Boltizar
gestorben in französischer
Kriegsgefangenschaft
Amalia-Tatjana Boltizar

Unter dem Namen der 19jährigen Tatjana Boltizar stehen dort, wo sonst "Ruhe sanft" zu finden ist, einige Zeilen in Slowenisch:

"Wenn sie auch unseren Körper erschlagen haben,
nicht erschlagen konnten sie unseren Geist,
der euch zuruft: Genossen, geht unseren Weg,
den unser vergossenes Blut zeigt!"

*

Die kurzen Aufzeichnungen über die Erlebnisse der Südkärntner Bäuerin und ehemaligen Partisanin Boltizar machte seinerzeit Genosse Ernst Epler. Der Artikel erschien 1960. Mir oblag es, diese Geschichte nachzuerzählen, damit sie nicht in Vergessenheit gerät. Sie kündigt davon, daß slowenisch sprechende wie auch deutsch sprechende Kommunisten als Kärntner Partisanen gemeinsam gegen die Faschisten gekämpft und gemeinsam gelitten haben. Gemeinsam setzten sie ihr Leben ein, damit Österreich wiedererstanden konnte. Und der ehemalige Gruß der Partisanen "Smrt fasizmu! Tod dem Faschismus!" - "Freiheit dem Volk! Svoboda národu!" verbindet auch heute die ehemaligen Kämpfer gegen den Faschismus und die neu hinzugestoßenen Aktivisten für den Frieden.

(B.b.M.M.)

BEIM ÖSTERREICHISCHEN BATAILLON

Wenn man in Villach auf der Draubrücke steht und den Blick nach Süden wendet, sieht man das herrliche Gebirgsmassiv des Mittagkogels. Er bietet sich dem Beschauer als Pyramidenstumpf dar, mit steil aufragenden Felswänden, die nur von geübten Kletterern bezwungen werden können. Oftmals trägt der Mittagkogel eine "Haube", dann kommt meistens Schlechtwetter.

"Schlechtwetter" für die Nazifaschisten gab es in den Jahren ab 1942 südlich der Drau und Gail immer wieder. Dieses Gebiet längs der Karawanken hatten die deutschen Okkupanten zum "Bandengebiet" erklärt, und sie waren gezwungen, große militärische Kräfte dafür einzusetzen, um die "Banditen" in Schach zu halten. Die Bezeichnung "Bandit" verwendeten die Nazimachthaber, um die Bevölkerung irrezuführen und Angst zu verbreiten. Denn "Banditen", das waren doch von jeher schlechte Menschen, die andere beraubten, ausplünderten und auch vor Mord nicht zurückschreckten. So haben die jeweils Herrschenden schon immer auch jene gequälten Bauernmassen benannt, die sich zusammengeschlossen haben und in opferreichen Aufstandsbewegungen um ihre elementarsten Menschenrechte kämpften.

In den Befehlszentralen der Nazis war man sich natürlich vollkommen darüber klar, daß die "Banditen" in Wirklichkeit slowenisch und deutsch sprechende Kärntner Arbeiter, Kleinbauern, Keuschler und auch Intellektuelle waren, die sich mit der NS-Terrorherrschaft nicht abgefunden hatten, die Österreicher geblieben waren und niemals "Ostmärker" werden wollten.

Die Kommunistische Partei, seit 1933 illegal kämpfend, hatte auch nach der Okkupation Österreichs durch Nazideutschland nie aufgehört zu existieren und hat sich auch im Bezirk Villach, trotz immer wieder einsetzender Verhaftungen, neu organisiert. In den Jahren nach dem Überfall der Naziwehrmacht auf die Sowjetunion, reichten die Verbindungen der Villacher Genossen nicht nur die ganze Südbahnstrecke entlang bis Wien - über gute Organisationen, vor allem der Eisenbahner -, sondern traditionelle Verbindungen gab es auch zu slowenischen Genossen südlich der Karawanken. So war es nur logisch, daß Villacher Kommunisten schon sehr früh zu den Partisanen im Grenzgebiet südlich der Drau und Gail Verbindung hatten. Kuriere waren schon seit 1939 immer unterwegs.

Seit Ende 1942 bestand auch in die Obersteiermark, zu führenden Genossen der späteren Partisanengruppe Leoben-Donawitz, eine gut funktionierende Verbindung. Über diese Verbindung wurden kampfwillige Antifaschisten ins Partisanengebiet geschleust. Villacher Genossen bildeten die Zwischenstelle.

Von einem dieser kommunistischen Funktionäre stammt nachstehender Bericht:

...Bis März 1944 war ich Mitglied der Kärntner Parteileitung, und seit 1942 haben wir Verbindung mit den jugoslawischen Partisanen gehabt. Bei mir in der Eisenbahnwerkstätte haben etwa 20 Slowenen und Italiener gearbeitet. Wir haben Lebensmittel, Zigaretten und Geld für die Partisanen gesammelt und ihnen neue Kämpfer zugeführt. Im März 1944 hat die Gestapo fast unsere ganze Landesleitung erwischt. Zu mir ist ein Genosse gekommen und hat mich vor der Verhaftung gewarnt. Am nächsten Tag, als ich in die Arbeit ging, fuhr die Polizei durch das Tor der Werkstätte. Ich habe gewußt, was das bedeutet, und bin mit meinem Rad sofort nach Hause gefahren. Aber auch dort war die Polizei, was ich schon von weitem sehen konnte. Da habe ich mich einfach, ohne Abschied natürlich, in den Zug gesetzt und bin hinüber zu den slowenischen Partisanen, mit denen ich schon seit zwei Jahren in Verbindung stand.

Zuerst war ich noch in Zivil und wurde zur Aufklärungsarbeit bei den Bauern der Umgebung eingesetzt, die Deutsch verstanden haben. Viele begegneten mir zuerst natürlich sehr mißtrauisch, denn mit den Deutschen hatten sie ja schon genug schlechte Erfahrungen machen müssen, die hatten ja Hunderte Slowenen von Haus und Hof vertrieben und sich nachher selbst breit in die "eingedeutschten Bauerngehöfte" gesetzt. Aber bald konnte ich dieses berechnete Mißtrauen abbauen. Ich habe ihnen unseren Kampf und die politische Lage erklärt, und da merkten sie bald, daß ihr Kampf auch unser Kampf war, der gemeinsame Kampf aller gegen die Naziherrschaft.

Diese Aufklärungsarbeit war nicht leicht und ungefährlich, trug aber zusehends Früchte bei der Organisierung der kämpferischen Abwehrfront gegen die Okkupanten.

Im August 1944 hätte ich den Kärntner Partisanen angeschlossen werden sollen, aber statt dessen kam ich als Politdelegat in das Sammellager für österreichische Antifaschisten. Es waren Leute aus allen Bundesländern. Ich erinnere mich an Kärntner, Burgenländer, Tiroler und vierzig Oststeirer, die gemeinsam zu uns übergelaufen waren. Viele waren Bauern. So manche, die zu uns übergelaufen waren, hatten einfach genug vom Krieg. Aber die meisten wollten weiterkämpfen - auf u n s e r Seite.

Am 24. November 1944 hatte der Stab der slowenischen Partisanenarmee folgenden Befehl erlassen:

"Dem Wunsche österreichischer Kriegsgefangener, freiwillig auf die Seite der Volksarmee Sloweniens übergetretener österreichischer Soldaten und Freiheitskämpfer entsprechend, wird befohlen:

Alle Österreicher, die bereit sind, mit der Waffe in der Hand gegen den Faschismus bis zu seiner Vernichtung zu kämpfen, sind in einer besonderen Einheit zu formieren. Die Angehörigen der österreichischen Einheit tragen die Uniform der Jugoslawischen Volksarmee und zu ihrer Kenntlichmachung das österreichische Wappenschild am linken Oberärmel. In dieser Einheit gilt die österreichische Kommandoform..."

Am 24. November wird das Österreichische Bataillon gebildet...

Das Österreichische Bataillon, der stärkste organisierte Ausdruck des österreichischen Befreiungswillens, hat sich den Weg nach Österreich freigekämpft, und so zu der Neugründung unserer Heimat viel beigetragen. Die Geschichte des Österreichischen Bataillons ist ebenso wie die Geschichte der Südkärntner Partisanen noch nicht (endgültig - d.Vf.) geschrieben. Die Männer, die sich damals für ihre Heimat einsetzten, Arbeiter und Bauern, sind längst wieder zu ihrer Arbeit zurückgekehrt. Der Kommandeur ist wieder der wortkarge Kleinbauer, der Politdelegat wieder ein Eisenbahner. Sie gehören nicht zu den Leuten, die in gewandt geschriebenen Erinnerungsbüchern schildern, wie sie sich für Österreich beinahe geopfert hätten.

Sie haben der Welt, die damals nur Hitler und Seyß-Inquart und Figuren wie Eichmann als "Österreicher" kannte, bewiesen, daß Österreich nicht faschistisch und deutsch sein will, sondern frei und österreichisch. Dieser Beweis, den sie mit dem Einsatz ihren Lebens brachten, war in den letzten Kriegsjahren und in den ersten Nachkriegsjahren entscheidend für Österreichs Bestand und Behandlung. Die Männer und Frauen, die ihn erbrachten, sind nicht gekränkt darüber, daß Österreich ihnen persönlich wenig Dank wußte. Wichtig ist ihnen etwas anderes: Sie haben Österreich niemals aufgegeben, auch nicht in der finstersten Zeit des Nazifaschismus.

V.M.

*

Jener Genosse, der bereits in den sechziger Jahren über seinen Kampfeinsatz berichtet hat - er machte darüber leider keine schriftliche Aufzeichnung, und es mußte daher ein seinerzeit in einer Wochenendbeilage der Kärntner Ausgabe der "Volksstimme" abgedrucktes Interview verwendet werden -, dieser Villacher Genosse, Eisenbahner und Kommunist war Viktor Miklin.

(B.b.M.M.)

FRAUEN,

die zu Kampfgefährtinnen im antifaschistischen Widerstand geworden waren, gab es in den Jahren nach dem 12. Februar 1934 und vor allem nach der Okkupation unserer Heimat durch Hitler-Deutschland im obersteirischen Industriegebiet sehr viele. Die meisten hatten sich, gleich ihren Männern, nach dem schmachvollen Verrat der SP-Führer 1934 von der Sozialdemokratischen Partei Österreichs abgewandt und waren zur KPÖ gestoßen. Sie halfen illegal mit, den Widerstand gegen den Austro-Faschismus in der Zwischenkriegszeit und gegen die Nazifaschisten zu organisieren. Es gab unter ihnen viele Opfer, die in die Kerker und KZ verschleppt wurden. So manche aufrechte Österreicherin, Kommunistin, Sozialistin oder christliche Antifaschistin, kam nicht mehr zurück oder starb unter dem Fallbeil der braunen Henkersknechte.

Das Schicksal einer dieser tapferen Frauen, die den Mördern des "Dritten Reiches" entrissen werden konnten, widerspiegelt sich in der kurzen Schilderung der Erlebnisse Mathilde Auferbauers aus Leoben. Sie erzählt:

...Ich hatte eigentlich immer das Gefühl, daß man viel mehr hätte machen können im Kampf gegen den Faschismus. Im Jahre 1934 bin ich zur KPÖ gestoßen. Wir haben sofort für die Opfer der Februarkämpfe gesammelt und versorgten die Hinterbliebenen. Die ganzen Jahre hindurch, in denen das Schuschniggregime jede Meinungsäußerung unterdrückte, haben wir Mundpropaganda gemacht und die Leute aufgeklärt. Schon damals drang so manche Schreckensnachricht aus Deutschland über die Grenzen und wir waren bemüht, diese Wahrheiten unter der Bevölkerung zu verbreiten.

Als 1938 Nazideutschland unser Land überfiel, war es furchtbar für uns. Wir fanden keine Luft mehr zum Atmen, und es dauerte einige Wochen, bis wir aus dem ersten Schock wieder erwachten. Der rasende Terror der Nazis gegen alle, die auch nur vage ihr Österreichertum bewahren wollten, machte viele Frauen mutlos. Es gab jedoch einen festen Stock von kommunistischen Genossen, und mit denen waren wir imstande, die Menschen wieder neu zu erfassen und in der illegalen Organisation zu sammeln.

Unter den Eisenbahnern hat der Widerstand begonnen. Sehr früh wurden viele verhaftet und zum Tode verurteilt. Aus diesen Urteilen ersahen wir, daß die Nazimachthaber vor keiner Bluttat zurückschreckten, vor allem dann nicht, wenn es um Kommunisten ging.

Als der Krieg ausbrach, gab ich mich nie der Täuschung hin, daß er von kurzer Dauer sein wird. Die Leute hatten die unsinnigsten Ansichten. Ich erinnere mich, wie eine Ärztin zu mir sagte, der "Führer" würde in vierzehn Tagen mit Rußland fertig sein. Als

ich nach einiger Zeit wieder einmal bei ihr vorsprach, stand sie noch immer auf diesem Standpunkt. Da sich der Krieg jedoch in die Länge zog, so wie wir es vorausgesagt hatten, wurden vor allem die Nazis von seiner Härte und Länge enttäuscht.

Die ersten Kriegsjahre waren für uns eine ganz schwere Zeit. Überall sah man uns als hundertprozentige Gegner an, und vom Arbeitsamt wurde die Weisung ausgegeben, daß kein Marxist in der Rüstungsindustrie beschäftigt werden darf. Sie hatten also doch Angst vor uns, daß wir den Leuten die Augen öffneten. Erst später zog man alle arbeitsfähigen Männer und Frauen zur Arbeit heran, ohne daß gefragt wurde, was sie früher waren. Nur - die Genossen bekamen die dreckigste, schlechtbezahlte Arbeit.

Ich war Kindergärtnerin, und als ich mich melden sollte, versuchte ich mich mit allen Mitteln dieser Verpflichtung zu entziehen. Ich wollte unter keinen Umständen für den Krieg arbeiten. Die ganze Erziehungsarbeit in den Kindergärten der Nazis hatte mit Pädagogik nichts zu tun. Die Kleinen sollten den ganzen Tag marschieren und zu guten künftigen Soldaten erzogen werden.

Wiederholt wollte man mich vor das Arbeitsamt zitieren, ich ging jedoch nicht hin. Einen Grund dafür fand ich immer. Einmal war ich verreist, dann war ich krank oder einfach nicht daheim. Einmal sollte ich von einem Polizisten vorgeführt werden, aber man hatte mich vorher gewarnt, und ich war wieder nicht daheim. Später konnte ich mich mit Hilfe eines Arztes einer dauernden Verpflichtung entziehen.

1943 begann aber für mich sowie für viele andere Genossinnen und Genossen der wirkliche Kampf gegen die Nazibande. Im Auftrag der Partei organisierte ich im September eine illegale Frauengruppe und suchte einige Frauen aus, die man für besondere Aufträge verwenden konnte. Die bereits bestehende Partisanengruppe brauchte auch in der Nähe der Stadt Quartier. Wir brachten solche auf und sammelten - oft unter größten Entbehrungen - Lebensmittel für die bereits als U-Boote lebenden Genossen. Eine große Aufgabe war es auch für uns, mitzuhelfen, daß die "Partisanen-Anleihe" organisiert wurde. Die gesammelten Geldbeträge und Gebrauchsgegenstände wurden über bestehende Verbindungen ins Kärntner Grenzgebiet zu den dortigen Partisanen gebracht. Dafür waren besonders geschulte Leute zuständig. Wir hatten auch eine Reihe von Anlaufstellen geschaffen und hatten auch einen guten Nachrichtendienst aufgebaut, wo vor allem Frauen vorteilhaft einzusetzen waren.

Wir hatten Verbindung zu nahezu allen Ämtern und konnten dadurch manches Unheil verhindern. Besonders Genossin Christl Berger im Stadtmeldeamt leistete uns große Hilfe. Sie benachrichtigte

mich immer, wenn mir Gefahr drohte. Auch die Genossinnen Paulitsch, Dirninger und andere Leobnerinnen haben mit mir zusammengearbeitet. Im September 1943 hatten wir schon 110 Frauen erfaßt.

Die Gestapo war jedoch nicht untätig in dieser Zeit, sie kam oft nach Leoben und machte zahlreiche Gegenüberstellungen mit bereits inhaftierten Widerstandskämpfern. Einmal wurde ich ins Gestapoquartier gerufen, wo mir ein jugoslawischer Partisanenoffizier vorgeführt wurde. Er war fürchterlich zerschlagen. Er hatte mit der Filz-Gruppe zusammengearbeitet. Die Gegenüberstellung fand im Beisein von sieben Gestapoleuten statt, sie beobachteten mich scharf, ob ich mich verraten würde. Obwohl ich den Offizier kannte, gab ich nicht das geringste zu. Trotz schwerer Mißhandlungen in meiner Anwesenheit blieb auch der jugoslawische Genosse fest. Mich ließ man wieder nach Hause gehen.

Da die Partisanen immer öfter zuschlugen, war die Gestapo in unserer Region ganz wild geworden, sie wollte die Gruppe ausfindig machen und "erledigen". Aber alle Bemühungen waren vergebens. Im Gegenteil, die Partisanen verstärkten ihre Tätigkeit. Für uns war es einerseits sehr gut, daß die überall patrouillierende "Landwacht" mit Armbinden gekennzeichnet war. Man konnte sie schon von weitem erkennen. Trotzdem wurde es für unsere Genossen in den Wäldern immer schwieriger, da man überall Jagd auf die "Banditen" organisierte und ganze Gebiete zu Sperrzonen erklärte. Wochenlang suchten die Faschisten die Wälder nach Partisanengruppen ab, meistens ohne Ergebnis.

Diese Aktionen der Gestapo blieben der Bevölkerung natürlich nicht verborgen. Einerseits waren die zu Österreich stehenden Leute über die Aktionen der Partisanen erfreut, andererseits kam Angst davor auf, daß die Gestapo zu Willkürmaßnahmen gegen die Bevölkerung greifen würde. Tatsächlich wurden oft auch zahlreiche Zivilisten verhaftet, die mit der Widerstandsorganisation überhaupt nie etwas zu tun gehabt hatten. Viele wurden auch nur deshalb verhaftet und ins Konzentrationslager verschleppt, weil sie einem Partisanen, ohne es zu wissen, daß er ein solcher war, Unterkunft für die Nacht gewährt hatten.

Im März 1944 lag in den Bergen noch sehr viel Schnee. Da wurde mir gemeldet, daß auf der "Hohen Rötz" bei Vordernberg vier Leute wären, die nichts mehr zu essen hätten. Ich packte mit Genossin Paulitsch die Rucksäcke mit den gesammelten Lebensmitteln voll, und wir fuhren damit nach Vordernberg-Südbahnhof. Von dort stiegen wir im tiefen Schnee, abseits des Ortes, auf die Rötz. Mühselig stapften wir hoch und wußten nicht genau, wo die uns beschriebene Hütte lag. Es sollten drei Hütten nebeneinander stehen, aber es war ja alles tief verschneit, und selbst die Wip-

fel des Jungwaldes ragten nur ganz wenig aus dem pulvrigen Weiß. Manche Hütten waren in diesem Winter vollkommen eingeschneit, so daß man, ohne sie wahrzunehmen, an ihnen vorbeiging. Ich sollte bei der ersten Hütte ein verabredetes Klopfzeichen geben. Aber - wo waren diese Hütten? Wir suchten lange ohne Erfolg. Dann fanden wir sie doch, tief verschneit, kaum daß sie als kleiner Schneewall auszumachen waren. Wir freuten uns schon auf die lachenden Gesichter unserer Genossen, wenn wir unsere Rucksäcke aufmachen würden. So wie vereinbart, klopfen wir an die erste Tür. Nichts! - Kein Laut drang aus der Almhütte. Wir versuchten es nochmals. Wieder nichts! Ganz verzweifelt setzten wir uns in den Schnee und wußten nicht recht, was wir beginnen sollten. Endlich wurden wir beide uns einig, bis zum nächsten Bauern zu gehen und zu fragen, ob er etwas von unseren "Sportfreunden" wisse, die hier heroben ihren Urlaub verbringen würden.

Als wir endlich beim Bauernhaus angelangt waren und uns nach unseren Freunden erkundigten, sah uns der Bauer zuerst mißtrauisch an, zeigte dann aber vertraulich in die Richtung der drei Hütten, von denen wir gerade gekommen waren. "Dort unten", sagte er nur und ging wieder ins Haus.

Jetzt faßten wir neuen Mut und stapften den Weg wieder zurück, immer unseren eigenen Spuren nachgehend. Diesmal brauchten wir nur einmal unser verabredetes Klopfzeichen geben und wirklich, unsere Genossen waren da. Erfreut fielen wir uns um den Hals, und wir Frauen waren froh, unsere Aufgabe erfüllt zu haben. Nach ausgiebigen Fragen wie, wo, was und was weiter, traten wir wieder den Rückweg nach Vordernberg an. Wir kamen auch unbehelligt nach Leoben zurück.

Für mich war jedoch der Boden in Leoben schon zu heiß geworden, die Gestapo hatte sicher schon Lunte gerochen, denn sonst hätten sie mich nicht vorgeladen und dem slowenischen Partisanenoffizier gegenübergestellt. Ich fuhr deshalb nach Tatzmannsdorf (Burgenland), wo ich allerdings kaum vier Tage ruhig verbringen konnte. Dann rief mich mein Mann an, daß ich so schnell wie möglich zur Partisanengruppe kommen soll, die Gestapo hätte schon in der Wohnung nach mir gefahndet. Ich wollte jedoch nicht flüchten, da ich befürchtete, meine Eltern würden an meiner Stelle verhaftet werden.

Im Juni 1944 warnte mich dann Genossin Berger nochmals, daß ich in großer Gefahr sei, die Gestapo hätte schon mehrmals im Meldeamt meine Daten angefordert. Jetzt war ich jederzeit bereit, unterzutauchen. Ich hatte mit Genossen Sylvester Heider, der zu dieser Zeit schon bei der Partisanengruppe Filz war, Kontakt aufgenommen und mich mit ihm in der Nähe von Leoben getroffen. Heider erzählte mir bei dieser Gelegenheit, daß die Gruppe vor

einigen Tagen mit Polizeikräften einen Zusammenstoß gehabt hätte und sich deshalb in ein anderes Gebiet zurückziehen müßte.

Ich fuhr deshalb wieder nach Hause, machte meine Arbeit, als ob nichts gewesen wäre. Es war tatsächlich im Leobner Bereich etwas ruhiger geworden. Wahrscheinlich verfolgte die Gestapo unsere Genossen in einem anderen Gebiet. Aber die Ruhe in Leoben war nur von kurzer Dauer. Genossin Berger hatte mich nochmals gewarnt, ich konnte mich jedoch noch immer nicht entschließen, in den Wald zu gehen.

Da erfuhren wir in der Organisation, daß am Thalerkogel bei Trofaiach zwischen Faschisten und Partisanen ein Kampf stattgefunden hätte, bei dem es Tote und Verwundete gegeben habe. Mir wurde bang ums Herz, und fieberhaft versuchte ich nun doch eine Verbindung mit der Gruppe zu bekommen. Die war jedoch - so erfuhren wir aus dem Tragösser Tal - nach der Schießerei am Thalerkogel wieder in ein anderes Gebiet ausgewichen. Ich verlor jede Hoffnung, mich mit meinen Genossen treffen zu können.

Das waren Tage und Nächte voller Ungewißheit. Wenn ich durch die Gardinen in den Hof hinunterblickte, merkte ich, daß meine Wohnung im 1. Stock von verschiedenen Leuten beobachtet wurde. Auch vom Nebenhaus wurde ich überwacht. Stundenlang stand ein Spitzel im dunklen Hofeingang und wartete darauf, daß mich irgend jemand Fremder besuchen würde. Zum Glück kam niemand. Aber meine Stunden in Freiheit waren schon gezählt. Ende Juni 1944 fiel ich dann der Gestapo in die Hände und wurde ins Konzentrationslager Ravensbrück verschleppt. Ich hätte dort beinahe den Tod gefunden, aber die illegale Organisation rettete mich buchstäblich im letzten Moment.

Nacherzählt von M.M.

*

Genossin Auferbauer wurde von der illegalen Organisation in schwerkrankem Zustand mit der Häftlingsnummer einer verstorbenen Französin versehen und entging dadurch ihrer sicheren Vernichtung durch die SS-Schergen. Dies geht auch aus einem kurzen Bericht hervor, den ich noch knapp vor Vollendung meines Manuskripts für das vorliegende Buch von den Genossinnen Hermi Jursa und Maria Berner - beide waren in der illegalen Lagerorganisation in Ravensbrück tätig - bekommen habe. Hier der Wortlaut:

**Bericht über Mathilde Auferbauer -
1944-1945 im Konzentrationslager Ravensbrück**

Unsere illegale Lagerorganisation hatte sich besonders um Mathilde Auferbauer große Sorgen gemacht, weil sie ständig in Lebensgefahr war.

Mathilde war an den Füßen gelähmt und mehrere Male für die Vernichtung bestimmt. Kameradinnen vom Revier und Arbeitseinsatz verlegten sie in einen anderen Block, so daß sie den Blicken der SS entschwand.

Ich (Jursa, M.M.) war im Lager Handwerkerin und hatte dadurch viel Möglichkeit zu helfen, da ich überall Zutritt hatte. Ich hatte von der illegalen Lagerleitung den Auftrag, Lebensmittel, soweit wir dies "organisieren" konnten, unseren Kranken in meinem Werkzeugkistl zu bringen, so auch der Kameradin Auferbauer. Während ich einmal bei ihr war, kam der Arzt. Ich sprach dann mit meiner Kameradin Mitzi Buresch, die in der SS-Küche beschäftigt war, und sie übernahm die Verpflegung von Mathilde Auferbauer.

Anfang 1945 kam Dr. Winkelmann von Auschwitz zu uns, dieser führte die Selektionen in großem Umfang durch, und Mathilde war wieder in höchster Gefahr.

Mela Ernst, die den illegalen Widerstand international organisierte, um Menschenleben zu retten, gab mir den Auftrag, mit dem Männerlager Verbindung aufzunehmen. (Es waren ungefähr 2000 Männer in Haft, die die Aufgabe hatten, das Lager zu vergrößern und Maschinenreparaturen in den Betrieben der Weberei, Schneiderei, Kürschnerei usw. durchzuführen. Ich hinterlegte bei verschiedenen Häftlingen (Polinnen, Russinnen, Französinen, Jugoslawinnen, Belgierinnen usw.) an den Webstühlen "Gsiberln". Die "Gsiberln" waren für Fritz Weißenböck bestimmt, der mit einem Tschechen diese Reparaturen vornahm. Die Männer machten uns Krücken für Mathilde, damit sie gegebenenfalls stehen konnte. Mit Fritz Weißenböck gab es einen regen Schriftverkehr zum gemeinsamen Handeln, falls die SS das Lager in die Luft sprengen wollte, was sie beabsichtigte - laut Aussage eines SS-Mannes.

Im April 1945, als das Rote Kreuz Polinnen, Belgierinnen und Französinen aus dem Lager herausholte, schmuggelten wir auch gefährdete Kameradinnen unter falschen Namen mit hinaus.

Unserer Mathilde hat Toni Bruha vom Revier einen französischen Namen auf die Transportliste gesetzt, und Irma Trsak färbte ihr die Haare. Beim Abgang hatte Mathilde den französischen Namen vergessen, so daß Irma ihn schnell nannte. Sie begleitete Mathilde Auferbauer bis zum Autobus.

Hermi Jursa, Wien

*

DIE JUDENBURGER GRUPPE

stand mit der Partisanengruppe Leoben-Donawitz seit Ende 1942 in engster Verbindung. Vor allem war es Genossin Anna Winkler, die immer wieder wichtige Nachrichten zwischen Leoben-Donawitz und Judenburg beförderte. Sie und ihre Mutter, Genossin Johanna Grimming, arbeiteten äußerst konspirativ und konnten der drohenden Verhaftung durch die Gestapo entgehen.

Von Dr. Glaser, der in der Statthalterei in Graz arbeitete, wurde die Judenburger Gruppe Anfang 1944 davon in Kenntnis gesetzt, daß sich in die Organisation ein Spitzel eingeschlichen hätte und daher höchste Vorsicht notwendig sei. Der Gestapospitzel - es war der viel später erkannte "Buggeli" - hatte es verstanden, das Vertrauen der Genossen Rauch, Schleich und Mitterer zu erhalten, längere Zeit in der Widerstandsorganisation mitzuarbeiten und so über verschiedene Verbindungen genau Bescheid zu erhalten.

Am 20. April schlug die Gestapo zu und überfiel die Partisanengruppe Judenburg in der Waldheimhütte. Die Überraschung gelang perfekt und die Widerstandskämpfer wurden, ohne Widerstand leisten zu können, überwältigt. Genosse Johann Schleich versuchte zu entkommen, wurde jedoch von einem Gestapomann angeschossen und am linken Oberarm schwer verwundet.

(Letzteres berichtet Dr. Adolf Halbedl, Knittelfeld, in einem Zeitungsartikel unter dem Titel "Eine Betrachtung" im Februar 1947. Im Beitrag der Genossinnen Anna Winkler und Johanna Grimming, "355 Tage im Erdbunker", wird der 20. April als Tag der Gestapoaktion genannt, Dr. Halbedl jedoch gibt die Nacht vom 26. auf den 27. April an, was offensichtlich der Wahrheit näher kommt, denn Genosse Schleich war noch zirka zwei Tage vor dem 24. April 1944, dem Tag, an dem die Gestapo zu meiner Verhaftung schreiten wollte, zu einer Lagebesprechung bei mir in Donawitz. M.M.)

Durch die Spitzeltätigkeit des "Buggeli" einerseits und oft nichtkonspiratives Verhalten mancher Widerstandskämpfer andererseits, war es der Gestapo ein leichtes, die Judenburger Organisation fast auszuschalten. Viele Kämpfer gegen den Faschismus wurden verhaftet, in KZ verschleppt, hingerichtet.

Das war auch ein Schlag gegen die Partisanengruppe Leoben-Donawitz, die nun, vollkommen auf sich allein gestellt, den bewaffneten Kampf gegen die deutschen Okkupanten und Nazifaschisten führen mußte. Die Partisanengruppe Judenburg um die Genossen Bruno Rauch und Johann Schleich hätten die Verbindung zur "Steirischen Kampfgruppe" und im weiteren über die Sau- und Koralpe auch die Verbindung mit den Kärntner Partisanen gewährleisten

sollen. Es war uns, den im obersteirischen Industriegebiet operierenden Kampfgruppen, seitens der slowenischen Partisanen über diesen Weg Unterstützung zugesagt worden. Durch die Ausschaltung der Judenburger Gruppe kam es leider nicht mehr dazu, diese Hilfe in Anspruch nehmen zu können.

*

Die Judenburger Kommunisten hatten sich schon bald nach der Besetzung Österreichs durch Hitler-Deutschland neu organisiert und Widerstandsgruppen gebildet. Dies geht z.B. auch aus der Anklageschrift gegen Maria Kreth, der späteren Genossin Maria Cäsar, hervor, die aktiv im Kommunistischen Jugendverband Österreichs, gemeinsam mit anderen Jugendgenossen, tätig war.

*

In der kleinen Broschüre "Die Zeit des Hitler-Faschismus", herausgebracht durch das Antifaschistische Proponentenkomitee, Franz Lammer, Thalheim Nr. 41, für Inhalt und Druck verantwortlich: Leopold Pacher, Knittelfeld, Schmittstraße 12, wird über die Judenburger Widerstandskämpfer berichtet:

Judenburger im Kampf gegen den Faschismus

Bald nach der Besetzung Österreichs durch Hitler-Deutschland bildeten sich in Judenburg - besonders im Gußstahlwerk - Widerstandsgruppen. Viele lebten damals in Kellern und Waldhütten verborgen.

Anna Winkler baute einen tiefen Kellerbunker in der Judenburger Feldgasse, der als Zentrale der Widerstandsbewegung diente. (Letzteres ist eine unrichtige Darstellung. Der Bunker befand sich im Siedlungshaus der Genossin Anna Winkler und deren Mutter, niemand außer den beiden Kindern wußte davon. Der Bunker war daher auch nie "Zentrale der Widerstandsbewegung". Siehe dazu den Beitrag "355 Tage im Erdbunker" von Anna Winkler und Johanna Grimming. M.M.)

Als Hitler ein Land nach dem anderen überfallen hatte, die Militärszüge durch das Murtal rollten und die Soldaten auf die Schlachtfelder gebracht wurden, schritt die Judenburger Widerstandsgruppe zur Tat. Sie unterbrach die Eisenbahnstrecke zwischen Thalheim und Judenburg durch eine Sprengung. Diese Aktion machte großes Aufsehen. Die Geheime Staatspolizei verhaftete mehrere Leute. Den Werksarbeitern Engelbert Glitzner und Sepp Wiltschi wurde der Prozeß gemacht.

Glitzner wurde zum Tode verurteilt und hingerichtet. Wiltschi kam in einem deutschen Zuchthaus um.

Aus dieser Gruppe wurden im Jahre 1942 weitere vier Gußstahl-

arbeiter zu schweren Kerkerstrafen verurteilt: Steiner, Zauner, Gruber und Leitner.

1943 schlug die Gestapo wieder zu. Es wurden an die 60 Verhaftungen in Judenburg vorgenommen. Das Grazer Nazivolksgesicht verurteilte 40 Judenburger Antifaschisten zu langjährigen Zuchthausstrafen. Zwölf Arbeiter wurden zum Tode verurteilt und Ende 1944 bis Anfang 1945 im Grazer Landesgericht mittels Fallbeil hingerichtet.

Fritz Pittinger, Johann Freitag, Peter Garber, Willi Unterweger, August Kratzwohl, August Degold, Hubert Krenn.

Die zum Tode verurteilten Degold und Kratzwohl wurden am Vortag des Heiligen Abend 1944 aus ihrem Kellerverlies herausgeholt, in welchem sie in Ketten gelegt auf ihre Hinrichtung warten mußten, und hingerichtet.

Das Jahr 1945 begann im Grazer Landesgericht mit Verurteilungen und Hinrichtungen.

Am 4. Jänner wurden die Judenburger Gußstahlarbeiter Franz Mitterer, Hans Schleich, Karl Hablu und die mutige Anna Leitner hingerichtet.

Am 2. Februar 1945 wurden in Graz die Gußstahlarbeiter Peter Fussi und Josef Bauer hingerichtet.

Willi Unterweger wurde in Halle an der Saale im September 1944 hingerichtet, und Leo Zeismann ist im KZ Sachsenhausen verschollen.

*

Fohnsdorfer für Österreich

So wie in allen obersteirischen Industrieorten wurde der Widerstand gegen Faschismus und Krieg auch in Fohnsdorf vor allem von der Arbeiterschaft getragen. Hier waren es die Bergarbeiter.

Den harten Kern der Arbeiterbewegung konnte die schwarze Diktatur und selbst die Hitler-Herrschaft nie zerschlagen. So gingen bereits in den Jahren 1935 und 1936 Fohnsdorfer freiwillig nach Spanien, um dort gegen den Frankofaschismus zu kämpfen. Im Kampf um Madrid fiel der Fohnsdorfer Bergarbeiter Raimund Trolp.

Die Fohnsdorfer Spanienkämpfer Fritz Valland und Franz Rossmann mußten dafür jahrelange KZ-Haft erdulden.

Nach dem erzwungenen "Anschluß", nach der vollzogenen Besetzung Österreichs durch Hitler-Deutschland, bildeten sich bald die ersten Aufklärungszirkel. Die Parole lautete: "Der Anschluß wird nicht zur Kenntnis genommen!"

Einer der Männer, die diese Aufklärungsarbeit organisierten, war

der Hauptschullehrer Othmar Schrauber. Eng verbunden mit den Bergarbeitern ging er ans Werk. In den Jahren von 1938 bis 1941 konnte sich diese Gruppe trotz Verlusten durch Einrückungen und Verhaftungen gegen den gewaltigen Feind behaupten. Schrauber und seine Freunde stellten sich die Aufgabe, den Menschen begreiflich zu machen, daß Hitler und der Krieg e i n e Sache seien. Immer mehr konnte man in Fohnsdorf die Losung der Fohnsdorfer Antifaschisten im Volk hören: "Hitler bedeutet Krieg!"

Im Juni 1941 kam die Gestapo der Gruppe auf die Spur. Bald folgte eine Verhaftungswelle. Vor dem "Volksgesicht" in Graz standen in mehreren Verhandlungen mehr als ein Dutzend Fohnsdorfer Hitler-Gegner wegen Hochverrat und wegen des Versuches, die "Ostmark" wieder vom Reich zu trennen, auf der Anklagebank. Es wurden viele Todesurteile und langjährige Zuchthausstrafen ausgesprochen.

Das erste Opfer der NS-Blutjustiz wurde der Bergarbeiter Josef Ganzger, der am 30. September 1942 in Wien hingerichtet wurde.

Am 2. November 1942 wurden in Wien drei Fohnsdorfer durch das Fallbeil hingerichtet: Der Lehrer Othmar Schrauber und die Bergarbeiter Jakob Doff und Kajetan Wachter.

Die ebenfalls zum Tode verurteilten Bergarbeiter Fritz Drobesh und Johann Zniebacher wurden nach monatelanger Haft in der Todeszelle begnadigt. Die Intervention Fohnsdorfer Persönlichkeiten in der Bergdirektion hatte Erfolg. Sie konnten auf die mutige Lebensrettung des Bergrettungsmannes Drobesh bei dem Bergwerksunglück im Jahre 1941 verweisen.

*

Rote Hilfe in Aktion

Während viele Hitler-Gegner in Zuchthäusern und KZ-Lagern in Haft waren und deren Angehörige oft in bitterer Not leben mußten, da sie ohne Vater und Ernährer dastanden, war es eine sehr wichtige Aufgabe der in Freiheit befindlichen Antifaschisten, für die Opfer des Kampfes Geld und Sachwerte zu sammeln.

Die Solidarität stärkte den Kämpfenden das Rückgrat. NS-Leute und Gestapospitzel waren fest dahinter, die Spendensammler auszuforschen. Schon wer seinen Nachbarn helfen wollte, wurde zum Hochverräter gestempelt.

Wegen dieser Solidaritätsaktionen und antinazistischen Tätigkeit wurden 1944 wegen "Hochverrats" die beiden Hetzendorfer Antifaschisten Felix Forstnig und Johann Regenfelder in Wien hingerichtet.

1944/1945 wurden weitere Fohnsdorfer wegen "Hochverrat" von

der Nazi-Justiz zum Tode verurteilt, hingerichtet oder in Strafkompanien erschossen.

Der Gemeindeangestellte Josef Schaffer starb im KZ Dachau. Johann Wordian, der ehemalige Obmann der Sozialdemokratischen Partei in Fohnsdorf und Bürgermeister von Kumpitz, Ernst Krausenegger, Bergarbeiter, und Konrad Windbichler, Bergarbeiter, wurden im Gefängnis Stein/Donau erschossen.

Johann Fessl, Bergarbeiter, Franz Merkswohl, Bergarbeiter, Herbert Rossmann, Hilfsarbeiter, Hieronymus Rumpf, Bergarbeiter, und Jakob Platz, Bergarbeiter, wurden hingerichtet.

Fohnsdorfer und Judenburger Antifaschisten hatten stets engen Kontakt, sie halfen sich gegenseitig bei den Aktionen. Die Aktionsgemeinschaft aller antifaschistischen Österreicher ging damals über Parteien hinweg.

Fohnsdorfer Antifaschisten - Sozialisten, Parteilose, Kommunisten -, die ihr Leben im Kampf für Frieden und Freiheit gaben:

Karl Musger, Gendarm; Jakob Doff, Bergarbeiter; Kajetan Wachter, Bergarbeiter; Anton Kernmaier, Bergarbeiter; Felix Forstnig, Werksarbeiter; Herbert Rossmann, Bergarbeiter; Franz Merkswohl, Elektriker; Konrad Windbichler, Bergarbeiter; Othmar Schrauber, Lehrer; Johann Fessl, Bergarbeiter; Josef Schaffer, Gemeindeangestellter; Johann Wordian, Landesangestellter; Jakob Pletz, Bergarbeiter; Raimund Trolp, Bergarbeiter; Ernst Krausenegger, Bergarbeiter.

(Aus der Broschüre)

*

Diese vielen, mutigen Kämpfer gegen den Faschismus - zuerst gegen den Faschismus des christlich-sozialen "Ständestaates", den Francofaschismus in Spanien, gegen den Nazifaschismus und gegen den Krieg - sind Zeugen dafür, daß die österreichische Arbeiterklasse nicht nur passiven Widerstand gegen den Faschismus leistete, sondern daß Kommunisten, Sozialisten und Parteilose in enger Kampfgemeinschaft ihr Leben einsetzten für die Wiedergeburt eines freien, demokratischen Österreich.

Die Judenburger und Fohnsdorfer Antifaschisten reichten die "Rote Stafette" weiter, trotz Gefängnis, KZ und vieler Märtyrer, die durch das Fallbeil ihr Leben ließen.

1939 - 1945

Ort	1939	1945
KNITTELFELD	29 wurden aus politischen Gründen umgebracht.	176 sind bei Luftangriffen ums Leben gekommen.
ZELTWEG	45 sind bei Luftangriffen ums Leben gekommen.	150 zur Deutschen Wehrmacht Einbezogene sind gefallen.
JUDENBURG	15 wurden aus politischen Gründen umgebracht.	345 zur Deutschen Wehrmacht Einbezogene sind gefallen.
FOHNSDORF	15 wurden aus politischen Gründen umgebracht.	364 zur Deutschen Wehrmacht Einbezogene sind gefallen.
		85 sind vermißt.

EIN OPFERREICHER WEG BIS ZUR BEFREIUNG ÖSTERREICHS

MIT DEM WINDE SICH DREHEN?

Nach dem Kriegsende gab es in unserer Region viele Menschen, die sich um die Mitgliedschaft zur Kommunistischen Partei bewarben. Die Parteileitungen kamen oft mit dem Ausstellen der Mitgliedsbücher nicht nach. Dabei mußte man damals schriftlich begründen, warum man der KPÖ beitreten will.

Weist wurde als Begründung angegeben:

Die Kommunisten haben als erste erkannt, Hitler bedeutete Krieg. Die Kommunisten haben die meisten Opfer für ein unabhängige Österreich gebracht. Ich will mit den Kommunisten am Aufbau eines demokratischen und antifaschistischen Österreichs mitwirken!

Für viele war das eine ehrliche Überzeugung.

Andere glaubten mit dem kommunistischen Parteibuch ihre Zukunft abgesichert.

So manch heutiger antikommunistischer Schreier stand damals Schlange vor dem Parteilokal.



Der Generalstaatsanwalt

Wien, am 14. Mai 1940
1., Justizpalast

OJs 86/40

Hochverratsache

H a f t I

A n k l a g e s c h r i f t .

Bl. 2/II,
230/II

Die Hausgehilfin Maria K r e t h, geboren am 13. September 1920 in Právai (Jugoslawien), rk., ledig, deutsche Staatsangehörige, zuletzt in Judenburg (Gau Steiermark) Feldgasse Nr. 6 wohnhaft gewesen, nicht bestraft,

Bl. 80/II,
229/II

23. Mai
am 6. Juni 1939 polizeilich festgenommen und derzeit im Landgerichtsgefängnisse in Graz in gerichtlicher Untersuchungshaft,

bisher ohne Verteidiger,

Klage ich an,

im Mai oder Juni 1938 in Judenburg in Gemeinschaft mit Anderen das hochverräterische Unternehmen, mit Gewalt die Verfassung des Reiches zu ändern, vorbereitet zu haben, wobei die Tat darauf gerichtet war, zur Vorbereitung des Hochverrates einer organisatorischen Zusammenhalt herzustellen.

- Verbrechen nach § 83 Abs. 2 und Abs. 3, Ziffer 1 (§ 80 Abs. 2) § 47 STGB.-

Maria K r e t h hat ein Treff zwischen 2 Funktionären der illegalen Kreisleitung des KJVO. in Knittelfeld und einem unbekanntem Judenburger Kommunisten vermittelt

mittelt, das der Aufziehung einer Organisation des KJV. in Judenburg dienen sollte.

Wesentliches Ergebnis der Ermittlungen.

I.)

Die persönlichen Verhältnisse der Angeschuldigten.

Bl. 3 R/II
231/II

Maria Kreth wurde als eheliche Tochter des Maschinisten Alois und der Viktualienhändlerin Anna Kreth geboren und ist im Elternhause aufgewachsen. Sie besuchte in Judenburg 4 Kl. Volks-, 3 Kl. Haupt- und eine Klasse Haushaltungsschule. Ihre Mutter ist Inhaberin eines Gewerbescheines für Viktualienhandel und betreibt eine Verkaufshütte in der Bahnhofstrasse in Judenburg, wo sie vorwiegend Obst feilhält. Den Verkauf tätigte abwechselnd die Angeschuldigte oder ihre Mutter. Vom 2. Juli 1938 bis 6. Jänner 1939 war Maria Kreth in Wien als Hausgehilfin in Stellung. Seither war sie wieder bis zu ihrer Verhaftung in der Verkaufshütte ihrer Mutter tätig.

Der Vater der Angeschuldigten war bis zum Verbot im Jahre 1934 Mitglied der SPÖ. Sie selbst gehörte vom Jahre 1933 bis 1934 der soz. dem. Jugendorganisation "Rote Falken" an. In der Folge gehörte sie weder einer vaterländischen noch auch nach dem Umbruch einer nat. soz. Organisation an.

II.)

Darstellung des Sachverhalts.

Gleich nach dem Anschluss Österreichs an das Deutsche Reich ging der Knittelfelder Kommunist Alois Lew auf Weisung der Landesleitung des kommunistischen Jugendverbandes Österreichs (KJVÖ.) in Wien daran, in Knittelfeld

feld und Umgebung eine grossangelegte Organisation des illegalen KJVÖ. aufzuziehen, wobei er sich allenorts schon in der Systemzeit tätiger Kommunisten als Mitarbeiter bediente. Er trat im Mai 1938 mit dem ihm ebenfalls schon von der Systemzeit her bekannten Kommunisten Friedrich Pietzka, der von den Wiener Zentralstellen des KJV. zum Beauftragten für die ganze Obersteiermark bestellt worden war, in Verbindung und hatte mit diesem ein Treff in St. Lorenzen, wo mit dem Wiederaufbau des KJV. zusammenhängende Fragen besprochen wurden. Bei diesem Treff wies Pietzka den Lew an, die Verbindung mit einem ihm bekannten Kommunisten in Judenburg aufzunehmen und mit dessen Hilfe auch dort eine Organisation des KJV. aufzuziehen. Um ein Treff zwischen Lew und dem Judenburger Gesinnungsgenossen zustande zu bringen, wies Pietzka den Lew weiterhin an, in Judenburg sich zunächst an eine Obsthändlerin mit dem Vornamen "Mitzi" zu wenden, deren Verkaufshütte sich auf der Strassenkreuzung in die Murvorstadt und in die Stadt befindet. Er nannte dem Lew ein Losungswort, das dieser gebrauchen solle, worauf ihn dann die "Mitzi" mit dem gewünschten Manne zusammenführen werde.

Bl. 8/I -
9/I
55R/II

Etwa 8 oder 14 Tage später begab sich Lew mit seinem engsten Mitarbeiter, dem Knittelfelder Kommunisten Hugo Kowatsch, den er über alles unterrichtet hatte, nach Judenburg. Sie liefen hier im Sinne der Weisung des Pietzka zunächst bei der bezeichneten Obsthändlerin - es war dies die Angeschuldigte - an. Lew gebrauchte das ihm von Pietzka mitgeteilte Losungswort, das nicht mehr ermittelt werden konnte. Die Angeschuldigte erklärte daraufhin den beiden,

Bl. 9/I
39/I
50/I

dass

dass der Erwartete bald kommen werde. Nach einigem Warten stellte die Angeeschuldigte dann Lew und Kowatsch den gewünschten Burschen, der gerade aus den "Styria-Gusstahlwerken" in Judenburg von der Arbeit kam, vor. Die Persönlichkeit desselben konnte bisher nicht ermittelt werden. Mit diesem Unbekannten besprachen Lew und Kowatsch die Wiederaufrichtung des KJV. in Judenburg, wobei der Judenburger Gesinnungsgenosse zu verstehen gab, dass ein Stock von 8 - 10 Leuten in Judenburg vorhanden sei, der für die Schaffung einer Organisation deselbst in Frage komme. Er erklärte sich auch zur Übernahme dieser Aufgabe bereit. Kowatsch fuhr in der Folge noch zweimal zu Treffs mit diesem Unbekannten nach Judenburg, um die Verbindung aufrecht zu erhalten. Ob es in Judenburg tatsächlich zur Aufziehung einer kommunistischen Organisation gekommen ist, konnte nicht ermittelt werden.

III.)

Die Einlassungen der Angeeschuldigten und die tatsächliche und rechtliche Würdigung des Sachverhalts.

Bl. 3 R/II
6/II.
231/II-
231R/II

Die Angeeschuldigte ist nur zum Teil geständig. Nach ihren Angaben sei im Mai oder Anfangs Juni 1938 zu ihrer Obstverkaufshütte ein ihr vollkommen unbekannter Bursche gekommen und habe sie gefragt, ob sie nicht im Kommunistischen Jugendverband mitarbeiten wolle. Sie habe ihm keine bestimmte Zusage gemacht, worauf er erklärt habe, er werde wiederkommen und sie solle sich die Sache inzwischen überlegen.

überlegen. Ungefähr 14 Tage später sei ein anderer Mann zu ihr gekommen, der ihr erklärt habe, dass er von einem gewissen "Franz" oder "Fritz" geschickt worden sei und sie ebenfalls gefragt habe, ob sie im Kommunistischen Jugendverband mitarbeiten wolle oder ob sie jemand wüsste, der zur Mitarbeit bereit wäre. Sie habe daraufhin sowohl für ihre Person abgelehnt, als auch erklärt, dass sie niemand wisse, der für die Mitarbeit in Frage käme, worauf sich der Unbekannte wieder entfernt habe. Bei ihrer späteren Vernehmung vor der Staatspolizei und vor dem Ermittlungsrichter hat sie angegeben, sie habe schon das erste Mal das Ansinnen zur Mitarbeit im KJV. sogleich abgelehnt. Alois Lew und Hugo Kowatsch, die ihr gegenübergestellt wurden, will sie nicht kennen und mit ihnen nie gesprochen haben. Sie habe diesen beiden insbesondere niemand zur Mitarbeit im KJV. zugeführt.

Bl. 5/II
231R/II

Bl. 5/II

Bl. 50/I

Diese Verantwortung der Angeeschuldigten ist aber vollkommen unglaubwürdig. Hugo Kowatsch hat bei seiner Gegenüberstellung mit ihr ausdrücklich erklärt, dass sie mit der von ihm genannten "Mitsi" identisch sei und dass er durch Maria Kreth im Mai oder Juni 1938 in Begleitung des Lew mit dem unbekanntem Judenburger Gesinnungsgenossen zusammengeführt worden sei. Die Angeeschuldigte wird daher durch die beantragten Zeugen zu überführen sein.

Über die Entwicklung und die hochverräterischen Ziele der Kommunistischen Partei Österreichs (KPÖ) und ihrer Jugendorganisation, des Kommunistischen Jugendverbandes Österreichs (KJVO.) gibt die von mir gegen Otto Stern aus Knittelfeld und Andere eingebrachte Anklage -OJs 174/39 genauen Aufschluss. Dass die KP. an ihrem alten Ziel, die gegenwärtige

gegenwärtige Staatsform mit Gewalt zu ändern und an ihre Stelle eine "Diktatur des Proletariats" nach sowjet-russischem Muster zu setzen, unentwegt festhält, ist allgemein bekannt. Das wusste auch die Angeschuldigte. Sie wusste ferner genau - das hat sie selbst zugegeben - dass es sich bei ihrer Tätigkeit um eine solche für den illegalen KJVÖ. gehandelt hat. Ihre Tätigkeit diente der Herstellung eines organisatorischen Zusammenhaltes innerhalb des illegalen KJVÖ. Die Tat der Angeschuldigten fällt daher unter § 83 Abs. 2 und Abs. 3, Ziffer 1 (§ 80 Abs. 2) STGB.

Hervorzuheben ist, dass die Angeschuldigte die Tat noch im jugendlichen Alter begangen hat. Doch kann bei Berücksichtigung des Umstandes, dass sie im Zeitpunkte der Tat sich schon der Vollendung des 18. ten Lebensjahres näherte, nach der Art ihrer Betätigung und nach ihrem persönlichen Eindruck nicht bezweifelt werden, dass sie nach ihrer geistigen und sittlichen Entwicklung fähig war, das Ungesetzliche der Tat einzusehen und ihren Willen dieser Einsicht gemäss zu bestimmen (§ 3JGG.)

Friedrich Pietzka wurde vom Reichskriegsgericht, Alois Lew und Hugo Kowatsch vom Volksgerichtshof abgeurteilt.

Beweismittel.

- 1.) Die Einlassungen der Angeschuldigten Bl. 2/II-6/II, 230/II-231;
- 2.) die Zengen:
 - a) Friedrich Pietzka, Funke, Anschrift wird nachgereicht,
 - b) Alois Lew, Schlosserlehrling, Anschrift wird nachgereicht,
 - c) Hugo Kowatsch, Schlosserhilfe, Anschrift wird nachgereicht,

gereicht;

3.) die Strafregisterauskunft Bl. I.

Ich beantrage,

gegen Maria K r e t h die Hauptverhandlung vor dem 12. Senat des Oberlandesgerichtes Wien anzuordnen, die Fortdauer der Untersuchungshaft zu beschliessen und der Angeschuldigten einen Verteidiger zu bestellen.

Im Auftrag

J. J. J. J.

EINE BETRACHTUNG
FEBRUAR 1947

So merkwürdig es ist, so muß Österreich 1947 den als allwissend angenommenen Friedensfertigern unserer Tage noch sagen und sogar beweisen, daß wir Österreicher dem dritten Reich von Beginn an jenen Widerstand geleistet haben, der uns möglich war, obwohl unser Vaterland äußerlich derart ausgelöscht wurde, daß es nicht einmal seinen Namen behielt. Es mag daher einiges der Vergessenheit entrissen werden, was sich gerade in unserer Gegend getan hat.

Am 26. April 1944 wurde in die Krankenzelle (Nr. 26) des Landesgerichtlichen Gefängnisses in Leoben ein sympathischer junger Mann geschoben, der mir als damaligem Stubenältesten als der slowakische Zwangsarbeiter der Steirischen Gußstahlwerke in Judenburg, Josef Iring, genannt wurde. Er kam in Arbeitskleidung, ohne jede sonstige Ausrüstung für die einfachen persönlichen Bedürfnisse, da er vom Arbeitsplatz weg eingeliefert worden war. Den Grund seiner Verhaftung wußte er angeblich nicht zu nennen, ließ aber mir gegenüber nach und nach durchblicken, daß es sich um eine politische Verschwörung handle, da er ja auch Häftling der Gestapo und nur wegen Überfüllung des Gefängnisses in der Krankenzelle untergebracht war. Am 28. April 1944 kam ein neuer Zuwachs, diesmal ein Schwerverletzter namens Johann Schleich, dem der linke Oberarm am Schultergelenk durchschossen worden war. Als dieser Iring als alten Bekannten begrüßte, dämmerte mir ein gewisser Zusammenhang, bevor ich mit dem Neuankömmling näher bekannt wurde. Das war aber bald geschehen, nachdem man Iring noch am selben Tag wegen Verabredungsgefahr in die Nachbarzelle 24 gab. Da Iring wie auch die mit Schleich Eingelieferten vom täglichen Morgenspaziergang ausgeschlossen blieben, konnte ich seiner nicht mehr ansichtig werden und weiß auch nicht, was mit ihm geschehen ist. Von Schleich aber erfuhr ich folgendes:

Er war seit zwei Jahren das Haupt der obersteirischen Partisanen, dem es durch Kühnheit und Besonnenheit sowie dank seiner Ausbildung durch serbische Partisanen bei Krumpendorf am Wörther See (!) gelungen war, als Arbeiter der Steirischen Gußstahlwerke zu gelten und dennoch die Untergrundbewegung zu organisieren. Zu diesem Zwecke hatte seine Gruppe eine Reihe von Bunkern in den Wäldern von Obdach, Judenburg und Stubalpe zu errichten, was dank der freigebigen Hilfe der Bauern in jenen Gegenden klaglos gelang.

(Wenn Herr Dr. Adolf Halbedl in seinem hier wiedergegebenen Artikel schreibt: Von Schleich aber erfuhr ich folgendes: Er war seit zwei Jahren das Haupt der obersteirischen Partisanen, ... so muß der Richtigkeit und Korrektheit wegen anderen Wider-

standskämpfern gegenüber gesagt werden, daß Schleich e i n e r der Leiter der Judenburger Gruppe war und gemeinsam mit Bruno Rauch diese Gruppe anführte. M.M.)

Zu den Vertrauten - ich erinnere mich nur noch an den später im Jänner 1945 ebenfalls hingerichteten Mitterer aus Judenburg und Frau Seidl samt Tochter - gehörte auch ein jugoslawischer Exgendarm slowenischer Herkunft, dessen Name mir leider auch entfallen ist.

In der Nacht vom 26. auf den 27. April 1944 sollte die letzte Besprechung der Partisanenführer im Lichtensteinwald bei Judenburg vor der für den 1. Mai geplanten Erhebung stattfinden. Die Gerufenen fanden sich auch ein einschließlich des Slowenen. Doch kaum waren sie zusammengetreten, als es ringsum hieß: "Hände hoch!" und Gendarmerie mit Gestapoleuten konzentrisch auf die Versammelten einfielen und sie festnahmen. Schleich versuchte zu fliehen, wurde aber durch einen Schuß eines Gestapomannes niedergestreckt und gefangen. Die übrigen Verschworenen konnten von ihren Waffen auch keinen Gebrauch machen. Nach einem ersten Verhör bei der Gendarmerie Judenburg wurden die tapferen Idealisten mit einigen angeblichen Mitwissern, darunter die Frau Seidl, die Schleich Unterschlupf gewährt und nach Kräften gefördert hatte, nach Leoben gebracht. Auch der Gendarm war darunter, wurde aber schon am nächsten Tag wieder enthaftet, so daß der Verdacht gerechtfertigt ist, daß dieser den Verräter gespielt und die Partisanen dem Henker ausgeliefert hat. Schleich meinte, daß dieser Verrat unter Druck erfolgt sei, weil der Exgendarm verheiratet und Vater von mehreren Kindern war.

Einige Tage später erwischte die Gestapo einige Bunkerbesatzungen in Obdach, darunter auch den militärischen Landesführer der Partisanen, Rauch, wie uns erzählt wurde, nach einem kurzen Handgranatengefecht, wodurch der ganze Erhebungsplan zerschlagen wurde und die englischen Fallschirmspringer Ende April bei Weißkirchen ins Leere sprangen, weil sie von diesem Fehlschlag nicht verständigt werden konnten.

(Auch hier muß eine Richtigstellung erfolgen. Auch der später von den Nazihenkern in Graz hingerichtete Bruno Rauch war nicht der militärische Landesführer der Partisanen, sondern mit Johann Schleich e i n e r der Leiter der Judenburger Partisanengruppe. M.M.)

Schleich war ein lieber, vernünftiger und ideal gesinnter junger Mann, der vollkommen gefaßt seinem Ende entgegenging; nur ganz schwach hoffte er, daß ihm die bevorstehende, aber verzögerte Invasion an der Kanalküste das Leben retten werde. Auch Fräulein Seidl ließ ihm einige Male die Botschaft übermitteln, er solle nicht verzagen, es werde alles noch gut werden. Mir ist

heute noch aufrichtig leid um den brauchbaren Jungmann, weil ich erkannt habe, daß er nicht bloß andere ins Feuer schickte, sondern selbst seine Haut zu Markte trug und die gefährlichsten Aufgaben stets selbst löste, wie zum Beispiel die persönliche Befehlsübermittlung im ganzen Oberland, die meist unter Benützung der Eisenbahnzüge und ohne Ausweispapiere geschah. Schleich suchte nicht sich selbst, sondern sein Österreich! Er steht daher unendlich höher als jene, die sich für einträgliche Posten zu bewahren wußten, zumindest durch eine alles andere als beispielhafte Tarnung.

Schleich verantwortete sich vor dem Volksgerichtshof ebenso mannhaft wie schon 1941, als er ohne schlüssige Beweise wegen politischen Vergehens zu neun Monaten Zuchthaus verurteilt, aber 18 Monate in einem Konzentrationslager bei Frankfurt am Main festgehalten worden war. Er legte im November 1944 sein dunkles Lockenhaupt unter das Fallbeil in Graz und starb für ein auch innen freies, unabhängiges Österreich.

Ehre seinem Andenken!

Dr. Adolf Halbedl, Knittelfeld

*

(Soweit die Abschrift eines Zeitungsartikels aus dem Februar 1947. M.M.)

IN ZELTWEG

gab es zwei Widerstandszellen, die eng zusammenarbeiteten. Folgende Namen aus diesen Gruppen sind uns bekannt:

Franz Regner, Willi Wallner, Robert Rasinger, Johann Fromm, Mathias Zitz, Franz Martins und Sepp Lichtenegger.

Einem Gestapospitzel gelang es, an einer gemeinsamen Besprechung der beiden Zellen teilzunehmen. Daraufhin flog die ganze Gruppe auf.

Franz Regner, der 31jährige Alpine-Angestellte, wurde am 15. März 1945 an seinem Arbeitsplatz im Lohnbüro verhaftet. Franz Regner führte zum Zeitpunkt seiner Verhaftung eine Liste der Roten Hilfe bei sich. Damit diese Liste nicht in die Hände der Gestapo fiel, aß er sie auf. Am gleichen Tag wurde fast die ganze Gruppe verhaftet. Sie wurde nach Leoben und von dort in das KZ Mauthausen überstellt. Franz Regner kam nicht mehr nach Hause. Nach der Befreiung des Lagers hatte er ganze 36 (!) Kilo. Für ihn kam jede Hilfe zu spät. 14 Tage später starb er in Wien.

Als die Gestapo Sepp Lichtenegger verhaften wollte, erschienen zwei Beamte am Bahnhof Zeltweg. Dort war er als Eisenbahner beschäftigt. Sie fragten ausgerechnet ihn, wo der Sepp Lichtenegger zu finden sei. Er erkannte blitzschnell die gefährliche Situation und sagte: "Dort, ganz unten, am anderen Ende des Bahnhofes." In der Zeit, in der die Gestapo-Beamten ans besagte Ende des Bahnhofes gingen, war Sepp Lichtenegger schon auf der Flucht.

*

Knittelfelder im Widerstand

Durch den Zusammenbruch der Monarchie nach dem ersten Weltkrieg wurden die alten Machtträger (Adel, Unternehmer, Bürgertum, Klerus) empfindlich geschwächt. Der Arbeiterschaft wurde es so erleichtert, viele soziale und politische Verbesserungen zu erzielen. Die Gegner der Arbeiterschaft benötigten einige Jahre, um den Schock dieses Zusammenbruches und die Auswirkungen der Oktoberrevolution in der Sowjetunion zu überwinden. Sie formierten sich, um den "revolutionären Schutt" zu beseitigen:

1933 wurden die Kommunistische Partei und der Republikanische Schutzbund verboten. 1934 wurden die Sozialdemokratische Partei, die Gewerkschaften und das Parlament aufgelöst.

All das hatte auch seine Auswirkungen in unserer Region. Sozialisten und Kommunisten organisierten sich in der Illegalität zum Kampf gegen den schwarzen und den immer stärker werdenden braunen

Faschismus. In Wort und Schrift wie in Aktionen trat man gemeinsam gegen den Faschismus auf.

*

Die Zeitung "Der rote Obersteirer"

wurde illegal in der Werkstatt des Gewerbetreibenden Hermann Schmidt in der Herrengasse in Knittelfeld gedruckt.

1936 flog sie auf, und alle, die man mit dieser Druckerei in Verbindung brachte, wurden zu hohen Kerkerstrafen verurteilt. Dennoch erschien kurz darauf eine neue Nummer der Zeitung.

Innerhalb der damals von den Christlich-Sozialen geduldeten Organisationen: Soziale Arbeitsgemeinschaft, Arbeitslosenkomitee, Jung-Front und Vaterländische Front versuchen Kommunisten, für soziale Besserstellung und gegen die faschistische Gefahr seitens Hitler-Deutschlands zu wirken.

Bei den Bauarbeitern waren es Rudolf Berger und Richard Sahleder, in der Gewerkschaftsjugend Luis Lew, Josef Kohl, in der Jung-Front Hermann Friesacher, Roman Skledar, Alois Hnuta und Karl Staudacher. Unter den Lehrlingen der ÖBB waren Hugo Kowatsch, Otto Stern, Karl Pichler und Erwin Wedenig führend tätig.

Die Leitung der illegalen Knittelfelder Organisation der KPÖ in den Jahren von 1934 bis 1938 lag in den Händen von Menschen wie Hermann Schmidt, Richard Sahleder, Hermann Friesacher, Heinrich Gärtner, Karl Weiß und Rudolf Berger.

Im Kommunistischen Jugendverband waren darüber hinaus zu jener Zeit vor allem Karl Ulm, Josef Zeiler und Franz Tschrepetz leitend tätig.

Neben der illegal arbeitenden KPÖ gab es eine lose Verbindung von Revolutionären Sozialisten. Das waren Sozialdemokraten und Schutzbündler, die die Politik der sozialdemokratischen Führer ablehnten. Sie gruppieren sich hauptsächlich um den ehemaligen Führer des Schutzbundes, Josef Kohl, um den ehemaligen Sekretär der Sozialdemokratie, Anton Hackl, und um den ehemaligen Stadtamtsvorstand, Max Eibegger.

In der Knittelfelder Hauptwerkstätte der ÖBB bestand die stärkste Widerstandsorganisation der Steiermark. (Damit ist sicherlich die Organisation der Eisenbahner gemeint. M.M.)

Gleich nach dem Einmarsch der deutschen Truppen am 13. März 1938 wurden um zwei Uhr früh die ersten politischen Häftlinge in das Knittelfelder Bezirksgericht eingeliefert.

Nun füllten sich die Gefängnisse nicht nur mit Sozialisten und

Kommunisten, sondern erstmals auch mit Funktionären der Vaterländischen Front, den Schwarzen. Auch von ihnen bekämpften viele mutig die Besetzung unseres Heimatlandes.

*

Über den Widerstand der Eisenbahner

berichtet der von der Nazijustiz am 18. Februar 1943 zum Tode verurteilte, jedoch später - im September 1943 - nach sechsmonatiger Haft in der Todeszelle zu 10 Jahren Zuchthaus begnadigte Kommunist Georg Hofmeister. Hier sein Kurzbericht:

Nach dem Zusammenbruch der Demokratie in Österreich im Februar 1934 haben sich in Knittelfeld mehrere illegale Zellen gebildet - die stärkste war bei der Eisenbahn, insbesondere in der Eisenbahnwerkstätte. Zum Teil haben diese Zellen zusammengearbeitet. In der Schleiferei des Genossen Hermann Schmidt wurde die Zeitung "Der rote Obersteirer" gedruckt und herausgebracht. Die Druckerei ist 1937 aufgefliegen. Genosse Schmidt und eine Anzahl von Genossen wurden verhaftet und im Kreisgericht Leoben verurteilt. Unter den Verhafteten befand sich auch der Obmann der Zelle Eisenbahn, Genosse Heinrich Gärtner. Er wurde mangels an Beweisen freigesprochen.

Eine starke Zelle der revolutionären Gewerkschaften befand sich ebenfalls in der Werkstätte, geleitet von einem Dreierteam mit Genossen Heinrich Gärtner an der Spitze und den Genossen Karl Schöffner und Georg Hofmeister. Konferenzen, illegale Zusammenkünfte, Verteilung von Flugschriften usw. waren damals die Tätigkeiten der Organisation. Beiträge wurden eingehoben und damit Genossen, die inhaftiert waren, beziehungsweise deren Angehörige unterstützt. Am 1. Mai 1937 wurde ein Ausflug auf den Tremelberg organisiert, an dem viele Knittelfelder teilnahmen. In einer Versammlung sprach damals die Genossin Hedi Urach.

Kurz nach der Machtübernahme durch die Nazis wurde die Tätigkeit der illegalen Zellen immer schwieriger, eingestellt wurde sie jedoch nicht. Die Spitzeltätigkeit der Nazibehörden ermöglichte es der Gestapo bereits 1939, eine größere Zahl jugendlicher festzunehmen; es waren dies meist Lehrlinge der Werkstätte. Es wurden Urteile bis zu 5 Jahren Gefängnis ausgesprochen.

Im Jahre 1940 wurden mehrere bekannte Gegner des Naziregimes, Gewerkschaftsvertrauenspersonen ins sogenannte Altreich versetzt, so zum Beispiel auch Genosse Hofmeister nach München - ohne vorherige Verständigung.

Obwohl Hofmeister ab diesem Zeitpunkt (Juli 1940) in der ÖBB-Zelle nicht mehr mitarbeiten konnte, wurde er am 9. Juni 1942 wegen seiner Tätigkeit als ehemaliger Kassier der Zelle in

München verhaftet und ins Gestapogefängnis Paulustor nach Graz überstellt. 1942 wurden schon im Mai die ersten Genossen verhaftet. Als erster sollte Genosse Franz Seifried verhaftet werden. Es gelang ihm vorerst, durch das Schlafzimmerfenster seiner im Erdgeschoß befindlichen Wohnung zu entkommen. Bei einer großangelegten Suchaktion durch die Nazibehörden gelang es den Häschern, Seifried am Steinplan neuerlich zu verhaften.

Bis August 1942 wurden 60 Eisenbahner der Werkstätte verhaftet und davon 54 ins Gestapogefängnis Paulustor nach Graz überstellt. Die Verhafteten wurden strengen Verhören unterzogen und zum Teil schwer mißhandelt, um aus ihnen Geständnisse zu erpressen. Am schwersten traf es den Hauptbeschuldigten, Genossen Heinrich Gärtner. Nach zwei Tagen Verhör, bei dem er durch die Gestapo arg zugerichtet wurde, warf man ihn in eine Einzelzelle, wo er am gleichen Tag gestorben ist. Wie üblich wurde von den Mördern "Selbstmord in der Zelle" angegeben.

Nach Abschluß der Einvernahmen wurden 53 Antifaschisten in das Landesgericht Graz überstellt. Zwanzig davon kamen vor den 6. Senat des Volksgerichtshofes Berlin, die Verhandlungen fanden jedoch in der Zeit vom 16. Februar bis 19. Februar 1943 in Graz statt.

Am 16. Februar 1943 - dem ersten Tag der Verhandlungen - wurden die Genossen Willi Flick zu 10 Jahren, Valentin Perdacher zu 8 Jahren, Peter Sturm zu 8 Jahren, Alois Hanschur zu 8 Jahren, Richard Wagendorfer und Franz Hackhofer zu je 6 Jahren Zuchthaus verurteilt. So fiel am ersten Verhandlungstag noch kein Todesurteil.

Am 17. Februar 1943, dem zweiten Verhandlungstag, wurden verurteilt:

Franz Seifried - zum Tode, Franz Lackmaier - zum Tode, Johann Gregor - zum Tode und Edmund Duschl zu 8 Jahren Zuchthaus.

Am 18. Februar, dem dritten Verhandlungstag, wurden verurteilt:

Josef Fritz - zum Tode, Josef Kogelmüller - zum Tode, Georg Hofmeister - zum Tode und Anton Michelitsch zu 10 Jahren Zuchthaus.

Am 19. Februar, dem vierten Verhandlungstag, wurden verurteilt:

Wilhelm Tobisch - zum Tode (am Vormittag), David Feldbaumer - zu 10 Jahren Zuchthaus, Johann Kne - zu 10 Jahren Zuchthaus, Leopold Schraner - zu 15 Jahren Zuchthaus, Josef Leitner - zum Tode (am Nachmittag), Jakob Steinegger - zu 10 Jahren Zuchthaus, Johann Spiß - zu 10 Jahren Zuchthaus.

Insgesamt wurden also 8 Genossen zum Tode, die übrigen 13 Genossen zu Zuchthausstrafen im Gesamtausmaß von 119 Jahren (!) ver-

urteilt. Der zum Tode verurteilte Genosse Franz Lackmaier wurde lungenkrank. Ihm wurde jede Hilfe versagt. Er wurde am 1. April 1943 aus der Zelle genommen und verstarb wenige Stunden später. Die übrigen Todeskandidaten blieben in Graz in einer Sicherheitszelle und wurden erst kurz vor ihrer Hinrichtung nach Wien gebracht.

Am 17. Mai 1943 wurden die Genossen Josef Fritz, Josef Kogelmüller und Wilhelm Tobisch, am 16. Juni 1943 Genosse Josef Leitner und am 17. Juni 1943 die Genossen Johann Gregor und Franz Seifried von der Nazijustiz hingerichtet.

Übriggeblieben war Georg Hofmeister. Er wurde im September 1943 - nach sechsmonatiger Haft in der Todeszelle - zu 10 Jahren Zuchthaus begnadigt. Alle in der Gruppe Verurteilten wurden zu Strafverbüßungen ins Zuchthaus Straubing überstellt. Die übrigen Eisenbahner kamen vor den Wiener Senat, die Verhandlung war im April 1943 in Graz. Die Urteile erstreckten sich von eineinhalb bis zu 7 Jahren Zuchthaus. Drei wurden freigesprochen, von denen einer, Adolf Roitz, zum Strafbataillon 999 eingezogen wurde. Er wurde später als vermißt gemeldet.

Die Verurteilten kamen in verschiedene Strafanstalten, von wo so manche nicht mehr heimkehrten. Es sind dies:

Johann Glatzer - in der Karlau gestorben am 7. Juli 1943, Franz Heidinger - in Stein/Donau gestorben am 29. November 1943, Rudolf Hierzenberger - in Marburg gestorben am 12. November 1943, Ignaz Kühberger - in Wels gestorben am 12. Februar 1944, Josef Maierhofer - in Gribo/Goswig gestorben am 24. Juni 1944. Anton Mörzinger - beim Massaker in Stein/Donau am 3. April 1945 ermordet, Johann Jessner - beim Massaker in Stein/Donau ermordet.

Pius Schedenig - beim Bombenangriff auf die Karlau ums Leben gekommen (1945), Simon Kraßnig - beim Bombenangriff auf die Karlau (1945) ums Leben gekommen.

Anfang 1945 hat sich in Knittelfeld unter Leitung des Genossen Josef Kohl, ehemaliger SP-Gemeinderat, Gewerkschaftsfunktionär und Schutzbundkommandant usw., eine Widerstandsgruppe gebildet. Diese Gruppe ist am 15. März 1945 hochgegangen. Die Verhafteten wurden nach Leoben gebracht, darunter drei Frauen, die bis Kriegsende in Haft blieben. Es kam zu keiner Verhandlung mehr. Die Männer wurden ins KZ Mauthausen überstellt. Drei davon sind nicht mehr zurückgekommen.

Am Tag der Befreiung, am 5. Mai 1945, verstarb Genosse Johann Preiß, am 26. Mai an den Haftfolgen Genosse Josef Kohl und am 28. Mai 1945 an den Haftfolgen Genosse Josef Lackner. Alle drei waren Eisenbahner.

*

Der Bericht betrifft vor allem die Gewerkschaftszelle der Werkstätte. Es wurden noch eine Reihe anderer Verhaftungen durchgeführt, über die näheren Umstände ist dem Schreiber dieses Berichtes nichts Näheres bekannt.

Georg Hofmeister, Knittelfeld

Ein Kurzbericht - wie ihn Genosse Georg Hofmeister übertitelt. Wieviel Leid, Drangsal, Tränen, aber auch berechtigter Haß gegen die Nazibrut sich hinter diesen paar Blatt Papier verbergen! Und doch ist es nur ein kleiner Ausschnitt - eben ein Kurzbericht über den heroischen Widerstandskampf österreichischer Kommunisten, Sozialisten und auch christlicher Arbeiter, Männer, Frauen und Jugendlicher, die ihr Leben einsetzten gegen die Barbarei des Nazifaschismus.

Liest man diesen Bericht, so sieht man im Geiste, wie auch diese Eisenbahner die "Rote Stafette" weiterreichten - an neue, junge Kämpfer, damit diese den Kampf fortsetzen gegen die verfaulende kapitalistische Gesellschaftsordnung, deren Repräsentanten sich mit Zähnen und Krallen dagegen zur Wehr setzten, abtreten zu müssen. Jedoch läßt sich das Rad der Geschichte niemals zurückdrehen, und die Zukunft wird dem Sozialismus gehören.

Die Beiträge über Judenburg, Fohnsdorf, Zeltweg und Knittelfeld sind - soweit diese nicht mit Namen gekennzeichnet sind - auszugsweise der Broschüre "Die Zeit des Hitlerfaschismus", Eigentümer, Herausgeber und Verleger für das antifaschistische Propagendakomitee: Franz Lammer, Thalheim 41. Für Inhalt und Druck verantwortlich: Leopold Pacher, Knittelfeld, Schmittstraße 12, entnommen.

*von Jan
Klaus Zwickhauer
Fohnsdorf
Selbst erregter Kalandel
in der Zelle der ersten Tote
verurteilt von politschen Käftlinge des Landesger. ynos
die viererzigen von
ersten Tage we Kommitungen
stufanden*

Hochverräter hingerichtet
Hier, die der Volksgerichtshof zum Tode verurteilte

Die Justizpressestelle beim Volksgerichtshof teilt mit: Wegen Vorbereitung zum Hochverrat sind vom Volksgerichtshof der 47jährige Albin Kaiser aus Fohnsdorf, der 30jährige Johann Fandl aus Trautz und der 66jährige Karl Kilger aus Graz zum Tode verurteilt und am 30. September 1942 hingerichtet worden. Die Verurteilten haben sich gegen das Deutsche Reich hochverräterisch betätigt.

Ferner ist der 47jährige Josef Ganger aus Fohnsdorf, den der Volksgerichtshof zum Tode verurteilt hat, am 30. September 1942 hingerichtet worden. Ganger hat sich trotz entsprechender Vorstrafe während des Krieges für den Wiederaufbau der kommunistischen Partei und damit hochverräterisch gegen das Reich betätigt.

Monat	Jan	Feb	März	Apr	Mai	Juni	Juli	Aug	Sept	Ok	Nov	Dez
1941	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12
1942	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24
1943	25	26	27	28	29	30	31					

Hochverräter hingerichtet
Die Justizpressestelle Wien teilt mit: Am 2. Dezember sind der 33jährige Jakob Wolf aus Dietersdorf, der 37 Jahre alte Oskar Schrauber aus Webling und der 66jährige Kajetan Wacker aus Fohnsdorf, die der Volksgerichtshof wegen Hochverrates zum Tode verurteilt hatte, hingerichtet worden.

Todesstrafe für Hochverräter

Vor dem Volksgericht in Graz standen eine Reihe von Angeklagten, die sich wegen hochverräterischer Antriebe zu verantworten hatten. In einer Zeit, da der Deutsche Sozialistische Norden schüt, Leben und Gesundheit für die Heimat einsetzt, und das deutsche Volk im härtesten Lebenskampf um seine Zukunft steht, haben diese Volks- und Staatsfeinde versucht, eine kommunistische Organisation aufzuziehen und so der Front in der Rücken zu fallen. Daß jeder derartige Versuch im Keime erstickt wird und sich ein Verrat wie im Weltkrieg nicht wiederholen kann und wird, das beweist das Urteil des Gerichts.

Die Angeklagten, darunter unter anderen Oskar Schrauber, Kajetan Wacker, Josef Ganger und Johann Zwickhauer aus Fohnsdorf, Karl Wolfner, Maria Wolfner, Maria Rumpf, Volkfried Regensfelder, Johanna Regensfelder und Maria Kitzinger aus Dietersdorf sowie Jakob Wolf und Friedrich Drosch aus Dietersdorf, wurden zum Tode, die weiteren Beteiligten zu hohen Zuchthausstrafen verurteilt.

Temporäre

1942

Monat	Jan	Feb	März	Apr	Mai	Juni	Juli	Aug	Sept	Ok	Nov	Dez
1941	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12
1942	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24
1943	25	26	27	28	29	30	31					

*Oktober
Reinhold
1942*

Volksgerichtshof

6. Senat

Es wird erklärt, bei allen
Mitgaben die nachstehende
Bestimmungen anzuwenden

Geschäftsnummer:

I J 189/42
6 H 29/42

Saßbefehl.

Die Angeklagten

- 1.) Fritz, Josef, Reichsbahnarbeiter aus Knittelfeld, Verw.
Bezirk Judenburg, geboren am 1. Juni 1897 in Gortschach, z.Zt.
im Landgerichtsgefängnis in Graz,
- 2.) Hofmeister, Georg, Schlosser aus Knittelfeld, geb.
25. September 1898 in Villach, z.Zt. im Landgerichtsgefängnis
in Graz,
- 3.) Kogelmüller, Josef Leopold, Schlosser aus Knittel-
feld, geb. 20. März 1897 in Wien, z.Zt. im Landgerichtsgefängnis
in Graz,
- 4.) Michelitsch, Anton, Bäcker, jetzt Bahnhelfer aus
Knittelfeld, geb. 5. Januar 1889 in Wolfsberg, z.Zt. im Landge-
richtsgefängnis in Graz

sind in Untersuchungshaft zu bringen.

Sie sind dringend verdächtig in Knittelfeld (Steiermark)

- I.) Fritz, Hofmeister und Kogelmüller von Anfang 1939 bis Mitte
1942,
Michelitsch von Ende 1940 bis Mitte 1942 fortgesetzt und ge-
meinschaftlich miteinander und mit anderen das hochverräterische
Unternehmen, mit Gewalt ein zum Reiche gehöriges Gebiet vom
Reiche loszureißen und mit Gewalt die Verfassung des Reichs
zu ändern, vorbereitet zu haben, wobei die Tat

- 1.) darauf gerichtet war, zur Vorbereitung des Hochverrats
einen organisatorischen Zusammenhalt herzustellen und
aufrechtzuerhalten,

- 2.) bei Fritz auch auf Beeinflussung der Massen durch Her-
stellung und Verbreitung von Schriften gerichtet war,

II.) Fritz von April bis Juni 1942 durch dieselbe Handlung wie zu
I.) Hofmeister, gemeinsam mit einem anderen ausländische Sender absichtlich
abgehört zu haben,

Verbrechen gegen § 80, § 83 Abs. 2 und 3 Nr. 1 und 3, §§ 86a,
47, 73 RStGB, § 1 der Verordnung über außerordentliche Rund-
funkmaßnahmen vom 1. September 1939.

Flucht

Berlin 93 a, den 22. Dezember 1942.
Vollstreckungsamt 15

Fluchtverdacht ist wegen der Höhe der zu erwartenden Strafe
und auch deshalb gesetzlich begründet, weil ein Verbrechen dem
Gegenstand der Untersuchung bildet.

gez.: Hartmann Fischer Granson.

Ausgefertigt.

Berlin, den 23. Dezember 1942.

J. J. J. J.
Justizoberinspektor,
als Urkundenbehalter der Geschäftsstelle
des 6. Senats des Volksgerichtshofs.

355 TAGE IM ERDBUNKER

Schon vor 1934 haben wir als aktive Mitglieder der KPÖ den Kampf gegen Unterdrückung und Ausbeutung geführt. Im Februar 1934 haben wir dann die Waffen der zu uns gekommenen Schutzbündler in unserem Siedlungshaus versteckt. Wir wagten dies, obwohl wir als Kommunisten bekannt waren. In einem guten Versteck blieben die uns überantworteten Waffen bis zum Jahre 1942 liegen. Weil es damals schon zu gefährlich wurde, entschlossen wir uns, die schon ziemlich verrosteten Waffen wegzuerwerfen. Wir machten alles vorher unbrauchbar, damit niemand zu Schaden kommen konnte.

In den Jahren 1941 und 1942 unterstützten wir die Widerstandsgruppe um die Genossen Garber, Pittinger, Freitag usw. mit Geldmitteln und anderem. Diese Gruppe wurde jedoch durch die Gestapo aufgespürt und verhaftet. Trotz brutaler Einvernahmen, wobei die Gestapo sie blutig schlug, blieben diese Genossen jedoch stark und verhinderten durch ihr mutiges Verhalten weitere Verhaftungen. Auch wir beide blieben auf freiem Fuß. Die drei Genossen, Mitglieder unserer Kommunistischen Partei, bezahlten ihren opfervollen Einsatz mit ihrem Leben.

Dem Vermächtnis unserer Genossen getreu, kämpften wir weiter gegen die braunen Unterdrücker Österreichs. Wir bildeten mit anderen Genossen eine neue Widerstandsgruppe, fertigten Flugzettel an, brachten diese an Zäunen, Holzplanken oder Mauern an oder steckten sie in die Postkästen in den Siedlungshäusern.

Da wir Kleinvieh hatten und auch Schweine züchteten, konnten wir Familien eingekerkelter Genossen immer wieder helfen. Wir lieferten eben weniger an die Behörden ab.

Einmal sandten die Nazis an einen Verstorbenen einen Einberufungsbefehl. Dies nahm unser Genosse Karl Hawlu - er wurde später von den Nazis hingerichtet - zum Anlaß, um mehrere solche "Einberufungsbefehle" anzufertigen. Diese hängten wir mit der Aufschrift: "Auf zur Musterung" im Friedhof auf die Grabsteine. Die Nazis schäumten vor Wut.

Ein anderes Mal zeichneten wir vom Nazikreisleiter eine Karikatur, diesen als Hamsterer, mit einem Rucksack voll Würste darstellend. In dieser Zeit, wo die Bevölkerung bereits großen Hunger litt und immer wieder Straßenkontrollen durch die Nazibehörden durchgeführt wurden, legten sich die braunen Verräter in Österreich ganze Lebensmittellager an und blieben bei den Kontrollen ungeschoren. Fand die Streife bei anderen Leuten irgendwelche nicht auf Lebensmittelkarten erhältliche Lebensmittel, so wurden diese einfach konfisziert, besser gesagt, einfach brutal weggenommen. Die Betroffenen wurden wegen Hamsterei eingesperrt.

Ende 1942 bekamen wir zu den Leobner Genossen Filz, Muchitsch und Wagner Verbindung. Sie waren teilweise schon in die Illegalität gegangen und bereiteten bereits den bewaffneten Partisanenkampf gegen die braunen Machthaber vor. Als Kurier fuhr Anna Winkler, Nandl, wie sie von den Partisanen genannt wurde, oftmals nach Leoben und hielt diese Verbindung zu unseren eigenen Untergetauchten aufrecht.

Auch in Judenburg mußten im Laufe der Jahre 1943 und 1944 einige Genossen in die Illegalität gehen. Sie errichteten im Murwald östlich von Judenburg einen Erdbunker. Wir waren von Anfang an der Meinung, daß dieser Bunker zu nahe bei der Stadt sei. Es wurde auch immer schwieriger und gefährlicher, wenn wir Lebensmittel oder Nachrichten an die untergetauchten Genossen bringen mußten. Trotzdem ließen wir sie nicht im Stich.

Die Judenburger Gruppe wurde weiter ausgebaut. Dabei wurde nie gefragt, ob der Kämpfer Sozialist oder Kommunist war oder aus dem christlichen Lager stammte. Wichtig war nur eines, daß er sich zum Antifa-Kampf bekannte und gewillt war, gegen die Hitler-Faschisten zu kämpfen und sich für die Wiedergeburt eines demokratischen, unabhängigen, antifaschistischen Österreich einzusetzen.

Ende 1943 stießen die Genossen Schleich, Rauch und Mitterer, sie waren ebenso Kommunisten, zu unserer Gruppe. Auch ein gewisser Buggeli kam mit diesen Genossen mit. Er tat sich immer ein wenig hervor. Später hat er sich als Gestapo-Spitzel entpuppt und war maßgeblich daran beteiligt, daß so manche Genossen der Judenburger Gruppe dem Nazihenker ausgeliefert wurden.

Am 26. April 1944 wurde eine kleinere Gruppe mit den Genossen Rauch und Schleich in der Waldheimhütte überrascht und nach kurzer Gegenwehr von der Gestapo und der SS überwältigt.

Wir anderen wurden dadurch zu erhöhter Vorsicht und Konspiration gemahnt und waren auf alles gefaßt. Der Gegner war ja rücksichtslos und ging bis zum äußersten Terror.

Über eine Grazer Verbindung, Dr. Glaser, der in der Statthalterei arbeitete, erfuhren wir, daß sich ein Gestapospitzel in die Organisation eingeschlichen hätte. Dieser war jedoch so geschickt, daß wir lange nicht wußten, wer es war.

Nachdem wir erfahren hatten, daß die Gruppe um Rauch und Schleich von der Gestapo überwältigt worden war, fuhren wir zwei Frauen nach Leoben, um die dortige Organisation zu warnen. Genosse Faust, Ferdinand Andrejowitsch, in Göß konnte so die Partisanengruppe Leoben-Donawitz von dem Unglück der Waldheimgruppe informieren. Die Gruppe Rauch-Schleich hatte die Aufgabe, die Verbindung zur Kampfgruppe Steiermark auf der Sau- und Koralpe

herzustellen und aufrechtzuerhalten. Durch die Ausschaltung der Partisanen der Waldheimhütte blieben daher auch die Kämpfer der Partisanengruppe Leoben-Donawitz bis Kriegsende auf sich allein gestellt.

Erst nach drei Wochen kehrten wir nach Judenburg zurück. Wir glaubten, die Gestapo hätte trotz der Hochflüge zu uns keine Spur gefunden. Leider hatten wir uns in dieser Annahme getäuscht. Die Gestapo arbeitete auf "lange Sicht" und setzte sehr gefinkelte Agenten und Nazispitzel ein, um unsere Organisation zu zerschlagen.

Am 19. Mai 1944 wollten sie auch uns holen. Wir waren aber schneller. Schon lange vorher hatten wir uns in aller Stille selbst einen Bunker gebaut. Niemand außer unseren Kindern wußte davon. Wir haben die Warnung aus Graz an alle uns bekannte Genossen weitergegeben, und wir nahmen diese Warnung ernst. Andere Kämpfer waren leider nicht sehr konspirativ und mußten diese Fahrlässigkeit später mit ihrem Leben bezahlen.

Als die Gestapo am 19. Mai 1944 mit ihrem Auto die Straße zu unserem Haus herunterfuhr, wußten wir Bescheid. Benzin gab es damals ja nur für die Nazibonzen oder für die Spürhunde der braunen Machthaber. So wußte auch unser Fünfzehnjähriger, daß es nur die Gestapo sein konnte, als sich diese bei Nachbarn um den Weg zu uns erkundigten.

Ohne Hast ging unser Bub ins Haus, um die Gestapo nicht aufmerksam zu machen, und konnte uns noch rechtzeitig warnen. Wir hatten gerade noch Zeit, beim Fenster hinauszusteigen und in unserem Bunker zu verschwinden. Den Bunker hatten wir so gegraben, daß er genau unter der Hausmauer verlief. Der Einstieg war gerade groß genug, um sich hindurchzwingen zu können. Wir tarnten das Loch mit einem Gemüsekipserl.

Die Gestapo hat dann das ganze Haus von oben bis unten durchsucht und alles drunter und drüber geschmissen. Stundenlang haben sie unseren fünfzehnjährigen Buben und das erst dreizehnjährige Dirndl darüber ausgefragt, wo wir wohl sein könnten. Die Kinder haben sich, trotz der Androhung von Schlägen und der Verschickung in eine Erziehungsanstalt, strikte an unsere Anweisung gehalten, nichts zu wissen. Wir seien vor drei Wochen auf einmal verschwunden gewesen, niemand wisse wohin oder ob uns etwas zugestoßen wäre. Immer wieder verhörten die Gestaposchergen unsere Kinder, doch diese hielten unter Tränen und der Beteuerung, sie wüßten wirklich nichts von uns, allen Schikanen stand. Und wir waren in unserem Bunker unter der Hausmauer.

Immer wieder kam die Gestapo, unregelmäßig, einmal am Vormittag, dann zur Essenszeit oder mitten in der Nacht. Vergebens. Unsere

Kinder erwiesen sich um vieles stärker als so mancher Österreicher, der es nicht einmal wagte, das Wort Österreich auszusprechen.

Als die monatelang nahezu jeden Tag durchgeführten Hausdurchsuchungen immer noch nichts fruchteten, wurden diese immer spärlicher und hörten dann ganz auf. Im Jahr 1944, im letzten Kriegsjahr, hatten die Nazis ja wirklich schon größere Sorgen, als mit großem Aufwand zwei verschwundene Frauen zu suchen. Das soll jedoch nicht heißen, daß die braunen Henker nicht bis zum letzten Tag ihres tausendjährigen Reiches noch Tausende österreichische Patrioten hinmordeten und zum Schafott schleppten. Trotzdem waren die Tage der braunen Mörderbande gezählt.

Unser Bunker war natürlich klein, und wir konnten auch nicht aufrecht darin stehen. Auch liegen mußten wir seitlich aneinandergeschmiegt. Das war einerseits wegen der Körperwärme gut, andererseits konnten wir uns kaum rühren. Die Lehmwände waren im Winter mit einer fingerdicken Reifschicht bedeckt, bei wärmerem Wetter floß wieder das Wasser auf uns herab. Bald stellten sich starke Rheumaschmerzen ein, und immer wieder mußten wir stark husten. Wir mußten dies jedoch vollkommen unterdrücken, da wir ja nie wußten, ob nicht Fremde im Haus waren.

Die in der Nähe wohnenden Nazis haben unser Haus im Auftrag der Gestapo auch weiterhin beobachtet. Hier tat sich ein Naziweib namens Hilde Jandra - sie wohnte vis-à-vis von unserem Haus - besonders hervor. Immer wieder versuchte sie, unsere Kinder auszufratscheln. Aber diese sagten nichts, was uns verraten hätte. Hingegen erfuhren sie von diesem Weib immer, ohne daß diese etwas davon merkte, wie es an den Kriegsfrenten stand. Wenn sie uns dann berichten konnten, daß die Rote Armee sich auf dem Vormarsch befand, freuten wir uns riesig und hatten Tränen in den Augen. Ob auch wir die Befreiung noch erleben würden?

Einmal wollten die Judenburg Nazibonzen Bombenflüchtlinge aus dem Altreich in unser Haus einquartieren und sich so auf "kaltem Weg" unser schwer erschuftetes Siedlungshaus "reservieren". Aber anscheinend wurden sie sich nicht darüber einig, wer von ihnen und "beerben" sollte. So ließen sie es letzten Endes bleiben.

Am 8. Mai 1945 schlug endlich auch für uns die Stunde der Freiheit. Nun konnten wir unseren Erdbunker, in welchem wir bei Kälte, Nässe und Finsternis fast ein ganzes Jahr gehaust hatten, verlassen und unsere zwei tapferen Kinder in die Arme schließen. Wir waren wieder frei! Kein Faschist, kein Gestapomann konnte unsere Kinder nochmals drangsaliieren, ihnen Angst einjagen. Das Vordringen der Roten Armee vor allem hatte uns immer wieder neuen Lebensmut gegeben, wenn wir oft verzweifelt waren und bangten, ob uns nicht doch noch knapp vor Schluß die

Nazibanditen entdecken würden. Sie hätten uns doch kaltblütig umgebracht, schon aus Wut darüber, daß wir sie ein ganzes Jahr lang an der Nase herumgeführt hatten. So verdanken wir, neben der Standhaftigkeit unserer Kinder, dem raschen Vordringen der Roten Armee eigentlich unser Leben. Das alles werden wir zeitlebens nie vergessen.

Sofort nach dem 8. Mai 1945 stellten wir beide uns unserer Kommunistischen Partei zur Mitarbeit zur Verfügung und halfen mit, in Judenburg demokratische Verhältnisse wiederherzustellen.

J.G. u. W.A.
(B.b.M.M.)

UNTERGETAUCHT

sind wir am 24. April 1944. Der Tag begann für mich, meine Frau und meine Schwiegermutter wie jeder andere. Mein Dienst als Heimleiter in der Werkschule Donawitz begann um 6 Uhr früh. Da ich mit meiner Frau bei deren Mutter in Vordernberg wohnte - wir hatten keine eigene Wohnung -, mußte ich jeden Tag schon um 4.45 Uhr aufstehen, damit ich den Zug nach Donawitz erwische, der in Vordernberg-Süd um 5.15 Uhr abfuhr.

Wie immer seit Mitte 1942 steckte ich auch an diesem Tag meine scharfgeladene vierzehnschüssige Pistole zu mir. Wir Kommunisten und Antifaschisten wußten in dieser Zeit ja nie, ob nicht plötzlich von der Gestapo oder anderen Nazifaschisten unser Leben bedroht sein würde. Daher hatte die Kampfleitung der ÖFF schon länger beschlossen, daß wir nie ohne Handfeuerwaffen unterwegs sein dürfen und uns jeder drohenden Verhaftung entziehen müssen.

Meine Frau und meine Schwiegermutter lebten daher in ständiger Angst, ob ich von meinem Dienst wohl wieder gesund nach Hause käme. Oft und oft wurde es in dieser Zeit Mitternacht, und ich kam erst mit dem letzten Zug nach Hause.

Anfang des Jahres 1944 war die Lage schon sehr gefährlich geworden. Seit Stalingrad war in Leoben ein Außenkommando der Gestapo stationiert, und der berühmte Gestapochef Stelzl hatte unzählige Spürhunde auf die Widerstandsbewegung angesetzt. Wir in der Leitung der ÖFF hatten jedoch schon lange Vorkehrungen getroffen, um im Falle gefährlicher Situationen jederzeit untertauchen zu können. Wir versorgten bereits mehrere Genossen, die sich im Untergrund befanden, mit Lebensmitteln und Quartier. Darunter die Genossen Filz, "Josch", Anton Wagner, "Tiè", Johann Krenn, "Albert", Ludwig Melchior, "Kurz" und Franz Lindmoser, "Lipp" sowie den Judenburger Gütersberger, der uns viel Kummer bereitete, da er wenig strapazfähig war. Auch meine Frau und ich waren jederzeit imstande, in den Untergrund zu gehen.

Um den 20. April herum war Genosse Schleich von der Judenburger Gruppe zu mir nach Donawitz gekommen und brachte mir die Nachricht, daß die Judenburger Partisanen, die unter seiner und des Genossen Bruno Rauch Führung standen, am 1. Mai 1944 mit einer militärischen Aktion den bewaffneten Widerstandskampf gegen die Nazimachhaber beginnen würden. Dies entsprach auch dem Beschluß der ÖFF-Konferenz, die Anfang des Jahres 1944 in einem Schulzimmer der Knabenvolksschule in Donawitz zusammengetreten war. Auch wir in unserem Industriegebiet Leoben-Donawitz-Eisenerz-Bruck würden mit bewaffneten Aktionen gegen die deutschen Okkupanten beginnen. Die Judenburger sollten die Verbindung zu uns aufrechterhalten und auch mit den Kärntner Partisanen im Sau-

alpen- und Koralpengebiet in Verbindung treten. Dadurch wäre eine durchlaufende Verbindung mit den slowenischen Partisanenverbänden und auch mit dem noch aufzustellenden ÖFF-Bataillon gewährleistet. Wir würden über diese "Partisanenbrücke" auch die dringend notwendige Ergänzung unserer Ausrüstung mit Waffen, Munition, Sprengmitteln und Funkgeräten erhalten.

Mit diesem Auftrag fuhr Genosse Schleich wieder nach Judenburg zurück. Dort hatten die Genossen schon einige Bunker angelegt, der südlichste davon war in der Gegend um Obdach errichtet worden.

*

Für den 24. April 1944 hatte ich mit dem Genossen Silvester Heider, "Wastl", einen kurzen Treff vereinbart, um ihn vom Plan der Judenburger zu unterrichten. Wastl sollte mit dem "Schichtlerzug", der jeden Tag um zirka 13.45 Uhr am Donawitzer Bahnhof einfuhr, von Trofaiach nach Donawitz kommen, ich würde in der Nähe des Ausgangs auf ihn warten und im Vorbeigehen alles mit ihm besprechen. Wenn ich vom "Fidler-Kran" sprechen würde, wüßte er, wo er mich finden würde, wenn etwas Unvorhergesehenes eintreten würde. Fidler hieß mein Schwager, und so wußte auch Wastl genau Bescheid, wo ich dann wäre.

Ich wartete am vereinbarten Platz. Der "Schichtlerzug" spie Hunderte einheimische, aber noch viel mehr "Fremdarbeiter" aus, die in einer langen Kolonne dem Ausgang und den Werksanlagen zustrebten. Schon von weitem sah ich Wastl mitten unter den vielen Arbeitern herankommen. Es würde schon alles klappen, dachte ich mir.

Da trat auf einmal ein etwa 40-50jähriger Mann mit einem Jugendlichen an seiner Seite auf mich zu. Den jungen Burschen hatte ich sofort erkannt. Es war derselbe, der Anfang des Jahres zu unserer "Mutter Edlinger" in die "Krumpen" gekommen war und ihr einige Stangen Donarit-Sprengstoff geben wollte. Mutter Edlinger hat den Burschen damals - unseren strikten Auftrag befolgend - aus ihrem Haus gejagt. Sie sagte ihm, daß sie "mit so einem Zeug" nichts zu tun haben wolle.

Der Junge, ein etwa 18jähriger schwarzhaariger Bursch, wollte damals unbedingt zu den Partisanen, von denen er "schon oft gehört" hätte. Das hatte uns Genossin Edlinger sofort berichtet. Wir lobten sie, da sie vollkommen richtig gehandelt hatte und den Jungen davonjagte.

Mir paßte es gar nicht ins Konzept, als die beiden auf mich zutraten, sie vermasselten mir ja den wichtigen Treff mit Wastl. Auch hatte ich ein ungutes Gefühl, und eine innere Stimme warnte mich davor, mich in ein längeres Gespräch mit dem mir unbekann-

ten Mann einzulassen. Er war kleiner als ich, hatte eine gedrungene Gestalt, und aus seinem auffallend blassen Gesicht blickten mir mit lauerndem Ausdruck wasserhelle "Fischaugen" entgegen. Ein ausgesprochener Unsympathler, dachte ich.

"Sind Sie der Heimleiter?" fragte mich der Mann und streckte mir seine Rechte zum Gruß entgegen. Ich übersah diese Geste und zwang mich zu einer Gegenfrage:

"Ja, der bin ich! Was wollen Sie von mir - ich habe jetzt keine Zeit - ich muß zurück ins Internat. Um was geht's denn?"

Da trat er noch näher an mich heran und flüsterte mir zu: "Ich habe die Einberufung bekommen - will aber nicht! Ich möchte in den Wald! Können Sie mir dabei helfen?"

"Warum kommen Sie da ausgerechnet zu mir? Und überhaupt - was geht das mich an, wenn Sie die Einberufung bekommen haben? Da müssen Sie doch aufs Wehrbezirkskommando gehen - melden Sie sich dort gefälligst, die werden Ihnen schon sagen, was los ist!"

Ich wandte mich von dem Mann und dem Jugendlichen ab und sagte mit barschem Ton, um das ungute Gespräch zu beenden:

"Also, gehen Sie schon! Ich habe keine Zeit, Sie interessieren mich nicht im geringsten!"

Dann ging ich, mich unter die vielen Arbeiter mischend, dem Ausgang zu. Wastl ging einige Meter vor mir. Als ich ihn eingeholt hatte, konnte ich ihm lediglich zuflüstern: "Vorsicht! Fidler!"

Genosse Heider hatte mich sofort verstanden und war weitergegangen. Er wußte nun, wo er mich finden würde, sollte etwas Unvorhergesehenes eintreten. Mein Schwager hieß Fidler, und Wastl wußte Bescheid. Ich selbst ging raschen Schrittes in mein Büro. Ich hatte noch gesehen, daß der Unbekannte mit dem Burschen auch dem Ausgang zugestremt war.

*

"Geh, Hannerl", sagte ich zu meiner Bürohilfe, "mach die Lohnlisten fertig! Ich bin jetzt anschließend noch eine Stunde mit den Lehrlingen am Sportplatz - nachher ist Lohnauszahlung im Gemeinschaftsraum! Ich hoffe, daß du bis dahin fertig bist mit den Listen!"

"Ja, Heimleiter, ich habe sowieso schon alles vorbereitet", antwortete mir Hannerl. "Ich muß nur noch das Geld einsackeln!"

Hannerl Draxler, ein siebzehnjähriges Mädel, war wohl auch beim BdM, dem "Bund deutscher Mädchen", gehörte jedoch einer antifaschistischen Familie an. Ihr Vater war Maurer und arbeitete in der Bauabteilung des Werkes. Er war 1934 zur KPÖ gestoßen

und arbeitete aktiv mit in der Widerstandsbewegung. Davon wußte Hannerl nichts - sie ahnte es jedoch. Sie war ein verschwiegenes Mädel.

*

Am Sportplatz mußte ich an diesem Tag laut Schulplan mit den Lehrlingen exerzieren. Ich war in der Werkschule damals auch für die vormilitärische Ausbildung der Lehrlinge verantwortlich. Als wir mit dem Exerzieren fertig waren, schickte ich die Lehrlinge ins Bad und befahl ihnen, in einer halben Stunde im Gemeinschaftsraum anzutreten zum Lohnempfang. Dann ging ich in mein Büro.

Dort angekommen, kontrollierte ich mit Hannerl nochmals die Lohnlisten und war über die einwandfreie Arbeit meiner Bürohilfe zufrieden.

Auf einmal wurde die Tür zum Büroraum aufgestoßen, und mein Kollege Fritz Trevisani - ebenfalls ein Invalide, dem das linke Handgelenk fehlte - schrie mich wütend an:

"Du Trottel! Was hast denn mit meinem Radl gmacht! Ich kann nicht einmal fahrn damit - so verbogen is die Lenkstange!"

Ich war wegen dem Wutausbruch meines Arbeitskollegen vorerst perplex, schaltete jedoch gleich wieder richtig. Fritz, der ja auch in der ÖFF mitarbeitete, wollte mir bestimmt etwas Wichtiges unter vier Augen sagen. Ich schickte daher Hannerl unter einem Vorwand in den Hof.

Als Hannerl den Büroraum verlassen hatte, sagte Fritz ganz erregt zu mir: "Verschwind sofort! Vor dem Ausgang steht mein Rad. Die Gestapo ist im Werkschutzlager, sie haben früher nach dir gefragt - ich hab mich am Telefon an deiner Stelle gemeldet. Conc, dieses Schwein, führt sie bestimmt herauf zur Schule. Hau sofort ab!"

Ich überlegte natürlich nicht lange, dankte Fritz für seine Warnung und rannte die Treppen zum vorderen Ausgang der Werkschule hinunter. Als ich knapp vor dem Haustor war, hörte ich bereits im rückwärtigen Treppenhaus lautes Stiefelgetrampel. In letzter Minute schwang ich mich aufs Rad und fuhr in schnellem Tempo entlang der Bahn in Richtung St. Peter-Freienstein. Beim Fröschlwirt bog ich jedoch ab in Richtung Stadt und fuhr nach Judendorf-Seegraben, wo ich meine Frau bei ihrer Schwester wußte. Ohne Hast unterrichtete ich sie vom Vorgefallenen und daß wir nun untertauchen müssen. Meine Frau schickte ich sofort nach Vordernberg, um meine Kampfausrüstung - Rucksack, warme Bekleidung, Proviant für mehrere Tage und meine zweite Pistole - zu holen. Der Schwager verständigte einen guten Genossen, der uns

beide, meine Frau und mich, in der Nacht zu einem sicheren Quartier bringen würde.

*

Seit dem Augenblick, in dem ich den mir Unbekannten barsch verabschiedet hatte, war folgendes geschehen (so erzählten es mir später Fritz Trevisani und meine Schwiegermutter):

Der Unbekannte war kein anderer als der Gestapospitzel Braschak. Dieser hatte sich in das Vertrauen des jungen Burschen eingeschlichen und hatte ihn dazu überredet, daß er mit mir Verbindung aufnehmen sollte. Durch mein abweisendes Verhalten war der Junge wohl etwas stutzig geworden, ging jedoch mit dem Gestapospitzel, in der Meinung, ich würde nachkommen, zur Werkschutzbaracke. Dort wartete bereits die Gestapo und verhaftete den Jungen. Unter Drohungen und Mißhandlungen wollten die Gestapomänner aus dem Jungen herauspressen, was dieser zum Glück nie gewußt hatte und daher auch nicht sagen konnte. Die Gestapo hätte gern gewußt, wer dafür zuständig war, Leute, die nicht einrücken wollen, "in den Wald" zu führen. So sehr die Scheusale den jungen Burschen auch schlugen und ihm mit dem Umbringen drohten, sie konnten aus ihm nichts herausschlagen. Er wußte wirklich nichts.

Daraufhin riefen sie in der Schulkanzlei an, wo eine Vertraute der Gestapo saß, nämlich Erika Staud, und erkundigten sich nach "dem Invaliden, dem eine Hand fehlt". In der Werkschule gab es zu diesem Zeitpunkt jedoch drei Invalide. Dem einen fehlte das linke Handgelenk, dem zweiten der rechte Arm, und mir fehlte ja bekanntlich der linke Arm. Zufällig war Fritz Trevisani in der Schulkanzlei, hörte, wie Erika Staud telefonierte, und nahm dieser den Hörer aus der Hand, um sich selbst als den Gesuchten zu erkennen zu geben. So erfuhr er aus dem Mund des Conc, daß die Gestapo nach mir fragte und konnte mich noch rechtzeitig warnen. Da sie mich nicht mehr antrafen, radelte Conc wie ein Verrückter nach Vordernberg. Ein Krankenkontrollor hatte ihm gesagt, daß er einen Einarmigen in Richtung St. Peter-Freienstein fahren gesehen hätte. Conc (so berichtete uns dann Mutter) sei vollkommen erschöpft in ihrer Wohnung aufgetaucht, und da er mich dort auch nicht vorfand, weiter zur Gendarmerie nach Vordernberg-Markt gefahren. Dann fuhr er wieder nach Donawitz zurück, wo er ja der Gestapo berichten mußte.

In Vordernberg hatte Conc dem Postenkommandanten der Gendarmerie, Brasch, befohlen, in der Wohnung meiner Schwiegermutter, Frau Moll, eine Hausdurchsuchung vorzunehmen. Brasch ließ sich jedoch Zeit, da er noch anderes zu erledigen hatte.

Inzwischen war meine Frau nach Hause gekommen, und gemeinsam mit

ihrer Mutter war sie gerade dabei, den Rucksack vollzupacken, als sie ein Motorrad rattern hörte, das vor dem Wohnhaus hielt. Da in dieser Zeit niemand außer der Gestapo, Polizei oder den "NS-Würdenträgern" ein Motorfahrzeug benutzen durfte, wußten beide Frauen sofort, daß es nur die Gendarmerie oder die Gestapo sein konnte. Gerade noch rechtzeitig konnten sie den Rucksack unter einem Bett verstecken und ein Bündel Schmutzwäsche davor ausbreiten - da klopfte es auch schon an der Wohnungstür. Die beiden Frauen zwangen sich zur Ruhe.

Herein trat Postenkommandant Brasch. Er fragte zuerst die beiden Frauen, wie es ihnen gehe und ob sie wohl auch immer die Fenster richtig verdunkeln würden. Es hätte jemand Licht gesehen, und das sei ja verboten, und wo der Schwiegersohn sei, den er sprechen wolle.

Meine Schwiegermutter hatte sich zuerst gefaßt, obwohl auch ihr das Herz bis zum Hals herauf schlug. Ruhig beantwortete sie alle Fragen und sagte dem Gendarmen, daß ich im Dienst sei und erst mit dem letzten Zug, knapp vor Mitternacht, nach Hause käme, so wie jeden Tag.

"Ach so, erwiderte Brasch, sah sich nicht allzu genau in der Küche um - ins Zimmer ging er gar nicht - und ging dann wieder mit einem freundlichen Gruß fort.

Als die beiden Frauen darauf wieder das Rattern des Motorrades hörten, fiel beiden ein schwerer Stein von Herzen. Sie wußten doch, was im Rucksack verstaut war. Nun mußten sie mit größter Vorsicht und in größter Eile handeln. Zum Glück fuhr eine Viertelstunde später ein Zug nach Donawitz. Den mußte meine Frau benutzen.

Meine Frau verabschiedete sich von ihrer Mutter, die sie wortlos an sich drückte. Keine der beiden wußte, ob sie sich jemals wiedersehen würden, welches Schicksal sie erwartete.

Meine Frau und ich waren jedoch der drohenden Verhaftung vorläufig entgangen. In der Nacht zum 25. April 1944 führte uns beide unser treuer Genosse Ferdinand Krasovec zu einem ersten sicheren Versteck bei einer antifaschistischen Familie in Prentgraben bei Proleb. Wir blieben bei dieser Familie, den Salokers, nur eine Nacht im Heustadel und gingen noch vor Tagesanbruch in den Wald, wo wir als steckbrieflich Verfolgte den Kampf gegen die Nazifaschisten fortsetzten.

"MUTTER EDLINGER"

in der "Krumpen" bei Trofaiach hat schon in der Zeit vor 1938 mit unserer illegalen Parteiorganisation zusammengearbeitet. In ihrer kleinen Flaschenschenke trafen sich immer wieder lustige, fröhliche Menschen. Sie führten jedoch, wenn sie unter sich waren, sehr ernste Gespräche. Mutter Edlinger wachte dann vorsorglich darüber, daß die Genossen bei ihren Beratungen nicht von Uneingeweihten gestört wurden. Auf sie konnte man in jeder Situation bauen, sie war eine aufrechte Antifaschistin.

Als die Nazis Österreich verraten hatten und die Söldnerheere des deutschen Imperialismus in unser Land einmarschiert waren, da wußte Mutter Edlinger, daß nun ein neuer, gefährlicherer Kampfabschnitt für die österreichische Arbeiterklasse begonnen hatte. Mutig, ohne viele Fragen, stellte sie sich in die Kampffront der Antifaschisten gegen die braunen Unterdrücker.

In der Flaschenschenke in der "Krumpen" bei Trofaiach wurde in einer Novembernacht des Jahres 1943 die Österreichische Freiheits-Front (ÖFF) gegründet. Unser Kampfziel: Die Befreiung Österreichs vom Nazijoch und die Wiedererrichtung eines freien, unabhängigen, demokratischen Österreich. Die entscheidende Konferenz, an der Vertreter nicht nur aus allen Teilen der Steiermark, sondern auch Vertreter aus Wien und Kärnten teilnahmen, faßte auch den Beschluß, die schon bestehenden antifaschistischen Widerstandsgruppen noch weiter auszubauen, und an alle patriotischen Kräfte unseres Volkes heranzutreten, um sie zum gemeinsamen Kampf gegen die Nazierrschaft zu gewinnen.

Mutter Edlinger wußte um diese Zusammenkünfte, sie stellte ja ihr kleines Häuserl dafür zur Verfügung. Sie wußte aber auch, daß strengste Verschwiegenheit und auch Standhaftigkeit im illegalen Kampf unbedingt ernstgenommen werden mußten. Sie war beides, verschwiegen und standhaft.

Als die Widerstandsaktionen der ÖFF und der Partisanengruppe im obersteirischen Industriegebiet immer größeren Umfang annahmen und die braunen Machthaber in diesem Bereich nicht mehr länger verschweigen konnten, daß auch Donawitzer Arbeiter als Partisanen für Österreich im Kampf standen, da griffen die Mörderbanden der Gestapo und der SS zu immer größerem Terror gegen die Bevölkerung. Sie verhafteten wahllos Hunderte Menschen unseres Leobner Bezirkes, warfen sie in die Gestapokeller und peinigten sie Tag und Nacht. Gar oft drangen gellende Schmerzensschreie aus den Prügelbunkern im Haus Kärntnerstraße Nr.1, dem Sitz der Gestapo in Leoben.

Eines Tages im April 1944 fuhr auch vor der Flaschenschenke in der Krumpen ein Überfallswagen vor. Schwerebewaffnete Gestapo-

leute, Stahlhelme auf dem Kopf, sprangen ab und umstellten mit entscherten Maschinenpistolen das Häuserl unserer Mutter Edlinger. Einige der uniformierten SS-Schächer stießen mit den Kolben ihrer MPi die Tür auf und verlangten unter allerlei Drohungen, daß Mutter Edlinger herauskäme. Es war wie an der Front, so wild und brutal sahen diese Leute aus.

"Wer war heute hier? Wer sind diese Leute, die bei ihnen immer kommen und gehen? Antworten Sie!" Mit brutalem Griff packte ein baumlanger Kerl unsere Genossin Edlinger und stieß sie zur Hauswand. Dort mußte sie beide Hände hochnehmen und sich an der Ziegelwand stützen. Nochmals schrie der Gestapomann sie an.

"Wird's bald! Wer sind diese Leute?" Mutter Edlinger zwang sich zur Ruhe und sagte so ruhig sie konnte: "Ich weiß nicht, wer diese Leute sind. Sie kaufen bei mir im Laden etwas ein und gehn dann wieder."

"Schau einmal dieses Luder an, wie die lügt", brüllte ein anderer Gestapomann. "Wenn der Stalin gekommen wär', dem hätte sie sicher gleich gesagt, wer die Leute sind, die hier kommen und gehn!"

Mutter Edlinger zwang sich noch mehr zur Ruhe und stellte sich so dumm wie nur möglich. Dann sagte sie, Überraschung vortäuschend: "Der Herr Stalin war noch nie bei mir, den kenne ich doch gar nicht! Wie schaut denn der aus?"

Statt einer Antwort bekam Mutter Edlinger einen wuchtigen Faustschlag ins Gesicht, so daß ihr das Blut aus der Nase hervorschoß. Zwei Gestapoleute packten sie und warfen sie auf das Lastauto. Der Kerl, der neben dem Auto stand, versetzte ihr noch einen derben Fußtritt und stieß sie in eine Ecke, wo sie halb bewußtlos liegenblieb.

Sieben Tage und Nächte lang wurde Mutter Edlinger anschließend im Grazer Gestapogefängnis am Paulustor immer wieder verhört und gepeinigt. Sie bekam in dieser Zeit nur Wasser zu trinken, nichts zu essen. Kein einziger Lichtstrahl drang in den Bunker, sie hatte nicht einmal eine Decke, um sich auf dem eiskalten Betonboden ein wenig vor der Kälte schützen zu können. Mutter Edlinger schwieg, die Gestapo bekam nichts aus ihr heraus. Als einmal ein besonders roher Kerl glaubte, sie einschüchtern zu können, drohte er ihr, indem er sagte: "Heute geht's um den Kopf, und den werde ich herunterhacken!" Mutter Edlinger antwortete ihm: "Ich hab' so nur einen." Sie sagte dies, äußerlich stoische Ruhe vortäuschend, obwohl in ihr trotz alledem eine heiße Angst hochkroch. Wußte sie doch die meisten Verbindungen der ÖFF und der Partisanen, auch wo die Flugblätter hergestellt wurden. Aber ebenso wußte sie, daß der Kampf gegen den Faschis-

mus ein Kampf auf Leben und Tod war. Da durfte niemand weich werden, um dem Drangsal und der Folter durch die Gestapo zu entgehen. Daher schwieg sie beharrlich.

Unsere "Mutter Edlinger" aus der "Krumpen" wurde, wie so viele Leobner Kommunistinnen, in ein Konzentrationslager verschleppt und war von den faschistischen Verbrechern zur Vernichtung bestimmt. Sie wurde jedoch auf dem Todesmarsch Tausender KZ-Häftlinge bei Kriegsende von den Truppen der Roten Armee befreit und konnte in ihre Flaschenschenke zurückkehren. Nicht jedoch ihr Mann, der von SS-Wachmannschaften in einem Vernichtungslager ermordet wurde.

*

Mutter Edlinger hat mir diese erschütternden Erlebnisse, die sie seit ihrer Verhaftung durchzustehen hatte, nach dem Kriegsende geschildert. Ich durfte sie für die Leser nacherzählen.

M.M.



Die Flaschenschenke in der "Krumpen" bei Trofaiach, Gründungsort der ÖFF (1943), und deren Besitzerin "Mutter Edlinger"

GENOSSE HEIDER HOLT NEUE KÄMPFER

Einige Partisanen waren am Marsch vom "Hiaslegg" nach Hinterberg zum Bauern Sebinger, bei dem wir im Heustadel Waffen versteckt hatten. Wir brauchten diese für neue Kämpfer, die "Fredl" aus dem Fremdarbeiterlager Trofaiach zu uns bringen sollte. Er war schon beim Hafninger Steinbruch abgezweigt und hatte die schwierigste Aufgabe zu erledigen. Das Fremdarbeiterlager war vom Naziwerkschutz bewacht, und es würde sicher nicht leicht sein, hinein zu gelangen.

Wo, überlegte Fredl, werde ich ins Lager schleichen? Sehen darf mich auf keinen Fall jemand, sonst ist der Teufel los. Nach kurzem Nachdenken kam Fredl zum Schluß, daß er am besten eine Stelle benützte, wo die Wachmannschaft am wenigsten vermuten würde, daß dort jemand ins Lager eindringen könnte. Diese Stelle war die Bachseite. Fredl ging den Bach aufwärts bis zu einer schmalen Stelle. Dort hatte er vorsorglich schon seit geraumer Zeit einen langen Holzbalken im Bachgestrüpp versteckt, den er jetzt gebrauchen konnte. Wir hatten den Balken schon des öfteren benützt, wenn wir früher ins Lager gelangen mußten, um mit unseren ausländischen Genossen Verbindung aufzunehmen.

Fredl war ungesehen über den Bach gekommen und hatte sich, nach allen Richtungen spähend, bis in unmittelbare Nähe des Lagers herangeschlichen und dann in einem Gebüsch versteckt. Gerade noch zur rechten Zeit, denn im Schatten der ersten Lagerbaracke waren zwei Wachtposten aufgetaucht. Sie unterhielten sich sehr laut, so daß Fredl ihr Gespräch mitanhören konnte.

"Heut' müß ma besonders aufpassen, hat uns der Conc aufgetragen", sagte der eine. "Bei den Russen ist heute etwas los, die sind heute im Zug ziemlich laut gewesen und haben irgendwelche Spottlieder gesungen!"

"Na und? Warum soll'n die nicht auch einmal singen. Hast schon einmal zugeschaut, wie die schinden müssen", antwortete der zweite.

"Was meinst soll'n sie sonst tun - ist schon recht, warum soll'n wir dieses Pack umsonst ausfüttern! Es wär' zwar besser gewesen, wenn die SS beim Transport mehr von ihnen umgelegt hätte, da hätt' ma wenigstens nicht hier die Schererei damit! Ich frag' mich schon, wie wir auf Dauer die Zehntausenden hier im Lager bewachen werden? Das ist ja das reinste Völkergemisch. Polen, Ukrainer, Zigeuer, Griechen, Franzosen, Jugoslawen und weiß der Teufel was noch für Nationen."

"Es ist schon ein Krampf mit den Franzosen, von den Griechen gar nicht zu reden!"

"Ja, wir können eben keine zweite Sprache, aber von denen sprechen die meisten schon gut deutsch und können doch schon 'verkaufen', wenn sie wollen. Wenn du jedoch einen von ihnen fragst, ob er deutsch versteht, dann grinst er dich an und sagt bestimmt: 'Ich nix verstehn'. Der grinst sich hinterher bestimmt eins, weil wir so blöd sind, mit unserem 'du deutsch verstehn?' Das haben wir von unserer blöden Überheblichkeit anderen Völkern gegenüber."

Mit sichtlichem Ärger warf der Posten daraufhin seinen Tschik zu Boden. Der andere hatte schweigend zugehört und war ein paar Schritte auf und ab gegangen. Als er wieder bei seinem Kameraden stand, sagte er: "Weißt, ich hab mich ja auch schon immer gefragt, woher wir die Wachmannschaften nehmen sollen. Aus dem Werk kaum, da sind sowieso schon viele Arbeiter, denen man nicht mehr trauen darf. Seit die Banditen nun auch schon in der nächsten Nähe auftauchen, so wie es im Schladnitzgraben der Fall war, sind auch die Kommunisten im Werk wieder frecher geworden. Aber man kann keinen von ihnen richtig überführen, die sind verdammt schlau, und im Werk werden sie auch dringend gebraucht. Die meisten von ihnen sind ja erstklassige Facharbeiter. So wie der Heider einer war, der ja schon vor einiger Zeit abgehaut ist."

"Davon weiß ich nichts", hörte Fredl den anderen Posten sagen. Fredl mußte heimlich leise lachen. Wenn die wüßten.

"Das mit den Facharbeitern stimmt schon", sprach der eine weiter. "Ich würde auch lieber an der Drehbank stehn, als hier Posten schieben!"

"Hast leicht Schieß?"

"Das nicht, aber lieber wär's mir schon. Es kann doch jeden Augenblick so ein bewaffneter Partisan hier auftauchen, und was tun wir dann?"

"Ja, schießen muß - das ist doch logisch!"

"Und wenn es einer von den Einheimischen ist? Wenn du ihn kennst vom Arbeitsplatz und weil du jeden Tag gemeinsam mit ihm in die Schicht gefahren bist? Das ist doch nicht so einfach, auf einen ehemaligen Arbeitskameraden zu schießen."

"A da schau her! Du willst diese Kommunisten wohl noch schonen, was?"

"Was heißt da 'schonen', man bringt doch nicht so mir nichts dir nichts einen Menschen einfach um!"

"Ich schon, wenn's ein Kommunist ist! Die woll'n doch, daß wir Deutsche den Krieg verlieren. Was meinst du, wie es uns dann gehen würde?"

Der angesprochene Posten hatte sich an die Barackenwand gelehnt und schwieg eine Weile. Fredl, der noch immer lauschend im dichten Gestrüpp hockte, merkte, wie der Mann sichtlich nach einer passenden Antwort suchte, dann hörte er ihn zum anderen Wachtposten sagen: "Du glaubst doch schon lange selbst nicht mehr, daß der Krieg noch zu gewinnen ist, beim jetzigen Stand der Fronten! Und wenn er trotz dieser schon jetzt wahnsinnigen Opfer noch gewonnen würde, glaubst du, daß wir, du und ich, ihn gewinnen? Glaubst du, daß es uns zweien dann besser geht? Schau doch ein bissl umher, die besten Posten haben doch die Piefkeneser, überall wo man hinschaut sitzt einer davon! Wir Österreicher, pardon, wir Ostmärker, sind für diese Leute doch nur der 'Kamerad Schnürschuh'. Ich war ja schon von Kriegsbeginn an an der Front und hab' mit meiner schweren Verwundung ja - wie man so schön sagt - mein 'Andenken' an diese Zeit. Du freilich, du hast das ja noch nicht probiert, da draußen im Dreck!"

"Du brauchst mir das nicht vorwerfen! Man hat mich ja nicht hinausgelassen, obwohl ich mich freiwillig gemeldet hab'!"

"Na, na, deshalb brauchst nicht gleich hochgehn, ich hab's ja wirklich nicht so gemeint. Ich werf dir auch nichts vor, mir ist es egal, was es für Bewandtnis damit hat, daß man dich noch nicht eingezogen hat. Ich mach mir halt so meine eigenen Gedanken darüber, wie das alles noch enden wird!"

"Darauf geb' ich dir jetzt keine Antwort! Lassen wir das blöde Gerede und machen wir lieber unsere Runde, damit uns niemand verpfeifen kann. Der Conc ist sowieso unberechenbar, bei dem weiß man nie, wie man dran ist."

Fredl hatte alles mitangehört und atmete erleichtert auf, als sich die beiden Posten endlich aus seiner Nähe entfernten. Einige Minuten horchte er noch gespannt den ins Lagerinnere zustrebenden Werkschutzmännern nach, dann glitt er lautlos, immer im tiefen Schatten der Baracken bleibend, ebenfalls ins Lager.

Nach einer knappen Viertelstunde tauchten vier Schatten, von Baracke zu Baracke huschend, beim Gebüsch auf, wo Fredl gehockt war. Dann schlichen sie sich zur Stelle beim Bach, wo der Holzbalken lag. Im Nu war dieser wieder an der richtigen Stelle angebracht, und flink turnten alle vier Gestalten über den Wasserlauf. Dann liefen sie, einer nach dem anderen, in größerem Abstand über die Straße und hielten erst an, als sie bereits im Schatten der ersten Bäume des nahen Fichtenwaldes angekommen waren.

"Verschnaufen wir ein bissl", sagte Fredl leise und setzte sich mit dem Rücken an einen Baumstamm. "Rauchen darf jetzt niemand, sonst werden wir gesehen."

"Gut gegangen", sagte einer der Gefährten Fredls. "Wo sind andere Partisanen? Müssen wir noch weiter gehen?"

"Ja, wir haben heute noch einen langen Weg vor uns. Die Partisanengruppe wartet ziemlich weit von hier auf uns."

"Ich kann schon nix erwarten", flüsterte der jüngste der neuen Kämpfer. "Gewehr muß haben, dann wir sicher!"

"Kommt alles noch zur rechten Zeit, Genosse, du brauchst nicht mehr lange darauf warten!"

Fredl, der zu den Baracken geschlichen war, nachdem er das Gespräch der Wachtposten mitangehört hatte, wäre bald mit dem jungen Polen zusammengeprallt, der es schon nicht mehr erwarten konnte, von einem der "Austriky Partisan" mit zur Gruppe genommen zu werden. Auch die beiden tschechischen Genossen waren bereits fertig, und so hatte sich alles in kürzester Zeit abgewickelt, waren sie ungesehen aus dem Lager gekommen. Die Zurückgebliebenen ausländischen Genossen, die von der Ausländerorganisation noch für ihren späteren Einsatz geschult werden sollten, hatten sich von den drei jungen Burschen mit stummen Umarmungen und einem sanften Schlag auf deren Rücken verabschiedet. "Smrt fasismu", flüsterten sie ihnen zu und drückten noch jedem kräftig die Hand. "Svobodu národu", antworteten diese ebenso leise. Sie drückten damit aus, daß sie an der Seite der österreichischen Partisanen gegen die Hitler-Faschisten kämpfen würden, die auch ihre Heimat überfallen hatten. Die durch blutigen Terror, durch Mord und Totschlag in Hunderten Konzentrationslagern, ihre Brüder und Schwestern in Polen und in der Tschechoslowakei ausgerotteten wollten.

Genosse Sylvester Heider hatte seinen gefährvollen Auftrag erfüllt - er hatte der Partisanengruppe Leoben-Donawitz drei weitere junge Kämpfer zugeführt.

M.M.

DER PARTISANENEID AUF ÖSTERREICH

wurde von jedem einzelnen der Partisanengruppe Leoben-Donawitz in die schwierige Hand des Donawitzer Arbeiters und Kommunisten Sepp Filz abgelegt. Nun traten sie an zum bewaffneten Kampf gegen die faschistische Diktatur.

Die Nacht des Faschismus hatte sich im März 1938, diesmal mit dröhnenden Panzermotoren und Kettengerassel der grauen Ungetüme der deutsch-faschistischen Landräuber, über unsere Heimat Österreich gesenkt. Hufeisenbewehrte Stiefelabsätze der grauen Kolonnen der Deutschen Wehrmacht und Mordbrigaden in schwarzer Uniform, den Totenschädel als Erkennungszeichen auf ihren Tellermützen, zertraten die letzten Reste österreichischer Eigenstaatlichkeit. Auch durch den Bergarbeiterort Vordernberg in der Obersteiermark hallte schaurig der Marschtritt der Knechte des deutschen Imperialismus, die damals in ihrer Masse noch nicht begriffen hatten, daß sie lediglich als Kanonenfutter für die Machtgelüste des Imperialismus dienten. Die durchmarschierenden Kolonnen wurden von frenetischen, an Hysterie grenzenden "Heil"-Rufen der ortseingesessenen BdM- und NSF-Weiblichkeit begleitet. Österreich war auch hier zur "Ostmark" geworden.

Im Gegensatz zu einem Dr. Karl Renner, der die über Österreich hereingebrochene Schmach mit einem freudigen Ja begrüßte, und Kardinal Innitzer, der den schwarz uniformierten Mördergarden Himmlers den christkatholischen Segen spendete, im Gegensatz zu diesem Verrat an Österreich gab die illegale Kommunistische Partei Österreichs noch in der Nacht zum 13. März 1938 einen Aufruf an das österreichische Volk heraus.

"...Überall soll der Widerstand gegen die braunen Unterdrücker und Knechte des deutschen Imperialismus organisiert werden; alle demokratischen, patriotischen Kräfte des Landes müssen sich im Abwehrkampf gegen den deutschen Faschismus vereinen und diesen Kampf solange führen, bis Österreich als freie, unabhängige, demokratische und fortschrittliche Republik wiederersteht! Die Kommunisten haben als treue Söhne ihrer österreichischen Heimat die Pflicht, an der Spitze dieses Widerstandes zu stehen und werden keine noch so schweren Opfer scheuen, um mitzuhelfen, Österreich vom Faschismus zu befreien."

Tausende aufrechte Österreicher, Kommunisten, Sozialisten und Patrioten aus dem christlichen Lager, haben in den Jahren faschistischer Schmach ihr Bekenntnis zu Österreich mit dem Leben bezahlt. Sie wurden von den braunen Machthabern in die Kerker und KZ geworfen, zu Tode geprügelt, "auf der Flucht erschossen", in Vernichtungsöfen vergast. Andere wieder konnten den faschistischen Häschern der SS und Gestapo entkommen und führten einen

entschlossenen Kampf gegen die deutschen Okkupanten. Getreu ihrem Schwur, ihr Leben nicht zu schonen, kämpften sie für die Befreiung ihrer österreichischen Heimat. Eine dieser Kampfgruppen war die Partisanengruppe Leoben-Donawitz, oder, wie sie von der Bevölkerung auch oft genannt wurde, die Partisanengruppe des Sepp Filz.

Pfingstsonntag 1944. Die Partisanengruppe war einsatzbereit. Die Leitung hatte beschlossen, noch vor der ersten Kampfaktion von jedem der Mitkämpfer den Partisaneneid auf Österreich ablegen zu lassen. Josch, unser Genosse Sepp Filz, war dazu ausersehen, den Eid mit Handschlag abzunehmen. Dies war ein ehrenvoller Auftrag, und wir waren uns alle darüber einig, daß Sepp in erster Linie dazu berufen war. Er war ja schon immer der Motor des Widerstandes im obersteirischen Industriegebiet gewesen.

Wir hockten, eng zusammengedrängt, auf dem feuchten Waldboden eines mit Jungholz bewachsenen Grabens am Ochsenkogel im Gleinalpengebiet. Zwei Partisanen sicherten den Zugang zu unserem Lager, das wir gut getarnt hatten. Mit tiefem Ernst und fester Entschlossenheit in der Stimme sagte Josch:

"Genossen Partisanen! Wir Kommunisten und Antifaschisten haben uns entschlossen, mit der Waffe in der Hand gegen die deutschen Okkupanten und braunen Vaterlandsverräter, für die Beendigung des imperialistischen Raubkrieges, der sich auch gegen die Lebensinteressen des österreichischen Volkes richtet, für die Niederwerfung und Vernichtung des Hitler-Faschismus und für die Befreiung unserer Heimat Österreich zu kämpfen. Wir sind bereit, für dieses Ziel alles in unserer Kraft Stehende einzusetzen, jedes Opfer zu bringen, wenn es sein muß, auch unser Leben! Wir wissen, daß unser Volk nach der Zerschmetterung der faschistischen Heere an den Fronten und dem Mörderregime im Hinterland nach dem Beitrag beurteilt werden wird, den es selbst zu seiner eigenen Befreiung geleistet hat. Wir sind uns aber auch dessen bewußt, daß die Nazis systematisch darangegangen sind, große Teile unseres Volkes mitschuldig zu machen am Raubkrieg des deutschen Imperialismus. Wir wissen, daß es den Faschisten gelungen ist, in den ersten Jahren nach dem Überfall auf unsere Heimat, große Teile unseres Volkes zu verblenden. Die gleiche Sprache, die offene Unterstützung und der Verrat der Kirche mit Innitzer an der Spitze, das freudige Ja des Sozialdemokraten Dr. Karl Renner zu Hitler, alle diese Umstände haben auch den Widerstandswillen der österreichischen Arbeiterklasse eine Zeitlang gelähmt. Auslöschen konnten sie ihn nicht!"

Josch fuhr fort: "Unsere Partei, die KPÖ, hat als einzige Partei den Kampf von Anfang an geführt und schon in ihrem Aufruf vom 13. März 1938 dem österreichischen Volk zugerufen: Der Hitler-

Faschismus wird zerschmettert werden! Österreich wird wiederer-
stehen als freie, unabhängige, demokratische Republik! Auf zum
Kampf für die Freiheit und Wiedergeburt Österreichs!"...

Sepp hatte sich in Begeisterung geredet und dabei gar nicht be-
merkt, daß seine Stimme zu laut geworden war. Da wir ihn darauf
aufmerksam machten, setzte er sich nun ebenfalls mitten unter
uns andere und sprach mit gedämpfter Stimme weiter:

"Wir Kommunisten und Antifaschisten waren es, die, trotz Kerker,
KZ und Massenmord durch die SS, Gestapo und die Nazijustiz, den
illegalen Kampf aufgenommen und weitergeführt haben; wir sind
es auch jetzt, die den Kern der Österreichischen Freiheitsfront
bilden und das Volk im Kampf gegen die faschistischen Unterdrük-
ker führen. Wir Partisanen sind es, die nun im obersteirischen
Industriegebiet den bewaffneten Kampf aufnehmen. Wir sind zah-
lenmäßig nicht stark, wir können und werden jedoch durch unsere
bewaffneten Aktionen den Beweis liefern, daß es möglich und vor
allem notwendig ist, als Österreicher der faschistischen Bestie
überall Widerstand entgegenzustellen. Unsere Aufgabe als Parti-
sanen bestand und besteht darin, faschistische Kräfte zu binden,
Kriegstransporte zu stören und womöglich zu vernichten und durch
unsere Aktionen dem österreichischen Volk Mut und Zuversicht
einzufußeln, um den Volkswiderstand im ganzen Land zu organisie-
ren und zu verstärken. Wir Partisanen stehen zu Österreich und
werden als Vorhut der Arbeiterklasse für seine Befreiung vom fa-
schistischen Joch bis zum letzten Atemzug kämpfen."

Josch war aufgestanden und beendete seine Ansprache: "Es lebe
unser Kampf für die Wiedergeburt Österreichs als freie, unabhän-
gige, demokratische Volksrepublik! Tod dem Faschismus! Freiheit
dem Volk!" ... "Ich fordere nun im Namen der Kampfleitung jeden
von euch auf, durch Handschlag das Gelöbniß abzulegen, kein
Opfer zu scheuen und im Kampf alles einzusetzen, wenn es sein
muß, bis zum letzten Atemzug zu kämpfen für die Befreiung unse-
rer Heimat Österreich vom nazistischen Joch! Österreich muß wie-
dererstehen als demokratische, freie, unabhängige Republik!" ...
"Tod dem Faschismus! Freiheit dem Volk!"

Einer nach dem anderen trat an Josch heran und reichte ihm die
Hand, mit der Linken die Waffe umklammernd. Der Partisaneneid
auf Österreich war geleistet. Es war etwas Erhebendes. Da hockte
eine Gruppe von Arbeitern aus dem obersteirischen Industriege-
biet, keine zehn Kilometer von Leoben entfernt, beisammen, zusam-
mengeführt von der illegalen Kommunistischen Partei, zusamen-
geschweißt durch ihr feierliches Gelöbniß in die Hand des be-
kannten Donawitzer Arbeiters und kommunistischen Funktionärs
Sepp Filz.

Für die Befreiung unserer Heimat Österreich bis zum letzten

Atemzug zu kämpfen, hatten sie gelobt! Was waren das für Men-
schen? Woher nahmen sie im Jahre 1944 - mitten im Krieg - den
Glauben, den Mut und die Kraft, trotz der Konzentration faschi-
stischer Verbände, wie sie der Leobner Bezirk zu dieser Zeit
aufwies, trotz Verhetzung breiter Bevölkerungsschichten durch
die Nazis, den bewaffneten Kampf gegen die Hitler-Bande aufzu-
nehmen? Waren es Banditen - wie es die Nazis in Rundfunk und
Presse zur Täuschung des Volkes immer wieder darzustellen ver-
suchten? Waren es gewöhnliche Abenteurer oder einfach Feiglinge,
die sich von der Pflicht, fürs "Vaterland" im Krieg zu verrek-
ken, drücken wollten? Was bewegte dieses Häuflein Arbeiter, sich
gegen die Kriegsmaschine, den Naziterror, gegen die Mörderbanden
Hitlers und Himmlers aufzulehnen?

Der Kern der Partisanengruppe Leoben-Donawitz bestand aus Kommu-
nisten, die, aus der sozialistischen Jugend und von den Roten
Falken kommend, schon als Jungkommunisten in den dreißiger Jah-
ren und nach dem Februar 1934 im illegalen Kampf gegen den
schwarz-grünen Faschismus durch die harte Schule der Kerker und
Gefängnisse der Dollfuß' und Schuschniggs gegangen waren. Auch
nach dem Überfall der braunen Horden auf Österreich hatten sie
den illegalen Kampf nie unterbrochen.

Da war Sepp Filz, also Josch. Schon in den zwanziger Jahren und
in der Zeit der großen Arbeitslosigkeit stand er als Kommunist
immer mit an der Spitze von Arbeiterdemonstrationen um mehr Brot,
um Arbeit, gegen Delogierungen von Arbeiterfamilien aus Werkwoh-
nungen der Alpine. Hungermärsche, Streiks und stürmische Ver-
sammlungen, Polizeiverhöre und Haft im Anhaltelager, das war die
Hochschule für unseren Josch. Er bekam keine Arbeit - weil er
Kommunist war; er wurde verfolgt - weil er sich dem Heimwehrtor-
ror nicht beugte; er wanderte in den Kerker - weil er aufrecht
und stolz sich als Kommunist bekannte. Er lernte am eigenen Kör-
per spüren, daß es dem Fohnsdorfer Kumpel, dem Donawitzer Hoch-
ofenarbeiter und Stahlwerker genauso ging wie dem Kumpel
an Rhein und Ruhr; dem Kumpel der belgischen und französischen
Kohlengruben, dem Hamburger Dockarbeiter ebenso wie dem Lasten-
schlepper in Marseille beziehungsweise dem Fischer an der fran-
zösischen Atlantikküste oder dem am heißen Strand von Algier.
Alle trugen sie das gleiche Joch! Die kapitalistische Ausbeuter-
klasse. Wahrlich, Josch war durch eine harte Schule gegangen.

Und da glaubten ausgerechnet die Nazis, ihn brechen zu können?

Oder nehmen wir Tič. Auch er kam von den Roten Falken, trat im
Jahre 1934 dem Kommunistischen Jugendverband bei, arbeitete il-
legal im Bezirk Leoben, wurde - noch nicht 18jährig - eingeker-
kert und war dann arbeitslos. Als Jungkommunist hat er auch im
Kerker nicht vergessen, sich weiterzubilden und hat seine Über-

zeugung, daß die Arbeiterklasse nur in unversöhnlichem Kampf gegen das Kapital, gegen den Monopolkapitalismus zum Siege schreiten kann, nur noch erhärtet. Als er Anfang 1942 aus dem Kerker entlassen wurde, traf er sich noch am selben Tag mit seinem Jugendgenossen Ferdl. Und der?

Auch Ferdl war schon im Jahr 1933 als Roter Falke zum Kommunistischen Jugendverband gestoßen - in seinem Heimatort, der bekannten Draustadt. Er arbeitete dort illegal, organisierte Aktionen gegen Heimwehr und Sturmsharen, setzte sich für bessere Arbeitslosenfürsorge und Arbeitsbeschaffung für die damals massenhaft berufs- und arbeitslosen Jugendlichen ein. Auch ihn verfolgten die Büttel des "christlichen" Ständestaates, verhinderten, daß er eine Lehrstelle bekam und brachten ihn - den knapp Sechszehnjährigen - hinter die Gitter der Gefängnisse der schwarz-grünen Reaktion. Ferdl verließ den Kerker ungebeugt und nur mit noch stärkerer Überzeugung, sich für eine gute Sache, für die Rechte der Arbeiterklasse, für die Ziele der internationalen kommunistischen Weltbewegung als österreichischer Jungkommunist eingesetzt zu haben.

Das waren nur drei aus der Partisanengruppe Leoben-Donawitz! Man hätte beliebig fortsetzen können. Und solche Menschen glaubten die Nazis beugen zu können?

In ihrem unmenschlichen Haß gegen den ersten Arbeiter- und Bauern-Staat der Welt, die Sowjetunion, und den Sozialismus, gegen alle fortschrittlichen Völker griffen die Nazifaschisten zu Mord und Totschlag, auch dort, wo es um Söhne und Töchter des eigenen Volkes ging. Die einheimischen Nazis vergrößerten ihren Verrat an unserer Heimat Österreich und wurden zu Henkern des österreichischen Volkes.

Aber von Tag zu Tag verstärkte und verschärfte sich der Widerstand der antifaschistischen Kräfte unseres Landes. Es zeichnete sich bereits der Untergang des nazifaschistischen tausendjährigen Reiches ab. Die Befreiung unserer Heimat Österreich rückte immer näher heran.

In unserem Industriegebiet Leoben-Eisenerz-Bruck haben die Kommunisten und Partisanen der Gruppe Leoben-Donawitz ihren Teil dazu beigetragen. Getreu ihrem Gelöbniß, das sie in die Hand des bekannten Donawitzer Arbeiterfunktionärs Sepp Filz - allseits bekannt als Josch - ablegten.

M.M.

AKTION DIEMLACH-KAPFENBERG

"Verdammter Sauweg", fluchte Albert, "da kommt man ja fast nicht vom Fleck! Wie verhext ist es heute, dabei ist doch die Nacht so kurz!"

"Ja, mir wäre es auch lieber, wenn wir schon an Ort und Stelle wären. Es wird bis zum Grauerwerden nicht mehr lange dauern! Wir müssen sowieso die morgige Nacht abwarten für unsere Aktion!"

Fredl war an Albert herangetreten und hatte diesem im Flüster-ton geantwortet. Er war der Überlegtere von beiden Partisanen und hatte mit seiner Einschätzung recht. Mitten im verbauten Gebiet sollte die Sprengung der Bahnlinie durchgeführt werden, da war höchste Vorsicht und Konzentration völlig am Platze. Die Kampfleitung hatte beschlossen, gleichzeitig an drei Stellen im obersteirischen Industriegebiet strategisch wichtige Gleisanlagen zu sprengen und so wichtige Kriegstransporte, wenn auch nur für kurze Zeit, zu unterbinden. Dadurch würde die Gestapo dazu gezwungen, einen größeren Raum als Sperrgebiet zu erklären und dieses mit Hunderten Mannschaften zu durchkämmen. Dies würde von der Bevölkerung bestimmt nicht unbeobachtet bleiben und sich überall, vor allem in den großen Rüstungsbetrieben, wie ein Lauffeuer verbreiten.

Endlich wurde die Straße wieder befahrbar, und die beiden Partisanen fuhren mit ihren Rädern drauflos. Sie hatten beide Wehrmachtsuniformen an und fuhren ohne Licht. Ein zufälliger nächtlicher Straßenpassant würde sie für eine Wehrmachtsstreife halten. Käme tatsächlich eine solche daher, nun - da müßten eben die Waffen sprechen.

Ungehindert umfuhren die beiden Bruck am nördlichen Stadtrand und nahmen ihren Weg zur vorher festgelegten Stelle am Bahnkörper. Dort waren die Mürz, die Straße und der Bahndamm eng beisammen, und von den Gleisanlagen konnte man mit ein paar Sprüngen im Wald verschwinden, sollte dies notwendig sein.

Die beiden Räder waren bald gut verstaut, und Albert und Fredl ruhten sich einige Zeit aus, aufmerksam nach allen Seiten hin horchend. Alles war ruhig. Der Nebel war hier knapp an der Mürz auch dichter geworden, so daß man kaum einige Meter Sicht hatte. Mit einigen Sprüngen überquerten Albert und Fredl den Bahndamm und stiegen mit raschen Schritten den Abhang hinauf. Zwischen dichtem Buschwerk, das mit Efeu und anderen Schlinggewächsen einen schier undurchdringlichen grünen Schild bildete, setzten sich die beiden auf den feuchten Waldboden.

"So, da wären wir! Was meinst, Fredl, sollen wir noch heute?", flüsterte Albert diesem zu.

"Ich glaube nicht", antwortete Fredl ebenso leise. "Es ist besser, wir warten die kommende Nacht ab. Da können wir den ganzen Tag über den Bahndamm beobachten, und ausruhen können wir uns auch!"

"Hast recht, ich glaube auch, daß wir hier heroben ungehindert schlafen können. Ein besseres Versteck für einen Tag gibt es kaum!"

"Wenn's Tag wird, Albert, will ich mich vergewissern, ob man uns in diesem Gestrüpp sehen kann oder ob es noch einen besseren Beobachtungsposten für uns gibt."

"Ja, hast vollkommen recht. Ich leg' mich gleich schlafen, weck' mich in zwei Stunden auf, dann bleibe ich wach!"

"Ist recht, schlaf ruhig, essen wollen wir später!"

Albert hatte es sich schon bequem gemacht, seine Militärmütze hatte er tief ins Gesicht gezogen. So schlief er immer, und Fredl hörte auch bald die regelmäßigen Atemzüge seines Kampfgefährten.

Träge verstrich die Zeit. Fredl hatte sich mit dem Rücken an einen Baum gesetzt und horchte angestrengt in die Nacht hinaus. Von Zeit zu Zeit mußte er sich zusammenreißen, um nicht einzunicken. Es war zwar nicht zu erwarten, daß so früh am Morgen - es war inzwischen 3 Uhr früh geworden - jemand in den Wald heraufstieg. Aber immerhin, Vorsicht war geboten. Im Osten wurde es bereits etwas grau, und die ersten Vogelstimmen klangen, zuerst vereinzelt und zaghaft, dann in vielstimmigem Gezwitscher und Pfeifen, in den anbrechenden Tag hinein. Von den nahe gelegenen Wohnsiedlungen hörte man das Federvieh schnattern, und mehrere Hähne begrüßten sich mit einem langgezogenen Kikerikiii. In bestimmten Zeitabständen rollten schwere Lastzüge die Strecke entlang, so daß der Berghang leise erzitterte. In den nahen Kurven piffen die Loks durchdringend laut und schrill, als wollten sie alle Lebewesen vom Bahndamm verscheuchen.

Fredl hatte einen noch günstigeren Beobachtungsposten gefunden. Vollkommen von Gebüsch verdeckt, konnte man bequem am Boden ausgestreckt liegen und hatte sowohl in Richtung Bruck als auch nach Kapfenberg schöne Sicht. Der Bahndamm lag in beiden Richtungen genau im Blickfeld. Man konnte auch die Stelle gut einsehen, wo die beiden die Räder verstaut hatten. Dies war sehr wichtig, denn es könnte ja irgend jemand zufällig die Räder bemerken und vielleicht Alarm schlagen.

Es war Zeit, Albert wachzurütteln. Oder sollte Fredl den Kumpel noch schlafen lassen? Fredl entschied sich fürs letztere. Sollte der Genosse noch einige Minuten ungestört ruhen, der kommende

Tag würde ihnen beiden sowieso alles abverlangen. Fredl saß noch eine Weile sinnend hinter dem kleinen Erdwall und beobachtete gespannt die Strecke. Später machte er sich's bequemer und legte sich ebenfalls zu Boden. Sein Körper war völlig mit Laub bedeckt, lediglich einen stark mit Laub bedeckten Zweig hatte er abgeknickt, damit er einen besseren Ausblick hatte.

Nach einiger Zeit sah er aus Richtung Kapfenberg eine sich langsam fortbewegende Gestalt zwischen den Gleisen immer näher kommen. Von Zeit zu Zeit bückte sich der Mann - Fredl hatte erkannt, daß es der Streckenbegeher sein mußte - und hantierte mit einem kurzen Rohr an den Schienen herum. Im Fernglas sah Fredl dann, daß der Mann die Muttern an den Verbindungsglaschen am Schienenstoß festschraubte.

Aha, der Streckengeher, dachte Fredl. Mich würde es nicht wundern, wenn hinter ihm noch andere Leute die Strecke kontrollieren... Fredl sah auf seine Armbanduhr, deren Leuchtziffern gut zu sehen waren: Noch nicht vier! Der muß aber früh aus seinen Bettfedern... Ah, da schau her, da kommen noch welche! "Albert! Wach auf! Schau, wir bekommen vielleicht Besuch", flüsterte Fredl Albert zu, diesen sanft wachrüttelnd.

Albert war sofort hellwach und zog mit raschem Griff seine Maschinenpistole zu sich heran, die er an den Baum gelehnt hatte. Durchs Fernglas, das ihm Fredl gereicht hatte, konnte er sehen, was am Bahndamm vor sich ging.

Eine Dreimannstreife kam mit raschen Schritten näher. Einer der Männer - man konnte nicht ausnehmen, ob sie Wehrmachtsuniformen oder Uniformen der SS trugen - war den anderen einige Meter voraus und führte an einer langen Leine einen Schäferhund.

"Schau dir das Vieh an, Fredl, der Hund hat etwas aufgespürt", flüsterte Albert. "Hoffentlich nicht unsere Räder!"

Tatsächlich zog der Hund seinen Begleiter ungestüm nach vorne, so daß dieser im Laufschrift folgen mußte. Als beide an der Stelle waren, wo Albert und Fredl den Hang hinaufgestiegen waren, blieb der Hund unvermittelt stehen und verbellte mit zitternden Flanken irgend etwas im Gestrüpp nahe dem Gleis.

"Was zum Teufel hat das Vieh? Was hat Greif?" rief einer der Soldaten laut.

"Ich weiß nicht, was los ist", antwortete der Hundeführer, "der benimmt sich ja ganz närrisch!"

"Binde ihn los, dann werden wir gleich sehen, warum er die Brennesseln so verbellt!"

Der Hundeführer löste den Karabinerhaken, und wie ein Pfeil

sauste der Schäferhund einige Meter den Bahndamm entlang. Mit wütendem Gekläff sprang er um etwas am Boden Liegendes herum und versuchte immer wieder, es mit seinen Pfoten festzuhalten. Auf einmal jaulte das Vieh jämmerlich auf und lief mit eingezogener Rute zurück zu den Soldaten. Immer wieder versuchte er mit den Vorderpfoten seine Schnauze abzuwischen. Bei jeder Berührung jaulte er neuerlich auf.

"Blödes Vieh, was hast denn - laß schau'n, was mit der Schnauze los ist", sagte der Streifenführer. Er nahm den Schäferhund zwischen die Beine, hielt ihm das Maul zu und untersuchte die Schnauze des Tieres. Auf einmal lachte er dröhnend auf... "Das blöde Vieh ist an einen Igel geraten, die Schnauze ist von den Stacheln ziemlich zerstoßen. Ich habe es mir ja gleich gedacht, daß er keine Menschen ausgemacht hat, auf die ist er ja gut dressiert, und da wäre er bestimmt ganz ruhig geblieben! Geh wir also weiter, hier ist bestimmt niemand!"

Die Streife war in Richtung Bruck weitergegangen. Albert stieß Fredl in die Seite: "Da haben wir aber Glück gehabt, daß der Igel dem Vieh sein Riechorgan zerstoßen hat, dieser Spürhund ist bestimmt auf längere Zeit ausgeschaltet!" ... "Schau, da kommen aber noch einige Leute!"

Fredl beobachtete mit dem Fernglas gespannt die Gegend. An der Brücke, die über die Mürz zur Reichsstraße führte, war, von Bruck kommend, ebenfalls eine Streife angelangt. Der Streifenführer von vorhin meldete dem anscheinend ranghöheren anderen Streifenführer wohl die Vorfälle an der Kapfenberger Strecke. Auch über den Vorfall mit dem Igel mußte er etwas gesagt haben, da alle, auf den Hund deutend, in schallendes Gelächter ausbrachen. Nach kurzem Aufenthalt trennten sich die beiden Streifen, und jede ging in entgegengesetzter Richtung davon.

Die von Bruck kommenden Soldaten - es war SS - kamen, sich ungeübt unterhaltend, immer näher heran. Albert und Fredl hörten den einen SS-Mann sagen: "Wer wird sich denn schon außer uns und den Streckenbegehern getrauen, so früh am Bahndamm entlangzugehen? Da seht ihr wieder, wie genau die Bevölkerung die Anordnungen des Stadtkommandanten einhält! Wir sind ja auch nicht in Jugoslawien, dort gibt es Banditen genug, die unsereins die Hölle heiß machen! Aber hier..."

Die weiteren Worte konnten unsere beiden Partisanen nicht hören, sie gingen im Gerumpel der Waggons eines langen Lastszuges völlig unter.

Albert zeigte Fredl die Armbanduhr: Vier Uhr zehn!

"Hm, die haben uns aber zackig Meldung erstattet", sagte Fredl leise. "Solche Arschlöcher", gab Albert ebenso leise zurück,

"wenn die wüßten, daß wir heute Nacht ein Ding drehen, die würden anders reden. Aber uns kann's ja recht sein, wenn sie keinen Argwohn hegen." Fredl nickte Albert zu: "Siehst jetzt, wie richtig es war, zu warten und vorerst alles genau zu beobachten? Wir werden am Tag noch so manches für unser Vorhaben Nützliche feststellen können. Wieviel Züge die Stelle passieren, um welche Zeit dies geschieht, wieviel Waggons jeder hat, welcher Art die Züge sind, welche Lok usw. usf. Alles das muß man genau kennen, wenn man an so eine Aktion herangeht, wie wir es tun!"

"Ja, das ist wahr! Aber jetzt verspür' ich doch starken Hunger, wollen wir etwas essen?"

"Logisch, wir werden jetzt essen, aber den größeren Teil behalten wir in Reserve, wir wissen ja nicht, ob wir bald wieder etwas bekommen."

Fredl kramte in seinem Brotbeutel herum und zog ein Stück Schwarzbrot heraus. Albert machte schon ein langes Gesicht, aber seine Miene erhellte sich wieder, als Fredl auch ein Stückerl Speck dazulegte. "Das ist vom Sebinger", sagte er lächelnd. Sebinger, ein Bauer in Hinterberg bei Leoben, hatte uns schon vor längerer Zeit Unterschlupf gewährt und hatte auch eine größere Partie Waffen der Partisanengruppe in seinem Heustadel versteckt gehalten. Er war aus dem katholischen Lager und haßte die Nazis bestimmt nicht weniger wie wir. Ab und zu hatte er uns auch Lebensmittel gegeben, so auch unseren beiden Genossen Albert und Fredl.

Bedächtig kauten die beiden Partisanen an ihrer Jause. Als sie fertig waren, sagte Albert zu Fredl: "So, nun legst du dich hin, ich bin an der Reihe zu wachen!"

Fredl blieb gleich an seinem Platz liegen. Dort war es sogar weich und trocken, denn er hatte sich vorsorglich Reisig auf den Boden gebreitet. Die Maschinenpistole legte er sich griffbereit, für alle Fälle.

Bald schlief er ein, hatten doch beide in den letzten Tagen und Nächten kaum ein Auge zumachen können.

Albert notierte sich bedächtig alle Zeiten und Daten der vorbeifahrenden Züge und beobachtete auch alle anderen Vorkommnisse entlang des Bahndammes. Bei diesem starken Zugsverkehr würde auch nur eine zeitweilige Unterbrechung des Schienenstranges den Nazis sehr teuer zu stehen kommen. Abgesehen vom Einsatz Hunderter Soldaten, SS, Landwacht usw., würden die Nazis enorme Mittel benötigen, wenn sie, wie üblich, eine große "Banditenjagd" in diesem Gebiet organisieren müßten. Für sie waren wir ja Banditen; in der Bevölkerung aber hatte es sich schon herumge-

sprochen, daß wir größtenteils Donawitzer Arbeiter waren, die mit der Waffe in der Hand gegen das Blutregime der Nazis zum Kampf angetreten waren. Alberts Beobachtungen der Streifen, die Zeiten ihrer Begegnung, die Gewißheit, daß es auf jeder Seite nur drei Mann waren, dies alles war für die geplante Aktion von großer Bedeutung. Das wichtigste dabei war jedoch, daß die Bevölkerung durch unsere militärischen Aktionen wachgerüttelt würde, den Widerstand gegen das Naziregime zu verstärken. Daher hatte unsere Kampfleitung für diese Aktion auch gerade dieses verbaute Gebiet ausgewählt. Wenn die Nazibehörden auch Meister darin waren, für sie Unangenehmes zu vertuschen, eine Sprengung dieser stark frequentierten Strecke würde von der Bevölkerung keineswegs unbemerkt bleiben. Die von den Nazibehörden angeschlagenen roten Plakate mit den Namen der Partisanen und die dafür ausgesetzte Ergreiferprämie von 10.000 Reichsmark für einen der kämpfenden Genossen - tot oder lebendig -, hatten ja auch zu unserer Popularisierung beigetragen.

Die zwei Stunden waren bald um, und Albert weckte Fredl. Dieser war sofort hellwach und fragte: "Gibt's was?"

"Nein", sagte Albert. "Ich hab' mir nur überlegt, ob wir alles einkalkuliert haben, bevor wir die Aktion starten. Weißt, was wir nicht vergessen dürfen?"

"Was denn?"

"Die Räder müssen wir knapp neben der Straße am anderen Mürzufer verstau'n, damit wir ohne Behinderung durchs Wasser kommen, sollten wir an einer tieferen Stelle abgetrieben werden."

"Da hast vollkommen recht, wir wissen ja nicht, ob wir nicht überrascht werden, dann ist es gut, wenn wir in angemessener Entfernung vom Sprengort Fahrzeuge besitzen, wenn's auch nur Räder sind!"

"Schau, dort drüben, beim dichten Erlengestrüpp, dort verstecken wir unsere Drahtesel!"

Fredl prägte sich diese Stelle gut ein und auch den Weg, den sie in der Mürz zurücklegen mußten. Der restliche Tag brachte nichts Besonderes. Als es dämmerte und dann die Konturen der nahen Siedlung immer mehr verschwammen, schlichen sich die beiden Partisanen, die Räder auf ihren Schultern, durchs Gebüsch bergab. Am Schienenstrang angelangt, vergewisserten sie sich nochmals, daß alles ruhig war. Niemand war zu sehen.

"Ich hab' geglaubt, die Mürz ist kälter", sagte Albert, als sie die Räder am anderen Ufer verstaut hatten und wieder, brusttief im Wasser wadend, zurückgelangt waren.

"Ich dachte dies auch, aber sei froh, daß es nicht so kalt ist,

denn wir müssen ja noch einmal durch! Wenn wir an der gleichen Stelle hinüber können, ist's ja gut. Weiter unten wird die Mürz tiefer, und dort müßten wir sogar eine kleine Strecke schwimmen, wenn's uns abtreiben sollte."

In der Nähe der festgelegten Sprengstelle hockten sie sich ins dicke Gestrüpp. Noch war es Zeit. Die Nacht war zum Glück sehr finster, nur die Streckensignale durchdrangen mit mattem Schein die pechschwarze Nacht. Man sah nichts und mußte sich vollkommen auf sein Gehör verlassen.

Albert wurde schon etwas ungeduldig, immer wieder blickte er auf das phosphoreszierende Zifferblatt seiner Armbanduhr. "23 Uhr", flüsterte er Fredl zu, "jetzt dauert's nicht mehr lang!" In einigen Minuten mußte einer der wenigen gemischten Züge die Stelle passieren. Diese Züge dienten zur Beförderung der vielen Tausenden Fremdarbeiter, Arbeitssklaven, vom östlichen Kriegsschauplatz verschleppt, die nach mehr als zwölfstündiger Arbeit wieder ins Kapfenberger Lager zurückbefördert wurden. Nach Passieren des Zuges war dann eine Pause von 5 Minuten. In dieser Zeit mußte die Sprengladung eingebaut sein.

Fredl hatte alles minutiös berechnet, jeder Handgriff mußte sitzen, keiner durfte zuviel oder zuwenig getan sein. Die "Pionierpackung" wurde nochmals überprüft, und dann machte sich Fredl fertig. Von der Brucker Seite her vernahmen beide zugleich das Heranrollen des Zuges, und alsbald tauchten auch die Positionslichter der schweren Lok aus der Finsternis auf. Mit mäßiger Geschwindigkeit rumpelten die halb demolierten Waggons vorüber, teilweise waren es Viehwaggons, vollgestopft mit Fremdarbeitern.

Nachdem der Zug das Versteck unserer beiden Partisanen passiert hatte, schlich sich Fredl, gefolgt von Albert, zum Bahndamm. Albert legte sich mit entsicherter Maschinenpistole flach neben die Schienen, wenn nötig, um Feuerschutz zu geben. Behutsam, ohne jedes Geräusch, baute Fredl die Sprengmittel unter der Bahnschiene ein. Ein bestimmter Druck durch das Gewicht der vorderen Räder der Lokomotive mußte unter allen Umständen die Explosion auslösen. Fredl vergewisserte sich noch, ob er wohl den Sicherungszapfen entfernt hatte, dann robbte er an Albert heran. "Fertig! Machen wir, daß wir wegkommen! Der Munitionstransport muß jeden Augenblick kommen!"

"Renn' voraus", flüsterte ihm Albert zu, "ich warte hier, bis du an der Mürz bist!" Albert hatte sein Ohr an den Schienenstrang gepreßt und vernahm deutlich das Heranrollen des Zuges, obwohl dieser noch weit entfernt sein mußte. In kurzen Sätzen sprang er Fredl nach, und beide überquerten nochmals die Mürz. Vollkommen durchnäßt schwangen sie sich auf ihre Räder und fuhren mit raschem Antritt aus der Gefahrenzone.

Als sie zur Straßenkreuzung kamen, hörten sie weit hinter sich eine starke Detonation und dumpfes Krachen und Bersten.

"Es hat geklappt, Albert! Fahren wir jetzt schneller, damit wir wegkommen, es wird bald überall lebendig werden!" Ohne abzuwarten, wie Albert auf die Aufforderung Fredls reagieren würde, trat dieser kräftig ins Pedal und steigerte immer mehr sein Tempo. Erst nach einem guten Kilometer verringerte er die Geschwindigkeit und wartete auf seinen Kampfgefährten. Mit keuchendem Atem holte ihn dieser ein.

"Verdammt noch einmal, du fährst ja wie der Teufel! Da komm' ich fast nicht mit. Aber recht hast du ja, wir müssen so weit wie möglich ins Tragösser Tal hineinkommen, es wird ja bald wieder Tag sein."

Fredl lächelte über diese von Albert atemlos hervorgesprudelten Sätze und trat wieder kräftig ins Pedal.

Die Sprengladung hatte gewirkt, der Kriegstransport war entgleist und hatte für viele Stunden diese enorm wichtige Strecke blockiert. Räumkommandos mußten mit schweren Kränen aus Graz herangeführt werden, die bis in die Nachtstunden des folgenden Tages damit beschäftigt waren, die Strecke wieder befahrbar zu machen. Die Wut der Nazis kannte keine Grenzen. Die ganze Gegend von Niklasdorf bis Kindberg und von St.Kathrein a.d.Laming bis Pernegg wurde zum Sperrgebiet erklärt und wochenlang von Hunderten Mannschaften verschiedener Verbände durchgekämmt.

Die Partisanengruppe war nicht tot, wie es die Nazis schon frohlockend hinausposaunt hatten, nein, diese Partisanen, eine Handvoll entschlossener Arbeiter aus Donawitz, hatten der schon kriegsmüden Bevölkerung bewiesen, daß man sich gegen die deutschen Okkupanten zur Wehr setzen konnte. Die von der Bevölkerung immer mehr gehaßten Nazis richteten immer weniger mit ihren Durchhalteappellen aus, und die Bereitschaft zum Widerstand gegen das Mörderregime nahm von Tag zu Tag zu. Die Aktionen der Partisanengruppe Leoben-Donawitz und die anderer Widerstandskämpfer lieferten den Beweis, daß es möglich war, gegen die Kriegsmaschine anzukämpfen. Österreich war nicht tot - es lebte in den Herzen und Hirnen derer, die sich in den Stahlwerken in Kapfenberg, bei den Hochöfen in Donawitz, im Wodzyzkischacht in Fohnsdorf, in Seegraben und am steirischen Erzberg verstohlen die Hände drückten und sich mit leuchtenden Augen die Neuigkeit der erfolgreichen Partisanenaktion zuflüsterten.

M.M.

ZWEIMAL 22.JUNI

Zwei denkwürdige Tage. An dem einen, dem 22.Juni im Jahre 1941, überfiel Hitler-Deutschland die Sowjetunion - am anderen 22.Juni (1944) fiel unser Genosse Sylvester Heider im Kampf gegen die Faschisten beim Achner Törl am Thalerkogel bei Trofaiach.

22.Juni 1941

Zwei Uhr früh. In Eilmärschen war das Inf.-Reg. 217 der 157.Infanteriedivision aus dem Bereitstellungsraum Zamość in Richtung auf den Bug vormarschiert. Nun warteten wir ungefähr zwei Kilometer vom Fluß entfernt in Ausgangsstellungen auf den Angriffsbefehl. Die schwere Artillerie sollte den Überfall auf die Sowjetunion einleiten.

Der von Ribbentrop unterzeichnete Nichtangriffspakt war von den Faschisten ja schon immer als das angesehen worden, als das er sich am 22.Juni 1941 erwies: nichts weiter als ein Fetzen Papier. Warum sollte ein solcher Vertrag mit den von den Hitler-Faschisten als Untermenschen bezeichneten Ostvölkern von den Mächtigen der deutschen Herrenrasse auch eingehalten werden? Für sie galt germanische Treue doch nur insofern, als diese für Großdeutschland von Vorteil war.

Die Sommernacht war kühl und klar. Es war nie richtig finster geworden in dieser kurzen, letzten Nacht vor dem grauenhaften Morgen, der die Weltgeschichte so tief beeinflussen sollte. Unvergeßlich für viele Generationen.

Lautlos kam er auf uns zu, dieser Tag. Zuerst ganz zart gerötete Streifen am Horizont im Osten, mit fortschreitender Zeit sich zu einem Wunder feuriger Farbenreflexe vereinigend, zu einem Glutball, der sich langsam am Horizont hob und immer größer und mächtiger emporwuchs. Blutrot stand sie nun da, diese Sonne, die Spenderin mannigfaltigen Lebens, die mit ihren wärmenden Strahlen Saaten reifen läßt, dem Neugeborenen in die Wiege scheint und Sterbende mit einem letzten Strahl beglückt.

Stand sie deshalb so blutrot am Himmel, weil das große Sterben begonnen hatte?

Noch rührt sich nichts, alles liegt da wie im tiefsten Frieden. Nur im nahen Gebüsch vor uns machen sich ein paar gefiederte Sänger bemerkbar, die, zuerst einzeln, dann in buntem Durcheinander, dem anbrechenden Tag ihren Morgengruß entgegentrillern. Wenige Minuten fehlen noch auf 2.30 Uhr.

Ich liege mit meiner Gruppe hinter einem kleinen Erdhügel und beobachte durch den Feldstecher die gegenüberliegende Stadt Sokal, vor der die träge fließenden Wasser des Bug sich in einem

breiten Band nach Südosten im Morgennebel verlieren. Noch kann man nichts genau erkennen. Aber es müssen große Fabrikanlagen und Ölzisternen sein, deren Konturen sich schemenhaft gegen den Morgennebel abheben.

Wie viele Menschen werden dort wohl im tiefen Schlaf liegen, nicht die Gefahr ahnend, die sich in ihre Nähe geschoben hat und die in Gestalt Tausender und Abertausender Soldaten der Naziwehrmacht Tod und Verderben bringen sollte. Im Geiste sehe ich im Schlaf gerötete Kindergesichtchen, an den Hals der Mutter geschmiegt, im Glück der Geborgenheit träumend. Mich fröstelt. Im Herzen unauslöschlichen Haß gegen die Faschisten, die über Europa die Brandfackel des Krieges geschleudert hatten und nun auch zum Überfall auf die Sowjetunion angetreten waren.

...Ist denn kein Freund in meiner Nähe? Drückt mir in diesen bangen Minuten niemand schweigend die Hand? Steh' ich denn wirklich mutterseelenallein in der Kompanie, mit blutendem Herzen, ohnmächtig dem Kommenden gegenüber?

...Ohrenbetäubendes Dröhnen der Geschützsalven, das Sausen der großkalibrigen Geschoße und berstende Einschläge in den Wohnhäusern, Fabriken und Arbeitsstätten Sokals geben mir eine zynische, infernalische Antwort. Öltanks fliegen in die Luft, Benzinbehälter explodieren, ganze Stadtviertel brennen lichterloh.

Der deutsche Herrenmensch hat die Grenze des Sowjetlandes überschritten. "Deutsche Kultur" dringt nach Osten vor.

Die Artillerie hat "ganze Arbeit" geleistet. Pioniere und andere Sturmtruppen wurden im Schutze des Feuerüberfalls der schweren Waffen über den Bug gesetzt und sind in Sokal eingedrungen. Ihnen folgen "besonders geschulte" SS-Verbände. Sie erschießen kaltblütig jeden, der sich zeigt. Auch wehrlose Frauen und Kinder finden keinen Pardon. Hier gilt nur der Führerbefehl, der lautet: "Gefangene sind nicht zu machen! Das Kommunistengesindel ist schonungslos auszurotten! Falsche Sentimentalität wird nicht geduldet!"...

So hat es doch der NS-Verbindungsoffizier, Major Menz, beim letzten Regimentsappell vor dem Überfall auf die Sowjetunion, 50 Kilometer von Sokal entfernt, lauthals verkündet. Gleichzeitig damit an jene eine Warnung richtend, die vielleicht in ihrem Herzen eine menschliche Regung spüren sollten beim Anblick kommender Grausamkeiten gegen die sowjetische Bevölkerung. Major Menz konnte beruhigt sein: Die SS-Verbände waren eigens für diesen Tag ausgesucht worden - sie leisteten "ganze Arbeit".

Den ganzen Tag über fanden Massenerschießungen von Kommunisten und Kommissaren statt, wurden unbewaffnete Menschen zusammengetrieben, an die Fabriksmauern gestellt und durch MPi-Salven der

SS niedergemäht. In einem wahren Blutrausch durchstöberten die Faschisten jeden Winkel dieser gequälten Stadt, mordeten und brandschatzten bis zum Einbruch der Dunkelheit. Die durch Sokal marschierenden Einheiten der Wehrmacht sollten sehen, wer hier ab nun der "Herr" war - niemand sollte jemals auf den Gedanken kommen, gegen die SS aufzumucken.

Auch wenn es ob der Grausamkeit der SS zu keinem auch noch so vagen humanen Aufbegehren von einfachen Soldaten kam, so hatte doch mancher von ihnen durch diesen "Anschauungsunterricht" der SS einen Vorgeschmack von dem bekommen, was eintreten würde, wenn die Faschisten auch weiterhin siegen würden.

Das Regiment bildete eine Divisionsreserve, und wir kamen zu einem Zeitpunkt durch Sokal, wo stockbesoffene SSler lärmend und Nazilieder grölend durch die Stadt zogen. Sie feierten ihren "großen Sieg"!

Der Widerstand der kleinen Garnison, die aus Grenztruppen der Roten Armee bestand, war von der Übermacht der deutschen Soldateska gebrochen worden. Versprengte Rotarmisten sammelten sich jedoch immer wieder und leisteten in den halbfertigen Bunkerlinien östlich der Stadt völlig auf sich alleingestellt erbitterten Widerstand. Tagelang dauerte dieses erbitterte Ringen. Sie fielen bis zum letzten Mann.

Unsere Kompanie wurde vorgezogen und mußte bis zur Stadt Schepetowka die Spitze bilden. Bis auf kleinere Geplänkel mit versprengten Verbänden der Roten Armee hatten wir keine Feindberührung. Die Panzerspitze "Kleist" war so schnell vorgestoßen, so daß wir in Eilmärschen den Anschluß aufrechterhalten mußten. Über endlos lange Straßen zogen wir weiter. Immer weiter nach Osten. Fingerdick mit Staub bedeckt, müde und von der Hitze ausgebrannt, schleppten die Landser ihre MG, Panzerbüchsen und anderen Waffen. Ausgebrannte Panzerwracks mit dem Sowjetstern, aber auch immer öfter deutsche Panzer, von der russischen Pak manövrierunfähig geschossen, säumten die Vormarschstraße. Auf frisch aufgeworfenen Erdhügeln steckten roh zusammengezimmerte Birkenkreuze, durchlöcherter Stahlhelme tragend. Sie zeugten davon, daß die Verluste der Eindringlinge größer wurden, je weiter wir nach Osten marschierten. Tote Rotarmisten lagen in schwarzverkrusteten Blutlachen im Straßengraben, von Granaten verstümmelt, von deutschen Panzern zermalmt. In einem völlig ausgebrannten Lkw die Überreste des Fahrers, bis auf Puppengröße zusammengeschnitten, die kurzen, verkohlten Armstümpfe noch am Gerippe des Lenkrades.

Ganz still und bleich im Gesicht sind die blutjungen Burschen aus Niederbayern geworden, die in meiner Gruppe marschierten. So etwas konnte ja auch jedem von ihnen selbst passieren.

Ich war mir dessen gewiß: Dieses Bild des Grauens, dieses Beispiel und Zeugnis des verbrecherischen Krieges werden sie ihr Leben lang nicht vergessen! Darauf gedrillt, daß die Armeen des "Führers" unbesiegbar seien, mußten sie nun mit eigenen Augen sehen und am eigenen Leib verspüren, daß der Krieg kein Spaziergang in fremde Länder war.

Bald sprach es sich auch bis zum letzten Mann durch, daß die Panzerspitze "Kleist" empfindlich zusammengeschlagen worden war. Kleist hatte geglaubt, in einem Zug bis Kiew vorstoßen zu können. Der Widerstand war jedoch stärker gewesen. Zusammengeschossene und ausgebrannte deutsche Panzer säumten nun haufenweise die Vormarschstraßen. Unser Regiment hatte Starakonstantinow links umgangen und stieß weiter nach Osten vor. Es schwirrten die blödesten Gerüchte umher. Molotow hätte gegen Stalin einen Putsch gemacht - bald würde ganz Rußland gegen die Diktatoren im Kreml aufstehen. Alles redete davon, daß der Ostfeldzug bald beendet sein und Hitler die Siegesparade am Roten Platz in Moskau abnehmen würde. Zu diesem Ereignis würde dieser große Platz natürlich in Adolf-Hitler-Platz umbenannt werden. Es war unglaublich, mit welchen Hirngespinnsten mancher der Landser aufwartete. Es war zum Kotzen. Einige meiner jungen Burschen sahen sich schon irgendwo in der fruchtbaren Ukraine als Verwalter einer jetzigen Kolchose. Freilich, ein Wunschdenken nicht nur dieser kleinen, armen "Marschierer", das nie und nimmer Wirklichkeit werden durfte. Die Völker der Sowjetunion und die internationale Solidarität des Weltproletariats werden diesen Machttraum schon noch zerfetzen. Das dachte ich mir, wenn ich dergleichen Stumpfsinn mitanhören mußte. Die Burschen aus Niederbayern waren wohl von der Gegend, durch die wir marschierten, in ihren Wunschträumen angeregt worden.

Endlos scheinende Kornfelder, ein wogendes Weizenmeer, kilometerlange Felder, mit Zuckerrüben bepflanzt, Sonnenblumen, so weit das Auge reichte, zwei bis drei Meter hoch gewachsen, links und rechts der Vormarschstraße. Das bekannte Schwarzerdegebiet streckte seine fruchtschwangeren Ähren zum Himmel, und gierig sogen die riesigen Rosen der Sonnenblumen die wärmenden Strahlen der großen Lebensspenderin in sich ein. Wer Augen im Kopf hatte und noch etwas klaren Verstand, der mußte doch leicht erkennen, daß dies Zeugen waren für die schwere Arbeit eines Volkes. Derartiges konnte doch nur durch fleißige Arbeit zustande gebracht werden. "Untermenschen" konnten doch nicht dazu fähig sein, diese riesigen Felder und Kulturen zu bearbeiten! Solche Gedanken - wenn sie wirklich beim einen oder anderen Soldaten aufgekommen waren - wurden jedoch gleich wieder von der grauen Wirklichkeit verscheucht. Wie hatte doch Göring gesagt? Sagte er nicht: "Wir wollen uns gesundstoßen am Kriwojroger Eisen, an den Kohlen

des Donez, am Korn des Schwarzerdegebietes und am Öl von Baku!"

Jawohl! Das war der wirkliche Grund dafür, daß die Hitler-Faschisten im Auftrag des deutschen Monopolkapitals die Jugend Deutschlands und Europas auf die Schlachtbank führten. Was zählte schon für die deutschen Imperialisten das Leben Hunderttausender Deutscher, Österreicher, der jungen Generation Europas gegen die Mammutprofite, die sie sich vom Raubkrieg erhofften und auch aus dem Schweiß und Blut der Millionen Opfer für sich buchten.

In den kurzen Nächten, die unsere Eilmärsche unterbrachen, fand ich selten Schlaf. Tag für Tag mußte ich doch miterleben, daß die faschistischen Stoßarmeen immer tiefer ins Land des Sozialismus eindringen. Tief in meinem Herzen den Glauben an die Kraft des Proletariats und die internationale Solidarität, hoffte ich auf eine Wende, hoffte darauf, daß sich der Widerstand verstärken möge, daß es doch noch zu einer Gelegenheit für mich käme, um mich aus den Klauen der deutschen Militärmaschine befreien zu können.

Mein Platz war ja nicht hier, als Werkzeug derer, die auch mein Heimatland Österreich überfallen hatten, nein, ich gehörte auf die Seite der Überfallenen! Die Hitler-Faschisten hatten ja Österreich von der Landkarte gestrichen, den Namen Österreich ausradiert und durch das verhaßte Ostmark ersetzt.

Nie und nimmer, niemals konnten sie mir meine Heimat rauben! Die Zeit muß und wird kommen, wo ich für Österreich, gegen den Faschismus, mit der Waffe in der Hand zum Widerstandskampf antreten werde. Diese Gedanken bewegten mich von Anfang an, ließen mich nicht mehr los.

Drei Jahre später - 1944 - waren es nicht mehr Gedanken allein, sondern tagtäglicher Kampfauftrag für mich, als ich gemeinsam mit unserem Genossen Sylvester Heider eine Gruppe Partisanen in Richtung Thalerkogel führte.

*

22. Juni 1944

Eine Woche hatten wir nichts als Regen gehabt, und es gab keinen trockenen Platz mehr unter den Bäumen. Triefend naß klebten die Kleider am Körper, und in den zerrissenen, oft nur mit Draht zusammengebundenen Schuhen quietschte das Wasser. Unsere Verpflegung war bis auf geringe Reste zusammengeschmolzen, und wir waren daher gezwungen, neuen Proviant zu besorgen. Wir teilten uns in drei kleinere Gruppen. Die erste ging ins Hieflauer Gebiet, die zweite ins Liesingtal, die dritte Gruppe sollte sich am Thalerkogel mit Brucker Widerstandskämpfern treffen.

Über Beschluß des Stabes übernahmen Fredl und ich die dritte Gruppe. Über Tag hatte es aufgeklart, und ab und zu brach sogar die Sonne durch die noch immer tiefhängenden Wolken. Nach Einbruch der Dunkelheit marschierten wir, immer dichten Wald benützend, über das Hiaslegg in Richtung Thalerkogel. Zu unserem Positionswechsel benützten wir immer die Nacht, da wir um diese Zeit ziemlich sicher sein konnten, mit keiner faschistischen Streife zusammenzustoßen. Die Nazis fürchteten den nächtlichen Wald wie der Teufel das Weihwasser! Es begegnete uns auch niemand auf unserem nächtlichen Marsch. Alles ging gut, nur zwei Polen - sie waren den Strapazen kaum gewachsen - jammerten immer wieder, daß sie nicht weiterkönnen. So entschlossen wir uns, da es wieder, sehr zu unserem Verdruß, stark zu regnen angefangen hatte, dazu, in einer alten Blockhütte Schutz zu suchen. Dies war gegen unsere Gewohnheit, da wir sonst nie mit der ganzen Gruppe in geschlossenen Räumen die Nacht zubrachten. Aus Sicherheitsgründen war es besser, irgendwo im Wald unter einer dicht bewachsenen Fichte zu lagern.

Wir stellten Horchposten auf, mit dem Befehl, erst bei einwandfreiem Erkennen von Polizei, SS, Landwacht, SA oder sonstigen uniformierten Gruppen das Feuer auf diese zu eröffnen. Die anderen Partisanen hatten sich in der Hütte auf die rohen Pritschen oder auch auf den bloßen Boden gelegt und waren nach kurzer Zeit eingeschlafen. Kein Wunder nach den wochenlangen Regenfällen und großen Strapazen. Auch Fredl und ich legten uns hin und versanken in Halbschlummer. Nach kurzer Zeit waren wir aber wieder hellwach und unterhielten uns leise über die kommenden Aufgaben der Gruppe. Wir sollten ja morgen, am 22. Juni 1944, mit der Brucker Gruppe zusammentreffen, um eine größere militärische Aktion durchzuführen. Bis zum Treff hatten wir noch einige Stunden Zeit, und so kontrollierten wir die Posten. Diese ließen uns bis auf wenige Meter an sich herankommen und forderten dann von uns die vereinbarte Parole. Als wir diese sagten, nahmen sie ihre schußbereiten Gewehre wieder hoch und meldeten uns, daß sich nichts Verdächtiges ereignet hätte. Es waren gerade ein Tscheche und zwei Polen auf Posten. Schorsch, der jüngere der Polen, war kaum 19 Jahre alt. Ihn hatte die SS nach Deutschland verschleppt, nachdem sie 1939 seine Eltern und den einzigen Bruder als Geiseln erschossen hatte. Damals war Schorsch erst 14 Jahre alt gewesen und mußte in einem Kohlenbergwerk im Ruhrgebiet mit Zehntausenden von der SS und Gestapo verschleppten Landsleuten für den Mammon der Ruhrbarone unter sklavischen Verhältnissen schwer schuften. Als er mit einem Transport in die Steiermark überstellt worden war, stieß er kurze Zeit später in Trofaiach zu unserer Widerstandsbewegung und wurde durch Genossen Sylvester Heider zur Partisanengruppe gebracht. Schorsch wollte mit der Waffe in der Hand mithelfen, das Faschistenpack

aus Österreich zu vertreiben und so seinen Beitrag leisten im internationalen Befreiungskampf gegen den Nazifaschismus.

Fredl und ich waren über die Meldung der Posten beruhigt und legten uns wieder in der Hütte zur Ruhe.

...Es kam mir im Halbschlaf vor, als ob mich jemand rufen würde - oder hatte ich geträumt? ... Da war es wieder - jetzt schon deutlicher ... "Gsch... Gsch... Gscht!" "Ferdl!" ... "Ferdl!"... So flüsterte jemand zum winzigen Fenster der Blockhütte herein. Jetzt hatte ich auch die Stimme erkannt - es war Schorsch, der junge Pole.

"Was ist los, Schorsch?" ... "Hast du etwas bemerkt?" fragte ich zum Fenster hinaus.

"Ja! Sechs Mann - mit Gewehr! Sie kommen vom Tal herauf!"

Mit einem Satz war ich von der Holzpritsche herunter und weckte Fredl, der in tiefen Schlaf gefallen war und nun erschrocken hochfuhr. "Was ist los?"

"Fredl! Mach schnell!" ... "Entweder unsere Kumpel aus Bruck oder eine Streife! Jedenfalls ist Vorsicht geboten! Auf keinen Fall darf Licht gemacht werden!"

"Ferdl! Bei den sechs Mann ist ein großer dabei - sieht aus wie unser Josch", flüsterte Schorsch uns zu.

"Keiner verläßt die Hütte!" befahl ich den Partisanen, die nun alle hellwach waren. "Bevor wir nicht wissen, wer vom Tal heraufkommt, darf sich niemand zeigen!"

Fredl war inzwischen trotzdem hinausgerannt, um sich davon zu überzeugen, ob es nicht doch unsere Genossen aus Bruck waren. Den Verbindungsmann kannte ja nur er.

Nach einigen Minuten kam er wieder zurück und rief: "Alarm!"... "Eine starke Streife! Mindestens zehn Mann - macht euch zum Kampf fertig, Genossen!"

...Also doch! Jetzt war nur blitzschnelles Handeln am Platz! "Keiner verläßt die Hütte", rief ich nochmals halblaut zu den anderen, "hier sind wir einigermaßen gedeckt" ... "Draußen können sie uns abschießen wie Hasen!" ... "Sie liegen bestimmt schon schußbereit oben am Hügel und warten nur darauf, daß sich jemand von uns zeigt!" ... "Wenn sie auf uns das Feuer eröffnen, antworten wir zuerst mit einer Salve und dann mit ununterbrochenem Einzelfeuer - verstanden!" ... "Ja, Ferd! Gemacht!"... "Sie sollen glauben, daß eine ganze Kompanie von uns im Umkreis verstreut auf sie feuert!"

Dies alles hatte sich binnen weniger Sekunden abgespielt und ich hatte gar nicht bemerkt, daß Fredl, trotz meiner Warnung, noch-

mals hinausgerannt war. Gleich darauf hörte ich vom Hügel herab ein lautes "Halt! Stehenbleiben!" Fast im selben Moment zerriß ein Schuß die morgendliche Stille.

Fredl, der ungefähr dreißig Meter von der schützenden Blockhütte entfernt war, stürzte plötzlich kopfüber den kleinen Abhang herunter und blieb regungslos liegen. Ihn hatte es erwischt! "Salve!" schrie ich und schoß selbst zur Anhöhe hinauf. Zu sehen war noch nichts. Sie lagen in sicherer Deckung. Erst als am Hügel oben weitere Schüsse aufblitzten, konnten wir am Mündungsfeuer erkennen, daß die Angreifer im Halbkreis verteilt waren und uns aus ungefähr 80 Metern beschossen.

"Schießt - und zielt gut!" schrie ich, "sie haben uns den Fredl erschossen!" ... "Karl - hilf mir!" ... "Wir müssen Fredl hinter die Hütte tragen, vielleicht können wir ihm noch helfen!"

Unter dem Feuerschutz der anderen Partisanen schleppten Karl und ich Fredl hinter die Blockhütte und legten ihn ins Gras. Ich riß mein Verbandspäckchen auf und verband ihm die blutende Hand. Wir glaubten zuerst, Fredl sei nur bewußtlos. Die Hand war knapp ober dem Gelenk aufgerissen, und dunkelrotes Blut quoll stoßweise aus der Wunde.

"Karl - bleib du bei Fredl - ich schieß weiter!"

Durch unser konzentriertes Feuer auf den Hügel rundum hatten wir die Angreifer doch in volle Deckung gezwungen, nur vereinzelt blitzten von oben Schüsse auf. Ich wollte sie obendrein noch mit einer Kriegslist täuschen und rief daher laut, so daß sie es hören mußten: "Dritter Zug! Handgranaten heraus!" ... Die Wirkung war selbst für mich überraschend! Überall hörten wir das Unterholz knacken und zerbrechen, als ob ein Rudel Hirsche zu Tal springen würde.

"Sie nehmen Reißaus - die Herrschaften", rief ich voller Erleichterung. Und damit von den Flüchtenden keiner mehr auf die Idee käme, doch noch umzudrehen und uns nochmals unter Feuer zu nehmen, warf ich ihnen eine Handgranate nach. Mit höllischem Krachen explodierte diese mitten im Wald. Ich wußte natürlich, daß sie nur eine rein psychologische Wirkung hatte. Aber das genügte ja auch. Jetzt waren wir vorläufig sicher. Schnell ließ ich die Partisanen in einiger Entfernung rund um die Hütte einen "Igel" bilden, um vor Überraschungen geschützt zu sein. Dann stürzte ich zu Fredl, der noch immer regungslos hinter der Hütte lag. Karl, der neben ihm kniete, sagte bestürzt zu mir aufschauend: "Tot!"

Ich wollte es anfänglich nicht glauben und befühlte den Puls der unverletzten Hand. Kein Pulsschlag! Nichts! Daraufhin drückte ich mein Ohr an Fredls Brustkorb. Nichts! Kein Herzschlag! Fredl



Gen. Sylvester Heider - "Fredl",
führendes Mitglied der Partisa-
nengruppe Leoben-Donawitz.
Im Kampf gegen die Nazifaschi-
sten gefallen am 22. Juni 1944
am Achnertörl-Thalerkogel bei
Trofaiach

Sylvester Heider-Gedenkstätte
am Achnertörl (unten)



war tot! Aus! ... Nachdem ich mich überzeugt hatte, daß wir Fredl nicht mehr helfen konnten, untersuchte ich seinen Körper, da er auch in der Bauchgegend stark mit Blut verschmiert war. Seine Feldbluse - er trug ja Wehrmachtsuniform - war ober der Koppel zerrissen. Auch dort war Blut hervorgequollen. Als ich ihm die Koppel abnahm und die Bluse öffnete, mußte ich mich abwenden. Der Bauch war aufgerissen und Teile des Darms ragten zwischen den blutigen Hautfetzen hervor. Ein Querschläger, dachte ich mir. Da wäre jede Hilfe zu spät gekommen. Später fanden wir noch die zerbrochene Maschinenpistole, und meine Annahme wurde bestätigt. Fredl hatte durch die Trommel seiner Maschinenpistole einen dadurch entstandenen Querschläger in den Bauch bekommen. Das Geschoß mußte in seinem Rückgrat steckengeblieben sein. Vorher hatte es ihm die Pulsader aufgerissen. Daher auch der große Blutverlust. Ich rief nun die Partisanen bis auf zwei Posten zur Hütte, um von unserem Kampfgefährten Abschied zu nehmen.

"Genossen", sagte ich, kaum meine Tränen verbergen könnend, "Fredl ist gefallen! Er fiel für unsere Heimat - getreu seinem Partisaneneid! Wir werden ihn nie vergessen!" ... "Tod dem Faschismus!" ... "Freiheit dem Volk!" ... Die Partisanen nahmen ihre Kopfbedeckung ab und standen wortlos rund um unseren gefallenen Kampfgenossen.

Dann wickelten wir Fredl in eine Zeltplane und betteten ihn unter einer kleinen Fichte zur Ruhe. Grab konnten wir für ihn keines ausheben, das hätte zu lange gedauert. So zogen wir weiter durch den stillgewordenen Wald und warteten in einem dichten Jungwald die Nacht ab - jederzeit bereit, uns bis zum Letzten zu verteidigen.

*

An diesem Tag, dem 22. Juni 1944, umstellten einige Kompanien Wehrmacht, Polizei, SS, Gestapo und andere Naziverbände das Bergland rund um den Thalerkogel und durchstreiften die Wälder. Sie waren auf "Banditenjagd", wie sie sich großmäulig gegenüber der Bevölkerung des Tragösser Tales äußerten. Sie glaubten, wir würden es nicht wagen, aus dem Einkreisungsring auszubrechen und in ein anderes Gebiet zu wechseln. Sie hatten sich arg verrechnet. Die Faschisten suchten noch immer die Gräben des Thalerkogelgebietes nach uns ab, als wir bereits mitten in Leoben, in unmittelbarer Nähe der Mallingersiedlung und der Polizeibaracke, die Gleise sprengten und damit der Leobner Bevölkerung zeigten, daß auch mitten im Industriegebiet österreichische Patrioten mit der Waffe in der Hand gegen den Faschismus kämpften.

M.M.

PARTISANEN MITTEN IN LEOBEN

"Banditen!" ... "Partisanen!" ... "Mitten in Leoben!" rief, aufgeregt und noch am ganzen Leibe schlotternd, ein SA-Mann, der keuchend die Treppe zum Gestapoquartier im Hause an der Murbrücke hinaufkletterte. Der mit einer MPi bewaffnete Gestapoposten schrie den Ankommenden an: "Halt! Stehenbleiben! Keinen Schritt weiter!" ... "Bist wohl teppert!" ... "Partisanen in Leoben, daß ich nicht lach'!"

"Wirklich!" ... "Die Gleisanlage bei der Mallingermühle wurde vor ein paar Minuten gesprengt", stotterte der SA-Mann, noch ganz außer Atem.

"Was sagst du da?" ... "Ist das wahr?" ... "Das muß ich ja sofort dem Chef melden", stieß nun der Posten völlig verdattert hervor.

Stelzl, der Gestapochef der Steiermark, war an diesem Tag gerade in Leoben und hatte bis spät am Abend mehrere Antifaschisten, darunter einige Frauen, pausenlos verhört. Er und seine Gehilfen, der Gestapomann Hiden und der als brutaler Schläger bekannte und gefürchtete Augustin, hatten sich zu einem Koordinationsgespräch zusammengesetzt, das sie jedesmal nach den Verhören Inhaftierter durchführten. Auch sie waren fassungslos, als ihnen der Posten die Meldung des SA-Mannes übermittelte.

"Banditen mitten in Leoben!" Stelzl Gesicht lief vor Wut rot an. "Das ist doch nicht möglich! Wo wir doch am 22. Juni am Thalerkogel und im Tragösser Tal mit diesen Hunden aufgeräumt haben!" ... "Das fehlt uns gerade noch! Für was haben wir denn damals Hunderte SA- und SS-Männer, die Landwacht, die RAD-Männer und den Volkssturm eingesetzt?" Stelzl lachte hysterisch auf und schrie wütend: "Die ganze Partisanenjagd mit Unterstützung der Wehrmacht war also für Arsch und Friedrich!" ... "Haben wir diese tolleren Hunde doch nicht alle erledigt?" ... "Jetzt sollen sie mich aber kennenlernen!" ... "Es gibt ab heute keinen Pardon mehr - für niemanden - verstanden!" ... "Gebt sofort Großalarm!" ... "Alle verfügbaren Gestapomänner zu mir!"

So oder ähnlich mußte es wohl zugegangen sein in der Gestapozentrale der Obersteiermark, in Leoben, Kärntner Straße Nr. 1, unmittelbar an der Murbrücke, als die Faschisten die Meldung über die Gleissprengung erhalten hatten.

Die Sprengung der Gleisanlage im Schienendreieck der Strecke Vordernberg-Leoben, Leoben-St. Michael sollte, weit über die Steiermark hinaus, der österreichischen Bevölkerung den Beweis liefern, daß man der Nazibrut und der Kriegsmaschine Hitlers auch im obersteirischen Industriegebiet entgegentreten konnte.

Unser Partisan Fredl - von uns auch Wastl genannt - war am 22. Juni 1944 im Morgenrauen beim Achner Törl am Thalerkogel bei Trofaiach als österreichischer Freiheitskämpfer gefallen. Er war der erste aus unserer Mitte, der, dem Partisaneneid getreu, den Opfertod für Österreich starb. Den jüngsten Partisanen unserer Gruppe, den kaum zwanzigjährigen Polen, unseren Schorsch, hatten RAD-Männer kurzerhand mit Spaten erschlagen, als sie ihn nach kurzem Widerstand überwältigt hatten. Schorsch war im Laufe des Feuergefechtes von der Gruppe abgedrängt worden und war ins Tal hinuntergerannt. Er wollte dann in Tragöb-Unterort bei einer Anlaufstelle warten, bis er wieder zur Gruppe Verbindung bekommen würde. Ein weiterer Partisan, der beim Schußwechsel am Achner Törl einen Bauchschuß bekommen hatte, war - wohl in momentaner Verwirrung und seine schwere Verwundung nicht beachtend - mit den flüchtenden Angreifern mitgerannt und wurde von diesen in der Nähe der Baumschule im Rötzgraben gefangenegenommen. Trotz seiner schweren Verwundung wurde er von der SS viehisch verprügelt und mit Nagelschuhen solange in den Bauch getreten, bis er kein Lebenszeichen mehr von sich gab.

Dies alles wurde uns Wochen danach von unseren Gewährsmännern im Tragösser Tal und im Rötzgraben berichtet. Es war der Bevölkerung in diesem Gebiet nicht verborgen geblieben, daß sich rund um das Thalerkogelmassiv etwas getan haben mußte. Die vielen aufgescheuchten SA- und SS-Kolonnen, die vielen Landwacht- und Wehrmachtstreifen deuteten ja darauf hin, daß wieder einmal eine "Banditenjagd" im Gange war.

Unsere Kampfleitung hatte daher beschlossen, als Vergeltungsmaßnahme für das brutale Vorgehen der Faschisten mitten in Leoben die Gleisanlagen zu sprengen. Die verdammte Nazibrut sollte sehen, daß sich österreichische Patrioten, die für die Befreiung ihrer Heimat kämpften, trotz großer Verluste nicht geschlagen geben.

Rudolf Götzinger, unser treuer Genosse bei der Eisenbahn, hatte von unserer Villacher Verbindung eine Vormeldung erhalten. Ein wichtiger Munitionstransport sollte über Bruck und Graz an die Südostfront rollen. Er würde die Station Göß um 00.05 Uhr passieren. Wir hatten uns ausgerechnet, daß der Transport die von uns vorgesehene Sprengstelle - bei planmäßiger Geschwindigkeit - um 00.07 Uhr erreichen müßte.

Fast schon eine Stunde lang lagen wir in unmittelbarer Nähe des Bahnkörpers. Lipp, unserem Pionier, und Josch, der ihm half, war es noch immer nicht gelungen, den Sprengsatz einzubauen. Immer wieder mußten wir anderen, die die beiden absicherten, vor näherkommenden Leuten warnen. Es war nur gut, daß beim Bahndamm hohes Gras und anderes Zeug wucherten. So konnten sich die bei-

den Genossen immer darin verkrümeln. Es waren meistens junge Leute, die diesen Weg längs des Vordernberger Baches zu nächtllicher Stunde zu einem Spaziergang benützten. Das halblaute Lachen der schäkernden Leute konnte uns jedoch von unserem Vorhaben nicht abhalten. Endlich waren die beiden Partisanen soweit.

"Fertig", meldete Lipp... "Alles in Ordnung", flüsterte auch Josch dem nächstgelegenen Tič zu. "Schnell weg, man hört schon den Zug von Göß kommen", sagte Albert gedämpft und lief dem Annabergl zu. Als wir ungefähr 100 Meter vom Bahndamm entfernt waren, schlug sich Lipp mit der flachen Hand an die Stirn: "Mensch, ich Trottel, ich hab' ja den Sicherungszapfen nicht herausgezogen!" Lipp rannte wie gejagt zur Sprengstelle zurück, ohne sich darum zu kümmern, eventuell gesehen zu werden. Tič war ihm nachgerannt, um ihm zu helfen, wenn es notwendig werden sollte.

"Verdammt noch einmal", murrte Albert, "wenn der Zug etwas früher kommt, schaffen's die beiden nicht mehr!" Wir anderen waren auch zurückgerannt und warteten gespannt darauf, ob alles klappen würde.

Vom Gößer Bahnhofsgelände hörte man schon den Zug heranrollen, und die schwere Lok war keine 200 Meter mehr entfernt, als sich Lipp und Tič den Bahndamm hinabrollen ließen. Wir hatten die Vordernberger Straße noch nicht überquert, als an der Sprengstelle eine hohe Stichflamme emporschlug und gleich darauf ein gewaltiger Krach die nächtliche Stille zerriß.

Der Stahlkoloß, die schwere Güterzuglok, war auf die Druckmine gekommen und hatte die Explosion ausgelöst. Die Wucht der Explosion hatte von unten her den Kessel zerfetzt, so daß der heiße Dampf mit ohrenbetäubendem Zischen sein stählernes Gefängnis verließ. Der Schienenstrang war unterbrochen und klaffte in einer Länge von mehreren Metern auseinander. Der Zug war sehr langsam gefahren, da ein Vorsignal in Richtung Leoben auf "Halt" gestellt war. Die Bremsvorrichtung hatte den Zug sofort zum Stehen gebracht. Verdattert und zu Tode erschrocken war die Begleitmannschaft aus den Bremshütten zu Boden gesprungen und hatte sich beidseits des Bahndammes in Sicherheit gebracht. Es konnte ja niemand wissen, ob nicht noch etwas explodieren würde. Der Ruf "Banditen!" ... "Banditen!" ... war immer wieder zu hören. Er verstummte erst, als mehrere Überfallswagen und Pkw mit grellblitzenden Scheinwerfern heranbrausten und ein ganzer Schwarm von Gestapomännern und SS den Bahndamm mit ihren Scheinwerfern und Taschenlampen hell erleuchteten.

Diese Idioten! Glaubten die Faschisten wirklich, daß wir am Bahndamm ruhig sitzen geblieben waren? Vom nahen Annabergfelsen herab beobachteten wir in aller Gemütsruhe das aufgeregte Ge-

habe der Nazibrut und nahmen dann unseren Weg in unsere heimatlichen Berge.

Eine Handvoll Männer, Kommunisten, hatten der Gestapo bewiesen, daß sie sich nicht scheuten, mitten in der Industriestadt Leoben eine Aktion durchzuführen.

Diese Sprengaktion hatte vor allem politische Bedeutung und wurde durch verschiedene antifaschistische Radiostationen erwähnt. Die Partisanengruppe Leoben-Donawitz war nicht aufgerieben - wie es die Nazis der Bevölkerung weismachen wollten. Sie war hingegen imstande, sogar mitten in Leoben den Beweis zu liefern, daß Widerstand gegen die braunen Machthaber und Hitlers Militärmaschine möglich war.

M.M.

"BERSCH",

so nannten wir Christl Berger, die in der Adrema-Abteilung des Stadtamtes Leoben beschäftigt war. Christl, ein Donawitzer Arbeitermädels, verbrachte ihre Kindheit zwischen den "Zwanzgerhäusern" in einem Donawitzer Arbeiterviertel. Die kleine Küche-Zimmer-Wohnung beherbergte neben den Eltern und Christl noch ihre drei Brüder, Heini, Franz und Rudi, den jüngsten. Der Vater arbeitete beim Hochofen. Ein schweigsamer, ernster Mann, der mit seiner Frau Christine - sie hatte schon mit vierzig schlohweißes Haar - jedoch immer dafür sorgte, daß die Familie so recht und schlecht durchkam. Freilich, in den Jahren der großen Wirtschaftskrise - den dreißiger Jahren -, da war auch bei den Bergers sehr oft Schmalhans Küchenmeister. Die arbeitslosen Burschen - und das waren sehr viele - standen meistens in Gruppen beisammen, diskutierten über dies und jenes, liefen einem "Fetzenlaberl" (Ersatzfußball, aus alten Stoffteilen zusammengeñäht) nach oder machten auf Ratten Jagd, die nur zu oft am Rande des Donawitzer "Talbacherls" auftauchten. Wenn sie dann eines dieser Viecherl erschlagen hatten, wurde es einfach in die offene Aschengrube geworfen und mit darin befindlichem Unrat zugedeckt. Wenn dann der Wind aus dem Vordernberger Tal herabwehte, wirbelte er die losen Aschenreste in einer dichten Wolke rund um die Hinterhöfe und bei den schmalen Fenstern in die Wohnungen hinein. Damals, und auch noch lange nach dem Krieg, führte der Talbach noch unmittelbar an den "Zwanzgerhäusern" vorbei und mündete einige hundert Meter unterhalb in den Vordernbergbach.

Wie es so kam, war Christl immer bei den Brüdern und anderen Burschen, die sie alle fürsorglich umhütselten. Bei den Diskussionen der älteren Burschen und Freundinnen, die sich meistens um Probleme der Arbeitslosen drehten, war Christl aufmerksame ZuhörerIn. Selbstverständlich waren in dieser Zeit die Freunde ihres älteren Bruders Heinrich meistens Kommunisten. Sie waren bereits illegal tätig - was Christl damals noch nicht wußte - und trafen sich oftmals auch in der Zölz, einer Alm unter dem Reichenstein, wo sie in der Almhütte Schulungen durchführten. Die Zölz mit der Rahmhütte war schon bald nach dem 12. Februar 1934 zu einem Zentrum des antifaschistischen Widerstandes geworden.

Später, als es schon Krieg gab und sowohl der ältere Bruder Heinrich als auch der zweite, Franz, eingerückt waren, hatte jeder wenigstens sein eigenes Bett.

Dann bekam Christl am Leobner Stadtamt in der Adrema-Abteilung Arbeit. Eine umfangreiche Kartei der Leobner Bevölkerung mußte mustergültig geordnet sein und immer auf dem laufenden gehalten

werden. Die Nazis wußten schon, warum! Sie wollten über jeden der Einwohner genau Bescheid wissen, wo er wohnt, was er macht, wie viele Mitglieder die Familie hat, und der "Ernährer" sowie eventuelle "Wehrpflichtige" wurden sogar mit einem Paßfoto, das an der Karteikarte befestigt war, in Evidenz geführt. So war natürlich auch Christl über viele Donawitzer Arbeiter und deren Daten genau im Bilde. Dies sollte später, 1942/1943, als wir die ÖFF aufgebaut hatten und der antifaschistische Widerstandskampf gegen das Naziregime immer breiter wurde, von entscheidender Bedeutung sein.

Aber lassen wir Christl "Bersch" Berger selbst über diese schwere Zeit zu Wort kommen.

*

"Bersch" erinnert sich: ... Im Februar 1943 kam ich zur Kommunistischen Partei und begann illegal zu arbeiten. Mein Bräutigam, Toni Wagner, hatte Verbindung zu den Partisanen und beauftragte mich, regelmäßig Nachrichten aus der Adrema-Abteilung, in der ich beschäftigt war, an die Partisanen zu übermitteln. Ich konnte dort wertvolle Arbeit leisten, weil ich durch meine Stellung an sämtliche Karteikarten herankommen konnte und die Gestapo sich immer an mich wenden mußte, wenn sie die Wohnadresse eines von ihr Verfolgten erfahren wollte. Außerdem konnte ich auch durch meine Verbindungen sehr oft Nachrichten von der Polizei übermitteln und so verschiedene Genossen auf diese Art vor ihrer Verhaftung bewahren, indem ich sie rechtzeitig warnte. Ich wußte genau, wer beim SD war und stellte über diese Leute eine Liste auf.

Eines Tages, es war Ende März 1943, erkundigte sich die Gestapo auch nach meinem Bräutigam, und ich beschwor ihn, sofort aus Leoben zu verschwinden, da er in großer Gefahr war. Toni konnte damals, am 4. April 1943, gemeinsam mit Sepp Filz und dem slowenischen Genossen Janko Kastelic rechtzeitig untertauchen. Sie fuhren über unsere Klagenfurter Verbindung ins oberkrainische Partisanengebiet, wo sie mehrere Wochen an Kämpfen gegen die Faschisten teilnahmen.

Die Parteileitung war nicht untätig geblieben und hatte zahlreiche Frauen organisiert, mit mehreren war auch ich in Verbindung. So mit Genossin Koch aus Judendorf-Seegraben, Genossin Anna Winkler aus Judenburg und Genossin Pupacher aus Leitendorf, die im selben Hause wohnte wie die Mutter meines Bräutigams. Mit dem Uhrmachermeister aus Göß, dem Genossen Andrejowitsch, sowie mit Genossen Muchitsch, der als Heimleiter der Werkschule Donawitz beschäftigt war, hatte mich Toni schon vor längerer Zeit bekannt gemacht.

Als Toni, wir nannten ihn "Tič", und Sepp Filz, dieser hieß nun

"Josch", aus Jugoslawien zurückgekommen waren, wurde ich von ihnen und den anderen leitenden Genossen oft zur Kurierdiensten eingeteilt. Ich war so nach und nach zur Zwischenstelle der bereits im Untergrund tätigen Genossen und den damals noch nicht untergetauchten Widerstandskämpfern geworden. Damals haben wir große Sammelaktionen eingeleitet. Wir sammelten für die im Kärntner Grenzraum bereits kämpfenden Partisanenabteilungen Kleider, Schuhe, Geld und Medikamente und lieferten alles über unsere Villacher und Klagenfurter Verbindungen ins Rosental. Vor allem viele Frauen in unserem Leobner Bezirk waren hierbei sehr aktiv. Das war im Winter von 1943 auf 1944. Schon vorher, im Sommer 1943, war ich oft unterwegs mit einem vollen Rucksack, um unseren "U-Booten" Lebensmittel nachzubringen. Oft mußte ich, mütterseelenallein, durch stockfinsternen Wald auf hohe Berge steigen und hatte am Anfang wohl ein wenig Angst. Die wichtigsten Stützpunkte befanden sich damals in der Zölz - was ja nicht so beschwerlich für mich war - und im Gesäuse. Ich mußte natürlich sehr vorsichtig sein und immer sofort eine Ausrede haben, woher ich komme und wohin ich gehe.

Einmal, Tič war damals noch in Jugoslawien, wollte ich gerade Flugblätter zu einem unserer Genossen auf den Häuslberg tragen. Es war eine stürmische Nacht im Frühjahr 1943. Als ich außerhalb der Stadt war, wurde ich plötzlich von zwei Stadtwachtmännern angehalten. Sie fragten mich, wohin ich in einer solch stürmischen, finsternen Nacht noch hingehen wollte. Mir war es heiß aufgestiegen, und mein Herz schlug mir bis zum Hals herauf, hatte ich doch unter meinem Kleid die Flugblätter. Aber ich bezwang meine aufgekommene Angst und fand auch sofort eine Notlüge. Ich hätte den Zug versäumt und müßte nun zu Fuß nach Hause gehen, sagte ich ängstlich. Ich muß wohl einen sehr erschreckten Eindruck gemacht haben auf die beiden Männer, weil sie plötzlich sehr freundlich wurden und fragten, ob ich mich nicht vor den vielen ausländischen Arbeitern fürchte. Ich antwortete: "Ja, das schon, aber was soll ich machen, wenn kein Zug mehr geht?" Daraufhin ließen sie mich wieder gehen.

Im Juni 1943 hatte ich auch Verbindung zu einem tschechischen Genossen bekommen. Er wollte unbedingt mit unseren illegalen Genossen zusammenkommen. Er hatte von meinem Bräutigam gehört und bat mich, ihn mit Toni zusammenzuführen. Wir warteten beide schon über eine Stunde auf der vereinbarten Stelle, aber Tič kam nicht. Endlich trafen wir ihn dann einige hundert Meter abseits, wo er irrtümlich auf uns gewartet hatte.

Im August 1943 ging ich mit einem schweren Rucksack ins Gesäuse zur Sulzkarhütte, wo sich Tič, Josch und Genosse Gütersberger aus Judenburg aufhalten sollten. Es regnete in Strömen, und ich war schon so durchnäßt, daß ich nur mehr schwer weitergehen

konnte. Die Kleider klebten an meinem Körper wie nasses Papier. So freute ich mich schon im stillen, bald in der warmen Hütte zu sein und die Strapazen vorübergehend vergessen zu können. Als ich endlich nach Stunden zur Hütte kam, war diese leer. Die Genossen hatten ihren Platz gewechselt, warum, das wußte ich nicht. Darüber verzweifelt, daß ich niemanden angetroffen hatte, setzte ich mich vor die Hütte unter das überhängende Dach und begann vor Müdigkeit und Enttäuschung fast zu weinen. Lange saß ich so, und der Regen strömte unaufhörlich hernieder. Da kam dann der Gastwirt Loidl aus Hieflau, wo wir auch eine Verbindungsstelle hatten, gegen 24 Uhr zur Hütte und sagte mir, daß unsere Genossen im Gesäuse wären, ich müßte sofort nach Gstat-terboden gehen, dort würden sie längs der Straße irgendwo auf mich warten. Trotzdem ein langer Weg vor mir war, atmete ich erleichtert auf, denn nun wußte ich, daß den Genossen nichts passiert war. Ich bin dann noch einigemal ins Gesäuse, wobei mich einmal Genosse Muchitsch begleitete, der sich dann mit Tiè und Josch am Heindlkar traf.

Die Genossen wechselten dann wieder zurück in die Zölz, näher zu Leoben heran, da ja der Winter vor der Tür stand. Nun war es um vieles schwerer geworden, die Genossen mit Lebensmitteln zu versorgen. Im tiefen Schnee hinterließ man ja immer eine Spur. Da haben dann meistens die Genossen Heider und Muchitsch auf ihren "Brettln" den beschwerlichen Weg auf sich genommen. In die Zölz selbst ging auch ich manchmal. Oft kamen unsere Leute auch heraus in die Krumpen, wo Mutter Edlinger immer ein warmes Versteck für sie vorbereitet hatte.

Im Oktober 1943 war dann in ihrer Flaschenschenke, einem kleinen Häusl in der Krumpen, die Österreichische Freiheits-Front gegründet worden. Ich selbst war bei der Konferenz nicht dabei, aber man berichtete mir davon. Das war ein großer Schritt nach vorn in unserem Kampf. Inzwischen waren noch drei weitere Genossen zu den anderen gestoßen. Genosse Melchior aus Graz, "Kurz", Genosse Krenn aus Leitendorf, "Albert", und Genosse Lindmoser aus Eisenerz, "Lipp". Dann kam auch Genosse Rainer, ein Fachlehrer, zur Gruppe. Ihn nannten sie "Luis".

Damit war die Gruppe auf sechs Leute angewachsen. Der Judenburg-Genosse war zurück nach Judenburg gegangen, da er die Strapazen der Gebirgsüberquerungen nicht durchstand. Er war sehr gehbehindert.

Die Versorgung mit Lebensmitteln war zum großen Problem geworden, und so trennten sich die Genossen wieder, um auf vereinzelt-Plätzen zu überwintern.

Die Gestapo war in der Zwischenzeit fieberhaft tätig und hatte verschiedene Spitzel eingesetzt. So war ein gewisser Braschak,

der als biederer Kaninchenzüchter in Edling bei Trofaiach wohnte, auf die Spur eines jungen Burschen gekommen, der unter seinen Altersgenossen immer über Partisanen sprach. Wohl aus Geltungsdrang. So war er einmal zu unserer Mutter Edlinger gekommen und wollte für die Partisanen einige Stücke Donarit-Sprengmittel hinterlegen. Mutter Edlinger hat den Jüngling davongejagt und die Genossen von dem Vorfall unterrichtet. Aber die Gestapo glaubte, auf eine Spur gekommen zu sein. Es war wohl so, denn am 24. April 1944 schlug die Gestapo zu. Mit einem Überfallwagen voller schwerbewaffneter Gestapomänner fuhren sie vor der Flaschenschenke vor und verhafteten unsere treuen Genossen.

Als die Organisation erfuhr, daß Mutter Edlinger und ihr Mann verhaftet worden waren, mußten auch die Genossen Heider und Muchitsch in die Illegalität gehen. Genosse Muchitsch und dessen Frau, die auch in der Partei tätig war und mit ihrem Mann gerade noch untertauchen konnte, kamen zu mir in die Wohnung. Damals war gerade mein Bräutigam bei mir, und wir beschlossen, gemeinsam in ein vorbereitetes Versteck zu gehen. Wir blieben dann einige Zeit in der "Jassing" bei St. Michael bei der Keuschlerfamilie Ehmman. Diese sagten zu den Nachbarsleuten, wir vier wären Verwandte und wollten uns einige Zeit etwas erholen. Ich hatte mir vorsorglich für einige Zeit Urlaub genommen und wartete mit Bangen auf das Kommende. War ich doch mit unserer Genossin Edlinger aufs engste verbunden gewesen. Ich konnte ja nicht wissen, daß unsere Mutter Edlinger unter allen Umständen standhalten würde. Die Methoden der Gestapo waren ja brutal genug.

Als sich jedoch nach drei Wochen nichts Besonderes ereignet hatte, ging ich versuchsweise nach Hause zurück, um meine Arbeit im Amt wieder aufzunehmen. Das waren Tage voll grauenhafter Ungewißheit. Bei jedem Telefonanruf aus Graz schrak ich zusammen, in der Meinung, nun würde die Gestapo nach mir fragen. Wenn die Tür aufging und ein Fremder ins Büro trat, glaubte ich schon, man käme mich holen. Ich wartete jede Stunde auf meine Verhaftung und rechnete mit Sicherheit damit.

Es hatte sich herumgesprochen, daß es am 22. Juni 1944 am Thalerkogel zwischen SS und Partisanen zu einem Gefecht gekommen war und einige Partisanen tot seien. Ich hatte zu dieser Zeit keine Verbindung mehr zur Gruppe, und meine Ungewißheit über das Verbleiben meines Verlobten wurde unerträglich.

Dann sprengten die Partisanen unmittelbar bei der Mallinger-Mühle die Gleisanlage, wobei ein Munitionszug entgleiste. Das war das Signal für die Gestapo, mit Massenverhaftungen gegen den Widerstand vorzugehen. Viele Unbeteiligte wurden verhaftet. Aber auch mich traf das Schicksal.

Am 11. Juli 1944 kam die Gestapo um 6 Uhr früh zu mir ins Haus

und verhaftete mich aus dem Bett heraus. Ich wurde nach Graz gebracht. Meine ganze Familie wurde verhaftet, auch die Mutter von meinem Bräutigam.

Mit einem Sondertransport wurden wir dann in Viehwaggons am 3. Oktober aus Graz abtransportiert und kamen nach mehrtägiger Fahrt im KZ Ravensbrück an. Das war der erste Transport - sechzig Frauen. Darunter die Genossinnen Cilli Muchitsch, Charlotte Muchitsch, Pauli Pröll, Lea Watzl, Käthe Schlögl und Josefinie Götzinger. In Ravensbrück blieben wir einige Wochen und wurden dann in ein Nebenlager des KZ Buchenwald gebracht. Auf den Transportlisten stand bei unseren Namen: Partisanenunterstützung - Rückkehr unerwünscht. Mit dem nächsten Transport aus Graz am 2. November 1944 kamen wiederum 35 Frauen, darunter meine Mutter, nach Ravensbrück. Mein Vater, meine Mutter und die Mutter von Tič, meinem Bräutigam, sind bald im KZ gestorben.

C.W., nacherzählt von M.M.

*

Genossin Christl Berger-Wagner überstand die grauenhafte Zeit im KZ, so wie ihre sechs anderen Genossinnen. Die grenzenlose Solidarität der KZ-Häftlinge und vor allem die Disziplin unserer sieben Kommunistinnen, die zur Erschießung vorgesehen waren, rettete ihnen das Leben. Stärker als die brutale Gewalt und Grausamkeit der SS-Aufseherinnen, vertierte, entmenschte, sadistische "Vertreterinnen der germanischen Rasse", stärker als diese von Himmler auserwählten "Deutschen Mütter" blieben unsere Genossinnen.

ERINNERUNGEN

an seine Tätigkeit als Kommunist und seinen Weg ins Konzentrationslager Mauthausen brachte unser Genosse, der noch heute trotz seines hohen Alters aktiv tätige Kapfenberger Franz Bair, zu Papier. In einfachen Worten schildert er seinen Weg zur KPÖ, seine illegale Tätigkeit und das Martyrium im Todeslager Mauthausen.

Hier sein Bericht:

Ich, Franz Bair, geboren 1906 in Lohnsburg in Oberösterreich, möchte mit diesem Bericht versuchen, in gedrängter Form darüber zu schreiben, wie ich zur Partei gestoßen bin und wegen meiner Tätigkeit im antifaschistischen Widerstand ins Todeslager Mauthausen eingeliefert wurde.

Nach Beendigung der Volks- und Bürgerschule trat ich 1920 die Lehre an, um den Beruf eines Zeugschmieds zu erlernen. Weder die Lehrverhältnisse noch die tägliche Arbeitszeit sind mit der heutigen Situation vergleichbar: Zwölfstundentag, kein Urlaub und keine finanzielle Entschädigung, körperliche Züchtigung! Nach Abschluß der Lehre ging ich, wie in unserem Beruf/damals üblich, auf Wanderschaft. So kam ich 1928 ins Hammerwerk Schalchen bei Mattighofen. Dort war ich als Feuerbursche beschäftigt. 1930 wurde in Schalchen eine kommunistische Zelle gegründet, der ich beitrug. Damit begann auch meine Tätigkeit als aktiver Kommunist.

Eine Mitgliedschaft zur KPÖ war natürlich nicht damit erschöpft, indem man die monatlichen 50 Groschen bezahlte. Wesentlich war die direkte und aktive Teilnahme am Kampf der Partei. So der illegale Vertrieb der "Roten Fahne", Verteilung von Flugblättern und anderen oft selbstgefertigten Materialien. Trotz Verbot wurden sogenannte "Blitzversammlungen" sowie politische Schulungen in Scheunen, während der Spaziergänge im Wald und an ähnlichen Orten durchgeführt. Politische Materialien durften keinesfalls in Wohnungen aufbewahrt werden, da stets mit plötzlichen Durchsuchungen zu rechnen war. So war auch keine Seltenheit, daß man auf der Straße angehalten und einer Leibesvisitation unterzogen wurde.

Bei einem Versuch, eine Naziversammlung zu sprengen, kam es zu schweren Auseinandersetzungen, bei denen wir ein Todesopfer zu beklagen hatten. Bei einem von der KPÖ organisierten Pressefest kam es zu einer Verhaftungswelle, dennoch gelang es uns, den Referenten, Genossen Gmend, in Frauenkleidern in Sicherheit zu bringen.

Wie anderswo war es auch bei uns zu Vereinbarungen mit Schutz-

bündlern und Wehrsportlern gekommen, gemeinsame Aktionen (12. Februar 1934) in die Wege zu leiten. Leider wurde diese Absicht von der Polizei in Erfahrung gebracht und schon in den frühen Morgenstunden durch militärische Maßnahmen - Auffahren spanischer Reiter - verhindert. Dieser offensichtliche Verrat war auch der unmittelbare Anlaß dafür, daß zahlreiche Schutzbündler aus der Sozialdemokratischen Partei ausgetreten und der KPÖ beigetreten sind.

Ich war damals bereits arbeitslos. Nach Schließung des Hammerwerkes kam ich in der Lederfabrik Vogl in Mattighofen unter. Am 5. Jänner 1933 wurde ich wegen "Arbeitsmangels" entlassen. Tatsächlich wurde ich jedoch deshalb aus dem Betrieb geworfen, weil ich es wiederholt abgelehnt hatte, die von meinem Meister mir vorgelegte Beitrittserklärung zur NSDAP zu unterschreiben. Daß dies so war, bestätigt eine Erklärung des ehemaligen SP-Landtagsabgeordneten von Oberösterreich, Josef Kaiser, der als damaliger Betriebsobmann diese Vorkommnisse schriftlich bestätigte. Dieses Dokument ist in meinem Besitz. Trotz mehrmaligen persönlichen Vorsprachen und oftmaligen Interventionen seitens meines Schwiegervaters, der als Vorarbeiter in dieser Lederfabrik beschäftigt war, war es mir nicht möglich, wieder in den Betrieb zurückzukehren. Besitzer Vogl erklärte immer wieder: "Dieser Kommunist wird in meinem Betrieb nie mehr Arbeit bekommen." Für mich war diese Tatsache deshalb sehr schwerwiegend, da ich bereits Frau und zwei Kinder zu versorgen hatte. Ich war daher mehr oder weniger auf die Unterstützung durch meinen Schwiegervater angewiesen und auf das, was meine Frau durch gelegentliche Arbeiten verdienen konnte. Wenige Tage nach dem Einmarsch der Hitler-Wehrmacht in Österreich wurde ich von einigen Nazi-funktionären aus meiner Wohnung geholt, um mir eine Radioübertragung einer Goebbels-Rede anzuhören. Dabei wurde mir nahegelegt, über das Gehörte und überhaupt nachzudenken und Überlegungen anzustellen, die für mich von Nutzen sein könnten.

Meine Schlußfolgerung daraus war, so schnell wie möglich aus Mattighofen zu verschwinden. So fuhr ich geradewegs nach Donawitz, wo ich tatsächlich in der Kesselschmiede eingestellt wurde. In der mir zugeteilten Arbeitsgruppe Steiner war auch Genosse Hans Krenn, und in unmittelbarer Nähe arbeitete auch Silvester Heider. Mir wurde anfangs großes Mißtrauen entgegengebracht. Der Grund dafür war, daß ich aus der Nähe von Braunau kam, und man befürchtete, ich könnte ein Nazi sein. In einer Aussprache konnte ich dieses Mißtrauen ausräumen.

Im Betrieb gab es bereits eine Widerstandsgruppe. Diese bestand vorwiegend aus KP-Genossen, und es war selbstverständlich äußerste Vorsicht geboten. Die Kesselschmiede war auch der Ausgangspunkt für die spätere Partisanenbewegung, der der später gefal-

lene Silvester Heider angehörte. (Diese Darstellung ist nur bedingt richtig - M.M.)

Schlechte Wohnverhältnisse und ein eher mäßiger Arbeitsplatz waren die Ursachen dafür, daß ich von Donawitz nach Kapfenberg ging, wo ich in der Gesenkschmiede arbeitete. Die Verbindungen nach Leoben bzw. Donawitz blieben jedoch aufrecht.

So wie in der Kesselschmiede in Donawitz, so gab es auch in der Gesenkschmiede in Kapfenberg eine Widerstandsgruppe, der ich mich anschloß. Unsere Tätigkeit war vor allem darauf gerichtet, gefangenen Rotarmisten zu helfen, Spenden und Lebensmittel für die bereits in Aktion getretenen Partisanen zu sammeln. Auch wichtige Informationen wurden an diese durch entsprechende Verbindungen weitergeleitet. Etliche von der Gestapo gesuchte Genossen konnten mit unserer Hilfe in Sicherheit gebracht werden, indem sie über die Anlaufstelle "Faust" (Genosse Andrejowitsch aus Leoben-Göß - M.M.) über die Grenze gebracht wurden.

Meine Wohnung in Kapfenberg war nicht nur fallweise Treffpunkt für Besprechungen, hier wurde auch das Gesammelte abgegeben und bis zur Weitergabe an den Kurier - ein Fachschullehrer Rainer aus Bruck - aufbewahrt. Leider wußte niemand, daß dieser Lehrer Rainer für die Gestapo arbeitete. Die Tatsache, daß dieser Verräter jedoch nur mich persönlich kannte, hat sicher etlichen Genossen viel Leid und vielleicht auch den Tod erspart. So konnte in Kapfenberg selbst nur ich verhaftet werden. Aber auch in Leoben fielen einige Genossen dem Verrat Rainers zum Opfer.

*

Hubert Rainer, ein Fachschullehrer aus Leoben - er war zeitweise auch in Bruck als Lehrer eingesetzt -, stammte aus einer altingesessenen kommunistischen Familie. Er war im Widerstand und auch zwischen 1934 bis 1938 illegales Mitglied der KPÖ, einige Male vor 1938 inhaftiert. Er gehörte zu den Gründungsmitgliedern der ÖFF und mußte Anfang Jänner 1944 untertauchen, da er bereits gesucht wurde. Den Strapazen der Partisanengruppe im Gebirge wenig gewachsen und mit einem ausgeprägten Hang zum Abenteuerum, verließ er am 1. Mai 1944 die Partisanengruppe mit einem mit dem Kommandanten Hans Krenn, "Albert", ohne Wissen des Leitungskollektivs der Gruppe, vereinbarten Auftrag. Er wurde jedoch in Leoben gesehen und von der Gestapo ins Gestapogefängnis ins Paulustor nach Graz gebracht. Bei den Verhören brach er zusammen, und die Gestapo stellte ihn vor die Wahl - entweder Mitarbeit oder "Kopf ab". Rainer gelang es später zu entkommen und wieder Anschluß an unsere Gruppe zu finden. Er hatte eine große Stütze im etwas leichtgläubigen Hans Krenn, der ihm noch traute. Zur Gruppe zurückgekommen, beteiligte er sich mutig an verschiedenen Aktionen. Nach dem 5. August 1944, wo sich die

Gruppe zeitweilig trennte, um an verschiedenen Punkten Aktionen durchzuführen, ging Rainer mit Hans Krenn, "Albert", und dem späteren Verräter Franz Meßner, "Karl", ins Stadtgebiet Leoben, um dort gemeinsam mit diesen einen bestimmten Auftrag zu erledigen. Hans Krenn wurde dann von Meßner der Gestapo ausgeliefert (siehe den Beitrag "Zum Verräter geworden"). Rainer hatte die Verbindung verloren, da wir nach dem Verrat Meßners zum Glück viele Verbindungen absichern konnten. Rainer wurde Mitte Februar 1945 von der Gestapo in einer Wohnung in Leoben-Judendorf erschossen. Der Todesschütze war ein ehemaliger Jugendfreund Rainers, der ehemalige "JUSO-Bursch" jedoch spätere SSler und Gestapo-Mann Anton Fujan aus Leoben. Diese Tatsache kann durch einen derzeit noch lebenden Widerstandskämpfer bestätigt werden.

Es zeigte sich im illegalen Kampf immer wieder, daß zu große Vertrauensseligkeit meistens zu großen Opfern führte und daß es unbedingt notwendig war, alle zur Mitarbeit bereiten Menschen strengen Prüfungen zu unterziehen, bevor diese zu irgendwelcher Tätigkeit herangezogen wurden. M.M.)

*

Der 11. Juli 1944 war der Tag, wo ich und besagte Leobner Genossen verhaftet und ins Polizeigefängnis Graz-Paulustor eingeliefert wurden. (In der Nacht vom 10. auf den 11. Juli 1944 hatten wir mitten in Leoben die Gleisanlagen der Südbahnstrecke gesprengt, M.M.) Die einzige Genugtuung für mich und die anderen war, daß dieser Verräter Rainer dann, als er der Gestapo nicht mehr nützlich genug war, von dieser umgebracht wurde.

Genosse Hans Krenn hatte seine Arbeit in Donawitz aufgegeben und war nach Bruck zur Eisenbahn gekommen. Dort sollte er verhaftet werden. Er konnte sich durch Flucht dieser Absicht entziehen. Fünf Wochen hielt ich Genossen Krenn in meiner Wohnung versteckt. Obwohl durch zahlreiche Plakate in der Öffentlichkeit zur Verhaftung ausgeschrieben, hat sich Krenn nicht an die gebotene Vorsicht gehalten, die Wohnung immer wieder verlassen und Spaziergänge absolviert. Er hat so nicht nur sich, sondern auch mich, meine Familie und darüber hinaus weitere Genossen ärgstens gefährdet. Dieses sein Verhalten hat dann letztlich auch zu seinem Tode geführt.

Die Informationen, die die Gestapo von Rainer hatte, genügten nicht. Sie wollte durch Anwendung ihrer sattem bekannten Methoden von mir herauszwingen, wer noch alles an dieser Sache beteiligt sei. Trotz seelischer und körperlicher Mißhandlungen kann ich mit ehrlichem Gewissen sagen, daß durch mich niemand zu Schaden kam.

Nach Abschluß der Verhöre wurde ich mit anderen Genossen in das

Landesgericht überstellt, wo ich erfuhr, daß ich mich wegen "Vorbereitung zum Hochverrat" und wegen "Heimtücke" zu verantworten habe. Nach einigen Wochen Landesgericht wurde ich, gemeinsam mit anderen Genossen, nachts in einen Viehwaggon verladen und mit dem Vermerk "Rückkehr unerwünscht" ins Todeslager Mauthausen transportiert.

Daß das KZ Mauthausen ein sogenanntes Todeslager war, ist nicht unbekannt. Es gab zahlreiche Nebenlager, wo Häftlinge für kriegswichtige Arbeiten bis zur Erschöpfung - gleichbedeutend mit dem Tode - arbeiten mußten.

In den frühen Morgenstunden im Lager angekommen, wurden wir vom SS-Obersturmführer Ziareis "empfangen" und "im Lager willkommen heißen". Seine zynische Bemerkung - man solle sich keine Sorgen machen, man komme sicher wieder aus diesem Lager heraus - unterstrich er mit einer in Richtung rauchender Kamine des Krematoriums weisenden Handbewegung.

Mein erster Arbeitseinsatz war im gefürchteten Steinbruch, wo von den Häftlingen schwere Steine über die 186 Stufen der "Todesstiege" ins Lager getragen werden mußten. Inzwischen gibt es Zahlen darüber, wie viele Menschen bei dieser "Arbeit" den Tod gefunden haben.

Die Nebenlager Mauthausens, mit den Produktionsstätten für Kriegsrüstung, hatten einen enormen Verschleiß an Arbeitskräften, und es wurden laufend neue Häftlinge dafür angefordert. Jene, die die Arbeit nicht mehr leisten konnten und nicht an Erschöpfung und Krankheit verstarben, wurden in den hierfür extra konstruierten Gaskammern vergast und in den Verbrennungsöfen verbrannt. Ich selbst wurde als gelernter Metallarbeiter in das 4 km entfernte Lager Gusen I und II überstellt. Die Produktionsstätten waren in riesigen Stollen untergebracht. In zweischichtiger Arbeit zu je 12 Stunden täglich wurde ununterbrochen produziert. Zuerst war ich bei den Messerschmitt-Werken, später im Lager II bei den Steyr-Werken in der Waffenproduktion.

Über die Zustände und Geschehnisse in diesen Lagern zu berichten, möchte ich mir ersparen. Zu schrecklich sind die Erinnerungen, unfassbar grausam die massenweise Vernichtung von Menschen. Nur ein einziges Erlebnis bzw. Ereignis möchte ich dennoch erwähnen: Es war im Lager Gusen II, als eines Tages im Mai 1945 ein amerikanischer Panzerwagen mit einer rotweißroten Fahne auf dem Appellplatz erschien und uns mitgeteilt wurde, daß nun alles vorbei ist und wir frei seien. Der folgende vieltausendfache Aufschrei, die Umarmungen, die fast unfassbaren Szenen der Freude, die knieenden und die Hände zum Himmel streckenden, ausgegrelten Gestalten waren ein Erlebnis, welches wohl niemals mehr aus meinem Gedächtnis zu verbannen sein wird.

Nach der Befreiung kehrte ich mit meiner Familie, die nach Oberösterreich evakuiert worden war, nach Kapfenberg zurück, wo ich sofort wieder meine politische Tätigkeit in der KPÖ aufnahm. Ich war 25 Jahre als kommunistischer Gemeinderat tätig, wofür mir vom Bundespräsidenten das Goldene Ehrenzeichen für Verdienste um die Republik Österreich verliehen wurde.

F.B.

(B.b.M.M.)

KINDER IM WIDERSTAND

Die gab es auch in unserem Industriegebiet Leoben-Donawitz. Von einem Arbeiterkind, unserer Mitzerl Koch, die, kaum dreizehnjährig, gefährvolle Aufträge der Partisanengruppe erledigte, will ich hier kurz erzählen.

...Die Gestapo hatte schon lange Verdacht geschöpft gegen unsere Genossin "Gretl". Dieser war es jedoch immer wieder gelungen, die ihr nachgeschickten Spitzel zu täuschen und abzuschütteln, wenn sie mit einer Nachricht zu einem Stützpunkt der Partisanen unterwegs war.

Da beim Gestapochef Stelztl kein Erfolgsbericht einlangte, setzte er einen seiner geschicktesten Agenten an und befahl diesem, Gretl solange zu überwachen, bis man diese auf frischer Tat ertappen würde. Die Gestapo mußte auf diesen "Triumph" sehr lange warten. Erst als "Luis" - es war der Fachlehrer Hubert Rainer - durch äußerst nichtkonspiratives Verhalten hochging und bei den darauffolgenden Verhören viele Genossen preisgab, erst dann wurde auch Gretl verhaftet und ins Gestapogefängnis in Leoben, Kärntnerstraße Nr.1 eingeliefert. (Heute befindet sich dort das Großkaufhaus "Forum". M.M.)

Trotz tagelanger und nächtelanger Verhöre, die von den Gestapo-leuten mit brutalem Verprügeln ihrer Opfer begonnen und auch beendet wurden, konnten diese Schurken aus unserer Genossin Gretl nichts herausbringen. Sie schwieg. Keine einzige Verbindung zu den Partisanen, keinen noch so kleinen Hinweis auf die illegale Organisation oder deren Tätigkeit erfuhren die Faschisten. Auch die grausamen Foltermethoden - die Gestaposchläger "bearbeiteten" Genossin Gretl mit eisernen Ketten derart, so daß in ihrem Rückgrat Risse auftraten - konnten sie nicht dazu bringen, irgend etwas zu gestehen. Stärker als die grausame Macht blieb Gretls Glaube an die Gerechtigkeit unseres Kampfes!

Gretl war verhaftet. Wer sollte an ihre Stelle treten - wer die Verbindungen aufrechterhalten? Die Partisanengruppe wußte noch nichts von Gretls Verhaftung. Mitzerl, ihre Tochter, war nun allein daheim in der Wohnung. Den Vater hatten die Faschisten ja schon vor langer Zeit in den Kerker gesteckt. Er durfte nicht einmal an seine Familie schreiben. Schon gar nicht hatte ihn seine Frau mit der Tochter besuchen dürfen. Gretl hatte Mitzerl darüber erzählt, und so war Mitzerl nicht ahnungslos über den Einsatz ihrer Mutter für die ÖFF, die Österreichische Freiheits-Front und die Partisanengruppe. Ab und zu war ein Genosse in die Wohnung gekommen, um sich mit Mutter im Zimmer zu besprechen. Mitzerl mußte dann immer in der Küche bleiben und unliebsame Besucher davon abhalten, das Zimmer zu betreten.

Nun war Mutter verhaftet, und Mitzerl trat an Gretls Stelle. Eines Nachts war sie mitten durch den stockfinsternen Wald zum Stützpunkt der Partisanen gelaufen. Der befand sich in der Nähe des "Holzbauern", oberhalb der großen Schutthalden des Donawitzer Werkes. Die Gruppe mußte von der Verhaftung ihrer Mutter Kenntnis erhalten, deshalb überwand Mitzerl ihr anfängliches Angstgefühl und stieg die steilen Hänge empor. Endlich hatte sie den kleinen Brunnen erreicht, der von einem dichten Hollerbusch nahezu umgeben war. Erhitzt von der mühseligen Kletterei trank Mitzerl das eiskalte Wasser und setzte sich auf die primitive Holzbank neben dem Brunnen. Vom Versteck des Partisanenpostens konnte man diese Stelle gut einsehen. Es war vereinbart, daß sich Kuriere der ÖFF durch ein leises "Gsch-Gsch" - einem Vogel-laut nachgeahmt - bemerkbar machen sollten. Daraufhin würde der Posten ebenso antworten. Erst dann durfte der Ankömmling die vereinbarte Parole sagen.

Mitzerl wartete einige Minuten und als dann nach ihrem leise von sich gegebenen "Gsch-Gsch" ebenso leise aus dem nahen Jungwald geantwortet wurde, gab sie sich mit der vereinbarten Parole "Albert" zu erkennen. Als die aus dem Dickicht hervortretende Gestalt die Gegenparole "Baron" flüsterte, war Mitzerl sicher, daß es ein Genosse der Partisanengruppe war. Nun erzählte sie ihm davon, daß ihre Mutter verhaftet worden war und was sich seit diesem Zeitpunkt in ihrer Wohnung zugetragen hatte. Es war zum Glück noch niemand von der Organisation gekommen, um über Nacht oder auch länger zu bleiben. Die Gestapo jedoch hätte schon einige Male nachgefragt, wie es ihr gehe, ob sie wohl zur Schule ginge und wer für sie kochen würde.

Der Partisan hatte vorsorglich seinen Jägermantel um die Schultern des schwächlichen Mädels gelegt, denn es war um diese Zeit ziemlich kalt geworden im Wald. Mitzerl fühlte sich richtig geborgen, und jede Angst war von ihr gewichen. So fragte sie den Genossen, was sie weiterhin tun mußte.

"Bis jetzt hast du ja alles richtig gemacht", sagte der Partisan zu ihr. "Du mußt auch in Zukunft immer zu Hause bleiben und genau darauf achten, wer sich für die Wohnung interessiert! Traue niemandem, den du nicht genau kennst - und ohne Parole darfst du niemandem etwas davon sagen, daß du auch nur einen unserer Genossen kennst! Wir werden unsere Leute sofort verständigen, damit niemand mehr zu dir in die Wohnung kommt."

Nach diesem kurzen, leise geführten Gespräch, machte sich Mitzerl wieder auf den Weg. Jetzt hatte sie keine Angst mehr bei ihrem Abstieg durch den nächtlichen Wald. Ein befreiendes Gefühl durchströmte sie. Sie hatte ihren nicht ungefährlichen Auftrag, die Partisanen von der erfolgten Verhaftung ihrer Mutter zu ver-

ständigen, bis jetzt ohne Zwischenfall erledigen können. Nun mußte sie nur noch ungesehen in die Wohnung zurückkommen. Zur Sicherheit war sie bei ihrem nächtlichen Kuriergang nicht durch die Haustür aus dem Haus gegangen, sondern durchs Zimmerfenster gestiegen, von wo sie über den finsternen Hinterhof ungesehen den Weg längs der Mur benutzen konnte. Den gleichen Weg mußte sie nun bei ihrer Rückkehr nehmen. Wichtig war ja nur eines - sie hatte den Auftrag erfüllt, die Gruppe war gewarnt. Was tat es da, daß die Füße schwer wie Blei waren, der Magen vor Hunger knurrte und das junge Herz bis zum Hals herauf pochte, als Mitzerl im Morgengrauen endlich wieder durchs Fenster gestiegen war und sich völlig erschöpft zum Küchentisch setzte. Die Hände über den Tisch gebreitet, so schlief sie ein.

*

Genossin "C" war mit dem Rad unterwegs nach Judendorf. Sie wußte noch nicht, daß Gretl bereits verhaftet war. Sie hatte selbst immer wieder ihren Versteckplatz wechseln müssen. Nun wußte sie nicht mehr wohin, und so war Gretl ihr letzter Ausweg. Leise, die Finsternis der Nacht nützend, schob C ihr Rad bis in die Nähe der Wohnung Gretls. Dort stellte sie es an die Bretterwand, die den Hinterhof von den anderen Wohnhäusern abgrenzte. Dann trat sie, längs der Hausmauer entlangschleichend, unter den großen Torbogen. Dort blieb sie stehen und vergewisserte sich, daß ihr niemand gefolgt war. Im Hausflur war es noch finsterner als draußen im Hof, und C mußte sich bis zur Wohnungstür Gretls vortasten. Wieder hielt sie, angestrengt horchend, ob auch im Haus alles still war. Dann klopfte sie mit dem verabredeten Zeichen an die Tür. Nichts rührte sich. Erst nach nochmaligem Klopfen öffnete sich langsam die Tür, und Mitzerl zog die Genossin in die Wohnung. Sie drängte C gleich weiter ins Schlafzimmer und flüsterte ihr zu, daß sie sich vollkommen ruhig verhalten mußte. Als sich Mitzerl davon überzeugt hatte, daß die Verdunkelungsrolle vollkommen zugezogen war und sich im Haus nichts rührte, ging sie zurück ins Schlafzimmer und schaltete die Nachttischlampe ein.

Erst jetzt konnte Genossin C sehen, daß das Mädchen verweint aussah. Die großen, schönen Augen Mitzerls blickten sie aus einem blassen, übermüdeten Gesicht an.

"Verhaftet", sagte Mitzerl leise. "Vor ein paar Tagen ist Mutter nicht mehr nach Hause gekommen, ich habe mir gleich gedacht, daß es nun geschehen ist!" Mitzerl unterdrückte tapfer die Tränen und lehnte ihren Kopf an die Schulter der Genossin. Diese zog die schwächliche Jungmädchengestalt an sich und sprach beruhigend auf sie ein.

"Ich bleibe nur den Tag über, es wäre zu gefährlich, länger zu

bleiben, obwohl ich nicht mehr weiß, wohin ich gehen soll", sagte C. "Du weißt ja, mit der Partisanengruppe kann eine Frau ja nicht mithalten, die Strapazen sind zu groß; momentan weiß ich nicht einmal, wo sich die Gruppe aufhält! Nach der Schießerei am Thalerkogel haben sie sich in mehrere Gruppen getrennt!"

"Ja, das weiß ich", sagte Mitzerl leise. "Albert hat mir gesagt, daß Genosse Wastl gefallen ist. Ich war vorige Nacht oben bei ihrem Stützpunkt und habe ihnen gesagt, daß Mutter verhaftet ist!"

"So? Eigentlich darfst du mir das gar nicht sagen! Hat dir Albert das nicht aufgetragen?"

"Das schon", erwiderte Mitzerl zögernd, "aber dir kann ich doch vertrauen!"

"Selbstverständlich kannst du das! Aber sei bitte vorsichtig und sprich nun wirklich zu niemandem davon!"

"Ja, ich werde nun wirklich mit niemandem mehr darüber sprechen, egal, wer es ist, das versprech' ich dir!"

"Das ist gut so, Mitzerl! Aber jetzt überlegen wir uns, wo ich mich am besten den Tag über verstecken soll!"

Nach einigem Überlegen kamen die beiden überein, daß sich Genossin C zwischen die Betten legen soll. Gesagt, getan. Mitzerl strich noch die Bettbezüge glatt und war zufrieden darüber, daß man auch nicht das geringste merkte, daß jemand zwischen den Betten lag.

"So - fein", sagte sie leise zur Genossin, "man sieht überhaupt nichts! Brauchst du noch etwas?"

"Nein."

C war nun mit ihren Gedanken allein, voll bangem Hoffen, daß der lange Tag ohne Zwischenfall vorübergehen möge. Es war ja nicht auszudenken, wenn sie am Tode anderer schuld wäre, wenn man sie hier in der Wohnung entdecken würde. Sie konnte auf keinen Fall länger hier bleiben.

Mitzerl hatte sich in der Küche auf den Diwan hingelegt und war gleich darauf eingeschlafen. Es waren noch knapp zwei Stunden Zeit, dann mußte sie wieder aufstehen und sich für die Schule vorbereiten. In der Schule war sie eine aufmerksame, strebsame Schülerin, aber nach der Verhaftung der Mutter konnte sie keinen klaren Gedanken fassen. Immer stand Mutters Gesicht vor ihren Augen, sie spürte förmlich den besorgten, mahnenden Blick der lieben, grauen Augen auf sich ruhen. Mutter konnte sich darauf verlassen - niemals würde sie der Gestapo oder anderen Leuten irgendein Geheimnis verraten!

Schwer lasteten in dieser Zeit der Nazi Herrschaft die Sorgen auf den schmalen Schultern so manchen Arbeiterkindes, dessen Eltern oder ältere Geschwister im Kerker saßen, nur deshalb, weil sie sich zu Österreich bekannten und zur Arbeiterklasse standen. Doch viele dieser "Kinder" halfen zäh und verbissen im Widerstandskampf gegen die Faschisten mit. So mancher Erwachsene konnte sich daran ein Beispiel nehmen.

Bevor Mitzerl in die Schule ging, fragte sie C noch, ob sie etwas benötige.

"Nein", kam es gedämpft unter der Decke hervor, "aber ich glaube, es ist besser, wenn du das Zimmerfenster offenläßt - für alle Fälle!"

Mitzerl kam dieser Aufforderung nach und verließ mit einem kurzen Gruß das Zimmer. Die paar Stunden Unterricht gingen rasch vorbei, und nach Schulschluß eilte sie, voll Sorge, ob daheim wohl noch alles in Ordnung sei, ihrer Wohnung entgegen. Zum Glück fand sie Genossin C wohlbehalten zwischen den Betten liegen. Diese hatte sich kaum gerührt und hatte sogar kurze Zeit geschlafen.

"Bist du hungrig, Genossin?" fragte Mitzerl im Flüsterton. "Ich mach uns schnell eine Gemüsesuppe! Inzwischen kann ich auch meine Schulaufgaben machen."

"Fein", antwortete C, nun die Decke etwas zurückschlagend, damit sie etwas mehr Luft bekam. "Wenn man so lange vollkommen zugedeckt liegen muß, bekommt man direkt Atemnot!"

"Ja, du Arme! Hoffentlich kommt niemand, damit du wenigstens nicht immer vollkommen zugedeckt liegen mußt! Ich stell jetzt den Topf mit dem Gemüse auf, wirst sehn, die Suppe wird dir gut-tun!"

Schnell war im Sparherd Feuer gemacht, und C hörte mit Vergnügen, wie Mitzerl das Gemüse zurechtschnitt. Ihr knurrte ja schon lange der Magen, sie hatte ja seit über zwölf Stunden nichts mehr gegessen - seit sie von ihrem vorherigen Versteck in der Jassing weggefahren war. Dort war sie bei der Keuschlerfamilie Ehmann fast eine ganze Woche sicher untergebracht gewesen. Auch zu essen hatte sie genug, denn die treuen Freunde sorgten gut für sie. Für alle Eventualitäten war sie "eine Verwandte", die sich einige Zeit bei ihrer "Tante" erholen durfte.

Als Mitzerl den Suppentopf aufs Feuer gestellt hatte und sich anschickte, ihre Schulaufgaben zu machen, klopfte es an die Tür. Gestapo, durchzuckte es Mitzerl, doch sie zwang sich zu innerlicher Ruhe. Es war aber nur die Nachbarin, die, ohne auf ein "Herein" zu warten, ihre hagere Gestalt durch die Tür schob.

Mitzerl stand vom Tisch auf und dachte sich: Die war ja in letzter Zeit doch immer so freundlich zu mir ... sie kommt aber sicher nur spionieren ... die bekommt von mir sicher nichts heraus ... was will sie denn von mir? Fast mechanisch erwiderte sie den Gruß der Frau und fragte sie, was sie wolle.

"Ich wollte nur wissen, wie es dir geht, wo doch deine Mutter schon einige Zeit im Krankenhaus ist! Was fehlt ihr denn? Vielleicht brauchst du etwas!"

"Meine Mutter ist nicht im Krankenhaus", erwiderte Mitzerl. "Die hat die Gestapo geholt, allerdings weiß ich nicht einmal, wohin man Mutter gebracht hat. Ich weiß auch nicht, warum sie Mutter geholt haben."

"Was du nicht sagst, die Gestapo, das ist ja schrecklich!" Mitzerl hörte direkt den Hohn aus den Worten der Nachbarin heraus. So wenig konnte sich diese verstellen. Sie war im ganzen Viertel als fanatische Nationalsozialistin bekannt, und auch ihr Mann war ein Nazi. Er war "Blockwart" und bespitzelte als solcher alle Leute.

Mit neugierigen Blicken musterte das Weib jeden Winkel der Küche und sagte scheinheilig: "Du armes Kind! Fürchtest du dich denn nicht allein in der Wohnung? Hast du nicht jemand von Mutters Bekannten hier?"

Mitzerl stieg der Zorn hoch über diese scheinheilige Frau, doch bezwang sie sich und sagte ruhig: "Sie sehen ja, daß niemand hier ist - und warum soll ich mich denn fürchten?"

"Na ja, der Rundfunk hat doch angesagt, daß Banditen in der Umgebung von Leoben einen Förster überfallen und ausgeraubt haben! Hast du das nicht auch gehört?"

Mitzerl dachte sich: Ach du blödes Weib, so dumm bin ich noch lange nicht, daß ich dir auf diese Lügen hereinfalle. Dann sagte sie lakonisch: "Ich hör' nie Radio! Und bei mir könnten sich die Banditen auch nichts holen! Außerdem trauen sich diese Leute ja gar nicht in die Stadt, sonst hätte sie die Gestapo bestimmt schon unschädlich gemacht! Glauben sie nicht auch?" ... "Aber bitte, wenn sie sonst nichts wissen wollen von mir, dann möchte ich meine Schulaufgabe fertigmachen", schloß Mitzerl unzweideutig das Gespräch.

"Ja, mach nur brav deine Aufgabe, ich muß ja auch wieder gehn", sagte die Nachbarin und entfernte sich mit einem hastigen Gruß.

Mitzerl saß noch keine Minute bei ihren Schulheften, als es nochmals an die Tür pochte. Sie sprang erschrocken auf. Das ist die Gestapo! Die haben die Nachbarin also doch nur vorgeschickt. Wenn nur alles gut geht! Mitzerl fühlte, wie ihr das Blut aus

dem Gesicht wich und ihre Knie zu zittern anfangen. Mit aller Energie bezwang sie das in ihr aufsteigende Angstgefühl und sagte mit lauter Stimme: "Herein!"

Mit einem Ruck wurde die Tür aufgerissen. Es war jedoch nicht die Gestapo, sondern der Mann der eben fortgegangenen Nachbarin. Mitzerl hatte sich hinter dem Küchentisch aufgerichtet. Ihre Schulhefte beiseiteschiebend, fragte sie den Eindringling: "Bitte, was wollen denn Sie nun von mir? Gerade war doch Ihre Frau da - ich will endlich meine Schulaufgaben machen!"

"Ich muß als Blockwart nachschauen, wie es dir geht! Hast du heute schon einmal Besuch gehabt?" fragte der Nazi und musterte das Mädels von oben bis unten, als ob er sie mit seinen Blicken durchbohren wollte.

"Ich habe doch schon Ihrer Frau gesagt, daß niemand bei mir war - wieso fragen Sie mich auch danach?"

Der Nazi tat so, als ob er nichts gehört hätte und fragte weiter: "Was tust du denn immer, wenn du allein daheim bist?"

Mitzerl zwang sich zur Ruhe und antwortete mit gleichgültigem Tonfall: "Sie sehen ja - ich mache meine Aufgabe - und wenn ich fertig bin, dann wird auch die Gemüsesuppe fertig sein. Ich hab' sowieso schon einen großen Hunger!"

"Aha, da schau her, kochen kannst du auch schon! Zeig einmal her, ob es was wird."

Mitzerl ging zum Herd, nahm den Suppentopf und zeigte dem Nazi dessen Inhalt. Sie hatte mehrere Gemüsesorten zusammengeschnitten und deren Wohlgeruch stieg nun dem Kerl in die Nase.

"Die riecht aber gut", sagte er, "da hast ja gleich mehrere Tage etwas zu essen - da braucht dir meine Frau also nichts kochen!"

"Nein, danke, ich brauch wirklich nichts von Ihnen. Ich koche mir immer gleich für mehrere Tage - einmal eine dicke Gemüsesuppe, dann einen Eintopf!"

Der Nazi hatte Mitzerl während des Gesprächs unentwegt beobachtet, ob sie sich nicht doch irgendwie verraten würde. Nun glitten seine Blicke mit unverhohlener Wollust über ihre Mädchengestalt, bei der sich trotz der schmalen Schultern schon gut sichtbar die jungfräulichen Brüste abzeichneten. Mitzerls Gesicht flammte errötend auf, als sie diesen begehrlischen Blick auffing, mit dem sie der Mann musterte. Dahinter verbarg sich doch ein leicht zu erratender, dreckiger Gedanke! Sie war schon öfter von diesem Kerl so herausfordernd angesehen worden und wenn sie daran dachte, rann es ihr immer eiskalt über den Rücken.

Einmal, spätabends, als die Luftschutzsirenen heulten, war sie mit ihrem Luftschutzgepäck allein in den Stollen gerannt. Mit plumpen Schritten war ihr damals der Nazi gefolgt und hatte sie in eine finstere Ecke gedrängt. Der Stollen war ja nur spärlich beleuchtet. Dann hatte sie der Wüstling mit seinen groben Fäusten gepackt, hatte ihr mit einer Hand den Mund zugehalten und mit der anderen ihre Brüste betastet. Panische Angst hatte sie am Schreien gehindert. Ihre Kehle war damals wie zugeschnürt. Noch heute fröstelte es sie, wenn sie daran dachte, wie der Nazi ihr unter den Rock griff und immer wieder versuchte, sie über eine Bank zu biegen. Sie war damals einer Vergewaltigung durch dieses Scheusal nur dadurch entgangen, weil andere Hausbewohner auch in den Stollen gerannt kamen. Mit einem derben Fluch ließ der Nazi von ihr ab und stieß sie zu Boden. Sie war dann trotz Alarm aus dem Stollen gerannt und hatte sich an der Mauer des nahen Friedhofes hingesezt und bitterlich geweint. Ihrer Mutter hatte sie von diesem schrecklichen Erlebnis nie etwas erzählt, die hätte sicher dieses Nazischwein geohrfeigt. Wer weiß, vielleicht hätte man Mutter schon damals verhaftet. Die Nazis durften sich ja alles erlauben - selbst an Kindern konnten sie sich ungestraft vergehen...

Diese Gedanken schwirrten durch Mitzerls Kopf und so gab sie dem Nazi auch nur mechanisch Antwort. Mit letzter Energie erwiderte sie den kurzen Gruß des ekelhaften Kerls, als dieser die Wohnung verließ.

Mit müder Bewegung sperrte sie die Tür zu und ließ sich auf einen Sessel nieder. Aufschluchzend vergrub sie ihren Kopf in den Armen und ließ den Tränen freien Lauf.

Genossin C hörte, durch die Zimmertür getrennt und vollkommen zugedeckt zwischen den Betten liegend, diese scheinheilige Frage des Nazis nur bruchstückhaft. Sie durfte sich ja in ihrem Versteck nicht rühren, denn der Nazi hätte ja ohne weiteres auch das Schlafzimmer betreten können, dann wäre alles schiefgegangen. Das Herz pochte ihr bis zum Hals herauf und sie glaubte, jeder müßte die Herztöne hören. Schweiß trat ihr auf die Stirn, und ihre Hände wurden eiskalt. Als C jedoch dann hörte, wie Mitzerl den Nazi mit lauter Stimme aufforderte, sich in der Wohnung genau umzusehen, um sich zu überzeugen, daß niemand außer ihr da sei, war ihr bewußt, daß dies der Trumpf gegen den Schnüffler war, der von dem tapferen Arbeiterkind bewußt ausgespielt worden war. Noch mußte sich C vollkommen still verhalten und warten, Mitzerl würde sie schon zur rechten Zeit herausholen. Der Nazi könnte ja einen alten Trick anwenden und nach einigen Minuten nochmals in die Wohnung zurückkommen. Was dann?

Mitzerl war aber auch vorsichtig genug, um zu warten. Sie über-

zeugte sich deshalb, ob der Blockwart wirklich das Haus verlassen hatte, und holte im Hausflur einen Krug Wasser, die Wohnungstür weit offen lassend. Als sie nichts Verdächtiges mehr hörte, ging sie mit dem vollen Krug zurück in die Wohnung und sperrte hinter sich die Tür zu. Dann betrat sie das Schlafzimmer und zog die Decke vom Bett.

"Das ist noch einmal gut gegangen", sagte sie leise zu Genossin C. "Hoffentlich kommt heute niemand mehr - ich hab' doch große Angst gehabt. Du mußt leider noch im Bett bleiben, bis es draußen ganz finster ist, jetzt ist es noch zu früh, um zu gehn. Am liebsten würde ich mit dir gehn, aber Albert hat gesagt, daß ich in der Wohnung bleiben muß, da vielleicht noch jemand unserer Genossen kommt. Es ist so schrecklich, wenn man sich für eine gute Sache einsetzt und trotzdem vor den Leuten verstecken muß. Ich komme später wieder, wenn es soweit ist!"

Genossin C hatte ihre Erregung inzwischen auch wieder überwunden und überlegte schon, auf welchem Weg sie in der Nacht die Wohnsiedlung mit dem Rad verlassen würde. Hoffentlich stand es noch am gleichen Platz, denn ohne Rad würde es viel schwieriger sein, aus der Stadt zu kommen. Sie wollte in die Vordernberger Gegend fahren, dort würde sie wohl wieder jemanden finden, der sie für kurze Zeit verstecken konnte.

Nach einiger Zeit kam Mitzerl wieder ins Zimmer und brachte den Topf mit der Gemüsesuppe mit. Hastig löffelte C die warme Suppe in sich hinein, dann machte sie sich fertig. Mitzerl hatte das Fenster geöffnet und einen Sessel davor gestellt. Mit einem Sprung konnte man den Hof erreichen. Draußen war es schon finster. Das Fenster war in eine Mauernische gebaut, man konnte vollkommen ungesehen den Boden erreichen.

C hatte Mitzerl wortlos umarmt und strich mit zarter Hand über den Mädchenkopf hinweg. Mitzerl klammerte sich fest an den Körper der Genossin, die gehetzt und ständig in Gefahr, von einem Versteck ins andere unterwegs war. Nur ganz selten konnte sie sich mit ihrem Mann irgendwo im Wald treffen. Dann war lediglich eine dicht gewachsene Fichte ihr "Dach", das beide vor Wind und Wetter schützte.

Heiße Tränen kollerten über die schmalgewordenen Wangen der Genossin. Mit mütterlichem Ton, fast unhörbar, tröstete sie Mitzerl, die sich noch immer fest an sie klammerte und leise vor sich hin schluchzte. C wußte nur zu gut, daß Gretl - die Mutter Mitzerls - einmal in den Händen der Gestapo, nicht so schnell wieder heimkommen würde. Wenn überhaupt! Aber sie durfte hier bei Mitzerl nicht weich werden, denn auch ihr selbst standen sicher noch schwere Tage und Wochen bevor. Nun wollte sie gehn.

"Bleib fest, du tapferes Mädel! Laß dich von niemandem aushorchen, hab' zu niemandem Vertrauen, nur zu Genossen, die du gut kennst!"

"Ja, Genossin - ihr könnt euch auf mich verlassen! Niemand wird von mir etwas erfahren - ich werde ab nun auch mir bekannten Genossen nichts sagen, wenn sie nicht die Parole kennen, die mir Albert eingeschärft hat!"

Genossin C drückte das Arbeiterkind nochmals fest an sich und flüsterte Mitzerl nochmals zu: "Paß gut auf!" Dann stieg sie durchs Fenster in die Nacht hinaus.

Mitzerl stand noch lange am Fenster und starrte in den nächtlichen Himmel. Sie hatte ihre Gedanken bei ihren Eltern, die bereits im Kerker und in den Händen der Gestapo waren, und bei der soeben in der Finsternis untergetauchten Genossin, die keinen Versteckplatz mehr wußte und einem ungewissen Schicksal entgegenfuhr.

*

Dieser kurzen Geschichte über den mutigen Einsatz eines Arbeiterkindes liegen tatsächlich Erlebnisse der nach dem Krieg im Alter von neunzehn Jahren verstorbenen Mitzerl Koch zugrunde. Sie hatte mir davon erzählt, als sie mir noch als fröhliches, aufgeschlossenes Mädel einmal beim Schifahren am Präbichl begegnet war.

Viel zu früh wurde sie durch eine schwere Krankheit aus der Mitte ihrer Freunde gerissen. Es war mir eine große Herzenssache und Verpflichtung, über dieses tapfere Kind zu schreiben. Auch sie übergab die "Rote Stafette".

M.M.

WIDERSTAND

gegen den braunen und schwarzen Faschismus leistete auch unser Genosse Karl Freimann aus St. Michael ob Leoben. In kurzen Worten - fast stichwortförmig - berichtet er über sich und die Zeit des Faschismus. Hier seine kurze Darstellung:

Schon als Kind bei den "Roten Falken" waren wir am Nachhauseweg manchen Schikanen der "Heimatschützer" von Judendorf-Seegraben ausgesetzt. Beim Verteilen von Versammlungseinladungen an die Bergarbeiter hatte ich erstmals mit der Gendarmerie, die gegen die Verteilung eingeschritten war, zu tun gehabt. Es handelte sich um eine Protestversammlung gegen die damalige Teuerung von Lebensmitteln. Bei den Jungsozialisten (JUSO) gab es stets Keilereien mit den Nazis, ein Toter war das Ergebnis 1933. Im Jänner 1934 wurde ich erstmals wegen einer Flugblattaktion verhaftet und kam wegen "Hochverrats" ins Untersuchungsgefängnis. Ich wurde jedoch wegen Mangels an Beweisen nach 14tägiger Haft wieder entlassen. Am 17. Februar 1934 wurde ich wieder verhaftet und ebenfalls wegen "Hochverrats" angeklagt. Einige Zeit nach der Hinrichtung von Koloman Wallisch wurde ich mit anderen Häftlingen nach Messendorf überstellt. (Messendorf bei Graz war ein Anhalte-KZ der austrofaschistischen Regierung, M.M.) Zuerst hieß es, wir würden freigelassen, man sperrte uns jedoch in einer Zelle wie Heringe zusammen. Wir konnten nur stehen, zum Umfallen hatten wir keinen Platz. Im April 1934 hatte ich wieder die Freiheit erlangt, wurde jedoch einen Tag vor dem Juliputsch der Nazis verhaftet. Man fand einiges Material bei mir. Nach dem Naziputsch wegen Platzmangels enthaftet, wurde ich jedoch im Oktober 1934 wiederum nach Messendorf "eingezogen" und im Dezember desselben Jahres nach Wöllersdorf auf unbestimmte Zeit überstellt. Weil ich mich an einem Hungerstreik beteiligt hatte, kam ich auf drei Wochen ins Kreisgericht Wr. Neustadt.

Nach meiner Entlassung am 12. November 1935 arbeitete ich wieder am Aufbau der Partei im Bezirk Leoben und Weissenbach-St. Gallen im unteren Ennstal. Am 8. Mai 1937 wurde ich wieder verhaftet und wurde in einem Monsterprozeß mit vielen anderen Genossinnen und Genossen verurteilt. Ich hatte sieben Jahre wegen "Hochverrat" bekommen, wurde jedoch im Februar 1938 amnestiert. (Berchtesgadener Abkommen.)

Nach meiner Enthaftung zog ich gezwungenermaßen nach St. Michael. Vom 12. auf den 13. März 1938 wurde ich um Mitternacht aus dem Bett geholt, mit mir unbekannte St. Michaeler. Tags zuvor war eine Demonstration gegen die Nazis, an der ich mich beteiligt hatte. Durch einen glücklichen Zufall wurde ich am Abend des 13. März wieder enthaftet. Ich mußte aber jede Fahrt außerhalb St. Michael der Gendarmerie melden, auch meine Rückkehr. Ich wußte

damals nie, werde ich die Tür noch von außen zumachen können oder nicht. Bei der Musterung zur Deutschen Wehrmacht dauerte es geraume Zeit, bis man mich für "wehrwürdig" befand. Dann wurde ich trotzdem am 8. Mai 1942 zu den Feldeisenbahnern nach Nürnberg-Märzfeld einberufen. Dann ging es ab nach Kriwoi-Rog, Taganrog, Pawlowskaja, Tichoretzkaja.

Auf Grund unserer Eisenbahnerdienstausübung hatten wir Kontakt mit der Zivilbevölkerung, wir konnten so manche Härten für diese etwas mildern; natürlich mit der gebotenen Vorsicht, denn Fallen wurden zur Genüge aufgestellt. Nach dem Fall von Stalingrad ging es irrtümlich nach Korneuburg mit verschiedenen Zwischenstationen. Von Korneuburg ging es nach Werschetz im Banat und danach nach Belgrad. Hier konnte ich wieder über Zivilisten und Widerstandskämpfer den Kontakt zu Partisanen aufnehmen. Diese rieten mir, bei meiner Eisenbahneinheit zu bleiben und sie dadurch zu unterstützen, indem ich sie mit verschiedenen militärischem Material belieferte. Auf Grund meiner Stellung war mir dies auch möglich. Ein Eisenbahner aus Halle an der Saale, ehemaliger SA-Sturmführer, half mir dabei tatkräftig.

Als unsere Einheit auf Grund des Vormarsches der Roten Armee aus Belgrad flüchten mußte, wurden wir in den Raum Doboij und Zenica verlegt. Wir bekamen die Aufgabe, die Heeresgruppe V durch das Bosna-Tal zu schleusen. Auch hier gelang es mir, Verbindungen mit der Bevölkerung herzustellen, Lebensmittellieferungen waren eine kleine Hilfe. Da uns dadurch der Boden zu heiß wurde, bereiteten wir unsere Flucht vor. Mit obgenanntem Franz Schubert ging es ins Ungewisse. Illegal, in Wehrmachtskleidern, landeten wir notgedrungen im Sudetenland, dort trennten wir uns. Mit einem Südkärntner begann ich die Heimreise. Nach allerlei Abenteuern landeten wir in Ledenitzen (Rosental), wo ich ihn wohlbehalten bei seiner Familie zurückließ. Auf der Golica wollte ich mit den Partisanen gemeinsam den Kampf gegen das dritte Reich fortführen, jedoch der Stab verwies mich in meine Heimat, denn dort gäbe es genug zu tun.

Am 8. Mai 1945 landete ich in meinem Heimatort. Es gab da wirklich viel zu tun für den Wiederaufbau Österreichs.

K.F.

*

Genosse Karl Freimann war dann lange Jahre kommunistischer Gemeinderat in St. Michael und setzte sich für die Interessen der Bevölkerung tatkräftigst ein.

SCHUSSWECHSEL AM ZEIRITZKAMPL

Die Faschisten waren uns schon eine Woche lang auf den Fersen, trotzdem war es uns gelungen, sie abzuschütteln und uns in ein anderes Gebiet zurückzuziehen. Der strömende Regen, der schon einige Tage und Nächte pausenlos aus tiefhängenden Wolken herniederging, hatte dazu sicher beigetragen, daß unsere Verfolger nicht allzu eifrig ihre Suche nach uns fortsetzten.

Hungrig, vollkommen durchnäßt und mit vor Kälte scheppernden Zähnen, hatten wir unser Lager aufgeschlagen. Josch und Jean, der Franzose, hatten den Auftrag, die Gegend nach lebender Nahrung abzusuchen. Wir wußten, daß in dieser Gegend Schafe zur Sommerweide aufgetrieben wurden und warteten daher voller Hoffnung auf die Rückkehr unserer Genossen.

Träge vergingen die Stunden. Regen durchnäßte unsere Kleider, und in unseren Schuhen quiekte das Wasser, was uns immer einen kalten Schauer den Rücken hinunterrinnen ließ. Endlich - es dämmerte bereits ein regennasser Morgen - kamen die beiden "Fleischerlsucher" zurück. Durchgefroren und durchnäßt hatten sie stundenlang die Gegend abgesucht. Nichts - außer dem Heulen des eiskalten Sturmes auf dem baumlosen Bergrücken - konnten sie wahrnehmen. Von einer weidenden Schafherde war nichts zu sehen.

Josch warf sich, so wie er war, vollkommen verdrossen auf den kalten, durchnäßten Waldboden. Wir sahen es ihm an, daß er nahezu erschöpft war - von Jean gar nicht zu reden. Der stammte aus Brest in Nordwestfrankreich und war schon gar nicht solchen Strapazen gewachsen. Wortlos hatte er sich neben Josch niedergelassen und war im Handumdrehen eingeschlafen.

"Na, Josch", sagte ich zu diesem, "da müssen es eben zwei andere Partisanen versuchen - vielleicht haben die mehr Glück!"

Es war ja wirklich nicht einfach. Tagelang von den Faschisten verfolgt und dem strömenden Regen ausgesetzt, mußten wir auf unwegsamem Gebirgspfad in stockfinsterner Nacht über Stock und Stein und hatten schon lange keine warme Nahrung mehr zu uns nehmen können. Mancher Partisan war am Ende seiner Kräfte, und die Disziplin ließ bereits merklich nach. Ich kannte diese Stimmung aus der Zeit des Frontaufenthaltes. Dagegen mußte etwas getan werden. Das Wichtigste war, daß wir ausgiebig Nahrung beschaffen und die Leute ihre Kleider trocknen konnten. So suchten wir einen besseren Lagerplatz und fanden ihn in einer Jagdhütte am Graskogel. Zwei andere Partisanen wurden neuerdings ausgesandt, um doch noch ein Schaf vom Berg zu holen.

Die Kampfleitung setzte sich zur Lagebesprechung zusammen. Es war geplant, in den nächsten Tagen eine militärische Aktion

durchzuführen, auch dann, wenn wir die Aktion unter Einsatz von Waffengewalt zum Abschluß bringen mußten.

Wald am Schoberpaß war unser geplantes Ziel. Dort rollten Tag und Nacht schwere Güterzüge mit kriegswichtigem Material und mit dem so wichtigen Erz in Richtung Leoben und zu den Hochöfen nach Donawitz. In entgegengesetzter Richtung rollten andere Kriegstransporte wieder nach Linz oder Salzburg. Wenn wir diese wichtige Bahnstrecke blockieren könnten, wäre dies sicher ein kleiner Beitrag zur Verkürzung des verdammtten Krieges. Wir wollten daher in jeder der beiden Richtungen einen Güterzug führerlos abrollen lassen. Durch die unbedingt erfolgende Entgleisung würde die Strecke verläßlich auf einige Zeit blockiert. Ein nicht zu verachtender Beitrag österreichischer Widerstandskämpfer zur Beendigung des mörderischen Krieges, in dem immer mehr Österreicher für die Nazifaschisten ihr junges Leben verloren.

Bei dieser Aktion sollte niemand am Leben bedroht sein. Wollte man uns jedoch mit Waffengewalt daran hindern, so würden wir mit Waffengewalt antworten. Für diese Aktion mußte die Gruppe voll einsatzfähig und vor allem in der Lage sein, die darauffolgenden Strapazen des Überwechselns in ein anderes, vom Aktionsort weiter entferntes Gebiet durchzustehen. Die nächste Aktion war für die Erzbergstrecke am Präbichl geplant und sollte die gleiche Wirkung haben.

Auch Tič und Lipp, die nächsten "Fleischerlsucher", waren ohne Erfolg zurückgekehrt. Da war nun guter Rat teuer. Es blieb uns nichts anderes übrig, als durch Schlaf jene Kräfte aufzuholen, die uns mangels Nahrung verlorengingen.

Der Abmarsch zu unserem Ziel war für die kommende Abenddämmerung festgelegt, und so ruhten sich unsere Kameraden doch halbwegs aus, wenn auch jedem der Magen knurrte.

*

Stunden waren wir schon unterwegs, hatten mitten in der Regen- nacht Kalwang passiert und stiegen nun gegen die Brunneben auf, wo wir in einem Bauernhof den Tag über warten wollten, um in der darauffolgenden Nacht die geplante Aktion durchzuführen. Unterwegs war uns der älteste Partisan, unser Genosse Guttenbrunner, krank geworden. Er hatte die Ruhr und unerträgliche Schmerzen im Bauch. Mit Blut vermischter Kot durchnäßte seine Hose. Leider konnten wir ihm nicht helfen, da wir keine Medikamente gegen diese Krankheit hatten.

So kamen wir nur langsam vorwärts, da Guttenbrunner oft streckenweise getragen werden mußte. Nochmals mußten wir einen Tag in einem Versteck verbringen, da wir uns dem Aktionsort ja nur bei Nacht nähern durften.

In der Nacht zum 2. August 1944 setzten wir unseren Marsch fort. Der Regen hatte etwas nachgelassen, dafür fegte ein kalter Wind vom Zeiritzkampl herab und ließ uns erschauern. Nebelschwaden strichen über diese kleine Hochebene und dämpften so die Laute aus den verstreut liegenden Gehöften, die wir alle umgehen mußten. In den Ställen brüllte bereits das Vieh und zeigte uns den nahenden Morgen an.

"Ausgedacht ist es ja schön", sagte ich zu Albert, "aber ob es sich auch so abwickeln wird, daran zweifle ich beinahe. Wir haben unseren Zeitplan ja nicht eingehalten!"

"Wenn jeder genau das macht, was ihm zur Aufgabe gestellt wurde, dann muß es klappen", antwortete mir dieser.

Albert hob die Hand, zum Zeichen, daß alle stehenbleiben sollten. Dann setzten wir, im Halbkreis ausgeschwärmt, unseren Weg fort und umzingelten so das Gehöft, in dem der Revierjäger wohnte. Dort wollten wir die Nacht abwarten. Der Bauernhof lag von den anderen Gehöften etwas weiter ab und war daher leicht zu sichern, falls wir irgendwie überrascht werden sollten. Jeder der Partisanen hatte strikten Befehl, nur dann von der Waffe Gebrauch zu machen, wenn wir beschossen würden. Unser Kampf richtete sich ja nicht gegen die Bevölkerung, sondern wir wollten mit unserer Aktion die Kriegsmaschine und das System der braunen Machthaber treffen, die unser Österreich mit in den blutigsten Krieg unserer Generationen hineingestoßen hatten!

Ganz dicht an die Hausmauer geduckt, glitten wir lautlos bis zum Tor. Albert und ich standen bereits unter dem Torbogen, die anderen hatten sich rund um das Gehöft verteilt und sicherten ab. Nichts schien sich im Haus zu rühren. Wir warteten noch einige Minuten. Da hörten wir das Winseln von Hunden. Gleich darauf schlürften schwerfällige Schritte einen Gang entlang. Eine Tür fiel knarrend ins Schloß.

"Mach weiter, Albert!" ... "Sonst bemerkt man uns noch früher, als uns lieb ist", flüsterte ich dem Kommandanten zu.

"Aufmachen! Aufmachen! Wehrmachtsstreife!" sagte Albert im selben Moment mit lauter Stimme... "Machen Sie auf! Wir wollen den Herrn Förster sprechen!"...

Wieder rührte sich nichts, nur die Hunde fingen laut zu bellen an. Gleich darauf huschte jemand vom Fenster zurück, und dann vernahmen wir ein Geräusch, als ob jemand Späne abschneiden würde. Ich hatte diese Geräusche jedoch so genau im Ohr und wußte, daß jemand Gewehre repetierte.

"Albert! Paß auf! Geh in Deckung!" flüsterte ich meinem Kameraden zu. "Da hat jemand Gewehre repetiert!"

durchzuführen, auch dann, wenn wir die Aktion unter Einsatz von Waffengewalt zum Abschluß bringen mußten.

Wald am Schoberpaß war unser geplantes Ziel. Dort rollten Tag und Nacht schwere Güterzüge mit kriegswichtigem Material und mit dem so wichtigen Erz in Richtung Leoben und zu den Hochöfen nach Donawitz. In entgegengesetzter Richtung rollten andere Kriegstransporte wieder nach Linz oder Salzburg. Wenn wir diese wichtige Bahnstrecke blockieren könnten, wäre dies sicher ein kleiner Beitrag zur Verkürzung des verdamnten Krieges. Wir wollten daher in jeder der beiden Richtungen einen Güterzug führerlos abrollen lassen. Durch die unbedingt erfolgende Entgleisung würde die Strecke verläßlich auf einige Zeit blockiert. Ein nicht zu verachtender Beitrag österreichischer Widerstandskämpfer zur Beendigung des mörderischen Krieges, in dem immer mehr Österreicher für die Nazifaschisten ihr junges Leben verloren.

Bei dieser Aktion sollte niemand am Leben bedroht sein. Wollte man uns jedoch mit Waffengewalt daran hindern, so würden wir mit Waffengewalt antworten. Für diese Aktion mußte die Gruppe voll einsatzfähig und vor allem in der Lage sein, die darauffolgenden Strapazen des Überwechsels in ein anderes, vom Aktionsort weiter entferntes Gebiet durchzustehen. Die nächste Aktion war für die Erzbergstrecke am Präbichl geplant und sollte die gleiche Wirkung haben.

Auch Tič und Lipp, die nächsten "Fleischerlsucher", waren ohne Erfolg zurückgekehrt. Da war nun guter Rat teuer. Es blieb uns nichts anderes übrig, als durch Schlaf jene Kräfte aufzuholen, die uns mangels Nahrung verlorengingen.

Der Abmarsch zu unserem Ziel war für die kommende Abenddämmerung festgelegt, und so ruhten sich unsere Kameraden doch halbwegs aus, wenn auch jedem der Magen knurrte.

*

Stunden waren wir schon unterwegs, hatten mitten in der Regen- nacht Kalwang passiert und stiegen nun gegen die Brunneben auf, wo wir in einem Bauernhof den Tag über warten wollten, um in der darauffolgenden Nacht die geplante Aktion durchzuführen. Unterwegs war uns der älteste Partisan, unser Genosse Guttenbrunner, krank geworden. Er hatte die Ruhr und unerträgliche Schmerzen im Bauch. Mit Blut vermischter Kot durchnäßte seine Hose. Leider konnten wir ihm nicht helfen, da wir keine Medikamente gegen diese Krankheit hatten.

So kamen wir nur langsam vorwärts, da Guttenbrunner oft streckenweise getragen werden mußte. Nochmals mußten wir einen Tag in einem Versteck verbringen, da wir uns dem Aktionsort ja nur bei Nacht nähern durften.

In der Nacht zum 2. August 1944 setzten wir unseren Marsch fort. Der Regen hatte etwas nachgelassen, dafür fegte ein kalter Wind vom Zeiritzkampl herab und ließ uns erschauern. Nebelschwaden strichen über diese kleine Hochebene und dämpften so die Laute aus den verstreut liegenden Gehöften, die wir alle umgehen mußten. In den Ställen brüllte bereits das Vieh und zeigte uns den nahenden Morgen an.

"Ausgedacht ist es ja schön", sagte ich zu Albert, "aber ob es sich auch so abwickeln wird, daran zweifle ich beinahe. Wir haben unseren Zeitplan ja nicht eingehalten!"

"Wenn jeder genau das macht, was ihm zur Aufgabe gestellt wurde, dann muß es klappen", antwortete mir dieser.

Albert hob die Hand, zum Zeichen, daß alle stehenbleiben sollten. Dann setzten wir, im Halbkreis ausgeschwärmt, unseren Weg fort und umzingelten so das Gehöft, in dem der Revierjäger wohnte. Dort wollten wir die Nacht abwarten. Der Bauernhof lag von den anderen Gehöften etwas weiter ab und war daher leicht zu sichern, falls wir irgendwie überrascht werden sollten. Jeder der Partisanen hatte strikten Befehl, nur dann von der Waffe Gebrauch zu machen, wenn wir beschossen würden. Unser Kampf richtete sich ja nicht gegen die Bevölkerung, sondern wir wollten mit unserer Aktion die Kriegsmaschine und das System der braunen Machthaber treffen, die unser Österreich mit in den blutigsten Krieg unserer Generationen hineingestoßen hatten!

Ganz dicht an die Hausmauer geduckt, glitten wir lautlos bis zum Tor. Albert und ich standen bereits unter dem Torbogen, die anderen hatten sich rund um das Gehöft verteilt und sicherten ab. Nichts schien sich im Haus zu rühren. Wir warteten noch einige Minuten. Da hörten wir das Winseln von Hunden. Gleich darauf schlürften schwerfällige Schritte einen Gang entlang. Eine Tür fiel knarrend ins Schloß.

"Mach weiter, Albert!" ... "Sonst bemerkt man uns noch früher, als uns lieb ist", flüsterte ich dem Kommandanten zu.

"Aufmachen! Aufmachen! Wehrmachtsstreife!" sagte Albert im selben Moment mit lauter Stimme... "Machen Sie auf! Wir wollen den Herrn Förster sprechen!"...

Wieder rührte sich nichts, nur die Hunde fingen laut zu bellen an. Gleich darauf huschte jemand vom Fenster zurück, und dann vernahmen wir ein Geräusch, als ob jemand Späne abschneiden würde. Ich hatte diese Geräusche jedoch so genau im Ohr und wußte, daß jemand Gewehre repetierte.

"Albert! Paß auf! Geh in Deckung!" flüsterte ich meinem Kameraden zu. "Da hat jemand Gewehre repetiert!"

Albert hatte sich noch enger an die Mauer gedrückt und auch seine Maschinenpistole entsichert, um jederzeit verteidigungsbereit zu sein. Da polterten schwere Tritte eine Holzstiege herab, und wir hörten jemanden mit tiefer Baßstimme sagen: "Na, was haben denn die zwei Hund', die sind ja derart aufgeregt!" Die folgenden Worte gingen in einem erneuten Aufheulen der beiden Hunde unter. Man mußte uns bemerkt haben, denn mit trampelnden Schritten lief jemand die Holzstiege hoch. Gleich darauf ertönten aus der Höhe laute Trompetensignale, die die ganze Gegend in Aufruhr brachten.

"Verdammt noch einmal", fluchte Albert, "jetzt ist alles verpatzt!"

"Ja, siehst du, mit so einem gefinkelten Jäger haben wir nicht gerechnet! Jetzt werden sie aus allen Richtungen kommen! Wir können uns auf keinen Kampf einlassen! Nichts als weg hier!"

Die anderen Genossen hatten sofort begriffen und liefen bereits auf den Waldstreifen zu. Es war ja auch höchste Zeit, denn von überall kamen bewaffnete Leute herbeigelaufen und schickten sich an, mit Hunden die Verfolgung aufzunehmen.

Am Waldrand stand dichtes Brombeergestrüpp. Da konnte es kein Zaudern geben, wir mußten hindurch. Mühsam, nicht auf die vielen Dornen achtend, die uns blutige Risse im Gesicht und an den Händen eintrugen, bahnten wir uns den Weg. Die Partisanen fluchten verbissen über diesen dornenreichen Pfad. Es hatte jedoch auch seine gute Seite. Da die Brombeerbüsche ziemlich ausgedehnt und dicht wuchsen, waren sie ja auch eine nahezu undurchdringliche Barriere gegen die uns verfolgenden Spürhunde. Die Verfolger mußten einen weiten Umweg machen, und das bedeutete für uns wieder einen nicht geringen Vorsprung.

Nach einer knappen Viertelstunde hatten wir, im Laufschrift steil berganstrebbend, zwischen uns und die Verfolger ein schönes Stück Gelände gebracht und den dichten Wald erreicht. Hier atmeten wir auf und verlangsamten unser Tempo. Im dichten Wald konnte uns niemand mehr gefährlich werden. Hatten wir doch oft die Erfahrung gemacht, daß sich die uns verfolgenden Nazifaschisten nur mit großer Scheu in die Wälder getrauten. Sie hatten Angst davor - im Wald waren wir die Stärkeren.

Auf der Brunnebenalm machten wir kurze Rast. Einerseits deshalb, um von gesicherter Position aus beobachten zu können, was sich im Tal tat, und andererseits darum, um uns mit neuem Proviant versorgen zu können.

Es war für uns ÖFF-Partisanen ein ungeschriebenes Gesetz, daß wir nur dort ohne Bezahlung etwas nahmen, wo wir durch unsere Bodenorganisation genau darüber informiert waren, daß zum Bei-

spiel das Weidevieh einem Nazibauern oder einem anderen Großbauern gehörte, der sich als "Ostmärker" in speichelleckerischer Weise dem "großen Bruder" aus dem "Altreich" kniefällig beugte. Auf die Brunnebenalm war jedoch von Kleinbauern aus Kalwang und Wald am Schoberpaß Vieh zur Sommerweide aufgetrieben worden, auch etliches Borstenvieh befand sich dort. Nachdem wir eines davon geschlachtet hatten, hinterlegten wir in der Almhütte 400 Reichsmark und eine Bescheinigung der Österreichischen Freiheits-Front mit folgendem Wortlaut:

"Wir österreichischen Freiheitskämpfer setzen unser Leben ein für die Befreiung unserer Heimat und unseres österreichischen Volkes von den Hitler-Faschisten. Unser Kampf ist hart und opferreich. Da wir natürlich auch Verpflegung brauchen, müssen wir diese nehmen, wo wir sie finden. Bei einfachen Leuten requirieren wir nichts, sondern bezahlen wir mit der derzeit gültigen Reichsmark. Wir erachten es als gerecht, wenn wir für das geschlachtete Schwein mit 70 Kilo den Gegenwert von RM 400.- hinterlegen. Diese Bescheinigung ist nach Beendigung des Krieges und dem Sturz der Nazimachthaber in der neuen Bezirkshauptmannschaft in Leoben einzulösen und es wird auch der nachweisliche Verlust der RM 400.- voll und ganz ersetzt.

Die Kampfgruppe der
ÖFF, Gebiet Leoben"

(Rundstempel)

(Leider blieb keine dieser Bescheinigungen erhalten, und der Verfasser mußte den Wortlaut sinngemäß rekonstruieren. Der Rundstempel wurde seinerzeit vom Genossen Johann Fürst aus Niklasdorf aus einem Gummiabsatz eines alten Halbschuhes geschnitzt. Er zeigte ein dreizackiges Bergrelief und enthielt die Buchstaben "ÖFF" - also die Abkürzung für "Österreichische Freiheits-Front". M.M.)

*

Auf unserem weiteren Marsch durch den Wald begegneten wir einem alten Mutterl. Die riß Mund und Augen auf, als sie unsere bewaffnete Gruppe sah. Als wir ihr jedoch sagten, wer wir waren, glitt ein stilles Lächeln über ihr mit lauter Runzeln bedecktes Gesicht. Sie stellte den Futterkorb, den sie auf ihrem gebeugten Rücken getragen hatte, zur Erde und richtete sich mühsam auf.

"Ja, Mutterl, Sie haben richtig gehört!" sprach ich die Alte an. "Wir sind österreichische Partisanen und kämpfen dafür, daß der verfluchte Krieg beendet wird, damit unsere österreichischen Arbeiter- und Bauernsöhne für die Nazibande nicht mehr als Kanonenfutter ins Gras beißen müssen!"

"Hast wohl auch einen Sohn draußen an der Front, Alte", mischte

sich auch Albert ins Gespräch. Er duzte die Frau, die dem Alter nach seine Mutter hätte sein können. Aber das machte dem Mutterl gar nichts aus. Sie nickte einige Male mit ihrem grauen Kopf und erwiderte: "Ja, sell' wohl! Freili hab' i an Buam drauß'n! Er hat eh' nimma auße woll'n, mei Bua. Imma hat er g'schimpft auf die Nazi. Aber der Ortsbauernführer hat ihm dann mit der Gestapo gedroht, da is er halt wieder an die Front! Zruckkemma is er nimma, mei Bua!" ... "Ja, den verdammt'n Hitla soll der Teufel hol'n'!" schloß die Alte und drohte mit geballter Faust irgendwohin. Mit einem "Pfüat enk - i wer enk nit verrat'n" nahm sie ihren Korb wieder auf und ging den Almhütten zu. Auch wir setzten nun wieder rascher unseren Weg fort.

Als wir zur Baumgrenze hinaufgekommen waren, konnten wir durch unsere Feldstecher beobachten, daß von allen Seiten Menschengruppen unterwegs waren, um uns zu verfolgen.

Einige Wochen später hatten wir dann von Dorfbewohnern erfahren, daß uns unsere Verfolger bereits im schütterten Waldstück ober der Brunnebenalm erspäht hatten und uns auf unserem Marsch mit Fernrohren genau wahrnehmen konnten.

Auf dem Bergrücken westlich des Zeiritzkampl lief uns ein Halterbub über den Weg. Wir nahmen ihn ein längeres Stück des Weges mit, damit er den Verfolgern nicht zu früh berichten konnte, wie viele Kämpfer wir waren und wohin unser Weg geführt hat.

Die Tage vorher hatten wir auf den gottverdammten Regen geflucht - jetzt begrüßten wir es geradezu, als es am frühen Nachmittag wieder stark zu regnen anfang. War es ja für uns berggewohnte Partisanen schon sehr beschwerlich, über Stock und Stein zu klettern, so würden unsere Verfolger noch längere Gesichter machen, wenn ihnen das Wasser den Rücken hinunterrinnen würde. In einem dichten Waldstück hielten wir an. Posten wurden aufgestellt und schnell hatte Josch ein kleines Feuer entfacht und die Fleischstücke zum Braten zurechtgelegt. Der Feuerschein wurde mit Decken abgedeckt, und der dünne Rauch verlor sich im dichten Geäst der knorrigen Fichte. Alle freuten wir uns schon auf den Braten, das erste warme Essen seit längerer Zeit. Aber da sollte es für uns eine Überraschung geben.

Josch, der sonst immer ein hervorragender Koch war, tuschelte ununterbrochen mit seinem Gehilfen. Wir kamen jedoch nicht dahinter, was die beiden zu besprechen hatten. Nichtsahnend verschlangen wir mit wahren Heißhunger die großen Fleischstücke - natürlich ohne Brot, denn solches hatten wir schon längere Zeit nicht mehr bekommen. Wir hatten unserer Bodenorganisation die Weisung gegeben, in der Zeit unserer Aktionen keinerlei Verbindung zu uns zu suchen. Wenn es sein müßte, würden wir selbst Kuriere schicken.

Stunden später verspürten wir in unseren Gedärmen, welche Bewandtnis es gehabt hatte, daß Josch mit seinem Gehilfen beim Kochen immer tuschelte. Immer öfter mußte sich der eine oder andere von uns niederhocken und seine Gedärme entleeren. Alle - ausnahmslos alle - hatten Durchfall. Statt eines Schweines war auf der Brunnebenalm ein Saubär geschlachtet worden. Dieses übelriechende Fleisch hatte darüber hinaus noch die Eigenschaft, daß es die Gedärme in Aufruhr brachte und uns immer wieder dazu zwang, gemeinsam eine kleine "Rast" einzulegen.

Inzwischen war es finstere Nacht geworden. Ein Partisane wurde beauftragt, den Halterbub zurückzubringen. Nach ungefähr zwei Stunden kam unser Genosse wieder zur Gruppe zurück und meldete, daß der Halterbub, nachdem er ihn nochmals belehrt hatte, nichts über uns zu sagen, den Grashang in Richtung Kalwang hinuntergerannt sei.

Nach allen Seiten sichernd, setzten wir unseren Weg fort und kamen gegen 22 Uhr zur Kühbacher Alm. Es waren dies zwei kleinere Almhütten und ein halbzerfallener Unterstand für das Vieh.

Auf alle Eventualitäten gefaßt, näherten wir uns vorsichtig den Hütten. Es konnten ja schon Verfolgertrupps hier sein, und dann war ein Zusammenstoß mit diesen unvermeidlich. Unbehelligt kamen wir jedoch zur Alm und begeherten bei der größeren Hütte Einlaß. Der Halter ließ uns ohne weiteres in die Hütte. Er trug Wehrmachtsuniform, und als wir ihn deshalb fragten, sagte er, daß er UK-Gestellter sei. Er war also von den Nazimachthabern als "unabkömmlich" zum Heimateinsatz abkommandiert.

"Ihr habt bestimmt großen Hunger", sagte er zu uns. "Viel hab' ich ja nicht heroben, vor allem kein Brot. Aber heiße Milch und Sterz kann ich euch schon geben." Und als er mit dem Zubereiten dieser von uns schon lange nicht mehr genossenen Köstlichkeiten fertig war, erzählte er uns sein Schicksal und schloß mit den Worten: "Ich hab' schon lange genug von diesem Nazigesindel - wenn nur dieser verdammte Krieg schon zu Ende wär'!"

*

Nach und nach lösten sich unsere Posten ab, um sich mit einer Schale heißer Milch zu erwärmen. Draußen goß es in Strömen, und stockfinstere Nacht umgab alles, so daß man keine fünf Schritte sehen konnte. Durch die wochenlangen Strapazen, vollkommen durchnäßt und durchgefroren, waren die meisten Partisanen bereits in tiefen Schlaf gesunken. Albert und Ferdl hielten Wache und unterhielten sich leise mit dem Halter. So erfuhren sie, daß der Revierjäger, den uns die Eisenerzer Organisation als verlässlichen Österreicher beschrieben hatte, zur Alm heraufkommen sollte. Auch die Forstarbeiter aus der Finster-Radmer, die bei

jeder Witterung für die "Herrschaft" um geringen Lohn schufteten mußten, hätten vom Nazigesindel schon genug. Es wären auch schon einige strafweise an die Front geschickt worden, weil sie zu offen ihre Meinung gesagt hätten. Unter ihnen liefen verschiedene Erzählungen über den Widerstandskampf und die Partisanen, die "bestimmt auch einmal in dieser Gegend auftauchen würden".

Der Halter hatte uns dies mit unverhohlener Freude berichtet, und wir hatten keinen Grund, an der Ehrlichkeit dieses einfachen Menschen zu zweifeln.

Es war schon lange nach Mitternacht, als Albert und Ferdl gleichzeitig aufsprangen, da sie draußen vor der Hütte gedämpfte Stimmen und sich der Hütte nähernde Schritte vernahmen. Auch der Halter war sofort auf den Beinen, warf einen kurzen Blick durchs winzige Hüttenfenster und flüsterte den beiden zu: "Das wird der Jäger sein - paßt trotzdem gut auf, ich mach' die Tür auf und werd' fragen, wer draußen ist!" Er war noch nicht bei der Tür, da hörten es die beiden Partisanen von draußen rufen: "Hallo - Fredi, mach auf! Da Jaga is da - laß uns eini, mir san schon waschlnaß!"

Es waren also mehrere Leute, nicht nur der vermutete Jäger allein. Albert und Ferdl entsicherten ihre Schußwaffen und stellten sich hinter die Tür. Der Halter machte die Tür zögernd auf, trat einen Schritt hinaus, drehte sich jedoch sofort wieder um und flüsterte kaum hörbar: "SA ist draußen!" Mit einigen Sätzen war er im Innern der Hütte verschwunden und warf sich zu Boden. Die nächsten Ereignisse wickelten sich in Sekundenschnelle ab. Draußen schrie jemand "Hände hoch! Ergebt euch!" und die Tür wurde mit einem Gewehrkolben aufgestoßen. Jedoch die Verfolger hatten nicht mit der Kaltblütigkeit der Partisanen gerechnet. Blitzschnell waren beide in Deckung gegangen, und fast gleichzeitig schossen sie. Mit einem Wehlaut fiel der erste Faschist, der sein Gewehr in Anschlag gebracht hatte und in die Hütte eindringen wollte. Den zweiten in SA-Uniform warf ein wohlgezielter Schuß zu Boden. Die anderen - es war dem Getrappel nach ein größerer Trupp - flüchteten Hals über Kopf und ließen ihre eingeschalteten Taschenlampen zu Boden fallen. Dadurch sahen Albert und Ferdl, daß einer der Angreifer reglos am Boden lag und auch der zweite keinerlei Lebenszeichen mehr von sich gab. Ferdl warf den Flüchtenden noch eine Handgranate nach, deren Detonation von den nahen Felsen des Zeiritzkampls vielfach widerhallte und so sicherlich einen furchterregenden Eindruck bei dem Nazipack hinterließ.

Dies alles hatte sich in Sekundenschnelle abgespielt, so daß die von der Schießerei aufgeschreckten Partisanen ganz verdattert fragten, was eigentlich los sei. Jedoch waren sie dann hell-

wach, als Albert und Ferdl anordneten, daß die Gruppe den Einkreisungsring durchbrechen müßte.

Von verschiedenen Seiten wurde nun das Feuer auf die Partisanen eröffnet. Wir lagen jedoch gut gedeckt in einer kleinen Mulde, und so konnte uns der blindwütige, ungezielte Feuerstoß aus einem in geringer Entfernung postierten Maschinengewehr der Verfolgertrupps gar nichts anhaben. Die Schußserien peitschten allerdings in geringer Höhe über unsere Köpfe hinweg. Nach kurzer Zeit stellte der Gegner das Feuer ein. Wohl deshalb, da es ja stockfinster war und sie bei ungezieltem Feuer nur ihre Munition vergeudet oder auch ihre eigenen Leute treffen konnten.

Da sich die weiter von der Hütte entfernten Verfolgertrupps mit Taschenlampen Blinkzeichen gaben, war es für die Partisanengruppe nicht allzuschwer, aus dem Einschließungsring auszubrechen.

Wochen später erfuhren wir über unsere Eisenerzer Organisation, daß andere schwerbewaffnete SA- und Polizeitrupps es nicht gewagt hatten, das Feuer zu eröffnen, damit sie sich nicht dadurch verrietten und so von uns Partisanen hätten beschossen werden können.

Statt dem Befehl der Gestapoleitstelle Folge zu leisten, waren sie im Dickicht mäuschenstill liegengeblieben, hatten trotz strömendem Regen im Freien den Morgen abgewartet und waren dann zu Tal gestiegen, ohne uns weiter zu verfolgen.

Man erzählte sich im Eisenerzer Gebiet in antifaschistischen Kreisen davon, daß der SA die Lust vergangen war, an solchen gefährlichen Verfolgungsjagden - den "Banditenjagden", wie es die Nazimachthaber bezeichneten - teilzunehmen.

M.M.

DAS GROSSE VORHÄNGESCHLOSS

Geographisch trennt der Schoberpaß die Niederen Tauern von den Eisenerzer Alpen. Das geologische Auge könnte diesen Trennungsstrich nicht zur Kenntnis nehmen oder dagegen Einwände erheben, denn einige dieser alten Niedere-Tauern-Herren schieben sich noch über die Schoberpaßhöhe hinweg tief in das jüngere Berggefüge der Eisenerzer Alpen. Als markantester dieser "Fremdlinge" tritt der von der Zeit arg mitgenommene Zeiritzkampl hervor. Als Bub hatte ich mir mehrmals vorgenommen, in seinen lockeren und zerklüfteten Mauern der Edelraute nachzuspüren. Es blieb jedoch beim Vorhaben.

Erst im Sommer 1944 machte ich mit diesem Berg nähere Bekanntschaft. Es war eine unguete Geschichte, in der ich nicht im entferntesten an die Edelraute dachte.

Eingezwängt in ein Leiberknäuel, versuchte ich damals am östlichen Steilhang dieses düsteren Berges, auf engem Raum von den gleich mir durchnäßten Körpern meiner Kameraden möglichst viel Wärme abzubekommen. Die Nacht hindurch hatte der Himmel seine Schleusen geöffnet. Kein Fleckerl unserer Haut blieb von dem scheußlichen Naß unberührt.

Unsere Verfolger standen uns im Nacken und vor der Nase. In dieser Nacht prallten wir wieder einmal mit der deutschen Besatzungsmacht und deren "ostmärkischen" Helfern zusammen. Unsere Glieder blieben heil, was aber auf der anderen Seite nicht der Fall war.

So unbekömmlich das Naß auf uns haftete, das in Sturzbächen in den steilen Rinnen des Zeiritzkampls hinunterschoß, so nützlich und erfolgversprechend war es für unsere Absetzbewegung. Bei diesem Wolkenbruch stellte sich der nächtlichen weglosen Überquerung der steilen Hänge manches Hindernis in den Weg. Oft entglitt einem unserer Leute das scheinbar rettende Bündel Gras erst der Faust, nachdem in einem Krummholzwirrwirr die Gischt ihre Macht über ihn verloren hatte.

Im Morgengrauen, als das Tageslicht uns zwang, ein Lager aufzuschlagen, entwässerten sich noch immer die dichten Wolkenballen, welche die Berge um uns einhüllten. Mit Gewehrkolben buddelten wir in den steilen Hang einen Lagerplatz. Das Reisig, mit dem wir dieses ebene Fleckerl überdachten, vermochte uns jedoch den Regen nicht vom Hals zu halten.

Da die letzten Happen eines stinkigen Saubären aufgezehrt waren und nur noch dessen Gestank aus unseren Proviantsäcken daran erinnerte, verklemmten wir uns ineinander in der beschränkten Notunterkunft.

Ein dichter Nebel erlaubte es uns, schon zu Mittag aufzubrechen. Das vorläufige Intermezzo mit den Feinden unseres Vaterlandes brachte uns wertvolle Informationen über deren Standort. Der weithin vernehmbare Lärm der Schießerei in der Stille der Nacht hatte den Feind, der um uns herum im Hinterhalt lag, aufgeschreckt. Ein für uns aufschlußreiches Morsen mit Blinklichtern folgte darauf. Damit zeigten sie, wo die Hunde saßen, die des Hasen Tod sein sollten.

So gelangten wir noch vor Einbruch der Dunkelheit auf unserem Marsch aus der Einkesselung bis zur Kreuzenalm am Wildfeld. Mittlerweile hatte es zu regnen aufgehört, und im Handumdrehen war der Himmel blankgefegt. Im tiefen Blau des abendlichen Himmels prägten sich um uns die Grate und Gipfel der Eisenerzer Alpen ein. Friedlich stiegen dünne Rauchsäulen von den in einer Doline hingesezten Almhütten zu uns herauf und zerflossen in der Höhe, wo wir hinter Latschen Ausschau hielten, zu einem bläulichen Dunstschleier, den unsere Nasen genießerisch aufsaugten. Denn darin verbarg sich nicht nur der herbe Geschmack der Kienspäne. In diesen feinen Rauchschwaden duftete es auch köstlich von einem in Butterschmalz schmorenden Brennsterz. Sogar die bekömmlichen Dämpfe heißer Milch glaubten wir zu erschnupern. Da wir tagsüber nur an einigen von den Hagelschloßen verschont gebliebenen Schwarzbeeren genascht hatten, war das Verlangen nach einer ordentlichen Magenfülle noch verstärkt.

So konnte wir dieser Almhüttenaromatik nicht widerstehen. Damit hatten wir allerdings der Vernunft einen ordentlichen Schlag versetzt.

Von den Sennleuten freudig willkommen geheißen, saßen wir bald um die große, runde Sterzpfanne und die Milchschüssel und löf-felten uns satt. Gewärmt durch Speis und Trunk, gewärmt durch die glühende Herdplatte im engen Raum und gewärmt durch die Herzen der Sennerrinnen und des Senners, für die Österreich nie zur "Ostmark" wurde, vergaßen wir für kurze Zeit Tod und Teufel und die Nazifurie.

In diesem Hüttenklima verflog die Zeit im Nu. Unser geplanter Abmarsch verzögerte sich immer wieder. Und als es soweit war, stand vor uns die zur Zeit unbewirtschaftete Nachbarhütte, an deren Tür ein überdimensionales Vorhängeschloß prangte, welches eindrucksvoll darauf hinwies, daß hier niemand zu Hause war. Diese Hütte hatten Genossen aus Göß zum Schifahren gepachtet und den Sommer über versperrt. Dieses große Versperr müßte unseren Verfolgern - sollten sie hier vorbeikommen - jeden Argwohn nehmen.

In dieser Annahme begannen wir gleich im Gewirr der von Jauche durchzogenen Brennessel- und Holunderstauden an der Stirnseite

der Hütte unter den Holzblöcken einen Schlupf zu graben. Im Vertrauen auf unsere Wachtposten, die draußen ihren verantwortungsvollen Platz einnahmen, hauchten wir uns sofort auf die Pritschen, und kein Träumchen störte unseren längst fälligen Schlaf.

Es dürften die Sonnenstrahlen gewesen sein, welche durch die verschiedenen kleinen Öffnungen ins Innere der Blockhütte drangen, die mich wieder ins Bewußtsein zurückriefen. Während ich mich am Spiel der unzähligen, in den Lichtstrahlen wirbelnden Staubteilchen ergötzte, vernahm ich menschliche Laute. Leise erhob ich mich und blickte durch ein kleines Astloch an den verschlossenen Fensterläden ins Freie.

Mir stockte der Atem: Ein paar Schritte vor der Hütte hantierten zwei SSler von der deutschen Besatzungsmacht an einem schweren MG, dessen Lauf, so schien es mir, mein Auge anvisierte.

Nachdem sich meine Verdauungsorgane entkrampft hatten, fand ich die nötige Konzentration, mich in dieser brenzligen Situation zurechtzufinden. So gelang es mir, ohne Worte meine Kampfgenossen zu wecken, und auf die Gefahr, in der wir uns befanden, hinzuweisen. Die kleinste Panne in unseren Reihen - und wir würden gewesen sein - so oder so. Den Tod im Kampf oder den Martertod in den Händen dieser Landesfeinde, die beim Morden keine Skrupel kannten, überhaupt, wenn sie es mit österreichischen Patrioten zu tun bekamen, die ihre "Ostmark" nicht zur Kenntnis nahmen und ihnen - ohne Hilfe von außen, auf sich selbst gestellt - bewaffnet entgegentraten. Diese zum Morden gedrillten "deutschen Männer", wie sie nun nach uns suchten, schreckten auch nicht davor zurück, den toten Körper eines unserer gefallenen Kameraden mit ihren Stiefeln bis zur Unkenntlichkeit zu zertrampeln (wie sie es am Thalerkogel an der Leiche unseres Kampfgefährten Sylvester Heider demonstriert hatten).

An ein Ausbrechen war bei dieser Feindüberlegenheit nicht zu denken. Das einzige, was uns österreichische Soldaten hier zu überleben half, war Ruhe und Besonnenheit. Nach einer gewissen Zeit aufmerksamster Kampfbereitschaft lockerte sich diese ungute Atmosphäre. Von uns zwölf Leuten schoben nur noch vier Mann Wache, die übrigen setzten sich auf ein Kartenspiel zusammen und harrten der Dunkelheit entgegen, mit der sich unsere Hoffnung auf einen guten Abgang aus der von uns selbst verschuldeten prekären Lage verband.

In der Sennhütte hielten sich auch zwei Kinder auf. Ein Bub und ein Mäderl, zirka zehn und zwölf Jahre alt. Diese Kinder spielten, wie wir aus ihren Kuckuck-Rufen entnehmen konnten, Verstecken. Auf einmal kroch der Bub aus dem gut getarnten Schlupf, grinste verstohlen und gab uns einen Zettel von den Wachtposten, worin zu lesen stand, daß sie beim Morgengrauen vom Feind über-

rascht wurden und sich jetzt am Heuboden der Sennhütte befänden. Unter ihnen, in der Sennhütte, hätten die Kommandeure der verschiedenen Suchkommandos, SS, Gestapo, Landwache und Herrschaftsjäger ihre Befehlsstände eingerichtet. Unsere beiden Kameraden sind also praktisch bei der Lagebesprechung und der Befehlsausgabe dabei - kein Wort entgeht ihren Ohren! Unsere Spuren hat man bis zirka 50 Meter vor der Almhütte ausnehmen können. Ein großes Aufgebot an Mann und Hund ist unterwegs, um uns aufzuspüren. "Bleibt ruhig und schießt erst, wenn die Tür aufgebrochen wird! Wir werden dann das Kommando außer Gefecht setzen!" so endete der Schrieb.

In der Folgezeit brachten uns die Kinder Sterz und Milch von der ebenso feschen wie waghalsigen Sennerin. Sie bereitete - um den militärischen Ausdruck zu gebrauchen - unsere Menage in der Befehlsstube unter den Augen der Verfolgungsobrigkeit zu!

Reichte ihr soldatischer Riecher nicht aus, die ihnen vom Führer hier auf der Kreuzenalm gestellte Aufgabe zu erfüllen, so kam ihren Riechern doch zugute, aus nächster Nähe zu schmecken, was uns in ihrer Nähe so vorzüglich schmeckte.

An diesem Sommertag schien uns, als sei die Rotation unseres Planeten in Unordnung geraten. Die Sonne wollte und wollte nicht vom Firmament weichen! Als es dann doch soweit war, verschwanden mit ihr auch die bösen Geister der "Ostmark".

Daß alles so gut ablief, das verdanken wir doch nur dem großen Vorhängeschloß!

Sepp Filz



- Hauptstützpunkte der ÖFF und Partisanengruppe
- ♪ Stützpunkte, Lager, Beobachtungs- und Verbindungsstellen
- ✎ Durchgeführte Sprengaktionen gegen Bahnanlagen
- ⊗ Geländepunkte, an denen Feuergefechte stattfanden
- Von den Faschisten nach vorangegangenen militärischen Aktionen der Partisanen zu »Sperrgebieten« erklärte Gebiete, die von den Wehrmachts-, SS-, Gestapo- oder anderen Naziverbänden oft wochenlang »durchgekämmt« wurden
- ▨ Aktionsgebiet der Judenburger Gruppe

Aus der Broschüre „Die Partisanengruppe Leoben-Donawitz“ von M. Muchitsch, Europa-Vlg., Wien 1966.

VOM "KÄRNTNER MEER" IN DIE KARAWANKEN

"Wirst du gehen, Walter?" fragte Genosse Matjaz den schlanken, hochgewachsenen Partisanen, der neben ihm in einem verlassenen Landhäuschen in der Nähe von Solcava saß und sich auf einen längeren, gefährlichen Marsch durch das von den Faschisten kontrollierte Gebiet nördlich der Karawanken vorbereitet hatte.

"Ja, ich werde und muß gehen, Genosse Matjaz. Wenn ihr mir einen ortskundigen Begleiter und was man sonst noch braucht zur Verfügung stellen wollt..."

Dieses Gespräch führte "Walter" zu einem Zeitpunkt, als er schon längere Zeit bei einer Südkärntner Partisaneneinheit an Kämpfen gegen die Faschisten teilgenommen hatte.

Sein Weg zu den Partisanen war die Konsequenz, die er als politisch tätiger Intellektueller aus den schmerzlichen Erfahrungen des 12. Februar 1934, aus seiner illegalen Tätigkeit für die Revolutionären Sozialisten, aus seiner Verhaftung durch die Gestapo und die Verurteilung wegen "Vorbereitung zum Hochverrat" zu zwei Jahren Zuchthaus sowie aus der Erkenntnis zog, daß die Wiedergeburt Österreichs auch davon abhängt, welchen Beitrag zur Befreiung des Landes von den deutschen Okkupanten das österreichische Volk selbst leistet.

Aber lassen wir Genossen "Walter" selbst erzählen:

Da gab es in der Nähe von Velden am Wörther See, in Augsdorf, einen ehemaligen Angestellten des jugoslawischen Konsulats in Klagenfurt namens Schleicher. Der kannte mich, und da ich unter den Nazis zwei Jahre eingesperrt war, hat er mich eines schönen Maitages 1944 - in der Überlegung, daß ich ein Nazigegner bin - gefragt, ob ich daran interessiert sei, Kontakt zu den Partisanen aufzunehmen. Ich war natürlich interessiert. Wir haben also eine Begegnung vereinbart. Am Südufer des Wörther Sees, in der Nähe des Hotels Auenhof, gab es eine verfallene alte Mühle. Dort haben wir uns in der Nacht getroffen.

Es war ein schreckliches Erlebnis: Schleicher führte mich in die Mühle, einen stockfinsternen Raum. Es war nichts zu sehen, aber man hörte das Stimmengewirr von etwa 15 bis 20 slowenischen Bauern aus der Umgebung. Schleicher stellte mich als den Sohn des ehemaligen Bürgermeisters von Velden vor, zu dem man Vertrauen haben könne, ich selbst sei zwei Jahre von den Nazis eingesperrt worden. Ob sie einverstanden seien, mit mir in Kontakt zu treten - und sie waren natürlich einverstanden.

Erschreckend für mich war, daß ich mit vollem Namen genannt worden war, daß etwa 20 Menschen, die keine Erfahrung im Hinblick auf konspirative Arbeit hatten, mich auf diese Weise ken-

nengelernt hatten. Aus der illegalen Tätigkeit war ich gewohnt, daß man sich erstens mit einem Decknamen vorstellt und zweitens mit nicht mehr als höchstens fünf Personen zusammenkommt. Aber da war nichts mehr zu korrigieren. Eines Tages - das war mir gewiß - würde die Gestapo von diesen Verbindungen erfahren. Gleichzeitig allerdings war dieses Bewußtsein von der Gefahr eine Art Vorbereitung auf die spätere Flucht. Denn ich war nur darauf orientiert: Eines Tages wird es soweit kommen, daß ich mit der Gestapo konfrontiert sein werde. Ich beschaffte mir einen Revolver, entschlossen, mich nicht widerstandslos auszuliefern. Nachdem ich bereits zwei Jahre Nazihaft hinter mir hatte, war mir klar, daß es ein zweites Mal nicht so glimpflich ausgehen würde. Lebend sollten sie mich nicht wieder bekommen.

Die Verbindung mit den Partisanen brachte natürlich Verpflichtungen. Wir mußten Unterstützung organisieren. Von dem Betrieb, in dem ich beschäftigt war - dem Betonwerk Stoiser und Wolschner in Klagenfurt -, "organisierte" ich bestimmte Kleidungsstücke, wie Wettermäntel und dergleichen, die wir den Partisanen lieferten. Genosse Ferdinand Wedenig, der spätere Landeshauptmann von Kärnten, war im Konsumverein angestellt und half, ohne Bezugschein Bergschuhe und ähnliche Ausrüstungsgegenstände zu beschaffen.

Eine zweite Verbindungslinie zu den Partisanen ging über einen Angestellten des Technischen Landesamtes in Klagenfurt. Er nannte sich "Peter" und stammte aus der Gegend um Marburg. Er wurde später, als er selbst zu einer Partisaneneinheit einrückte, von einer Genossin abgelöst, deren Namen ich nicht behalten habe.

Und dann, eines Tages, es war der 5. oder 10. August 1944, genau weiß ich das nicht mehr, bekam ich einen Anruf von einem Genossen Blatnik, der in der Lebensmittelbranche tätig war und auch sein Scherflein zur Unterstützung der Partisanen beitrug. Er teilte mir mit, daß in Salzburg die Genossin Emhart und andere Sozialdemokraten verhaftet worden seien. Daraufhin rief ich Wedenig an. Doch vom Konsum-Lagerhaus bekam ich die Mitteilung, Herr Wedenig wäre nicht hier. Ich erkundigte mich, wann er zu sprechen sein werde. Er werde nicht mehr kommen, war die Antwort.

Das war ein Alarmsignal für mich. Ohne ein Wort zu sagen, entfernte ich mich aus dem Betrieb in Klagenfurt und fuhr nach Velden, nach Hause. Es war irgendwie eine Reflex- oder Instinkthandlung. Zu Hause empfing mich meine Frau in der Wohnungstür und informierte mich: "Du, die Gendarmerie ist in deinem Zimmer und macht eine Hausdurchsuchung". Zuerst wollte ich nur meinen Revolver verschwinden lassen. Gleich darauf aber war für mich klar: Die suchten nicht irgendwelche Papiere bei mir, die

wollten mich! Also steckte ich den Revolver wieder zu mir, drehte mich um und war fort.

Rasch entschlossen stieg ich den Weg nach Köstenberg hinauf. Das ist ein kleiner Ort auf den Ossiacher Tauern, zwischen Wörther See und Ossiacher See. Nächste dem Ort gab es eine Bauernkutsche der Familie Richard Blatnik, die von Genossin Jennie Blatnik bewirtschaftet wurde. Dort versteckte ich mich zunächst einmal. Wie richtig meine Entscheidung gewesen war, geht daraus hervor, daß mich die Gendarmen am Abend auf dem Veldener Bahnhof vor dem Zug erwarteten, mit dem ich üblicherweise von meiner Arbeit nach Velden zurückkam. Da die Herren vergeblich warteten, wurde eine Fahndung nach mir eingeleitet.

Inzwischen aber mußte auch ich einiges organisieren. Unter anderem galt es, meine Kleidung zu vervollständigen. Ich hatte ja nichts weiter an als eine Lederhose, Riemensandalen und ein Hemd. So konnte ich natürlich nicht zu den Partisanen gehen. Ich brauchte Bergschuhe, ich brauchte eine Schi-hose. Das hat mir Genossin Blatnik aus Velden beschafft, und sie hat eine Verbindung zu einem französischen Fremdarbeiter hergestellt, der in dem Betrieb arbeitete, in dem auch ich beschäftigt war. Sie sollte vereinbaren, daß ich über die Ossiacher Tauern einen Fußmarsch bis in die Gegend von Krumpendorf machen würde. Dort in Krumpendorf sollte der französische Genosse bei Anbruch der Dunkelheit mit einem Fahrrad auf mich warten. Mit diesem Fahrrad fuhren wir dann tatsächlich nach Klagenfurt, wo es eine Verbindungsstelle der Partisanen gab.

Ich hatte natürlich zunächst versucht, bei einem Bekannten, dem Personalreferenten der Firma, unterzukommen und eine Nacht zu bleiben. Aber die Familie war zu ängstlich. Es reichte gerade zu einem Abendessen. Dann ging ich zu jener jugoslawischen Genossin, die Verbindung zu den Partisanen hatte. Sie war bereit, mich in ihrer Wohnung für ein, zwei Tage unterzubringen. Bis dahin wollte sie meinen Übertritt zu den Partisanen vorbereiten.

Und dann war es soweit: Mit dem Fahrrad ging es in Richtung Völkermarkt-Kühnsdorf. Die Brücken über die Drau waren natürlich alle bewacht. Ich wußte nicht, ob die Draubrücke bei Kühnsdorf von SS bewacht war oder ob es bloß diesen - wie hat das geheißen - Volkssturm, also die mobilisierten Veteranen gab. Für unsere Taktik bei der Überquerung der Drau spielte das natürlich eine Rolle. Was war also zu tun? Meine jugoslawische Begleiterin übernahm es, zunächst einmal über die Brücke zu fahren. Sollte es dort SS oder Gendarmerie geben, würde sie nach 20 Minuten zurückkommen. Wir würden dann versuchen, irgendwie schwimmend über die Drau zu kommen. Wenn es aber nur diesen Volkssturm auf der Brücke gab, dann würde ich es mit dem Fahrrad riskieren. Nach

20 Minuten habe ich mich dann aufs Fahrrad gesetzt und bin hinunter zur Brücke. Die Männer des Volkssturms nahmen sich meinen Ausweis vor. Von dem aber wollte ich ein bißchen ablenken, da dieser Ausweis mich nach meiner Zuchthausstrafe als "wehrunwürdig" auswies. So erkundigte ich mich, ob nicht eine Frau mit Kindern über die Brücke gegangen war. Die alten Herren waren sofort mit dieser Frage beschäftigt und haben nachgedacht, wann wo wer die Brücke passiert hat. Auf meinen Ausweis haben sie ganz vergessen. Ich konnte meinen Weg ohne Behelligung fortsetzen.

Dieser Weg führte zunächst zum Klopeiner See. Dort überließ mir eine slowenische Hotelbedienstete ihre Unterkunft. Am nächsten Tag ging es weiter in Richtung Eberndorf und danach zu einem Einschichtbauern. Dort gab es bereits einen Passierschein für mich, eine Propustniza, auf meinen illegalen Namen Walter ausgestellt und von Peter unterschrieben. Hier verabschiedete ich mich von meiner slowenischen Begleiterin. Der Bauer führte mich zu einem etwas höher gelegenen Jungwald hinauf, wo mich zwei schwerbewaffnete Partisanen in Empfang nahmen. Hier hatte ich eine Woche nichts anderes zu tun als zu warten, bis die zwei Partisanen ihre Aufgaben in den slowenischsprachigen Dörfern ringsum erledigt hatten. In der Zwischenzeit waren einige weitere Männer dazugekommen, Deserteure von der Wehrmacht sowie ein Eisenbahner aus Villach waren zu mir in den Jungwald gestoßen. Dann ging es endlich in der Nacht weiter - Richtung Karawanken.

*

"Wirst du gehen, Walter?" fragte mich mit hartem Akzent Genosse Matjaz, der Vorsitzende des "Obkom". ("Walter" war mein Partisanenname, und "Obkom" ist die slowenische Abkürzung für das Gebietskomitee.)

Wir saßen in einem verlassenem Landhäuschen in der Nähe von Sulzbach. Der Ort war einen Tag vorher von deutschen Polizeitruppen gebrandschatzt und zerstört worden. Ich hatte in den letzten Wochen ein Flugblatt entworfen, sauber vervielfältigen lassen und hegte die Absicht, es an einem vereinbarten Tag Kärntner Genossen in der Nähe des Bahnhofes Mittlern zu übergeben. Inzwischen aber waren die deutschen oder richtiger gesagt faschistischen Truppen, denn es war eine aus Polizeibütteln aller Völker zusammengesetzte Bande, in das abgelegene Tal eingebrochen und versperrten mir den Marschweg. Erst am selben Tag hatten sie sich zurückziehen begonnen. Bei den unsicheren Nachrichtenverhältnissen war es jedoch höchst gefährlich, sich zu weit in dieser Rückzugsrichtung vorzuwagen, da man dabei leicht unliebsame Überraschungen erleben konnte.

Genosse Matjaz war also von Zweifeln erfüllt, als er die Frage

an mich stellte, und sein Lächeln verriet mir, daß er mir den Entschluß zum Aufbruch nicht zutraute. Für mich aber war es klar: Wenn ich als Österreicher etwas Positives zur rascheren Beendigung dieses barbarischen Krieges beitragen wollte, dann durfte ich die Verbindung mit den Revolutionären Sozialisten in Österreich nicht verlieren, dann mußte ich versuchen, am kommenden Sonntag die Genossen aus Klagenfurt zu treffen, da es sonst sehr schwierig sein würde, den Kontakt wieder herzustellen.

"Ja, ich werde und muß gehen, Genosse Matjaz. Wenn ihr mir einen ortskundigen Begleiter und was sonst noch notwendig ist zur Verfügung stellt...!"

Und so wanderten Genosse Vinko, mein Begleiter, und ich am nächsten Tag in aller Herrgottsfrüh "bis an die Zähne bewaffnet" auf verwaisten Pfaden nach Norden.

*

Rinkolasch ist ein kleines Bauernnest am Fuße des Rinkenberges, der nicht mehr als 621 Meter hoch ist. Um halb zwei Uhr nachts waren wir hier angekommen. Während mein Begleiter im Dickicht des bewaldeten Hügels aus Regenmantel und Decke ein Lager zu rechtmachte, mußte ich mich zu den sechs französischen Kriegsgefangenen, die beim "Ortsbauernführer" einquartiert waren, weiterschleichen, um "Futter" für den Tag zu besorgen. Als ich das erste Mal in dieses Dorf gekommen war, um über "Leo", einen französischen Genossen, die Verbindung zu Klagenfurter Freunden aufzunehmen, hatte ich mich selbst als Franzose ausgegeben und nur sehr unvollkommen und gebrochen Deutsch gesprochen. Seitdem war es für die Bauern des Ortes nicht mehr auffallend, wenn ich mit meinen französischen Freunden verkehrte. Dennoch durfte ich jetzt nicht die Aufmerksamkeit der Dorfhunde auf mich lenken, denn dieses mitternächtliche Eindringen eines "Ausländers" wäre auf jeden Fall mit Mißtrauen beobachtet worden.

Von Rinkolasch braucht man ungefähr eine Gehstunde bis zum Bahnhof von Mittlern. Diesen Weg mußte ich vor Anbruch des Tages zurücklegen, da ich nicht riskieren durfte, von Gendarmen auf den Inhalt meines Rucksacks, der mit Propagandamaterial angefüllt war, oder auf Auswüchse meines Regenmantels, die von der Maschinenpistole herrührten, untersucht zu werden.

Es war sechs Uhr früh, als ich beim Bahnhof ankam. Der Himmel war trostlos, mit schweren Wolken bedeckt. Müder Regen tröpfelte eintönig zur Erde. In einem Walddickicht in der Nähe des Bahnhofes ließ ich mich nieder, spannte mir mit dem Regenmantel ein Dach über den Kopf, legte die Waffen zurecht, um auf alle Zufälligkeiten vorbereitet zu sein, und wartete, wartete...

Vier Stunden hockte ich so im Regen, als endlich der Zug herangekeucht kam. Ich schlich an den abseits gelegenen Weg, sah die Freunde kommen, gab mich zu erkennen und führte sie zu dem durchnäbten Lagerplatz. Es wurde eine lange und eingehende Aussprache geführt. Briefe wurden ausgetauscht, wichtige Nachrichten aus Wien und Graz übergeben. Erst am späten Nachmittag verabschiedeten wir uns. Der Abschied war schwer für mich, der ich wieder in das raue Leben in den Bergen zurück mußte, schwer wahrscheinlich auch für meine Gesinnungsgenossen, die in die verhaßte Atmosphäre des faschistischen Alltags zurückkehrten. Den Regenmantel über die französische Militärbluse geschlagen, begleitete ich sie noch ein kurzes Stück auf den Bahnhof zu.

*

Auf dem Rückweg durchquerte ich einen Wald und wollte eben einen Weg überschreiten, als mir zwei Gendarmen entgegentraten. Mein erster Blick fiel auf ihre Bewaffnung: zwei Pistolen und ein Karabiner! Zum Ausreißen war es zu spät. Ich mußte alles vermeiden, was einen Verdacht gegen mich verstärken konnte. Eine Hetzjagd in der Ebene, an der sich sofort Polizeiverstärkung von allen Seiten beteiligt hätte, durfte ich nicht provozieren. Ich zwang mich also zur Ruhe und schickte mich an, die an mich gestellten Fragen zu beantworten.

Einen Augenblick lang hatte ich mich aufgegeben. Ich dachte an das ausführliche Fahndungsschreiben, das gegen mich in Umlauf gesetzt worden war, und ich dachte an die zwei Jahre Zuchthaus, die mir die illegale Tätigkeit schon eingebracht hatte. Falls man mich heute verhaften würde, gab es keinen Pardon! Erst als ich mir ganz drastisch das Fallbeil und die Prozedur der Hinrichtung vorstellte, erwachte wieder der Wille, eher alles zu wagen, als mich gefangenzugeben!

Man verlangte von mir ein Ausweispapier. Ich konnte den Regenmantel nicht öffnen, um in die Tasche zu gelangen, denn dabei wäre meine französische Militärbluse sichtbar geworden. Deshalb hatte ich auch nicht zum Revolver greifen können, den ich im Gürtel trug. Zum Glück war mein Ausweis in der hinteren Hosentasche. Ich bemühte mich also, so unauffällig wie möglich den Regenmantel von unten herauf zu heben, um mit der Hand in die Tasche zu gelangen. Während ich den Ausweis herauszog, nahm ich mir vor, das Gesicht des Gendarmen, der den Ausweis prüfen wollte, ganz scharf zu beobachten. Sollte sich nur die leiseste Spur zeigen, daß er irgendeinen Verdacht schöpfte, würde ein ordentlicher Stoß den ersten Polizisten gegen den zweiten werfen. Bis beide sich wieder zurechtfinden und eventuell den Karabiner in Anschlag bringen würden, könnte ich einen kleinen Vorsprung erhalten, um wenigstens meine Maschinenpistole in die Hand



Gen. Erwin Scharf, "Walter",
1944



Peter Tatschl, Kommissar der
2. Kompanie

Gen. Roman Fuchsel (x), Kommissar des I.ÖFF-Bataillons (1944)



zu bekommen. Sie hätte mir für die erste Zeit eine gewisse Überlegenheit gesichert.

Mein Blick fiel zufällig auf mein rechtes Knie. Es zitterte heftig. Ich durfte mich so nicht verraten und gab dem Fuß eine andere Stellung. Die Prüfung meines Ausweises dauerte noch immer an. Sie war genau und eingehend, aber sie ergab keinen Widerspruch zu meinen eigenen Aussagen. Plötzlich erhielt ich das Papier zurück.

"Danke! Heil Hitler!" lautete der kurze Bescheid.

"Heil Hitler!" rief ich zurück. - Es war wie eine Erlösung. Das erste und einzige Mal in meinem Leben habe ich damals diesen Gruß mit dem Gefühl der Erleichterung ausgesprochen...

E.Sch.

(Erstmals erschienen im "Arbeiterkalender der SPÖ", Wien 1947.)

ZUM VERRÄTER GEWORDEN

war Franz Meßner, "Karl". Er wurde ein willfähriges Werkzeug der Gestapo! Auf sein Konto gehen der Tod unseres Genossen und Kommandanten der Partisanengruppe, Hans Krenn, "Albert", viele Verhaftungen im Bezirk Leoben, Prügelverhöre von Frauen und Männern durch die Gestapo, Verschleppung zahlreicher Antifaschisten und Widerstandskämpfer in KZ, aus denen so manche nicht wiederkehrten.

Nach dem Feuergefecht am Zeiritzkampl konnten wir den Einschließungsring der uns verfolgenden SS-, Gendarmerie-, Gestapo- und SA-Trupps durchbrechen. Wir waren nach einem mühevollen Marsch durch zerklüftetes Gelände, strömenden Regen und dichten Nebel bis zur Kreuzen-Alm gelangt. Dort konnten wir - mit viel Glück und tätiger Mithilfe der Sennerinnen und des 12jährigen Halterbuben Peter - die Verfolger überlisten. (Siehe "Das große Vorhängeschloß", ebenda.) Ohne direkte Konfrontation mit den Nazifaschisten setzten wir unseren Marsch bis zum Gosingsattel im Reichensteingebiet fort.

Am 4. August 1944 trennte sich die Partisanengruppe. Drei kleinere Gruppen sollten verschiedene Aktionen durchführen, in der zweiten Augushälfte wollten wir uns wieder alle an einem bestimmten Punkt treffen. Den genauen Zeitpunkt und den Treffpunkt wußten nur die führenden Genossen. Jeder von uns war nur noch mit Pistolen und Handgranaten bewaffnet, die Maschinenpistolen und Schnellfeuergewehre hatten wir in einem schwer zugänglichen Felsloch am Gosingsattlem versteckt.

Mit dem bindenden Versprechen aller, äußerste Konspirativität zu wahren, verabschiedeten sich "Albert", "Luis" und Franz Meßner, "Karl". Sie gingen nach Leoben, wir anderen wollten ins Tragösser Tal.

Sträfliche Sorglosigkeit und unkonspiratives Verhalten von "Albert" und "Karl" waren dann die Ursache dafür, daß es zur Katastrophe kam. Den Hergang der schmerzlichen Ereignisse erfuhren wir erst nach und nach durch Widerstandskämpfer, von deren Existenz Franz Meßner nichts gewußt hatte.

Meßner, dem "Albert" sehr viel Vertrauen schenkte und den er oft zu Kurierdiensten einteilte, hatte sich im Einvernehmen mit den beiden anderen nach St. Peter-Freienstein auf den Weg gemacht, wo er eine ihm bekannte junge Slowenin besuchen wollte. Von dieser erhoffte er Proviant zu bekommen, da sie bei einem Bauern in Arbeit stand. Auch "Luis" hatte sich von "Albert" getrennt, um seine Mutter in Judendorf-Seegraben aufsuchen zu können.

Dies waren arge Verstöße gegen die Konspirativität! Es war doch

für niemand ein Geheimnis, daß die Gestapo enge Verwandte und Bekannte untergetauchter Widerstandskämpfer von Spitzeln und Nazis beschatten ließ.

Als Meßner sich nach einem Treff mit der Slowenin am 5. August 1944 von dieser mit vollem Rucksack verabschiedete, ging er unbekümmert am Waldrand entlang in Richtung Leoben. Er wurde dabei beobachtet und daraufhin von Gendarmen verhaftet. Ohne sich zur Wehr zu setzen, wurde er ins Gestapo-Quartier nach Leoben gebracht. Bei den darauffolgenden peinlichen Verhören stellte ihn Gestapo-Chef Stelzl vor die Wahle: Entweder Mitarbeiter der Gestapo - oder "Kopf ab"!

Meßner brach zusammen, wurde zum Verräter an seinen ehemaligen Kampfgefährten und zum willfährigen Werkzeug der Leobner Gestapo.

Als unser junger Widerstandskämpfer Alfred Judmaier, der jüngste Sohn der Bauernfamilie Judmaier im Tollinggraben bei St. Peter-Freienstein, von der Verhaftung Meßners Kenntnis bekam, fuhr er mit dem Rad sofort zu "Albert", um diesen zu warnen. "Albert" schlug diese Warnung jedoch in den Wind - er hatte zu großes Vertrauen zu Meßner.

"Der Meßner hält dicht" sagte er zu Fredl. "Der ist geeicht! Und überhaupt - er wär' ja selber dran, wenn er etwas verraten würde! Da brauchst dich wirklich nicht zu sorgen, Fredl!"

Voller Zweifel fuhr Fredl wieder heim und wußte nicht, was er tun sollte. Wenn "Albert" solches Vertrauen hatte - hoffentlich irrte er sich nicht, dachte sich Fredl.

Die Gestapo hatte bei den Verhören von Meßner viele Hinweise auf die ÖFF-Bodenorganisation erhalten und sich einen genauen Plan zurechtgelegt für ihr weiteres Vorgehen. Der erste Schlag sollte den Kommandanten der Partisanengruppe, "Albert", treffen.

Meßner, der "seinen Kopf behalten" wollte, führte am 15. August 1944 frühmorgens schwerbewaffnete Gestapo-Leute zum Versteck von "Albert". Schon im Hausflur eröffnete die Gestapo das Feuer, stürmte zur Wohnung, in der sich Genosse Krenn aufhielt, und schoß mit MPi durch die Wohnungstür. "Albert" wurde von mehreren Schüssen getroffen. Er verteidigte sich jedoch tapfer, wobei der Gestapo-Mann Maier den verdienten Tod fand.

Genosse Krenn verblutete in der Wohnung seiner Quartiergeber. Die Gestapo rührte keinen Finger, um ihm zu helfen. (Siehe Beitrag "So fiel Albert".)

Den nächsten Schlag führte die Gestapo gegen unsere Stützpunkte im Tragösser Tal. Dann kam die Hohe Rötz dran. Auf der Rötz kannten wir die Pächterfamilie Pölzl mit ihrem

dreizehnjährigen Sohn Robert, einem tapferen, unerschrockenen Buben.

*

Als sich unsere Kampfgruppe am 4. August 1944 getrennt hatte, waren wir zu fünft über Vordernberg auf die Hohe Rötz gegangen. Die dortige Pächterfamilie gab uns immer Unterkunft und Verpflegung und wurde darin von der Besitzerin des Anwesens, Gräfin Lovran aus St. Peter-Freienstein, tatkräftigst unterstützt. Hatte doch die Gestapo den Mann der Gräfin in Himmelberg in Kärnten verhaftet, weil dieser Monarchist und Antinazi war. So kam es, daß die Lovran mit der ÖFF und unserer Partisanengruppe zusammenarbeitete.

Wir verbrachten nur einige Stunden im Heustadel und stiegen noch vor dem Grauerden zum Jungwald auf. Dort bereiteten wir uns unter dicht beisammenstehenden Jungfichten ein Lager. Wir hatten richtig gehandelt.

Der Pächterfamilie hatten wir noch eingeschärft, daß sie jede Verbindung mit Widerstandskämpfern und Partisanen ableugnen muß, sollte irgend jemand es ihnen auch auf den Kopf zusagen. Sie dürften niemandem außer "Josch", "Tič" und "Ferdl" vertrauen, nur die wüßten das neue Losungswort. Nur dann, wenn sie diese Vereinbarung strikte einhielten, könnte man den Faschisten Paroli bieten.

Der Vormittag verging sehr schleppend, und unter den Jungfichten wurde es immer schwüler, denn die Sonne brannte an diesem Tag unbarmherzig hernieder. Es war sehr ungemütlich für uns fünf auf diesem kleinen Fleckerl, wir konnten uns kaum rühren, und mir war sogar der linke Fuß eingeschlafen. Bei Tageslicht durften wir uns ja nicht zeigen, es wäre eine unverantwortliche Gefährdung unserer Helfer gewesen.

So um die Mittagszeit hörten wir auf einmal Motorengeräusch aus dem Rötzgraben zu uns herauf dringen, und gleich darauf fuhr ein Pkw beim Bauerngehöft vor.

"Gestapo!" Fast gleichzeitig hatten wir fünf uns dieses Wort zugeflüstert. Denn niemand anderer als SS, Gestapo, Wehrmacht oder andere Naziverbände durften ein Motorfahrzeug benutzen.

Jetzt war für uns höchste Vorsicht geboten, wir hockten ja kaum 100 Meter vom Bauerngehöft entfernt im Jungwald. Schnell entschickerten wir unsere Pistolen und legten auch einige Handgranaten griffbereit. Aber auch unsere Verbündeten beim Bauernhof hatten sofort begriffen, um was es ging. Da die Gräfin Lovran an diesem Tag zur Pächterfamilie gekommen war, hatte diese ihr gesagt, daß wir in der Nähe wären und erst in der Nacht weiter-

zögen. Die Gräfin hatte schon einige Male mit der Gestapo zu tun gehabt, und so hatte sie sich durch im Hof umherrennende Gestapo-Männer nicht im geringsten einschüchtern lassen. Wissend, daß wir sie auf jeden Fall hören würden, rief sie mit lauter Stimme: "Was will denn die Gestapo schon wieder bei uns hier heroben?"

Wir freuten uns sehr über diesen tapferen Beweis ihrer antifaschistischen Gesinnung uns gegenüber. Für uns war dies auch eine eindeutige Warnung und Bestätigung unserer Annahme, daß Gestapo zum Bauernhof gekommen war.

Die Gräfin wurde sofort in einem Raum ihres Anwesens einem Verhör unterzogen, sie hielt diesem Verhör jedoch tapfer und stolz stand. Auch die Pächterfamilie wurde verhört sowie einige polnische Fremdarbeiter, letztere wußten nichts davon, daß die Hohe Rötz ein Stützpunkt von uns war. So konnten sie darüber nichts aussagen, obwohl die Gestapo mit Schlägen nicht sparsam war. Bei den Verhören tat sich besonders der SS-Arzt aus Vordernberg, Dr.Prett, hervor. (Er vergiftete sich nach Kriegsende mit seiner Geliebten auf dem Fillerkreuz bei Vordernberg und entging so einem gerichtlichen Urteil für seine Schandtaten als "Arzt". M.M.)

Robert, der dreizehnjährige Junge, wollte uns auch vor der Gestapo warnen. Er hatte uns gerade eine Kanne Kaffee bringen wollen, als die Gestapo vorgefahren war. Einen günstigen Augenblick nützend, als die Gestapo-Männer ins Haus gegangen waren, lief er den Abhang herauf zu uns. Laut nach den auf der Wiese weidenden Kühen rufend, täuschte er so vor, daß er diese vom Wiesenhang heruntertreiben wollte. Hastig übergab er uns die Kanne und flüsterte uns zu: "Gestapo-Überfallswagen!" Mit einigen Sprüngen war er dann wieder davongerannt und lief dem Dr. Prett - einem baumlangen Kerl, direkt in die Arme.

Wir mußten aus unserem Versteck untätig zusehen, wie dieser "Arzt" den Jungen bei den Haaren riß und brutal auf ihn einschlug. Obwohl Robert von Prett immer wieder geschlagen wurde und dieser behauptete, daß Robert "jemanden im Wald gewarnt" hätte, beteuerte er unter Tränen, daß er nur die Kühe von der Wiese getrieben hätte, damit sie sich nicht im Kleeacker vollfressen und dadurch aufgebläht würden.

Inzwischen hatten einander andere Gestapo-Männer von zwei gegenüberliegenden Bergrücken zugejodelt, und gleich darauf rannte ein ganzes Rudel davon, knapp bei unserem Versteck vorbei, den Hang hinab.

Wir hatten uns selbstverständlich vollkommen still verhalten, um uns und damit auch die Pächterfamilie nicht zu verraten. Wir

waren jedoch jederzeit bereit, unser Leben so teuer wie möglich zu verkaufen. Die Gestapo-Männer hatten jeder eine MPi umgehängt und waren uns auch an der Zahl haushoch überlegen. So konnten wir auch nicht verhindern, daß die Pächterfamilie, die Gräfin, die polnischen Landarbeiter und auch der mutige Junge von der Gestapo im Überfallswagen weggebracht wurden.

Alle Verhafteten blieben aber bei den Verhören in Leoben standhaft. Sie hatten sich strikte an unseren eindringlichen Rat gehalten, alles abzuleugnen und von nichts zu wissen. So ließ man sie nach einigen Wochen wieder frei. Standhaftigkeit hatte die brutalen Gestapo-Methoden besiegt.

Hätten wir an diesem verhängnisvollen Tag die Nerven verloren, als die Gestapo rudelweise bei unserem Versteck zu Tal rannte, und auf die Faschisten das Feuer eröffnet, so hätten wir außer den wahrscheinlichen Verlusten unsererseits dadurch auch die treuen Helfer auf der Rötz der größten Gefahr ausgesetzt. Die Gestapo hätte wohl niemanden davon am Leben gelassen.

*

Erst bei völliger Dunkelheit verließen wir unseren Standplatz und liefen nahezu den langen Weg nach Tragöb-Unterort, wo wir hofften, unsere Verbindungsleute von der neuen Situation unterrichten und warten zu können. Wir kamen leider zu spät. Die Gestapo war auch im Tragösser Tal schon "aktiv" gewesen. Es galt nun, alle noch vorhandenen Stützpunkte abzusichern. Wir trennten uns daher nochmals. Eine Gruppe ging über die Berge ins Ennstal und führte bei Großreifling eine Gleissprengung an der Ennstalbahn durch. "Josch" und "Ferdl" gingen im Eiltempo zurück nach Vordernberg.

Pauli Pröll, "Emma", mußte die Warnung an die Eisenbahner weiterleiten. Sie war eine mutige Jungkommunistin. Wir legten mit ihr ein neues Kennwort fest und schärfen auch ihr ein, niemandem, auch keinem ihr bekannten Widerstandskämpfer zu trauen, wenn er das Kennwort nicht sagen würde. Ab sofort würden nur "Josch", "Tič" und ich die Verbindung zu ihr aufrechterhalten. Sonst niemand! "Emma" versprach uns, sich genau an diese Vereinbarung zu halten. Sie unterrichtete uns noch davon, daß sich meine Frau bei der Genossin Reiter in St.Peter-Freienstein befände, dort aber nicht mehr länger bleiben könne, wir sollten sie daher mitnehmen in den Wald.

Noch in derselben Nacht liefen "Josch" und ich von Vordernberg bis St.Peter-Freienstein und schlüpfen knapp vor Morgenrauen in den Heustadel der Frau Kovar.

Frau Kovar betrieb an der "Russenstraße" in St.Peter eine Flaschenschenke und hatte eine kleine Landwirtschaft mit ein paar

Kühen und Kleinvieh. Sie war gläubige Katholikin und auch aus diesem Grunde gegen die Nazifaschisten, die über unser Land und über Europa den Krieg gebracht hatten.

Als sie in den Stall ging, um das Vieh zu füttern, hatte sie sofort bemerkt, daß jemand im Heubunker sein mußte. "Josch" und ich sprangen vom Heuboden in den Stall hinab und begrüßten unsere Verbündete. Frau Kovar ließ uns nicht ausreden, sie schlug ihre beiden Hände überm Kopf zusammen und sagte voll Mitleid mit uns: "Mein Gott, Buam, ihr seids grad in ana Mausfall!! Gestern war die Gestapo da - die kommen bestimmt wieder!"

Was sollten wir tun? Bei Tageslicht konnten wir nicht mehr weg - jeder hätte uns gesehen, und Frau Kovar wäre geliefert gewesen. So schickten wir sie vom Hof fort aufs Feld, damit sie nicht daheim wäre, wenn die Gestapo wirklich kommen würde. Sie könnte dann sagen, daß sie keine Ahnung davon hatte, daß jemand in ihrem Heustadel wäre. Frau Kovar befolgte sofort unseren Rat und fuhr mit einem kleinen Handwagerl auf ihren Kartoffelacker.

Wir stiegen wieder auf den Heuboden. Dort war es sehr heiß - wie immer im frischen Heu -, und wir wurden müde. Abwechselnd blieb einer hellwach. Die große "14schüssige" und eine Handgranate legte ich griffbereit, für alle Fälle. "Josch" hatte es sich bequem gemacht und döste vor sich hin. Ich mußte an meine Frau denken, ich sollte sie ja in St.Peter holen und in den Wald mitnehmen, da sie auf ihrem Versteckplatz nicht mehr lange bleiben konnte. Wenn dieser Tag gut vorübergeht, dann wäre sie in Hinkunft immer bei mir, und ich könnte sie so besser schützen.

Zu diesem Zeitpunkt wußten wir allerdings noch nicht, daß das Unglück schon viel größer war, als wir annahmen.

*

Nachdem wir aus Vordernberg weg waren, fuhr in den frühen Morgenstunden (so erzählte es mir Pauli Pröll, nachdem sie aus dem KZ zurückgekommen war) vor ihrem Wohnhaus ein schwarzer Pkw vor, dem drei bewaffnete Männer entstiegen. Sie gingen schnurstracks auf die Wohnung der Familie Pröll zu. Einer der Bewaffneten - es war niemand anderer als der Verräter Franz Meßner - stellte sich und die beiden anderen Männer als "Partisanen" vor und überredete die mißtrauisch gewordene Genossin, sofort mit ihm zu kommen. Die Gestapo sei unterwegs nach Vordernberg, um sie zu verhaften. Auch die Frau des "Ferdl" sei in höchster Gefahr, deshalb müsse Pauli sie zum Versteck der gefährdeten Genossin führen.

Auf die Frage Paulis, wieso sie mit einem Pkw am hellichten Tag gekommen sind, antwortete der Verräter: "Wir haben uns den Pkw geschnappt, damit wir schneller als die anderen sind! Wir sind

schon so weit, das wir uns das leisten können! Auch meine Schußverletzung an der Hand kann ich im Stefaniespital behandeln lassen! Schau her, da steckt noch das Projektil drin!"

Meßner streckte Pauli seine Hand entgegen, und sie sah wirklich, daß er am Handrücken einen Einschuß hatte. Sie wußte auch, daß ein Partisan vor einiger Zeit bei einem Schußwechsel an einer Hand verletzt worden war.

Das war der Trumpf in der Hand des Verräters! Damit hatte er das aufgekommene Mißtrauen unserer Genossin wieder beseitigt. Pauli stieg in den Pkw, obwohl Meßner das vereinbarte Kennwort nicht sagen konnte. Welch ein Fehler!

Die vermeintlichen "Partisanen" fuhren durch St.Peter-Freienstein durch - da dämmerte es unserer Genossin, daß sie der Gestapo aufgesessen war. Es war aber zu spät. Sie wurde in Leoben unsanft die Stufen zum Eingangstor der Gestapo-Zentrale hinaufgetrieben und sofort einem peinlichen Verhör unterzogen. Pauli Pröll wurde von den Gestapo-Sadisten fürchterlich zugerichtet, ihr Rücken war blutunterlaufen. Sie schlugen mit Radketten immer wieder zu, bis die Genossin das Bewußtsein verlor. Herausgebracht haben diese Mordbanditen nichts, keine Namen, keinen Stützpunkt - nichts. Eine Jungkommunistin trotzte dem Terror, sie brachte die Faschisten um ihren erhofften Triumph, sagen zu können: Dich haben wir auch weichgeklopft.

*

"Ferdl! Jetzt sind sie da", sagte "Josch" leise, aus seiner Ruhestellung auffahrend. "Mir hat geträumt, daß die Gestapo mit Autos vorgefahren ist!"

"Aber Sepp, mal doch den Teufel nicht an die Wand! Sagst ja selber, daß du geträumt hast! Wenn sie wirklich da sind, dann kommen wir sowieso nicht mehr heraus aus dem Heustadl! Glaubst nicht auch?" antwortete ich ihm ebenso leise. Ich kroch zum Guckloch in der Bretterwand und schob leise das Büschel Heu weg, um hinaussehen zu können. Mir blieben fast die Augen in der Blickrichtung stecken - tatsächlich, da fuhren mehrere Überfallswagen die "Russenstraße" herauf und hielten direkt vor dem Heustadel! Mindestens ein Dutzend Gestapo-Männer, mit MPi bewaffnet, sprangen aus den Autos und verteilten sich rund um den Stadel. "Josch" und ich blickten uns wortlos an. Jeder dachte in diesem Augenblick wohl dasselbe: "Heute ist's aus mit uns zwei!"

Mich durchzuckte ein heftiger Schmerz in der Herzgegend - nie mehr würde ich meine Frau und Kampfgefährtin, die so tapfer und hingebungsvoll zu mir hielt, an mich drücken können! Hoffentlich war sie noch in Sicherheit und nicht in der Hand dieser

Mordgesellen! "Josch" und ich würden, getreu unserem Schwur, bis zum letzten Blutstropfen gegen die Faschisten kämpfen - wir waren aufs Schlimmste gefaßt.

Ich sah nochmals durchs Guckloch auf den Hof hinunter. Mit aller Macht mußte ich mich zurückhalten, um nicht zu schießen. Keine drei Meter vom Heustadel entfernt standen zwei Gestapo-Männer, ihre MPi schußbereit. Einer davon deutete mit seiner freien Hand zum Heuboden herauf, so, als wollte er sagen: "Da oben sind sie!" Unsere Situation schien völlig aussichtslos zu sein. Da geschah für uns beide etwas ganz und gar Unerwartetes. Auf einmal hörten wir eine laute befehlende Stimme: "Alles aufgesessen!" Gleich darauf wurden Motoren gestartet, und die Autos fuhren nacheinander ab.

Jetzt mußten wir sofort handeln und alles auf eine Karte setzen. Nichts wie weg von hier! Heraus aus dieser Mausefalle! Beide rutschten wir zugleich den Futterbausch hinab in den Stall und liefen, uns immer gegenseitig sichernd, in den nahen Wald beim Kulm, einer bewaldeten Bergspitze bei St.Peter-Freienstein. Wir waren den Häschern entkommen.

Hätten wir gewußt, daß in den Überfallswagen der Gestapo unsere treue Familie Judmaier, die Genossin Reiter, ihr Neffe Siegfried, die Familie Abbegg und auch meine Frau gefesselt und zusammengepfercht nebeneinander auf dem Boden hockten - ich weiß nicht, ob wir nicht einen Befreiungsversuch unternommen hätten. "Josch" und ich wären dabei bestimmt draufgegangen, aber einige unserer Genossen wären vielleicht entkommen. Und trotzdem war es besser, daß so eine Wende nicht eintrat. Die Gestapo hätte sicher kaltblütig alle Beteiligten erschossen.

Alle unsere Kampfgefährten wurden von den Faschisten in Konzentrationslager und Gefängnisse verschleppt, darunter auch meine Frau. Die Widerstandskämpfer Viki Judmaier und Fritz Abbegg, beide waren Bauernsöhne, sind aus dem KZ nicht mehr heimgekehrt. Beide fanden den Tod.

Meßner selbst wurde von den Nazis zum Tod verurteilt, als er nichts mehr wußte und so für die Gestapo wertlos geworden war. Bei der Evakuierung der "Liesl" in Wien, knapp vor Kriegsende, marschierte dieser Verräter, mit Handschellen an unseren ebenfalls zum Tode verurteilten Genossen Rupert Heindler aus Leoben gefesselt, in der Todeskolonne.

Als Rupert Heindler Meßner - von dem er ja nicht wußte, daß dieser ein Verräter war, da Heindler ja schon im Juli verhaftet worden war - aufforderte, mit ihm zu fliehen, weigerte sich dieser mitzumachen. Bei einem Angriff zweier Messerschmitt auf die Häftlingskolonne konnte sich Heindler von Meßner trennen, und

es glückte ihm die Flucht. Auch der Verräter Franz Meßner hat sich "abgeseilt". (Dies erzählte mir Rubert Heindler.) Meßner ist seit Kriegsende verschwunden geblieben.

Ob dieses Scheusal die gerechte Strafe ereilte? Wenn nicht, dann kann man nur hoffen, daß dies noch geschieht!

M.M.

SO FIEL "ALBERT"

Nach wochenlanger Verfolgung durch SS, Polizei, Wehrmacht, SA und Landwacht und dem Feuergefecht am Zeiritzkampf hatten wir uns zum Gosingsattel in der Zölz zurückgezogen. Dort trennte sich die Kampfgruppe. Eine Gruppe ging ins Tragösser Tal, die andere ins Murtal in Richtung Preg. "Albert" wollte im Stadtgebiet von Leoben einen bestimmten Auftrag erfüllen.

Die Kampfleitung schärfte nochmals jedem Partisanen ein, so konspirativ wie möglich vorzugehen und keinesfalls durch unbedachte Handlungen unsere Verbindungen in der Stadt in Gefahr zu bringen. Alle Partisanen und auch "Albert", der die Gruppe in die Stadt führte, versicherten uns, daß sie sich streng an diese Weisungen halten würden.

"Karl" - sein richtiger Name war Franz Meßner -, ein ehemaliger Kuppler der Werkbahn im Donawitzer Hüttenwerk, und "Luis", Genosse Hubert Rainer, Fachlehrer in Leoben, begleiteten "Albert". "Tič" und "Lipp" waren schon mit einigen Widerstandskämpfern zum neuen Lagerplatz abmarschiert. Nur "Josch" und "Ferdl" blieben noch kurze Zeit als Beobachtungsposten zurück, um über etwaige Verfolgungstrupps informiert zu sein. Auch sie hatten beide einen Auftrag in diesem Gebiet auszuführen. In der Nacht zum 5. August 1944 nahmen sie den Weg ins Tragösser Tal, um sich dort mit dem anderen Teil der Gruppe zu treffen.

"Albert", "Luis" und Meßner waren unterwegs nach Leoben. Sie warteten die einbrechende Dunkelheit ab und begaben sich hernach zu einem Stützpunkt im Stadtgebiet. Als sich "Albert" von einer Verbindungsstelle über den seit unserem letzten Aufenthalt in Leoben vergangenen Zeitraum informieren ließ, wurde ihm berichtet, daß die Nazimachthaber in letzter Zeit sehr nervös waren. Vor allem seit dem Feuergefecht am Zeiritzkampf, wo sie Leute verloren hatten, durchstreiften sie unablässig dieses Gebiet. Die Absperrmaßnahmen für das ganze Gebiet von Kammern bis Selzthal, Admont, Hieflau, Eisenerz und Vordernberg, über Trofaiach wieder bis Kammern würden sich noch einige Wochen in die Länge ziehen, da die Partisanen noch immer in diesem Gebiet vermutet wurden. In diesem zum "Sperrgebiet" erklärten Abschnitt der Obersteiermark waren hunderte Soldaten, SS, SA usw. "gebunden", und die Suchaktionen kosteten die Nazis enorm viel Geld.

"Albert" war über diesen Bericht sehr zufrieden, hielt es jedoch für richtiger, einige Zeit vollkommen unterzutauchen und keinerlei Aktionen durchzuführen. Zu diesem Zweck trennte sich auch seine Gruppe und nahm bei verschiedenen Verbindungsstellen Unterschlupf.

Hätte "Albert", vor allem aber auch die Kampfleitung, nur im

entferntesten geahnt, was sich in den nächsten Tagen ereignen würde, eine Trennung der Gruppe wäre nicht vorgekommen. Die Gruppe hätte gemeinsam in ein anderes Gebiet übergewechselt. So fühlten sich aber "Albert" und "Luis" in ihren Verstecken in der Stadt vollkommen sicher. Nicht so Meßner. Dieser wechselte ein paarmal sein Versteck und nahm es mit der Konspirativität auch nicht genau. Er ließ sich sogar dazu hinreißen, sich am helllichten Tag am Waldrand bei St. Peter-Freienstein zu zeigen.

Die Gestapo hatte überall Konfidenten und Spitzel aufgestellt, so auch in St. Peter. Die Katastrophe nahm damit ihren Anfang. "Karl" wurde von einem dieser Leute erkannt und später von einer SS-Patrouille überrascht.

Im Gestapo-Gefängnis in Leoben, Kärntner Straße Nr.1, brach Franz Meßner bei den Verhören zusammen und verriet für das Versprechen der Gestapo, ihm würde kein Haar gekrümmt, wenn er "Alberts" Versteck preisgeben würde, diesen und in weiterer Folge noch viele andere Widerstandskämpfer. Er wurde so mitschuldig am Mord durch die Gestapo an "Albert" und "Luis" sowie am Tod vieler Genossen, die in verschiedenen Konzentrationslagern umkamen.

Meßner, der anfänglich lediglich der "Spürhund" für die Gestapo war, war nun selbst mit dabei. Unter seiner aktiven Mithilfe wurden verschiedene Genossinnen und Genossen verhaftet.

Die Gestapo arbeitete fieberhaft, vermeinte sie doch, den Kopf der Widerstandsbewegung in der Obersteiermark schon in ihren Fängen zu haben.

Am 15. August 1944 umstellten schwerbewaffnete Gruppen von Gestapo, SS und Polizei, darunter auch "Kriminalbeamte", die der Gestapo "zugeteilt" waren, das Haus, in dem "Albert" verborgen war. Es war dies das erste Haus der sogenannten ABC-Häuser in Judendorf-Seegraben. Sie waren im Morgengrauen gekommen und hatten beiderseits der Siedlung die Straße für jeden Verkehr gesperrt. Niemand durfte in die Nähe des Hauses. Zögernd drangen sie in das Haus ein und schossen bereits im Parterre blindlings umher, obwohl "Albert" in einer Wohnung in den oberen Stockwerken war. Von der Straße aus eröffneten die Überfallskommandos das Feuer auf die Arbeiterwohnung. Für "Albert" gab es daher nur eine Überlegung: Die Arbeiterfrau schützen, sich bis zur letzten Patrone verteidigen und als aufrechter Österreicher kämpfend für die Heimat sterben!

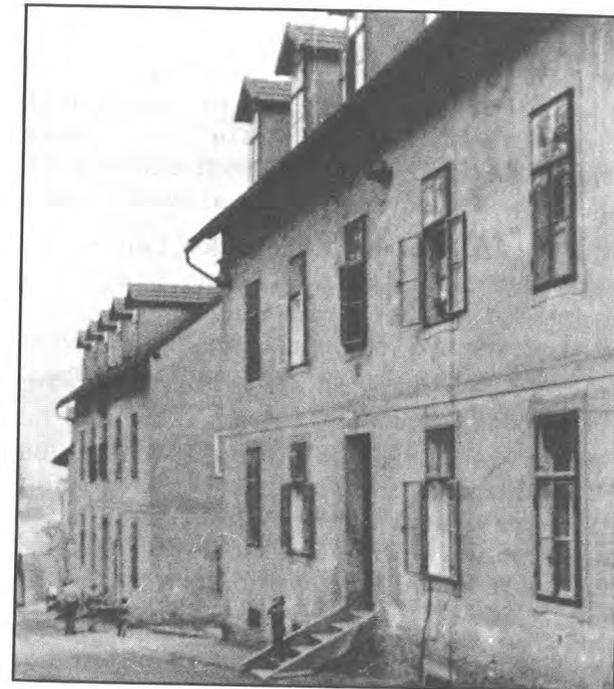
"Albert", unser Genosse Hans Krenn, der Eisenbahner aus Leoben-Leitendorf, der unerschrockene österreichische Widerstandskämpfer der Partisanengruppe Leoben-Donawitz, hat seinen Eid nicht gebrochen!

Nachdem er von mehreren Schüssen der angreifenden Gestapo getroffen war, kämpfte er, verblutend, bis zur letzten Patrone. Ein Gestapo-Mann mußte dran glauben. "Albert" war nicht mehr.

Die entmenschte Gestapo tobte ihre Wut an der vollkommen wehrlosen Arbeiterfrau aus. An den Haaren wurde sie durch die Wohnung gezerrt, die Stiegen hinuntergestoßen und barfuß, nur mit einem Hemd bekleidet, bis zum Gestapo-Gefängnis getrieben. Wochenlang wurde diese tapfere Arbeiterfrau aus Judendorf-Seegraben im Kellergewölbe der Gestapo immer wieder Verhören unterzogen. Die "Herrenmenschen" der SS und des SD scheuten sich nicht, diese Frau, die in Ketten lag, immer wieder blutig zu schlagen. Herausgebracht haben sie trotz all den fürchterlichen Folterungen nichts.

Mit anderen Leobner Kommunistinnen wurde sie später ins berüchtigte Frauen-KZ Ravensbrück verschleppt. Dank der grenzenlosen Solidarität der politischen KZ-Häftlinge und der Widerstandsorganisation in den Konzentrationslagern überlebten sie und andere Leobner Kommunistinnen die grausame Zeit im Vernichtungslager Ravensbrück und im Magdeburger Nebenlager des KZ Buchenwald. Sie kehrte nach der Zerschmetterung der faschistischen Machthaber in ihre Heimat Österreich zurück, für die sie soviel aufs Spiel gesetzt hatte und für deren Freiheit und Wiedergeburt unser Partisan "Albert" sein junges Leben ließ.

Johann Krenn, "Albert",
der Kommandant der
Partisanengruppe
Leoben-Donawitz.
Geb. 17. November 1909,
gefallen 15. August 1944

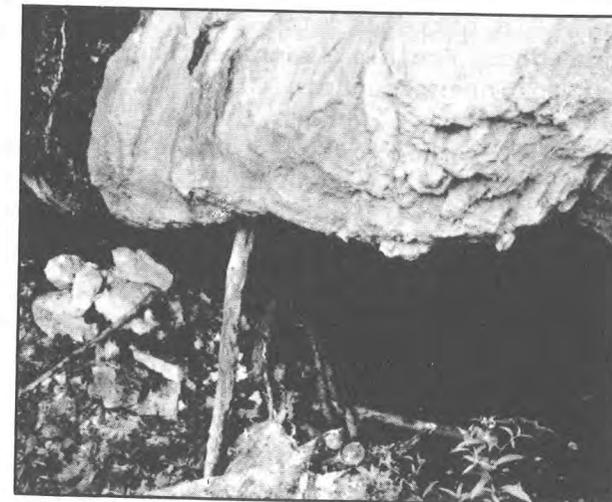


In diesem Haus fiel am 15. August 1944
nach kurzem Schußwechsel mit der Ge-
stapo Gen. Johann Krenn

Heinrich Kohnhauser,
"Heina", war Kämpfer
der Partisanengruppe
Leoben-Donawitz. Er
fiel nach einem
Feuergefecht mit SS
und Landwacht
schwerverwundet in die
Hände der Verfolger
und wurde ermordet.



Überreste des Partisanenbunkers in der
"Fobis" (Foto 1960)



MEIN LEIDENSWEG INS KONZENTRATIONSLAGER

Im November 1941 wurde mein Mann von der Gestapo verhaftet, weil er an einer Sammlung für die Rote Hilfe beteiligt war. Ohne viel Federlesens wurde er dafür zu 5 Jahren Zuchthaus und 10 Jahren Ehrverlust verurteilt. Nach einer grauenvollen Untersuchungshaft in Graz kam er in die Strafanstalt nach Garsten.

Ich blieb mittellos zurück. Leute, mit denen ich sonst sehr gut war, drehten sich weg, wenn sie mir auf der Straße begegneten. Begreiflich! Der Frau eines Zuchthäuslers weicht man ja aus. Nur wenige nahmen sich meiner an, darunter eine Leobner Geschäftsfrau, Frau P., die mir Arbeit verschaffte und an die ich noch heute dankbar denke.

Später kam ich zum Arbeitseinsatz bei der Bahn. Mein Herz war erleichtert. Ich fand viele Gleichgesinnte unter dem Banner des Flügelrads und nur ganze wenige Nazis. Diese Nazis waren Außenseiter, üble Strauch- und Konjunkturritter, vor denen wir uns aber gut in acht nehmen konnten, weil wir jeden einzelnen kannten.

Weil ich dem maßgeblichen Beamten bei meiner Aufnahme gestand, daß mein Mann im Zuchthaus sitze, erwarb ich sofort seine Sympathie und, was noch viel wichtiger war, auch einen Posten als Fahrkartenverkäuferin, der mir gut paßte.

Wenn ich bisher von der Politik auch nur wenig verstand, so stempelte mich das Schicksal meines Mannes zur erbitterten Gegnerin des Nazifaschismus.

Bald freunde ich mich mit der Telegraphistin Pauli Pröll an, einem bescheidenen, lieben Mädels, das trotz seiner Jugend eine fanatische Anhängerin der österreichischen Freiheitsbewegung war. Sie hatte es sich zur Aufgabe gestellt, den in den Bergen hausenden Freiheitskämpfern zur Seite zu stehen. Als man den Gatten ihrer Freundin Cilli M. mit allen Hunden hetzte, um seiner habhaft zu werden, verbarg Pauli Cilli in meiner Wohnung. Es waren Tage voll Angst und Sorge. Wohnte doch in jedem Haus mindestens ein Nazispitzel. Auch die Lebensmittelfrage spielte dabei eine Rolle, aber auch da half mir ein guter österreichischer Patriot.

Am 19. August 1944 wurde ich durch einen Mann, der sich als Freiheitskämpfer ausgab und von dem ich wußte, daß er über acht Monate in der Freiheitsbewegung mitgearbeitet hatte, in eine Falle gelockt. Franz Meßner ist der Name dieses Schuftes, der zu diesem Zeitpunkt bereits für die Gestapo arbeitete.

Ich wurde an diesem Tag verhaftet, auch die Frau des Freiheitskämpfers M. und mein 16jähriger Neffe. Wir wurden von St. Peter-

Freienstein nach Leoben gebracht. Sieben Schergen, mit Maschinenpistolen bewaffnet, trieben uns zwei schwache Frauen und den Buben in die berühmte Folterkammer in der Kärntner Straße. (Heute befindet sich dort das Großkaufhaus Forum.)

Nach einer Stunde gab es dort ein Wiedersehen mit Pauli, die man in Vordernberg verhaftet hatte.

12 Stunden in der Folterkammer

Bei der Gestapo lernte ich zuerst den berühmtesten Sadisten Augustin kennen. Zunächst kamen wir ins Landesgericht. Unendlich lange fünf Wochen verstrichen, ehe wir zu einem Verhör getrieben wurden. Die schlechte Unterbringung in der Zelle, die vollkommen verwandt war, und die schlechte Kost zerstörten meine Gesundheit. Ich bekam hohes Fieber und schließlich Angina. Eines Tages, gegen halb acht Uhr früh, gerade als ich mich besonders schlecht fühlte, klirrten die Zellschlüssel, und Augustin trat auf mich zu. "Auf zum Verhör", herrschte er mich an. Obwohl die sehr menschliche Aufseherin Judmaier ihm Mitteilung machte, daß ich schwer krank sei, bestand er darauf, daß ich mitgehe. Unter Fieberschauern wankte ich ins Freie. Bei der Gestapo angekommen, nahm mich Augustin sofort ins Kreuzverhör. Immer wieder wollte er wissen, wo sich der Freiheitskämpfer M. befand. Als ich auf alle Fragen still blieb, schrie er mich an: "Sie wollen also nicht sprechen. Gut! Das macht nichts. Sie kommen auf drei bis vier Jahre ins Konzentrationslager, dort werden sie krepieren!" Als ich noch immer nichts zugab - ich wußte ja tatsächlich nicht, wo sich M. befand -, kam Augustin mit einem sadistischen Augenfunkeln auf mich zu. Mit der rechten Hand einen Ochsenziemer umklammernd, umschlich er mich zunächst ein paarmal. Plötzlich sauste Hieb auf Hieb auf mich nieder. Ich wußte nicht mehr, was mit mir geschah und wohin er mich traf. Schwer fiebrig, ausgehungert und zu Tode erschrocken fiel ich zu Boden. Die Hiebe sausten so dicht, daß ich sie nicht zählen konnte.

Eine wohltuende Ohnmacht umfing mich. Als ich wieder wach wurde, spürte ich einen brennenden Schmerz am Kopf. Ich schlug die Augen auf und gewahrte die verkrampfte Hand Augustins in meinen Haaren. Er riß daran solange herum, bis ich mich schwerfällig aufrichtete, um ein weiteres Verhör über mich ergehen zu lassen.

Mein standhaftes Verhalten entfesselte neue sadistische Wut. Zähnefletschend wie ein Raubtier stürzte er sich abermals auf mich. Nach einer Anzahl von Ohrfeigen, die er mir verabfolgte, warf er mich schließlich mit brutaler Gewalt zum Ofen, wo mich abermals die Sinne verließen.

Wie ich dann wieder zu Bewußtsein kam, weiß ich nicht mehr. Ich

war geschwollen und blutig, mein Körper brannte. Meine Knie zitterten, und mein Herz schlug mir bis zum Hals herauf. Nur ganz undeutlich nahm ich Augustin wahr. Da umfaßten schon wieder seine Hände meinen Hals, er riß mich nieder und begann mich zu würgen. Wieder war ich einer Ohnmacht nahe. Als er dies bemerkte, ließ er vom Würgen ab und ohrfeigte mich inzwischen. Mehr tot als lebendig ließ er mich durch zwei Gestapo-Henkersknechte aufrichten. Er kam ganz nahe zu meinem Gesicht und sagte lächelnd in höhnischem Ton: "Aber Frau Reiter, ich hab' Sie am Ende doch nicht geschlagen!" Nun konnte ich mich nicht mehr halten und schrie unter dem Aufgebot all meiner Kraft: "Sie Schuft, Sie dreckiger!" Worauf ich neuerdings geohrfeigt wurde.

Nach einer Pause, die Augustin sichtlich dazu brauchte, um seine Wut über das nicht erhaltene Geständnis verrauchen zu lassen, wurde ich in eine Nebenkammer gestoßen, wo gerade vier Männer blutiggeschlagen wurden. Man wollte mich durch diesen Anblick müde machen. Ich traute meinen Augen nicht. Vor Jahren hatte ich einmal einen Roman über die spanische Inquisition gelesen. Ich glaube aber, daß die Folterungen des dunkelsten Mittelalters keineswegs jenen der Gestapo nachstanden.

Vier Männer, anscheinend Arbeiter, und wie ich später hörte aus Eisenerz und Hieflau, hingen mit Ketten und Schlössern an einem eigens für diesen Zweck konstruierten Gerüst. Es war ein entsetzlicher Anblick. Die Köpfe waren zur Wand gerichtet. Hinter ihnen ging breitpurig ein Gestapo-Schwein mit einem Gummiknüppel auf und ab. Immer wieder fragte dieser Henkersknecht nach verborgenen Flugschriften. Als er keine Antwort erhielt, fing er an zu schlagen. Mit voller Wucht sauste der Knüppel auf das Kreuz und den Rücken der Männer nieder, bis Blut zu Boden rann. Ich weiß nicht, wie lange das gedauert hat. Das Wimmern der Männer, ihre verhaltenen Schmerzensschreie, das Sausen des Knüppels in ihr Fleisch höre ich heute noch. Noch immer kommt mir der Geruch des frischen Blutes in die Nase, und noch immer sehe ich das vertierte Gesicht des Gestapo-Mannes, der stundenlang seinen sadistischen Gefühlen freien Lauf ließ.

Von den geprügelten Freiheitskämpfern war kein Geständnis zu erpressen. Endlich, gegen halb acht Uhr abends, war die Folter beendet. Essen bekamen wir keines, wir hätten wohl auch keines vertragen, obwohl wir seit dem Morgen nichts genossen hatten. Total entkräftet, blutend und zerschlagen wurden wir zurück in unsere Zellen gebracht. Trotzdem atmete ich erleichtert auf. Zwei Wochen vorher war schon meine Freundin Pauli geprügelt worden, und ich wußte, was meiner harrte. Nun hatte ich es vorüber. Nie, nie, trotz aller Gegnerschaft, hätte ich den Nazis eine derartige Methode zugetraut, wie ich sie soeben von der Gestapo am eigenen Leib zu spüren bekommen hatte.

Im Konzentrationslager

Nun wußte ich, daß mein Schicksal besiegelt war. Von meinem Nefen, der mit mir gleichzeitig verhaftet worden war, wußte ich nichts.

Drei Tage nach der Folterung wurde ich um sieben Uhr abends aufgerufen, wo mir mitgeteilt wurde, daß ich ins Konzentrationslager nach Ravensbrück komme. Ebenso Pauli Pröll und Cilli Mutschitsch.

Insgesamt 68 Frauen wurden in Ketten gelegt, gefesselt, schwer bewacht und in zwei Lastautos nach Bruck gebracht. Daß die Nazis feig waren, wußte ich immer, daß sie aber vor halbverhungerten und blutiggeprügelten Frauen solche Angst hatten, das wußte ich nicht. Eine große Anzahl Gestapo-Männer und Polizisten mit Maschinenpistolen wurde zu unserer Bewachung aufgeboden.

In Bruck kam ein Gefangenentransportzug mit Viehwaggons aus Graz an. Wir wurden in diese Viehwagen zugeladen. Eine dünne Schütte Stroh war die ganze Einrichtung. Wir konnten nicht liegen, wir konnten nicht sitzen, so eng gedrängt waren wir. In Mürzzuschlag gelang es einer Frau zu flüchten. Daraufhin wurden wir mit dem Erschießen gedroht.

Acht volle Tage dauerte die Fahrt. Unterwegs gab es nur ein wenig Margarine und Brot. Wasser gab man uns überhaupt keines. Zum Notdurftverrichten wurden wir zweimal am Tag für wenige Minuten aus dem Wagen gejagt, die Wache stellte sich mit aufgepflanztem Seitengewehr und schußbereit unmittelbar neben uns auf. Nun sollten und mußten wir auf Befehl vor den Augen der Wachmannschaft und vor aller anderer Augen die Gleisanlagen der Bahn als Abort benützen. Allen und speziell den jüngeren Frauen war dies eine neue Folter.

Die "Reise" ging über Wien, Lundenburg (Breclav), Berlin nach Ravensbrück. Während der ganzen Fahrt gab es keine Möglichkeit zur Körperpflege. Es gab weder Wasser noch Seife. Zähneputzen wäre ein streng verbotener Luxus gewesen. Zum Zudecken hatten wir nichts. Des Nachts kauerten wir uns zusammen, so gut es ging. Schlafen konnte keine. Ein großer Trost für mich war es, daß meine Freundinnen Pauli und Cilli denselben Wagen mit mir teilten. So sehr wir unter der schlechten Behandlung litten und ins Ungewisse fuhren, in einem fanden wir gegenseitig seelische Hilfe und Aufrichtung: Wir wußten schon damals, daß das Reich Hitlers dem Untergang geweiht war.

Wenn auch oft und oft behauptet wird, daß Frauen von Politik nichts verstünden, gut, aber alle Frauen, die den Leidensweg so wie ich antraten und mitmachten, sie alle waren felsenfest überzeugt, daß die Sache der österreichischen Freiheitskämpfer von

Tag zu Tag besser stand und der Nazismus aus Österreich dereinst hinweggefegt werden wird. Hätten wir diesen Glauben nicht gehabt, so wären wir sicher zugrunde gegangen.

In Ravensbrück angekommen, wurden wir sofort in das Lager getrieben. Elektrischer Stacheldraht, SS-Posten und blutlechzende Wachhunde sperrten uns die Rückkehr in die Außenwelt ab. Eine Flucht wäre unmöglich gewesen, obwohl jede einzelne von uns sich stündlich und täglich mit Fluchtgedanken beschäftigte.

Noch größere Bestien als die Wachhunde waren die uniformierten SS-Wächterinnen. Meistens in mittleren Jahren, viele ganz ordinäre Gestalten, wie sie die Straßen der Großstadt ausspeien, verbrecherisch und vertiert, paßten sie glänzend zu den sadistischen Kameraden der Gestapo.

Zu je fünf und fünf mußten wir im Freien antreten. Die SS-Wächterinnen nahmen uns alles ab, was wir an Geld und Gold (Ohringe usw.) noch besaßen. Eine Empfangsbestätigung dafür bekamen wir nicht. (Straßenräuber geben auch sonstwo keine Empfangsbestätigung.) Nun hieß es in den Baderaum gehen. Die weiblichen SS-Bestien rissen uns die Kleider buchstäblich vom Leib. Als Anrede gab es nur: "Du Schwein!"

Jeder Frau, bei der eine Kopflaus entdeckt wurde, was bei den unhygienischen Verhältnissen in den Arrestzellen keinesfalls der Betroffenen zur Last gelegt werden kann, wurden kurzerhand die Haare abgeschnitten. Nach dem Bad erhielten wir an Stelle der uns vom Körper gerissenen Kleider ein Hemd, dazu ein altes, nicht passendes Seidenkleid und ein Paar Holzschuhe. Die Seidenkleider stammten, wie wir später erfuhren, von vergasten Jüdinnen, während die Holzschuhe mit teuflischer Bosheit so ausgesucht wurden, daß jede einen großen und einen kleinen Holzschuh bekam. Bei einer Faschingsveranstaltung hätte ein solcher Aufzug vielleicht ein Lächeln hervorgerufen, uns aber kamen Tränen, als wir uns in derartiger Kleidung wiedersahen.

Nun ging es zur Lagerbaracke, die für lange Zeit unser Kerker sein sollte. Die SS-Aufseherinnen teilten die Bettstellen zu. Da das Lager überfüllt war, mußten mindestens zwei Frauen in einem Bett schlafen. Es kam auch vor, daß für drei, oft vier Frauen nur eine Pritsche - Bett konnte man dazu ja nicht sagen - vorhanden war. Wie man schlief und ob man sich dabei ausschlafen konnte, war unseren Wärterinnen ganz gleichgültig.

Drei Bettstellen standen übereinander. Nur Bretter, mit wenig altem Stroh belegt und einer fadenscheinigen Kotze zum Zudecken. Geheizt wurde auch bei größter Kälte niemals.

Als Nahrung erhielten wir täglich zum Frühstück eine dünne Blümchenkaffeebrühe ohne Süßstoff, mittags ungefähr einen halben Li-

ter Eintopf, gewöhnlich aus roten Rüben, sehr selten Kartoffeln. Schweinefutter in der Heimat hätte jedenfalls besser geschmeckt und wäre besser zubereitet gewesen. Zum Nachtmahl gab es etwas Brot und wieder Kaffeebrühe. Manchmal etwas Kunsthonig oder Margarine. Später aber wurde das Essen noch viel schlechter. Täglich um vier Uhr wurden wir aus den Betten gejagt. Die Aufseherinnen hatten Schulterriemen über ihre Uniform gezogen. Wer nicht rasch aus dem Bett kam, machte die Bekanntschaft mit diesem Riemen.

Nach dem Aufstehen hieß es sofort ins Freie gehen. Bei jeder Witterung mußten wir ohne Mantel und ohne jeden Regenschutz mindestens zwei Stunden stehen, bis wir gezählt wurden. Oft kam es vor, daß die eine oder andere von uns ohnmächtig hinfiel. Dies erregte sofort das Mißfallen der weiblichen SS-Bestien, die uns dann mit weiteren zwei Stunden Straf stehen bedachten. Das Stehen zermürbte uns vollends. Der eisige Wind pfiß durch alle Fasern unserer Kleidung, und jede, die nur ein Stückchen Papier irgendwo erhaschen konnte, pries sich glücklich. Papier war derart hoch im Kurs, daß man für ein altes Packpapier oder ein Zeitungsblatt, obwohl selbst halb verhungert, gerne ein Stück Brot gab, nur um sich mit dem Papier einen Kälteschutz zu verschaffen. Brust und Rücken, manchmal auch die Füße, wurden so mit Papier etwas geschützt.

Über das Lagerleben in Ravensbrück und über die unmenschliche Behandlung daselbst wurde schon von anderer Seite berichtet. Ich will daher keine Einzelheiten wiedergeben.

Post von daheim erhielt ich keine. Ich wußte nichts von meinem Mann, der noch immer im Zuchthaus saß, nichts von meinem Neffen, der gleichzeitig mit mir verhaftet wurde. Auch nichts von meiner 61jährigen Mutter, die, wie ich später erfuhr, ebenfalls von der Gestapo verhaftet worden war. Noch heute fehlen mir die Worte, um die ganze seelische Not, die ich da durchzumachen hatte, zu schildern. Ähnlich wie mir ging es auch den vielen Tausenden anderen Frauen. Täglich starben Hunderte von ihnen, und der Verbrennungsgeruch der Leichen zog über das ganze Lager hin. Eine Mahnung an uns, auszuharren, um dereinst Zeugnis abzugeben, welch wirkliches Unmenschentum der Nazismus in Deutschland darstellte.

Nach sechswöchigem Aufenthalt in Ravensbrück kam ich in ein anderes Konzentrationslager. Ich nahm schweren Herzens Abschied von Pauli und Cilli, mit denen ich bis jetzt immer beisammen war und die gleich mir schwer litten.

Bevor wir von Ravensbrück wekamen, wurden wir um 12 Uhr nachts geweckt. Im Baderaum wurden uns die Sträflingskleider abgenommen. Vollkommen unbekleidet mußten wir - es war November - von

1 Uhr nachts bis halb 7 Uhr früh stehen bleiben, bis uns vor Kälte die Zähne klapperten. Eine neue bodenlos abgrundtiefe Quälerei unserer Wärterinnen! Endlich um 7 Uhr wurden wir gebadet und umgekleidet.

Wieder im Viehwagen ging es nach Zwodau in der Nähe von Eger. Nach dreitägiger Fahrt ohne Essen und in eisiger Kälte nahm mich eine neue Umgebung auf. Gleich blieb nur die Behandlung durch die SS-Bestien.

Nun hatte ich Glück und kam in die Lagerküche, wo ich wenigstens reichlicher zu essen bekam.

Der Freiheit entgegen

Die Monate vergingen. Als im März 1945 die Alliierten immer näher rückten, begannen unsere Herzen heftig zu klopfen. Die goldene Freiheit winkte. Ein SS-Mann aus dem Lavanttal, der wie so manche andere junge Burschen in der letzten Zeit zu dieser Bestienorganisation gepreßt wurde, hielt mich über die Tagesereignisse auf dem laufenden. Nun bekamen es die Nazis mit der Angst zu tun. Allenthalben machten sich schon Räumungsbestrebungen bemerkbar. Im Trubel der Ereignisse nahm man sich nicht mehr die Zeit, die Leichen der täglich sterbenden Frauen zu beerdigen. Man warf sie kurzerhand in einen Winkel des Lagers und ließ sie frei liegen. Fliegen und Ungeziefer setzten sich auf die Leichen, die in der schon zunehmenden Sonnenbestrahlung zu verwesen begannen.

Außerhalb des Lagers befand sich ein Friedhof. Dort mußten früher die Lagerinsassen Totengräber spielen. Wer sich weigerte, wurde blutiggeprügelt. Einen Sarg gab es natürlich für die Toten nicht.

Bei einer teilweisen Räumung wurden 800 Frauen zum Abmarsch bereitgestellt. Sie waren für einen Fußmarsch bestimmt. Es waren auch Jüdinnen darunter. Zwei herzige Buben mit 7 und 8 Jahren waren mit ihren Müttern in Haft. Immer sagten die Kinder zu mir: "Tante Luisi, wir wissen, daß wir sterben müssen." Die Kinder sprachen perfekt deutsch, tschechisch und französisch. Ihre einzige Schuld war es, daß ihre Eltern keine Nazis waren, sondern Juden.

Alle Frauen, die nicht marschieren konnten, wurden auf Lastautos verladen. Halb tot wurden sie zusammengepfercht und mit Füßen getreten. Zwei Frauen, die zum Verladen auch schon zu schwach waren, wurden kurzerhand auf den Leichenhaufen geworfen. Dort lebten sie noch, bar jeder Hilfe, bis zum nächsten Tag, und ihr letzter Jammerschrei am nächsten Morgen, bevor sie starben, war die Bitte um eine Decke, da sie jämmerlich froren. Natürlich

blieb auch dieser Jammerschrei bei den SS-Bestien ungehört. Später erfuhr ich, daß die SS-Mörder alle 800 Frauen in ein Minenfeld trieben und dort hochgehen ließen. Keine kam mit dem Leben davon.

Nun wartete auch ich stündlich auf den Abmarsch. Die Ereignisse überstürzten sich. Die Front kam immer näher. Eines Morgens hieß es, wir müßten nach Dachau marschieren. Als Fußreisezeit waren sechs Wochen vorgesehen.

Nach viertägigem Marsch, bei dem viele Frauen zusammenbrachen und am Straßenrand starben, kamen wir bis Marienbad. Der SS-Kommandoführer (Jordan hieß dieser Bluthund), ein gebürtiger Sachse, spielte Spähtrupp. Er fuhr voraus, um die Front zu erkunden. Angstschlotternd kam er schon nach einer halben Stunde zurück. Es hieß umkehren und wieder ins Lager zurückwandern.

Flüchtende Soldaten, die unseren Weg kreuzten, forderten uns auf, davonzugehen. Einige Frauen, die dies versuchten, wurden dabei ertappt und an Ort und Stelle erschossen.

Von Stunde zu Stunde aber, man kann sagen, von Minute zu Minute, hob sich unsere Stimmung. Keine fühlte mehr die Beschwerden der monatelangen Haft, keine war mehr hoffnungslos. Einige begannen zu singen. Der Kommandoführer gebot Stillschweigen, aber es wurde nur teilweise befolgt.

Nach weiteren vier Tagen waren wir wieder in Zwodau. Das Lager war schon teilweise demoliert worden. Italiener hatten da gute Arbeit vollbracht, und auch der elektrisch geladene Draht war verschwunden.

Es war nun Ende April. Die Fluchtversuche mehrten sich. Hitlers Stunde hatte geschlagen. Die Mär von seiner "Berliner Frontbewährung" glaubte keine einzige von uns. Bei der Wachmannschaft bemerkten wir schon Zivilkleider. Unserer Frage: "Wie lange denn noch?" wichen sie aus. Geschossen wurde nicht mehr.

So kam der 6. Mai. An diesem Tag hieß es, daß alle Deutschen, die aus Böhmen waren, fortgehen dürfen. Sie wurden sofort in Freiheit gesetzt. SS-Kommandoführer Jordan gab ihnen noch Ermahnungen auf den Weg, sich als Deutsche zu benehmen. Ein eisiges Hohnlachen war die Antwort. Nun erklärten auch wir, aus Böhmen zu sein. Plötzlich waren die sonst so blutrünstigen SS-Männer zahm wie die Tauben und ließen uns frei. Wir verließen das Lager, gingen den weiten Weg in die Heimat zu Fuß, wo ich am 24. Mai 1945 in der Früh einlangte.

Luise Reiter, St. Peter-Freienstein

NIEMALS VERGESSEN!

Ein schöner Spätsommertag des Jahres 1944. Ich lehnte an der kleinen Lüftungsklappe eines Viehwaggons und sah still und sehnsüchtig auf die reifen Kornfelder und Weingärten, die an uns vorüberzogen. Da draußen schien die Sonne, war die Freiheit, und wir fuhren in eine schwarze, unbestimmte Zukunft. Die Augen brannten, und jedes Glied am Körper schmerzte. Schon sieben Tage waren wir 75 Frauen eingekleilt in diesem Viehwaggon. Die Gestapo hatte vor Wochen im Leobner Industriegebiet viele Antifaschisten verhaftet, als Terrormaßnahme gegen die Widerstandskaktionen der obersteirischen Partisanen. Die mit beispielloser Brutalität geführten Verhöre in den Gestapo-Kellern in Leoben, Kärntner Straße Nr.1, und Paulustor in Graz hatten den Henkern des österreichischen Volkes nicht den gewünschten Erfolg gebracht. Sie glaubten, den Kopf der Österreichischen Freiheitsfront der Obersteiermark gefaßt zu haben und waren daher maßlos erzürnt darüber, daß sie keinen der führenden Genossen erwischt hatten. Aus Wut darüber und mit dem Vernichtungsplan der SS-Mörder übereinstimmend, alle Gegner des Naziregimes der physischen Vernichtung zuzuführen, wurden neben vielen anderen steirischen Antifaschistinnen auch wir sieben Leobner Kommunistinnen ins KZ verschleppt.

Monoton ratterten die Räder, die Fahrt wollte kein Ende nehmen. Wir Jungen mußten stehen, an Schlaf war nicht zu denken. Meine Freundin stand neben mir, den Kopf an die Wand gelehnt, und der Körper schaukelte im Takt mit dem Waggon. Ich mußte wegsehen. Sie sahen alle so müde aus. Selbst die zwei Posten, die alle paar Stunden abgelöst wurden, stützten sich müde auf ihre Gewehre. Der eine, schon ein etwas älterer Mann, hielt es wohl für einen Trost, als er sagte: "Nun dauert es nicht mehr lange, und ihr werdet da sein!" Ja, um drei Uhr waren wir da - im Konzentrationslager Ravensbrück.

Es war stockfinster, als wir mitten in einem Wald ausgeladen wurden. Erst jetzt sahen wir, daß wir 75 nicht allein waren! Viele Hunderte Frauen kamen aus den Waggons, und in langen Reihen wurden wir zu zehnt aufgestellt. Als wir wegmarschierten, war es um uns noch dunkel, aber über dem Wald im Osten ging blutrot die Sonne auf, und es schien, als wollte sie uns trösten. Ich mußte später noch oft an diesen Augenblick denken. Irgendwo vorne schrie jemand: "Halt!" und wir blieben stehen.

Wohl alle meine Kameradinnen spürten so wie ich den kurzen, brennenden Schmerz, als sich das große Tor hinter uns schloß. Vor uns lagen große Holzbaracken, und auf der Lagerstraße wimmelte es von Menschen. Erst am nächsten Morgen wurden wir in den "Zugangsbereich" gebracht; bis dahin mußten wir im Freien

stehen und durften uns nicht einmal auf den bloßen Boden hinkauern.

Wir waren auf manches gefaßt, doch was wir hier sahen, überraschte uns doch! Von dreistöckigen Holzpritschen starrten uns bleiche, bis zum Skelett abgemagerte Gesichter ängstlich entgegen. Es waren Frauen, die nur Lumpen am Körper hatten. Je drei Frauen lagen auf einer Pritsche, die so schmal war, daß selbst diese Häuflein aus Haut und Knochen nur seitlich liegen konnten. Täglich kamen neue Frauen, und diese mußten hier auch noch Platz bekommen.

Nach einigen Tagen wurden wir "eingekleidet". Man trieb uns in eine riesige Baracke, wo wir uns splitternackt ausziehen mußten. Es wurde uns alles genommen, selbst die Ohrringe und Eheringe nahmen die uniformierten SS-Weiber uns weg. Und manche Frau bekam von diesen Bestien mit dem Knüttel einen Schlag ins Gesicht, wenn sie nicht schnell genug war.

Nun war auch ich, wie all die zehntausend anderen, keine Frau, kein Mensch mehr! Ich war Nr. 75.074. Viele Tausende Frauen waren hier, die überhaupt nicht wußten, warum sie alle diese Leiden ertragen mußten.

Der Grund war meistens ihre Nationalität. Der größte Teil bestand aus Russinnen, Polinnen, Jüdinnen und Zigeunerinnen.

Nach einigen Wochen - wir Kommunistinnen hatten inzwischen mit der illegalen Widerstandsgruppe Verbindung aufgenommen - wurden wir sieben Leobner Frauen zu einem Transport abkommandiert. Die Leitung der illegal im KZ Ravensbrück arbeitenden Partei hatte in Erfahrung gebracht, daß wir zur Erschießung weggebracht werden sollten. Es war der Widerstandsgruppe jedoch gelungen, uns zu einem Transport zu schmuggeln, der in ein Ausweichlager des KZ Buchenwald bei Magdeburg kam.

Es war der 21. November 1944, ein Tag, den ich nie vergessen werde! Wir mußten früher aufstehen als sonst, und ein eisiger Wind blies über die Ebene. Wir froren in unseren dünnen Kleidern. Lange mußten wir stehen, bis endlich der Appell abgenommen wurde und wir uns bei Block 1 in einem offenen Viereck aufstellen mußten. Man tuschelte sofort von einer Hinrichtung, da bereits ein Galgen stand. Doch keine wußte etwas Bestimmtes. Unsere Glieder zitterten nicht nur vor Kälte; etwas Unbekanntes, Schauriges erwartete uns.

Ein großer Pkw kam durch das Lagertor gefahren, und vier hohe SS-Offiziere stiegen aus. Im selben Augenblick flammten die Scheinwerfer auf, und nun stand der Galgen, hochaufgerichtet, im grellen Lichtkegel. Rund um uns war tiefe Finsternis, der Wind peitschte die Telegraphendrähte über uns, und von dem mit

Starkstrom geladenen Stacheldrahtzaun sprühte es ab und zu hell auf. Vor Kälte spürte man nichts mehr. Auch das Tuscheln hatte aufgehört, nur das schwere Atmen der Menschen erfüllte den großen Platz.

Die SS-Offiziere stellten sich unmittelbar vor dem Galgen auf, und die Oberaufseherin führte eine kleine Russin dorthin. Es war ein blutjunger Mensch, der da seinen letzten Weg ging, klein und mager, ein altes Sträflingskleid am Körper, mit kahlgeschorenem Kopf und nackten Füßen. Ich hatte den Blick starr ins Dunkel gerichtet. Wie von weit her drang die häßliche Stimme eines SS-Offiziers an mein Ohr. Er sprach von versuchter Sabotage des Mädchens und vom Todesurteil. Dann - ein Schnalzen von Stricken und im nächsten Augenblick ein vieltausendstimmiger Schrei der Frauen, die noch einmal ihre Kameradin riefen. Nur ein Wort: "Christa" - der Name des Mädchens.

Ich konnte keinen klaren Gedanken fassen, ein unbeschreiblicher Schmerz erfaßte mich. Ich sah nur, wie rings um mich die Frauen und Mädchen ohnmächtig zusammenbrachen. Wir mußten einzeln, in endloser Reihe, um die tote Christa herumgehen. Meine Augen brannten. Ich konnte mich nur mühsam vorwärtsschleppen, aber weinen konnte ich nicht. Ich sah zu Pauli, die knapp hinter mir ging. Auch sie konnte keine erlösenden Tränen finden. Jedoch unsere Hände ballten sich, und unsere Herzen erfüllte unbändiger Haß gegen diese Naziverbrecher.

Drei Tage mußte die tote Christa hängen bleiben, und der zu Eis erstarrte Körper klatschte, vom Wind hin und her geschwenkt, immer wieder mit einem dumpfen Ton an den Galgenmast. Die Henker wollten damit wohl unter Beweis stellen, wie unerschütterlich ihre Macht sei.

Die dumpfen Schläge des erstarrten Körpers an den Galgenmast sollten sich aber bald zu einem riesigen Donnerschlag vereinen, der die Mörder der kleinen Christa und unsere Peiniger eines Tages hinwegfegen würde.

*

Die Sowjetarmeen schlugen die faschistischen Truppen an allen Fronten. Sie befreiten ihre Heimat und auf ihrem unaufhaltsamen Vormarsch viele Millionen von Menschen vom Sklavenjoch der Nazis. Wir bekamen allerdings vorher noch die Schrecken der amerikanischen Kriegführung zu spüren. Sie bombardierten Magdeburg und warfen ihre Bomben und Luftminen auch auf die Holzbaracken unseres KZ. In einer einzigen Nacht, am 16. Jänner 1945, fielen in Magdeburg mehr als 35.000 Menschen den Ami-Bomben zum Opfer.

Nachts wurde bombardiert, und tagsüber kreisten die Amis im Tiefflug über die Stadt und schossen mit Bordwaffen in die ver-



NIEMALS VERGESSEN!

1 Gen. Johanna Grimming, 2 Gen. Anna Winkler, "Nandl", - beide verbrachten 355 Tage im Erdbunker

3 Mitzerl Koch, geb. 30.1.1930, gest. 18.7.1948, war als 13-jähriges Mädchel einige Male als Kurier für die Partisanen im Leobner Gebiet eingesetzt

Frauen im Konzentrationslager

4 Gen. Pauli Pröll-Sandrießer, geb. 8.10.1921, gest. 11.6.1959

5 Gen. Aurelia Moll, geb. 15.7.1899, gest. 12.2.1976

6 Gen. Cilli Muchitsch (Aufnahme 1945), lebt in Donawitz

Der Kommandant der Polizei Neustrelitz, den 31. Mai 1945

Passierschein

M o l l, Aurelia geb. Steinmetz geb. am 15.7.1899 zu Eisenerz/Steiermark befindet sich auf dem Wege von Neustrelitz nach Vordernberg b. Leoben, Steiermark über Wien oder Salzburg mit Gepäck. Sie darf diese Strecke ungehindert passieren und steht unter dem Schutz des Kommandanten der Polizei der Stadt Neustrelitz. *Pauli* befand sich im Konzentrationslager zu Ravensbrück. Eine Legitimation konnte infolge nicht zurückgegebener Papiere nicht erfolgen.

Der Kommandant der Polizei

Neustrelitz

*Anfänger.
Chom, Anfer, yfpony, Encin, pr. 11. 7. 9
A pünsones na ygrün us Kleinempower rapos
Dünin umm Cairus dypr / c dunn / b
Munnen chod ygrün uponges, Dünin up
Dünin. Dünin b. Kunn. - Dünin Pelnat
Dünin Dünin, f. n. Dünin Dünin Dünin -
Dünin Dünin.*

Zahl: Gefangenhause Leoben

Bestätigung

daß Moll Aurelia geb. am 15.7.1899
in Eisenerz Bezirk Leoben
zuständig nach Vordernberg
vom 15.10.44 bis 16.11.1944 zur Verfügung der Gestapo
Leoben wegen eines politischen Verhältnisses
hier in Schmühkraft warnehm am 16.11.44
K. S. Ravensbrück inbestellt wurde.

Gefangenhause Lec

16.11.1944

Pauli

entgegenkamen und uns am schnellsten die Möglichkeit zur Weiterfahrt verschafften.

Je näher wir der Heimat kamen, umso banger wurde uns ums Herz. Wie wird es daheim aussehen? Um vier Uhr in der Früh kamen wir auf dem Bahnhof in Bruck an der Mur an, und man sagte mir erst dort, daß auch meine Mutter und meine Schwester im KZ Ravensbrück sind. Von meinem Mann, der bei den obersteirischen Partisanen war, kein Lebenszeichen.

Dies waren die schlimmsten Minuten meines Lebens. So also sah die Heimat aus. Man hatte mir alles genommen. Sollte ich umkehren und sie suchen? Was tu' ich hier allein? Ich hab' ja doch keine Ruhe, ehe ich sie gefunden habe, lebend oder tot.

Doch ich war nicht allein, ich hatte ja noch meine Leidensgenossen; und die ließen mich nicht im Stich. So gern ich in diesen Minuten auch allein gewesen wäre - Pauli wollte mich zu sich nach Hause nehmen. Sie hatte schon erfahren, daß bei ihr daheim alles in Ordnung wäre. Ein paar Stationen mußten wir noch fahren, und dann hatte auch das Leben wieder Sinn.

Kaum daß wir aus dem Zug gestiegen waren, stürzte eine ehemalige Schulkameradin auf mich zu und fiel mir weinend um den Hals. Sie erzählte mir auch gleich, daß meine Schwester bereits daheim wäre und auch mein Mann noch lebte. Nur von meiner Mutter wußte man noch nichts.

Nun verabschiedeten wir sieben uns und wünschten einander Glück, nicht ahnend, welch großes Leid manche noch erwartete.

Meine Hand zitterte, als ich an der Tür meiner Schwester läutete. Sekundenlang konnte sie es nicht fassen, dann lagen wir uns lange weinend in den Armen. Mir tat das Herz weh, sie sah so elend aus. Ihr kleiner Bub kannte mich nicht mehr; er war doch noch ein Baby gewesen, als wir fort mußten. Stundenlang erzählten wir uns gegenseitig alles, und es wurde uns ein wenig leichter ums Herz. Mein Mann war nicht da; er war schon einige Wochen in Wien. Doch das machte mich gar nicht traurig - er lebte, und das war die Hauptsache. Dann badete ich und legte mich ins Bett. Sofort fiel ich in tiefen Schlaf. Acht Tage hatte ich kaum ein Auge zugetan. Mit träumte, die Stimme meiner Mutter zu hören und das so intensiv, daß ich davon aufwachte. Ich stand auf, und als ich die Tür zur Küche aufmachte, saß Mutter da. Ich brauchte einige Minuten, bis ich erfaßte, daß es kein Traum war. Vor zwölf Stunden, um vier Uhr früh, stürzte die Welt für mich zusammen und jetzt, vier Uhr nachmittags, war ich glücklich wie nie in meinem Leben zuvor. Wie stark mußte doch so ein kleines Herz sein, um das alles ertragen zu können!

Nach zehn Tagen war auch mein Mann da. Keiner konnte etwas sa-

gen. Was sollten wir auch sagen? Schweres hatten wir durchgemacht, und wir wußten, daß der Kampf noch lange nicht zu Ende war. Wir haben uns zur Aufgabe gemacht, mitzuhelfen im Kampf, daß nie wieder Menschen gequält und erniedrigt werden, daß sich nie wieder die Völker gegenseitig zerfleischen für die Profite einiger Großkapitalisten, daß nie wieder Frauen um ihre Männer, Mütter um ihre Söhne und Kinder um ihre Väter weinen müssen.

Wir haben uns zur Aufgabe gemacht, gemeinsam mit den friedliebenden Menschen in der ganzen Welt eine schönere, bessere Zukunft zu bauen.

C.M.

DIE "SCHÜTT-PARTISANEN"

wurden deshalb so genannt, weil sie sich in einem Gebiet festgesetzt hatten, das sich zwischen Föderaun bei Villach und Nötsch unterm Dobratsch erstreckte. Es ist ein mit riesigen Felsbrocken übersätes, wasserarmes Gebiet, das beim großen Erdbeben im 14. Jahrhundert entstand, wo riesige Felsmassen vom Dobratsch (Villacher Alpe) abgespalten wurden. Nur wenigen Einheimischen waren die paar Wasserstellen bekannt, die von der Roten Wand, die nahezu senkrecht einige hundert Meter emporragt, in immer wieder im Geröll versickernden, dünnen Wasserfaden sich zur Gail hin den Weg suchen. Eine davon hatten sich die Partisanen ausgesucht und in der Nähe derselben einen Felsbunker gebaut. Zwischen hausgroßen Felsblöcken, die mit Hadrach (Heidekraut) und Latschen (Legeföhren) überwuchert waren, fanden sie einen sehr günstigen Platz. Im Laufe der Zeit, es begann im Herbst 1944 - wurde der Bunker ausgebaut, überdacht und sogar mit Pritschen ausgestattet. Hier hatten sich die Partisanen, 25 österreichische Antifaschisten und 25 gut organisierte und disziplinierte Partisanen aus der Oberkrain, eine Basis geschaffen. Von hier aus starteten sie so manche militärischen Aktionen, die dem verhaßten Naziregime arg zu schaffen machten.

Von einem dieser Partisanen, unserem viel zu früh verstorbenen Genossen Johann Katholnig, und seinen engsten Kampfgefährten, seinen beiden Brüdern Leopold und Franz, dem Genossen Otto Galautz, dem Scharschl Heinrich und Genossin Marianne Katholnig, der Witwe unseres Hans Katholnig, soll hier die Rede sein. Stellvertretend für viele andere, deren Spur nicht mehr verfolgt werden kann, die vielleicht noch in den letzten Kriegstagen im Frühjahr 1945 im Kampf gegen die Faschisten ihr Leben für die Widergeburt Österreichs hingegeben haben, stellvertretend für sie habe ich aufgezeichnet, was mir in einem Interview mit Marianne Katholnig und Otto Galautz bekannt wurde.

Hier die Wiedergabe des Interviews:

M.M.: Genossin Katholnig, bitte erzähl von deinem verstorbenen Mann. Wann und wo ist Hans geboren, wo ging er zur Schule, wo und was lernte er, wie waren seine Familienverhältnisse?

Gen.Katholnig (im weiteren Gen.K.): Der Hans ist am 2. August 1911 in Seltschach geboren, ist dort zur Schule gegangen und hat dann in der Faßbinderei Komatz in Arnoldstein eine Lehrstelle bekommen. Auslernen hat er nicht können, denn der Vater ist früh gestorben. So mußte Hans, der der älteste der fünf Söhne war, schon frühzeitig am Hof mitarbeiten. Die Mutter betrieb die kleine Landwirt-

schaft, ein Pachtgrund und einiges Vieh, weiter. Alle mußten sie mithelfen daheim, sonst wär's ja nicht gegangen bei neun Kindern.

M.M.: Ja, damals als Hans in der Lehre war, begann ja die große Wirtschaftskrise, mir ist's auch so ähnlich ergangen.

Gen.K.: Es war damals schon sehr schlecht mit Arbeitsplätzen - genau so wie heute -, und da sind die jungen Leute eben schmuggeln gegangen. Das war in dieser Zeit gar nichts Anrüchiges, das haben fast alle getan. Wir haben nach Jugoslawien Feuersteine und Sacharin usw. gebracht und von drüben Mehl, Fleisch usw. herübergeschleppt über die Seltshacher Alm und andere Schleichwege.

M.M.: Da hat der Hans wohl alle Übergänge gekannt wie seine eigene Hosentasche!

Gen.K.: Ja freilich, blind hätte er jeden Weg gefunden!

M.M.: Wann ist Hans eigentlich zur Arbeiterbewegung gestoßen? Du weißt ja, wie das damals war, zuerst waren die Sozialdemokraten, aber auch unsere Kommunistische Partei ist bereits im Jahre 1918 gegründet worden. Wann kam der Hans zur Arbeiterbewegung?

Gen.K.: Schon sehr früh, mit 14, 15 Jahren! Er war gleich bei den Jungkommunisten, und in die KPÖ ist er am 15. März 1931 eingetreten, so steht es in seinem Mitgliedsbuch. An eine frühere Tätigkeit kann ich mich nicht erinnern.

M.M.: Darüber wird er auch nicht gesprochen haben, der KJV war ja schon seit 1931/32 illegal! Wie ist es dann weitergegangen, er war ja arbeitslos. Habt ihr zwei euch damals schon gekannt?

Gen.K.: Gekannt schon, aber zusammen gegangen sind wir einige Jahre später. Arbeit gab es keine, sie sind halt immer wieder schmuggeln gegangen. Einmal haben sie den Bürgermeister - es war der Christlich-"soziale" Bramberger - gefragt, ob es vielleicht beim Straßenbau oder bei der Gail-Regulierung Arbeit gebe. Es gab keine. Bramberger hat ihnen geraten: "Gehts halt schmuggeln, damit ihr was zum Fressen habts!"

M.M.: Stell dir vor, das war damals der Ausweg! Mehr haben die Klerikalen nicht übrig gehabt für die Jugend. Ist der Hans eigentlich in der Zwischenkriegszeit einmal verhaftet worden?

Gen.K.: Nein, erst später, von den Nazis 1938!

M.M.: Wie ist es dazu gekommen?

Gen.K.: Er wurde von einem Einheimischen denunziert. Er soll gesagt haben, daß die Nazis alle aufgehängt gehören, weil die den Krieg vorbereiten. Das hat der Hans aber nie gesagt, so dumm war er nicht, daß er mit einem Außenstehenden über derartiges geredet hätte. Herausgeholfen hat ihm damals eine Nachbarin, für die er Zeitungen über die Grenze geschmuggelt hat. Die Nazis haben ja auch ihre Verbindungen gehabt über den Karawanken. Damals ist er bald wieder freigekommen. Andere Nazis, so wie die alten Pawlitschke, haben gesagt, der Hansl sei schon in Dachau, die Mariann soll sich um einen anderen Bräutigam umschaun, den Hans wird sie bestimmt nimmer sehn. Nach dem 8. Mai 1945 hat keiner von den KZ etwas wissen wollen. Alle Nazis haben gesagt, d a s haben wir nicht gewußt. Diese Unschuldslämmer!

M.M.: Ja, so haben sie geredet, keine "Bürger" etwa, auch Arbeiter waren damals so verbohrt und haben alles geglaubt, was ihnen die Nazibonzen vorgelogen haben.

Gen.K.: Da waren ein paar, die haben das ganze Dorf bespitzelt und jeden denunziert, den sie nur irgendwie verdächtigt haben, kein Nazi zu sein. Sie haben das Dorf beherrscht, und jeder andere hat Angst gehabt.

M.M.: Hans ist wieder freigegegangen, warum? Hat es da unter den Nazis doch jemanden gegeben, der ihm ein wenig geholfen hat?

Gen.K.: Ja, das waren die Philip-Gretel und der Lehrer Pirker aus Bleiberg. Der hat bestätigt, daß Hans vor 1938 ein paarmal ihre Zeitungen aus Jugoslawien herausgeschmuggelt hat. Andere, die meisten Nazis in unserem Dorf und in Arnoldstein, waren jedoch sehr gehässig. Sie haben Hans ja als Kommunisten gekannt. Er war nie sicher vor einer Verhaftung und mußte sich auch periodisch immer wieder am Gendarmerieposten melden.

M.M.: Trotzdem hat Hans natürlich in der Partei weitergearbeitet, natürlich viel konspirativer, so wie es die illegale Arbeit erfordert. Die Partisanenarbeit war unter den Nazis natürlich viel gefährlicher als unter dem schwarz-grünen Faschismus. Hat Hans einrücken müssen?

Gen.K.: Ja, im Jahr 1941, nach Stralsund zur Flak. Dort ist er ausgebildet worden und war dann in Bulgarien, Rumänien, Griechenland, in Saloniki.

M.M.: Kam er auch an die Ostfront?

Gen.K.: Ja, aber nicht lang. Verwundet wurde er zum Glück nicht.

Aber in Rumänien hat er die Malaria gekriegt. Daraufhin ist er nach Villach ins Lazarett gekommen.

M.M.: Hat Hans dann Urlaub bekommen?

Gen.K.: Nein, zuerst hat er 14 Monate keinen Urlaub bekommen. Erst im November 1944, da ist er dann nicht mehr zurück zur Naziwehrmacht. Das war am 9. November 1944.

M.M.: Er ist also nicht mehr eingerückt, sondern ist der Aufforderung der ÖFF (Österreichische Freiheits-Front) gefolgt und hat mit den Partisanen Verbindung aufgenommen. Weißt du zufällig, mit welchen Genossen?

Gen.K.: Ja, das war der Galautz-Hans, der Bruder vom Otto, der hat ihm die Verbindung gegeben und ihm gesagt, wohin er gehen soll. Kurz darauf ist dann auch der Bruder von meinem Mann, der Katholnig-Leopold, auf Urlaub gekommen und auch zu der Gruppe gestoßen. Zwei Monate später, so Anfang Februar '45, ist dann auch der Franz, der zweite Bruder, zu den Partisanen gegangen.

Bevor Hans untergetaucht ist, haben die Faschisten an die 30 Mann Zwangsarbeiter - Polen, Russen, Franzosen -, die wie die Sklaven behandelt wurden von den Wachmannschaften, auf der Straße vorbeigetrieben. Auch den Podlipnig, den Pucher und dessen Tochter Fanny haben sie geholt. Man hat sie beschuldigt, daß sie Verbindung zu den Partisanen hätten.

M.M.: War der Pucher ein Villacher?

Gen.K.: Nein, das war ein Seltschacher, ein alter Wirt. Er ist im KZ Buchenwald umgekommen. Seine Tochter ist wieder zurückgekommen nach Kriegsende.

M.M.: Als Hans am 9. November 1944 zu den Partisanen gegangen war, hattest du mit ihm Verbindung?

Gen.K.: Ja, wir, ich und meine Schwester, aber nur dorthin, von wo sie sich die Lebensmittel holten, wo sie sich wirklich aufgehalten haben, das wußten wir beide nicht. Da gab es eine Zwischenstelle.

M.M.: So muß es auch sein, je weniger den Ort kennen, umso besser!

Gen.K.: Die Zusammenkünfte haben dann immer bei seiner Mutter stattgefunden, dorthin haben wir die Lebensmittel hinaufgetragen. Wir wollten nicht, daß sich die Partisanen die Lebensmittel selbst bei uns abholen, das wäre zu auffällig gewesen. Wir sind immer nachts damit hinauf.

M.M.: Wie habt ihr denn die Lebensmittel aufgebracht?

Gen.K.: Bei Bauern, die Nazigegner waren, z.B. beim Mikola.

M.M.: Hat es damals in diesem Gebiet schon größere Gruppen von österreichischen Widerstandskämpfern gegeben, etwa die ÖFF, die Österreichische Freiheits-Front?

Gen.K.: Ja, von diesen Leuten haben wir Fleisch, Brot usw. bekommen für die Leute im Wald.

M.M.: In welcher Gegend war damals Hans mit seinen Kampfgefährten?

Gen.K.: Das war auf einer Anhöhe beim Achatz, das ist der Vulgo-name von der Katholnig-Keusche. Einmal haben wir große Angst gehabt, entdeckt zu werden. Hubert Litschka, der Mann einer Nachbarin, war auch untergetaucht. Wir hatten jede, auch die Litschka, eine Tasche voll Lebensmittel. Damals haben sie ja alle kontrolliert auf der Straße. Da begegnete uns ein Volkssturmmann, ein Einheimischer aus Seltschach. Er hielt uns an: "Was habt ihr da in den Taschen", schnauzte er uns an. Ich sagte, daß ich Bücher zum Austauschen zu einer Bekannten bringen würde. Frau Litschka und die anderen waren weitergegangen. Zu mir sagte der Nazi: "Wenn ich dich abends noch einmal mit einer Tasche auf der Straße antreffe, dann zeig' ich dich an, daß du's nur weißt!" Mir stieg es ganz heiß auf, es war der Nadrag-Hans, der hatte schon manchen auf dem Gewissen. Wir sind dann schnell hinuntergegangen nach Arnoldstein mit den Lebensmitteln zum Genossen Scharschl. Dort haben sie die Partisanen, die auch zum Pipan eine Verbindung hatten, abgeholt.

M.M.: Der Hans war bei der Gruppe - tauchte da nicht bei dir öfter die Gestapo auf?

Gen.K.: Freilich, gekommen sind sie am Anfang immer wieder. Immer ganz überraschend. Aber wir waren sehr vorsichtig. Als Hans fort war, haben wir an seine Feldpostnummer Karten geschrieben. Ein Bekannter hat sie aufgegeben. Der Hans ist vorher noch mit dem Reichmann-Peter zusammengetroffen, der hat dann zeitgerecht in Wien eine Karte vom Hans an uns in den Briefkasten gesteckt. Die Nazis sollten glauben, daß der Hans sowieso über Wien an die Front gefahren ist, so wie es in seinem Marschbefehl gestanden hat. Mit der Karte aus Wien konnten wir glaubhaft machen, daß Hans an die Front ist. Auch Gendarmen kamen öfter nachfragen, ob ich von Hans nichts wüßte. Aber auch die glaubten wohl meinen Beteuerungen, daß die Karte aus Wien die letzte Nachricht von ihm war.

M.M.: Mir wurde bekannt, daß die Partisanengruppe den Gendarmerieposten in Maria Gail ausheben und sich damit Waffen beschaffen wollte. Was weißt du über diese Aktion?

Gen.K.: Näheres weiß ich darüber nicht. Ich weiß nur, daß mein Schwager, der Poldi, durch einen Lungenschuß schwer verwundet worden ist dabei. Sie haben ihn dann zwei Stunden oder mehr durch den Wald über die Dobrowa, Müllnern bis Hart getragen. Ein Sanitäter war dabei, der hat unseren Poldi verarztet. Einmal haben wir ihn in seinem Versteck besucht, damals ist es ihm schon besser gegangen. Die Partisanen haben meinen Schwager dann auf einen anderen Platz gebracht, bevor die Gestapo draufgekommen ist.

*

Der Leser muß sich vorstellen, daß im letzten Kriegsjahr 1944 gerade dieses Gebiet südlich von Drau und Gail von Tausenden Gestapo-Leuten, SS-Truppen und allem anderen Nazigesindel geradezu zerniert gewesen ist. Die Partisanenbewegung in Jugoslawien war schon in der Lage, ganze Gebiete zu befreien, Volksbefreiungskomitees verwalteten diese Gebiete und hatten schon lange die neue Ordnung eingeführt. Auch im Gailtal um Arnoldstein und weiter hinunter ins Rosental, Jauntal und Mießtal, auf der Sattnitz zwischen Wörther See und Drau, auf der Sau- und Koralpe - überall fügten Partisanenverbände, oft nur in kleinen Gruppen auftretend, den Naziokkupanten schwere Schläge zu. So boten die Faschisten alles nur erdenklich Mögliche auf, um diesen antifaschistischen Widerstand auszulöschen.

Die Gestapo versuchte immer wieder - mit mehr oder weniger Erfolg - in die Widerstandsgruppen Spitzel einzuschleusen. So beschreibt Karel Prusnik-Gasper in seinem Buch "Gemsen auf der Lawine" (1. deutschsprachige Ausgabe by "Drava" Druck- und Verlagsanstalt Klagenfurt/Ferlach) auf Seite 244, letzter Absatz:

"Über die Arbeit mit den Österreichern berichtete auch Mila Kmet-Andreja, die Sekretärin des Villacher Bezirks, in ihrem Brief vom 4. Oktober 1944:

'Als ich im Arnoldsteiner Bezirk eingetroffen war, begann ich gleich die Verbindung mit jenen Österreichern zu suchen, mit denen wir bereits Kontakt gehabt hatten. Das war schwer zu erreichen, weil diese Leute die Unsrigen (die slowenischen Partisanen, M.M.) ständig von Säuberungen benachrichtigten. Jedoch konnten sie unsere Aktivisten und auch Neulinge nicht verwirren. Sofort erfuhr ich auch von einem Verrat, dessen Opfer ausschließlich Slowenen gewesen waren. Bei der Verhaftung war auch einer der österreichischen Illegalen dabei, der trotz seiner hervorragenden Beziehungen bis heute nicht in Erfahrung bringen

konnte, wer dahintersteckte. Er zeigte zwar große Ergebenheit und ungeheuren Eifer, doch es ist sonderbar, daß die Hitler-Schergen einen sehr geheimen, aber leeren Bunker aufstöbern konnten, aus dem sich die Unsrigen, gerade von dem Illegalen gewarnt, zurückgezogen hatten. Es hat den Anschein, daß die genannten Illegalen den Wolf sattkriegen und die Ziege am Leben behalten wollten...'

Sie teilte uns weiters mit (S.245, 2.Absatz), sie habe einen österreichischen Antifaschisten in unsere Zentrale gesandt, der bereits in Spanien gekämpft hatte, und außerdem fünfundzwanzig Personen mobilisiert, darunter Einheimische, aber auch Kriegsgefangene. Aus ihrem Bericht war aber auch zu ersehen, daß es ihnen noch nicht gelungen war, das Mißtrauen und die nationale Unduldsamkeit zu überwinden, die von den Nazis hartnäckig in die Herzen sowohl der österreichischen als auch der slowenischen Bevölkerung getragen wurde... Deshalb sandte der Gebietsauschuß der OF (Osvobodilna fronta, M.M.) den erfahrenen politischen Aktivisten Ivan Bertoncej-Johan in den Arnoldsteiner Bezirk, damit er die dortigen Kameraden unterstütze. Johan berichtete nach gut drei Wochen (am 8. November '44):

In Arnoldstein hat man mir gesagt, die Lage hätte sich verschlechtert, nachdem Hans zurückgekehrt war. Er übernahm alle Kärntner, die die Unsrigen mobilisiert hatten, und überredete sie, sich ihnen (den Einheimischen) anzuschließen. Als der erste Schnee gefallen war, erklärten sie, sie würden ins Tal gehen und in Bunkern überwintern."

Diese Aussage im Buch des Karel Prusnik-Gaspar, der Brief von Mila Kmet-Andreja vom 4. Oktober 1944 und der Bericht des Ivan Bertoncej-Johan vom 8. November 1944, wo er über die Arnoldsteiner OF berichtet, decken sich ungefähr mit der damaligen Situation, in der sich die bis dahin als sogenannte U-Boote organisierten Arnoldsteiner Genossen befanden. Auch die Andeutung, daß es "nationale Unduldsamkeit" auf beiden Seiten zu überwinden gab, erhärtet dies. Aber darüber noch später.

*

M.M.: Und nun zu dir, Genosse Galautz. Was weißt du über die Aktion in Maria Gail?

Gen.G.: Ich kann nur erzählen, was man mir erzählt hat, da ich damals nicht mit dabei war.

Sie wollten sich die Waffen holen, die am Maria-Gailer Gendarmerieposten gelagert waren. Maschinenpistolen, Handgranaten und Munition. Die Aktion ging aber schief. Dem Postenkommandanten sind das Telefonieren und die Forderung nach Kleidung usw. verdächtig vorgekommen. Es kam zu einem

Wortwechsel zwischen Katholnig-Leopold und ihm, wobei der Postenkommandant gleich seine Pistole zog und auf Poldl schoß. Poldl wurde in die Brust getroffen, hat dadurch seinerseits keinen der anwesenden Gendarmen getroffen und ist zum Glück entkommen. Trotz seiner schweren Verwundung, einem Lungenschuß, ist er noch einige hundert Meter gerannt und über einen Zaun gestiegen. Die anderen haben ihn dann über die Dobrowa ober Tschinowitz, Müllnern, Föderaun bis nach Hart getragen. Ein Sanitäter war auch dabei, der hat ihn notdürftig verarztet, dann haben sie ihn irgendwo in der Schütt versteckt, bis er halbwegs beisammen war. Später bekam Poldl einen besseren Unterschlupf, dort wurde er so halbwegs gesund.

M.M.: Hat sich die Gruppe darauf getrennt, sie wird ja von der Gestapo verfolgt worden sein?

Gen.G.: Die Teilung der Gruppe ist später erfolgt. Sie haben erfahren, daß die Gestapo ihre Spur verfolgt hat, wie weit, das konnten sie nicht genau feststellen. Deshalb haben sie sich aus Vorsicht getrennt, auf verschiedene Plätze.

M.M.: Zu diesem Zeitpunkt bestand ja schon der große Bunker in der Schütt, wo auch 25 Tito-Partisanen ihren Basisplatz hatten. Wie war denn der Bunker beschaffen?

Gen.G.: Der war in die Felsen hineingebaut und gut mit Fichten- und Latschenästen abgedeckt, so daß man ihn von weitem nicht ausnehmen konnte. Auch Pritschen waren genügend vorhanden. So konnte man leicht den Winter überdauern.

M.M.: Wasser war natürlich sehr wichtig, zumal es ja in der Nähe war und die Gail wohl überall von der anderen Seite überwacht werden konnte. Ich werde von jungen Genossen und Freunden sehr oft gefragt, wie wir von der Partisanengruppe Leoben-Donawitz die Zeit im Wald, für manche von uns nahezu zwei Jahre, überstehen konnten. Ich sage ihnen immer, daß dies nur möglich ist, wenn man unbemerkt irgendwo Wasser entnehmen kann. Ohne Wasser ist es kaum möglich. Auch Schnee ist nicht immer ein Ersatz dafür, den muß man ja erst zu Wasser machen, und dazu muß man Feuer machen, was nicht immer geht.

Die Aktion in Maria Gail war also Anfang Februar 1945. Aus dem Buch von Prusnik-Gaspar geht hervor, daß die SS die Partisanengruppe in der Schütt eingekreist hat und es zu einem Feuergefecht gekommen ist. Wie war denn das?

Gen.G.: Das war am 20. April 1945. Die Teufel haben sich den Geburtstag von Hitler, diesem Massenmörder, ausgesucht. Ich, Katholnig-Hans und noch einer waren damals abkommandiert

zum Lebensmittelholen und daher auf dieser Seite der Gail, in unserer unmittelbaren Umgebung. Aber die anderen im Bunker und in der Schütt - die haben mehr Glück als Verstand gehabt. Gegen Abend, in der Dämmerung, kamen sechs Mann zu meinem Elternhaus. Die haben erzählt, was beim Bunker los war. Daß sie alles liegen und stehen haben lassen und nur mit viel Glück ausbrechen konnten. Drei Genossen sind gefallen.

M.M.: Welche Truppenteile haben den Bunker angegriffen?

Gen.G.: Gestapo, Grenzschutz, Volkssturm, Gendarmerie und vor allem eine Kompanie der Artillerie, die in Seebach bei Villach stationiert war. Die haben um den Bunker drei Ringe gebildet, und sie glaubten, daß sie die Unsrigen aushungern könnten. Die haben sich aber dazu entschlossen, den Ring zu durchbrechen. Es ist ihnen auch mit geringen Verlusten gelungen.

M.M.: Es war sicherlich ein Himmelfahrtskommando, das kann ich mir lebhaft vorstellen!

Gen.G.: Die Unsrigen hatten auch viel Glück dabei. Die Gendarmerie bestand aus Einheimischen, und ihr Kommandant, der Hohenberger, war schon lange kein Nazi mehr, er wollte "nichts mehr zu tun haben mit denen". Er hat der Gestapo nicht gesagt, daß die meisten Partisanen Wehrmachtsuniform trugen. So haben die Angreifer nicht gewußt, wer Partisan oder wer von ihren eigenen Soldaten war. Sie haben auch mit leichter Artillerie auf den Bunker geschossen. Dort war aber niemand mehr drinnen, die Unsrigen lagen alle verteilt in Felsmulden und in den Latschen. Die meisten konnten ausbrechen, sie sind an den Angreifern fast "vorbeispaziert" in ihren Wehrmachtsuniformen. Leider sind drei Genossen - sie haben Zivil getragen, und daher wurde sofort das Feuer eröffnet -, also drei sind gefallen. Das war ein gewisser Jank, der einzige Sohn eines Villacher Fleischermeisters, und die beiden Brüder Klemens und Heini Scharschl. Gefangen wurden die Novak-Paula, der Smole-Hubert und noch einer. Von dem wissen wir nicht, wer es war. Wahrscheinlich ein neu dazugekommener Partisan.

M.M.: Das war aber nicht die ganze Gruppe, es waren doch 25 Österreicher und 25 Tito-Partisanen in dieser Gegend?

Gen.G.: Nur drei haben gefehlt, der Katholnig-Hans, sein Bruder Franz und ich. Wir waren ja auf Lebensmitteltransport. Wären wir dabei gewesen, vielleicht hätte es uns auch erwünscht. Wir hatten nämlich auch Zivilkleider an. Der Poldl, der Bruder vom Hans, war auch dabei. Trotz seiner

früheren Verwundung. Der hat eben eiserne Nerven gehabt. Interessant ist dabei eines: wir, unsere Partisanen im Bunker, hätten dem Kampf entgehen können. Der Aspernig-Michl - er lebt heute in Pöckau - hat uns am Vortag von seinem Traum erzählt. Ihm hat geträumt, daß wir Tote und Gefangene gehabt hätten, wir sollten rasch zusammenpacken und abhaun. Seine Träume würden alle in Erfüllung gehen. Natürlich haben wir darüber gelacht. Trotzdem war es dann am nächsten Tag fast genau so.

M.M.: Wo waren eigentlich die 25 Tito-Partisanen? Du hast auch früher von einem Verrat durch einen der Wlassow-Banditen gesprochen. Wie war das?

Gen.G.: Das war so: Es war am Tag, an dem sich die Jugoslawen abgesetzt hatten. Wir hatten Unstimmigkeiten, wegen der Verpflegung und auch deshalb, weil sie uns immer sagten, daß unsere Gegend, Gail und Drau abwärts, zu Jugoslawien kommen soll.

M.M.: Das war reinster Chauvinismus, der wurde von verschiedenen unteren Führungskräften der Slowenen vertreten. Der Hauptstab der Jugoslawischen Volksbefreiungsarmee hielt sich dagegen streng an die Moskauer Deklaration der Alliierten. Dieses Übereinkommen garantiert die Grenzen Österreichs, wie sie 1937, vor der Okkupation durch Nazi-deutschland, bestanden haben.

Ja, solche falschen Vorstellungen über die Nationalitätenfrage konnten unsere zwei Genossen "Josch" und "Tič", die als erste Österreicher schon zu Ostern 1943 zur "Kärntner Ceta" ins Triglavgebiet gingen, auch feststellen.

Gen.G.: Das mit den Wlassows war so. Da waren noch die 25 Tito-Partisanen bei uns. Zwei Wlassows sind eines Tages ganz in die Nähe des Bunkers gekommen. Wahrscheinlich wollten sie irgendein Wild schießen, es gab ja genug davon. Wir haben sie natürlich vorher abgefangen und sie den Tito-Partisanen übergeben. Wie gesagt, die sind dann vom Bunker weg und sagten uns, daß sie sich ins Jugoslawische zurückziehen werden.

M.M.: Weißt du noch den Namen des Kommandanten der Tito-Gruppe?

Gen.G.: Ja, er hieß Silvo.

M.M.: Silvo ist aber wohl ein italienischer Vorname.

Gen.G.: Das stimmt, aber der hat eben so geheißen. Also, sie haben die zwei Wlassows mitgenommen. Einer ist ihnen unterwegs jedoch davongelaufen. Den anderen haben sie daher sofort erschossen. Der Entlaufene hat uns dann wohl

verraten, er hatte sich die Stelle des Bunkers gemerkt. Er war sicher auch in Arnoldstein ortskundig.

(Auch die Streitigkeiten über die nationale Frage decken sich mit den Ausführungen darüber im Buch von Prusnik-Gaspar.)

M.M.: Die Partisanengruppe ist nach diesem Angriff der Faschisten zersprengt worden. Haben sie dann noch andere Aktionen gemacht?

Gen.G.: Einige Zeit nicht. Nachdem die sechs Mann zu uns gekommen sind am Abend des 20. April, sind auch wir, Katholnig-Hans, sein Bruder Franz und ich, wieder weitergezogen. Meine Schwester hat gerade Brot gebacken, das gab sie uns und den anderen mit, wie auch Konserven und Decken. Dann sind wir hinauf zur Ratitla, dort war ein alter Stadel. Wir hielten uns dort einige Tage auf und sind dann weiter auf den Satrap. Dort wollten wir uns trennen und, da wir keine Chance hatten - so war die Meinung aller -, auch ins Jugoslawische gehen. Am Tag, bevor wir uns nach Jugoslawien absetzen wollten, kam jedoch der Jäger Krawanja und sagte uns, daß der Krieg bald zu Ende sein wird. Er war angestellt auf der Gemeinde als Schreiber und wollte wohl im letzten Moment einer sein, der auch "dagegen" war. Nazi war er aber keiner, und so glaubten wir ihm. Es ging ja schon auf den Mai 1945 zu.

M.M.: Praktisch war das dann das Ende eurer Gruppe?

Gen.G.: Nein, so war es nicht. Es gab noch zum Schluß eine Schießerei.

Gen.K.: Ja, ich kann mich daran erinnern. Die Mutter von Hans hat gerade Brot gebacken - das war nach der Geschichte in der Schütt -, als die Gestapo kam und meine Schwiegermutter verhaftete. Unterwegs hat sie mir Post gegeben. Ich bin dann hinauf mit den Kindern zur Achatz-Keusche, dem Elternhaus vom Hans, und hab' das Brot aus dem Ofen genommen, die Kuh gemolken und nach dem Rechten gesehen. Hans war mit den anderen ja schon wieder im Wald. Der Volkssturm und die SA haben wild herumgeschossen und vergeblich die Unsrigen gesucht. Ihr Chef war der Sigl, der hat das ganze Dorf (Seltschach, M.M.) zusammengetrommelt, auch der Naziförster Binder hat ihm dabei geholfen. Sigl sagte zu den Versammelten: "Was glauben Sie, wir werden uns jetzt, wo der Krieg bald zu Ende ist, von ein paar solche Banditen zusammenschießen lassen!" Er drohte, das Dorf umzingeln zu lassen und es in Brand zu stecken, wenn die versteckten Partisanen nicht herausgegeben würden.

M.M.: War dieser fanatische Nazi, der Sigl, ein Einheimischer?

Gen.K.: Nein, das war ein Reichsdeutscher vom Grenzschutz. Beim Zusammenbruch wollten die Partisanen den Grenzschutz, der in einem Gasthaus in Seltschach stationiert war, entwaffnen. Alle bis auf Sigl haben sich ergeben, sie hatten schon genug von allem. Sigl hat eine Handgranat die Stiege hinuntergeworfen. Mein Mann hat Splitter in den Fuß und in die Lippen bekommen. Den Franz hat es an der Hand erwischt. Doktor Rabitsch hat dann meinen Mann notdürftig verbunden. Da das Blut nicht gestillt werden konnte, mußte er ins Krankenhaus gebracht werden. Es gab nirgends ein Motorfahrzeug. Da hat ihn mein Schwiegervater mit dem Pferdefuhrwerk hinuntergeführt ins Spital. Das hat Stunden gedauert. Er wäre bald verblutet. Hans wurde dann operiert und die Splitter entfernt.

M.M.: Praktisch war dies die letzte Aktion der Partisanengruppe aus der Schütt. Beim Zusammenbruch strömten ja Zehntausende der geschlagenen Nazi-Truppen aus dem Kanaltal und über den Wurzenpaß nach Kärnten. Es hat sich alles gestaut. Bei euch im Arnoldsteiner Bezirk waren ja die Engländer.

Gen.G.: Ja, zu uns kamen die Engländer, viel zu langsam. Da haben die Faschisten noch so manches Unheil angerichtet im letzten Moment. Leute, die sie auf der Straße ohne Ausweis antrafen, wurden oft kurzerhand von der SS erschossen. Da konnten die Soldaten noch so bitten und um ihr Leben betteln. Die Nazimörder waren unerbittlich.

M.M.: Habt ihr in Arnoldstein dann provisorische Verwaltungskörperschaften installieren können? Die Engländer haben das ja in Kärnten kaum zugelassen.

Gen.G.: Ja, das war so. Erst viel später konnten sich die demokratischen Parteien installieren. Da haben sich bei den anderen, bei der SP und bei der VP, so manche alte Nazis eingeschlichen als Auch-Demokraten und solche, die eigentlich "nie jemandem etwas zuleide getan haben".

*

Genosse Johann Katholnig war dann später viele Jahre kommunistischer Gemeinderat in Arnoldstein und hat sich als solcher energisch für die Belange der Bevölkerung eingesetzt. Er wurde auch vom Bundespräsidenten der Republik Österreich - reichlich spät allerdings - mit der Medaille "Für Österreichs Befreiung" ausgezeichnet. Genosse Johann Katholnig starb leider viel zu früh (7. November 1974) und hinterließ eine große Lücke in den Reihen der Arnoldsteiner Kommunisten.

VON MÖRDERN GEPEINIGT

wurde Christian Michelitsch, als er im Zuge der Verhaftungen im Herbst 1944 der Gestapo in Leoben ausgeliefert war. Er wurde aufs brutalste geschlagen und gefoltert. Nur mehr als leblose Masse wurde er nach seinem letzten Verhör von einem Hausarbeiter aus dem Keller des Landesgerichtes in der Dominikanergasse in Leoben ins obere Stockwerk getragen.

In den Nachkriegsjahren bemühte sich so mancher ehemaliger Nazi, sich als Unschuldslamm hinzustellen und zu behaupten: das haben wir nicht gewußt! - Ja, selbst Greuelthaten der SS und Gestapo wurden von den um ihre Wählerstimmen buhlenden Parteien SPÖ und ÖVP verniedlicht, vom VdU (Verband der Unabhängigen) oder der späteren FPÖ, von ihrem SS-Peter gar nicht zu reden, in ihren Handlungen und Aussagen noch unterstützt.

Es soll hier daher an Hand eines Briefes, den die Witwe des Widerstandskämpfers Christian Michelitsch aus Leoben von einem Mithäftling ihres Mannes erhielt, daran erinnert werden, welche Methoden die Gestapo anwandte und wie sie ihren Mordgelüsten freien Lauf ließ.

*

Auszüge aus einer Briefabschrift

Gmünd, am 17.11.1945

Werte Frau Michelitsch!

Ich habe Ihr Schreiben vom 1.8.1945, das erst am 8.11.1945 vom Postamt in Leoben abgestempelt wurde, vor einigen Tagen erhalten. Sie wollen also von mir einige Angaben über den Tod ihres Gatten haben.

Ich will Ihnen wahrheitsgetreu bekanntgeben, was ich selbst sah und hörte.

Um die Mittagszeit des 25. oder 26.11.1944, das Datum kann ich nicht mehr genau sagen, wurde Ihr Gatte in das Landesgericht Leoben eingeliefert. Wir hörten in unserer Zelle vom Gang her jämmerliche Schreie und furchtbare Schläge. Bei unserer Zellentür konnten wir durch ein Loch genau sehen, daß ein kleiner Mann heftig geschlagen wurde. Überhaupt war am Gang ein großer Auf- lauf, und man hörte immer wieder "Schweinehund, Kommunist, Verbrecher...".

An dieser Schlägerei beteiligten sich, soviel ich mich heute noch erinnere, einige Aufseher und mehrere Männer der Gestapo.

Ihr Mann mußte sich dann auf dem Gang Sträflingskleidung anziehen, wobei er wieder heftig geschlagen wurde. Er bekam Fußtritte

in den Bauch, und man verletzte ihm dabei das Geschlechtsteil. Diese Marterei dauerte zirka eine Stunde, dann wurde die Zellentür geöffnet und Ihr Mann mit der Bemerkung hereingeworfen: "Hund, lang lebst du nicht mehr!" Wer das gesagt hat, daran kann ich mich nicht mehr erinnern.

Gesprächsweise erfuhren wir dann von Ihrem Mann seinen Namen und wer er sei. Er fand dann in unserem Zellengenossen Haimerl, der am 2.12.1944 geköpft wurde, einen guten Bekannten. Herr Michelitsch erklärte uns, daß er bei der Festnahme beziehungsweise bei der Einlieferung in das Landesgericht den gefürchteten Gestapomann Augustin mit einem Hirschfänger gestochen habe. Auch sagte er, daß er wegen Schwarzhörens, Verbindung mit der Widerstandsbewegung der Freiheitskämpfer gegen den Nationalsozialismus und Einrichtung einer Auslandssendestation angezeigt sei. Ihr Gatte konnte vor Schmerzen kaum sprechen, und wir hatten außerdem das Verbot erhalten, uns mit ihm zu unterhalten. Er war dann reinstes Schaustück des Gefangenenhauses. Sooft ein Aufseher in den Dienst kam, wurde das Guckloch geöffnet und er beschimpft. Um etwa 3 Uhr desselben Tages wurde er am Gang vorgeführt, wo man ihn wieder schwer mißhandelte und, wie er später selbst erzählte, mit Holzpantoffeln auf den Kopf schlug. Dadurch konnte man, als er wieder bei uns war, vom linken Auge nichts mehr sehen, dort war nur eine einzige Blutbeule. Auch aus Nase und Mund drang Blut. Sämtliche Körperteile waren grün und blau und die Ketten an den Händen so fest angeschraubt, daß das Blut in den Gliedmaßen unterbunden wurde und die Hände ganz blau anliefen. Michelitsch bat mich um Wasser, welches ich ihm auch gab. In diesem Moment wurde jedoch das Guckloch geöffnet. Man sah, daß ich Ihren Mann labte, weshalb ich schwer geohrfeigt wurde und von einem Gestapomann, dessen Namen ich nicht mehr genau weiß, mehrmals in den Rücken geboxt.

Ihr Mann erhielt dann nichts mehr zu trinken und zu essen. Auf dem Gang brüsteten sich die Aufseher, einen solchen Mann gefangen zu haben. In den Abendstunden des gleichen Tages begann Ihr Mann zu uns zu sprechen. Er erzählte, daß er jetzt der letzte seiner Verwandtschaft sei, wie leid es ihm um seine Frau und seine Familie täte und daß er in seinen Augen den baldigen Tod sehe. Er sagte auch, daß er tatsächlich illegaler Kämpfer gegen den Nationalsozialismus sei. Um zirka 21 Uhr begann Michelitsch, wahrscheinlich von einer Wutwelle befallen, gegen die Gestapo zu schimpfen.

Durch die ungeheuren Schmerzen, die man ihm zugefügt hatte, schrie er, was er nur konnte. Ich glaube, daß er nicht mehr ganz bei Sinnen war. Er forderte immer wieder, daß ihn die Aufseher erschlagen oder erschießen sollten, damit er endlich von den Leiden erlöst sei. Haimerl, der unser Zellenältester war,

läutete einige Male der Wache, da wir das Schreien nicht mehr aushalten konnten.

Die in dieser Nacht Diensthabenden, Stockchef Winkler und Justizbeamter Schneider, getrauten sich nicht, die Zelle zu öffnen, da sie Angst hatten, wir würden sie umbringen und flüchten. Sie verständigten die Gestapo, worauf ein Gestapomann erschien. In der rechten Hand hielt er die scharfgeladene Pistole, trat in die Zelle ein, faßte Ihren Mann sofort bei den Haaren und sagte: "Komm heraus, du Hund!"

Darauf wurde die Zellentür sofort wieder geschlossen. Man schleppte Ihren Mann in den Keller, von wo man dann noch ein dumpfes Pochen hörte. Nach zirka 15 Minuten kamen die Beamten wieder aus dem Keller herauf. In der Früh haben wir dann gehört, daß sich Ihr Mann im Keller erhängt hat, was ich aber nicht glaube, da er ja mit der rechten Hand und dem linken Fuß zusammengekettet war. Wir nahmen damals an, daß er erschossen wurde. - Diesbezüglich wäre es am besten, Winkler und Schneider hierüber zu befragen.

Wie ich dann noch erfuhr, wurde Ihr Gatte von einem Hausarbeiter aus dem Keller heraufgetragen. Dieser Hausarbeiter stammte aus Liezen, war von Beruf Verwalter bei der Gutsverwaltung Wolfram und war wegen Bezugscheinfälschung in Haft. Er müßte in dieser Sache auch nähere Auskunft geben können.

Sie schreiben noch in Ihrem Brief, daß Sie gerne wissen möchten, was Ihr Mann zum Schluß über Ihre Familie sprach. Hierzu kann ich Ihnen mitteilen, daß er mit seinem Leben abgeschlossen hatte und daß es ihm sehr schwerfiel, seine Familie zurücklassen zu müssen. Er machte sich den Vorwurf, daß er durch seine illegale Tätigkeit bei der Widerstandsbewegung gegen die Nationalsozialisten seine Familie mit hineingezogen hat.

Hoffentlich, liebe Frau Michelitsch, wurde Ihnen durch meine Zeilen nicht zu schwer ums Herz.

Es grüßt Sie herzlichst

H e r m a n n e.h.
Polizeileiter in Gmünd

*

Christian Michelitsch, geboren am 27. April 1897 in Niklasdorf bei Leoben - sein Vater arbeitete in der Papierfabrik - war Kriegsinvalide (1914-1918), vor 1934 Sozialdemokrat und zeitweise in Frankreich (mit Familie) in der Elektrobranche beschäftigt. Er kam 1932 wieder nach Leoben zurück, nahm nach 1938 Verbindung mit Antifaschisten auf und war später in der Widerstandsorganisation tätig.

Die teuflischen Gestapomethoden und sadistischen Mordgelüste der Gestaposchergen - die sich ja alle zum National"sozialismus" bekannten, sich aber kaum von den "christlichen" Inquisitoren des Mittelalters und deren Methoden unterschieden, diese sogar oft übertrafen, kamen auch im Prozeß gegen den Chef der Gestapo, Stelzl, zur Sprache.

So berichtete die "Wahrheit" vom 15.März 1947:

Jeder Gefangene Stelzls war in Todesgefahr.

Zu dem von uns gestern gemeldeten Gerücht über einen angeblichen Selbstmordversuch Stelzls wurde keine amtliche Erklärung abgegeben. Doch wurden die Maßnahmen der Justizbehörden zur Isolierung des Angeklagten gestern bedeutend verschärft.

Rudolf Hermann, der als Zeuge nicht erschien, kommt durch seine Aussage, die verlesen wird, vor dem Untersuchungsrichter zur Wort. Er berichtete darin von Ohrfeigen und Bedrohung mit dem Revolver durch Stelzl. Der Angeklagte habe ihn auch beschimpft und gegen die Wand geschleudert.

Sodann erscheint Franz Hopfgartner als Zeuge, der wegen seiner Erkrankung zur Dienstleistung dem Polizeigefangenenhaus zugeteilt war. Er gibt an, daß

"in Disziplinarzellen im Keller und in der Verhörzelle im Parterre mißhandelt wurde. Einer der Gestapobeamten schlug mit einer Peitsche auf die Opfer ein. Aber auch Stelzl ohrfeigte die Menschen. Der Zeuge beobachtete Häftlinge, die nach Vernehmungen im Gestapohaus mit offenen Wunden und bis zur Unkenntlichkeit verunstaltet, wankend und benommen zurückkehrten. Mehrere Angeklagte gaben an, von Stelzl geschlagen worden zu sein. Auch Frauen wurden grauenhaft zugerichtet."

Der Zeuge wurde 1942 von Stelzl verhaftet. Ihm wurde ein fertiges Protokoll vorgelegt, daß er gesagt habe, am liebsten würde er alle Zellen der politischen Häftlinge öffnen. Bei Verhören spielte Stelzl mit dem Revolver. Der Frau des Verhafteten drohte der Angeklagte mit der Ausrottung. Der Zeuge sah auch die mit Wunden bedeckten Körper der Hingerichteten Drews, Dr. Weiß und anderer. Es war von Stelzl vorgeschrieben worden, wenn die Gefangenen nichts zu essen bekamen. Dem Zeugen gelang es, den Fängen der Gestapo und der Gerichte zu entkommen.

Frau Gärtner aus Knittelfeld machte eine schriftliche Aussage von der Verhaftung ihres Mannes, der sich nach den Einvernahmen erhängt haben soll.

"Ich bekam die Leiche zur Beerdigung frei und durfte sie eine Stunde vor dem Begräbnis sehen. Das Gesicht war gepudert, dennoch sah ich an den Schläfen Blutspuren. Später erfuhr ich,

daß mein Mann von einer Vernehmung nicht mehr zurückkehrte und zum Schein in der Zelle aufgehängt wurde."

Ganz gleich lauten andere schriftliche Aussagen, die verlesen werden.

Auf die Folter gespannt

Maria Kerschitz aus Graz war seinerzeit Aufseherin im Landesgericht. Sie sah die später hingerichtete Hilde Burger. Die Unglückliche habe ihr von einem Martyrium bei der Gestapo, wo sie sehr viel mitgemacht habe, erzählt.

Unter anderen Mißhandlungen sei sie von Stelzl in einen Streckstuhl gespannt worden. - Burger konnte sogar im Landesgericht noch sehr schlecht gehen und habe auch über Schmerzen im Rücken als Folge der Folterung geklagt.

Der Zeugin taten die Frauen sehr leid, und sie verließ angewidert den Dienst.

Auch die Zeugin Mittendrein aus Graz war im Landesgericht als Aufseherin angestellt. Ihr erzählte Hilde Burger, daß sie infolge von Peinigungen nicht mitturnen könne.

Es wird die Aussage der Zeugin Maria Loidl verlesen. Sie wurde vom Angeklagten bei Vernehmungen mißhandelt. Es handelt sich im Falle Loidl um eine Verhaftete, die sich in keiner Weise "staatsfeindlich" betätigt hatte. Ihr Mann und zwei Söhne gingen im KZ zugrunde, auch die Frau wurde ins KZ abgegeben. Die Zeugin war mit Stahlruten geschlagen worden.

Weiter kommt eine Aussage von Rosl Kranz aus Müzzzuschlag zur Verlesung. Der Angeklagte habe sie bedroht und ihr die Abgabe ins KZ in Aussicht gestellt, wenn sie nicht für die Gestapo arbeite.

Franz Hopfgartner berichtet nachträglich, daß er KZ-Einweisungen gesehen habe, auf denen die Stufen I, II, III, IV und Mitteilungen der Gestapo vermerkt waren.

Unmittelbare Todesopfer der sadistischen Praktiken

Die Aussage der Krankenschwester Gratiana Pichler wird verlesen. Sie wurde bei Verhören geschlagen und mußte wippen. Ein Verhör dauerte drei Tage und drei Nächte.

Als Stelzl wieder leugnete, kam es zu stürmischen Kundgebungen der Zeugen und Zuhörer.

Theresia Dobler aus Leoben sagt schriftlich aus, daß sie, gekettet an ein Gitter, die Nacht stehend verbringen mußte.

Klara Lehmuth aus Graz, Aufseherin des Landesgerichtes, weiß aus

Erzählungen von Hilde Burger, daß diese auf einem Streckstuhl gemartert worden sei. Die Frauen Auferbauer, Wernig und Gumse wurden aus dem Landesgericht zur Gestapo gebracht und kamen dann verletzt und verstört zurück. Frau Wernig wollte, als sie zu einer neuerlichen Vernehmung geführt werden sollte, zum Fenster hinausspringen mit der Begründung, das könne sie nicht noch einmal mitmachen. Die Frauen zeigten später auch ihre Verletzungen und gaben an, daß man ihnen, um sie am Schreien zu hindern, Gasmasken anlegte, wenn man sie mit Stiefeln trat.

Der Polizeibeamte Franz Sudi, seit 1938 im Polizeigefangenenhaus, schilderte, wie Häftlinge verletzt von Vernehmungen bei der Gestapo zurückgekommen waren. Die Unterbringung im Keller und der Essenentzug wurden schriftlich durch die Gestapo angeordnet.

Vorsitzender: "Waren die Zettel unterschrieben?"

Zeuge: "Ja, von dem betreffenden Gestaposachbearbeiter."

Josef Sudi, 1. Rayonsinspektor, kam 1941 ins Polizeigefangenenhaus. Er hatte an Häftlingen, die nach der Einvernahme vom Gestapogebäude zurückkamen, Spuren von Mißhandlungen gesehen. Der Zeuge gab an, es hätten sich auch im Gestapogebäude selbst Kellerzellen befunden.

Es wird eine Reihe von schriftlichen Aussagen verlesen. Aus ihnen gehen unter anderem Mißhandlungen des an den Folgen der Verletzungen vor der Hinrichtung gestorbenen Johann Neuhold hervor, wie auch, daß Richard Zach sehr lange Zeit im Keller festgehalten worden war. Aus einer Aussage ist zu entnehmen, daß Stelzl die Transporte für die KZ selbst zusammenstellte. Einer der Zeugen hatte einmal jämmerliche Schreie vor der Zellentür vernommen.

Als neuer Zeuge wird Staatsbahnzugführer Plazeriani einvernommen, der aus dem Keller unter seiner Zelle fürchterliche Schreie und hartes Aufschlagen hörte. Wie ihm später ein Aufseher mitteilte, hätte man damals Michelitsch "bearbeitet", der ja tatsächlich am Tage nach seiner Einlieferung starb.

Bezeichnend ist, daß so viele Zeugen von Gestapobeamtinnen buchstäblich ausgeplündert worden waren.

Soweit der Zeitungsbericht.

*

Die meisten der im Gerichtsverfahren gegen den Gestapochef Stelzl einvernommenen Zeugen waren in der ÖFF - der Österreichischen Freiheits-Front - im Bezirk Leoben tätig und in direkter Verbindung zur Partisanengruppe Leoben-Donawitz.

(B.b.M.M.)

IM PARTISANENBUNKER

knisterte, behagliche Wärme ausstrahlend, das Feuer. Die Rauchentwicklung war gering, denn wir hatten das Holz vollkommen entzündet. Trotzdem verbreiteten unsere Kleider den herben Geruch angebrannter Kienspäne, und es bedurfte sicher keiner geruchsempfindlichen Nase, dies aus einiger Entfernung wahrzunehmen.

Im Bunker waren wir an diesem denkwürdigen 1. Dezember 1944 nur zu dritt. Josch, Heina und ich.

Nach den schmerzlichen Ereignissen im vergangenen August 1944, wo die Gestapo infolge unkonspirativen Verhaltens einiger Genossen und dem dadurch leichtgemachten Verrat des früheren Mitglieds der Partisanengruppe, Franz Meßner (sein Partisanenname war Karl), der Widerstandsorganisation einen schweren Schlag versetzen konnte, unternahmen wir alles, um weitere Verhaftungen zu verhindern. Es blieben in der Folgezeit auch alle Verbindungen, von denen Meßner nichts wußte, vor dem Zugriff durch die Gestapo verschont. Der Kern der Partisanengruppe und der Organisation war intakt. Wir konnten sogar neue Verbindungen zu Widerstandskämpfern herstellen.

Hatte die Gestapo unter Mithilfe des Verräters Meßner in Leoben-Trofaiach-St. Michael und Tragöb einen schweren Schlag gegen die ÖFF führen können, so erhoffte sie sich das gleiche auch im Eisenerzer Gebiet. Dort setzte sie den ehemaligen Schullehrer Anton Hriebornik aus Mürzsteg als Konfident und Mitarbeiter der Gestapo auf die Organisation an. In seiner ständigen Begleitung befand sich eine junge, schwarzhaarige Frau, die als Lockvogel vor allem für weibliche Widerstandskämpfer fungieren sollte.

Sie hatten jedoch wenig Erfolg, da wir unseren Genossen die schmerzlichen Erfahrungen der Leobner Organisation vor Augen hielten und sie zu strengster Konspiration ermahnten. Da trotzdem einige Widerstandskämpfer akut gefährdet waren, nahmen wir sie mit in den Wald, obwohl dies nicht ungefährlich und für uns mit großen Schwierigkeiten verbunden war.

Die Sicherheit der Genossinnen und Genossen war uns wichtiger als alle damit verbundenen Strapazen.

*

Um überwintern zu können, war es vor allem notwendig, einen sicheren, für die Faschisten schwer zugänglichen Ort ausfindig zu machen und einen entsprechenden Lebensmittelvorrat anzulegen. Der Standort mußte möglichst zentral zwischen den noch vorhandenen Stützpunkten liegen, und die Lebensmittel mußten an verschiedenen Plätzen, für uns leicht erreichbar, versteckt werden. Lange Märsche im Schnee waren höchst gefährlich, wenn nicht töd-

lich. Obwohl es seit Stalingrad mit der Nazibande rapide abwärts ging, gab es unter diesen noch genug Fanatiker, die jederzeit bereit waren, einen österreichischen Patrioten dem Henker auszuliefern.

Wir mußten noch vor Einbruch des Winters mit unseren Vorbereitungen fertig sein. Josch hatte einen Platz gefunden, der sich für den Bau eines Winterbunkers gut eignete. Es war dies ein größeres Felsloch unter einer senkrecht aufstrebenden Wand im Felsmassiv des Kollmannstocks im Hochschwabgebiet. Das Felsloch war 15 bis 20 Meter lang, 2,50 Meter hoch und ragte 2 bis 3 Meter tief in den Felsen hinein. Wohl Millionen Jahre der Verwitterung hatten am Boden feinkörnigen Kalksand abgelagert. Er fühlte sich an wie mit Zement zubereiteter Mörtel, vorzüglich dazu geeignet, den Felseinschnitt zumauern zu können.

Wir entfernten vom Boden die herumliegenden Gesteinsbrocken und schichteten sie zu einer Verbindungsmauer zum gewachsenen Fels auf. Für diese Arbeit hatten wir, außer einem verrosteten Schaufelblatt, nur unsere bloßen Hände zur Verfügung. Dann holten wir uns aus größerer Entfernung Baumstämme. Es war eine mühselige Schinderei. Ein Haselstock, verbunden mit einem kaum 40 Zentimeter langen Sägeblatt, war unsere Spannsäge. Mit diesem Provisorium sägten wir bis zu 80 Zentimeter dicke Bäume um, die wir an der Außenseite der Höhle übereinander anordneten und mit biegsamen Ästen miteinander verbanden. Es entstand so ein Kasten, den wir wiederum mit Geröll und Sand füllten, eine 1 Meter breite Barriere, die auch Maschinengewehrbeschuß standhalten konnte und für uns Deckung bot. An der Außenwand setzten wir Moos und Grasnarben an, die sich bald mit dem anderen Material verbanden. Es war kaum zu erkennen, daß die geschwärzte Felswand einen Bunker beherbergte. Im Inneren des Bunkers errichteten wir eine Feuerstelle, und knapp daneben zimmerten wir uns aus schwächeren Baumstämmen eine Pritsche zurecht. Dürres Reisig bildete die Unterlage unserer Liegestatt.

Beim Umschneiden der Bäume, deren stehengebliebene Stümpfe wir mit Erde verschmierten und mit Unterholz bedeckten, um sie unauffälliger zu machen, brach uns einige Male das Sägeblatt. Josch war dann im Reparieren nahezu ein Genie. Er zerstampfte Glasscherben zu feinkörnigem Glassand und verschmolz die von seinen Schuhen entfernten Messingbakken. Dieses Gemisch ergab ein vorzügliches Bindematerial. Die Teile des Sägeblattes konnten damit zusammengeschweißt werden. Jedenfalls hielt unsere neue Säge, bis der Bunker fertig war.

Jetzt galt es, Proviant zu beschaffen. Ohne genügend Erdäpfel konnte man im Krieg kaum den Magen reizen. Am wenigsten wir Partisanen. Und Brot hatten unsere treuen Helfer, die noch legal

lebten, selbst zuwenig. Genügend vorhandenes Wild durften wir nicht schießen, sonst hätten wir unseren Standort sofort verraten. So mußten wir uns eben auf andere Art mit Lebensmitteln eindecken.

Da war beim Leopoldsteiner Schlößl, das die Nazis in Hermann-Göring-Schloß umgetauft hatten und in dem SS stationiert war, ein großer Kartoffelacker. Er zog unsere Aufmerksamkeit auf sich. Damit es nicht auffiel, warteten wir, bis die SS die Kartoffeln ausgraben und von Fremdarbeitern einsammeln ließ. Für uns blieb dabei noch eine genügend große Menge dieses unentbehrlichen Nahrungsmittels übrig. Wir versteckten davon einen Sack voll am Anmarschweg zu unserem Bunker. Auch Mehl, Reis, Grieß und Zucker hatten wir uns beschaffen können. Nach und nach trugen wir alles zum Bunker oder versteckten es auf verschiedenen Plätzen.

Ende September hatte es einige Male geschneit. Da der Schnee jedoch nicht liegenblieb, bestand vorerst keine große Gefahr, daß man unsere Spuren entdeckte. Trotzdem lagen wir bei bitterer Kälte oft lieber unter einer astreichen Fichte, als daß wir unsere Helfer in den Städten und Dörfern durch unsere Anwesenheit gefährdet hätten.

Tič und Lipp waren Ende November unterwegs, um in Hieflau und in der Ortschaft Landl nach dem Rechten zu sehen. Wir hatten dort einige Genossen bei Bauern versteckt, da sie unsere Strapazen nicht durchstehen konnten. Vorher waren wir fast den ganzen Oktober in unserem Bunker eingeschneit gewesen. Dann war der Schnee jedoch wieder geschmolzen und die Wege für uns wieder gefahrloser begehbar geworden. So hatten wir den halben November Zeit gehabt, um die Lebensmittel zusammenzutragen. Oft lag ein ganzer Tagesmarsch zwischen dem Lebensmittelversteck und unserem Bunker.

*

Am 1. Dezember 1944 waren nur Josch, Heina und ich im Bunker. Tič und Lipp waren ja nach Hieflau gegangen. Der Schnee lag bauchtief bis hinab ins Tal, und es war für uns unwahrscheinlich, daß irgend jemand so hoch ins Gebirge heraufsteigen würde.

Wir hatten gerade unser karges Frühstück - gebratene Erdäpfelscheiben - bedächtig, Scheibe für Scheibe kauend, verzehrt und das Geschirr wieder gereinigt. Heina, unser Kampfgefährte aus Tragöß-Unterort, dessen Familie die Gestapo in Konzentrationslager verschleppt hatte, reinigte liebevoll seinen Jagdstutzen. Als er damit fertig war, setzte er sich in eine Ecke und nahm aus seiner Brusttasche ein zerknittertes, vergilbtes Foto. Er betrachtete es voller Wehmut. Es zeigte seine junge Frau mit ihrem halbjährigen Kind am Arm. Heina hatte sein Töchterl noch

nie gesehen und an sich drücken dürfen. Es wurde erst geboren, als Heina schon vor den Faschisten flüchten mußte und zu unserer Partisanengruppe gestoßen war. Wir anderen störten unseren Freund daher niemals dabei, wenn er immer wieder dieses kostbare Foto betrachtete.

Auf einmal hörten wir im Wald unter unserem Bunker Hundegebell. Gleich darauf fiel ein Schuß. Wir sprangen alle drei gleichzeitig in die Höhe, wobei sich Josch am Schädel eine Platzwunde zuzog, da er an der Felsdecke anstieß.

"Jetzt san s' da", rief er und schoß gleichzeitig mit seiner Pistole bei der kleinen Öffnung zum Bunker hinaus. Gleich darauf hörten wir verstärktes Hundegekläff immer näher kommen. Es mußte eine ganze Meute sein. Dann peitschten vereinzelt Schüsse auf. Die Geschosse prallten jedoch an der Felswand ab und flogen mit zirpendem Geräusch ins Weite.

Ich entnahm hastig meinem Lederrock, der an der Wand hing, eine Handgranate und warf mich zu Boden. Noch deckte uns die tief herabhängende Felswand, wodurch die Angreifer einen sehr schlechten Schußwinkel hatten. Wir konnten am Mündungsfeuer ihrer Waffen erkennen, daß sie sich in einem Halbkreis im tiefen Schnee postiert hatten. Sie schossen unentwegt mit Maschinenpistolen und einem Maschinengewehr von der Höhe herab, ohne jedoch die Stelle bestreichen zu können, wo wir drei lagen. Josch und ich erwiderten aus unseren Pistolen mit wenigen Schüssen das Feuer, obwohl wir wußten, damit wenig Wirkung erzielen zu können. Heina hatte noch immer nicht seinen Stutzen schußbereit. Er hatte das Schloß vorsorglich, um es vor Nässe zu schützen, mit einem ölgetränkten Lappen umwickelt, und dieser hatte sich am Abzug verheddert. Josch und ich mußten uns nun gegen die heranspringende Hundemeute wehren, von denen eine Bulldogge in den Bunker eingedrungen war. Mit einem gezielten Schuß konnte ich diese niederstrecken, was nicht leicht war, denn das Biest hüpfte einige Meter vor mir immer wieder von einem Platz zum anderen. Endlich hatte auch Heina seinen Stutzen freibekommen und schoß damit zur Anhöhe hinauf.

Für den Fall eines Überfalls auf unseren Bunker hatten wir schon früher festgelegt, daß wir zuerst das gegnerische Feuer erwidern und dann jeder für sich - je nach der gegebenen Situation - einige hundert Meter talabwärts rennen würden. Um die Angreifer zu täuschen, mußten wir dann wieder im spitzen Winkel soweit bergauf klettern, daß wir oberhalb der Faschisten eine gute Schußposition einnehmen konnten.

Alles vollzog sich natürlich in Sekundenschnelle. Als ich auf die Bulldogge schoß, mußte ich vorerst die Handgranate zu Boden legen. Ich fand sie dann nicht mehr, sie war sicher zwischen

Felsbrocken gerollt. Josch - so war es ausgemacht - sprang als erster, wir beiden anderen gaben ihm dabei Feuerschutz. Er warf sich zwischen das Geröll, welches vor dem Bunker lag. Ich erkannte die große Gefahr für ihn, er lag wie auf einem Präsentierteller. "Josch! Renn weiter!" schrie ich. Da war es aber für ihn schon zu spät. Mit einem Aufschrei sprang er hoch. Es hatte ihn erwischt. Aber ohne darauf zu achten, sprang er mit mächtigen Sätzen den Steilhang hinunter.

Als nächster sprang ich und landete mit meinen gummibesohlenen Schischuhen direkt auf einem langen, glitschigen Baumstamm. Wie von einem Katapult hochgeschleudert, flog ich danach nahezu zwanzig Meter durch die Luft, und mich einige Male überschlagend, vergrub sich mein Körper in einem tiefen Schneeloch. Während meines Sturzflugs peitschte eine Maschinengewehrgarbe über meinen Kopf hinweg, ohne daß ich jedoch getroffen wurde. Nur unter Aufbietung meiner ganzen Kräfte konnte ich mich aus dem brusttiefen Schnee wieder emporrappeln. Meine "Vierzehnschüssige" hielt ich krampfhaft umklammert. Bedeutete sie für mich ja, daß ich mich noch verteidigen konnte. Im brusttiefen Schnee arbeitete ich mich mühselig den Steilhang hinauf. In einiger Entfernung sah ich dann über mir endlich meinen Kumpel Josch, der eine im Schnee deutlich erkennbare Blutspur hinter sich gezogen hatte.

"Wo ist Heina?" rief er mir zu, schwer nach Atem ringend.

"Er ist fast gleichzeitig mit mir gesprungen! Hoffentlich hat's ihn nicht erwischt! Aber du - was ist mit dir?"

Als ich näher an Josch herangekommen war, sah ich, daß sein linker Hosenteil nur noch in blutigen Fetzen herabhing. Schnell riß ich meinen linken, lose im Wind flatternden Hemdsärmel ab und stopfte ihm diesen in die weit auseinanderklaffende Wunde am Oberschenkel. Ich hatte dabei meine Pistole hinter den Gürtel stecken müssen und jetzt erst bemerkt, daß das Magazin darin fehlte. Ich mußte es bei meinem Flug durch die Luft verloren haben.

Die Wunde von Josch war faustgroß und stammte sicher von einem Dumdumgeschoß, welches ihm den Oberschenkel knapp neben seinen Hoden aufgerissen hatte. Mein Hemdsärmel als Notverband konnte daher den Blutfluß nicht ganz stillen. Das Verbandspäckchen hatte ich ja samt meinem Lederrock im Bunker zurücklassen müssen.

"Wir müssen zurück - den Heina suchen", sagte Josch.

Die Schießerei hatte aufgehört, dafür hörten wir näherkommendes Hundegebell. Die Meute war hinter jemandem her - es konnte nur unser Kampfgenosse sein. Als das wütende, vielstimmige

Gekläff plötzlich abbrach, fiel gleich darauf ein einzelner Pistolenschuß.

"Heina" - sagten wir beide gleichzeitig und wußten dabei, daß wir uns umsonst durch den brusttiefen Schnee zurückgekämpft hatten, um Heina zu suchen. Wir drehten daher sofort wieder um und arbeiteten uns, immer wieder gegenseitig unterstützend, den tiefverschneiten Steilhang empor. Ich mußte des öfteren meine Zähne zu Hilfe nehmen, wenn ich mit meiner einen Hand nachgreifen mußte, um mich hochziehen zu können.

Als wir über ein freies Schneefeld mußten, ratterten neuerdings die MG los. Wir hatten jedoch großes Glück. Die Verfolger hatten die Entfernung und den Höhenunterschied falsch eingeschätzt. So wirbelten die Geschoßgarben lediglich in einiger Entfernung von uns den Schnee auf.

Auf dem weiteren Fluchtweg mußten wir noch einige gefährliche Stellen passieren - die Jagdhütte am Rohr und das Jagdhaus in der Seeau, wo wir nicht wußten, ob nicht auch dort Faschisten im Hinterhalt lagen. Wir erreichten aber ohne neuerlichen Zusammenstoß mit unseren Verfolgern den Fobisbach, den wir durchwaten mußten, um unsere Spuren zu verwischen. Vollkommen durchnäßt und vor Kälte am ganzen Körper zitternd, stiegen wir mitten durch dichten Wald zur Prossen auf.

Auf einem großen Ameisenhaufen, den wir auseinandergeschoben hatten, legte sich Josch nieder. Ihn schüttelte hohes Fieber, und so legte ich mich auf ihn drauf, um ihn etwas gegen die große Kälte zu schützen. Mich fröstelte selbst, denn ich hatte ja lediglich einen alten Pullover am Oberkörper. Die Schihose hielt schon einige Kälte ab. Sie war aus dickem, grünem Filzstoff, eine Militärhose, so wie sie die Rotarmisten trugen. Die Faschisten hatten sie als Beutestück ins Hinterland gebracht, und ich hatte mir deshalb erlaubt, mehrere dieser warmen Hosen aus dem Kleidermagazin der Werkschule für die Partisanengruppe zu "organisieren" - wie es so schön hieß im Landserjargon.

Spät am Abend, bei völliger Dunkelheit, erreichten wir Eisenerz, wo wir in der Trofenger Siedlung bei einer treuen Genossin für 1 bis 2 Stunden unsere durchfrorenen Körper etwas erwärmen konnten. Josch - Sepp Filz - konnte erst dort seine Wunde versorgen und bekam auch neue Kleider, die vom Mann unserer Genossin stammten. Er selbst war zu diesem Zeitpunkt bei der Wehrmacht eingezogen.

Ich hatte auch mit der Eisenerzer Organisation Verbindung aufnehmen können. Wir unterrichteten die Genossen vom Vorgefallenen. Es hatte sich bereits wie ein Lauffeuer herumgesprochen, daß in der Fobis zwischen "Banditen" und der SS ein

Feuergefecht stattgefunden hätte. Die "Banditen" seien alle erledigt worden.

Nachdem wir den Genossen aufgetragen hatten, Tiè und Lipp davon zu benachrichtigen, daß wir beide ins Leobner Gebiet überwechseln würden, machten wir uns auf den vor allem für meinen schwerverwundeten Kampfgefährten mühevollen Weg über den tief verschneiten Präbichl.

Ich selbst hatte in der Nacht vom 1. auf den 2. Dezember 1944 noch die niederschmetternde Nachricht erhalten, daß auch meine Frau im Zuge der Verhaftungen im August 1944 von dem Verräter Franz Meßner der Gestapo in die Hände getrieben worden war.

Das war zur gleichen Zeit, als Josch und ich im Heustadel der Frau Kovar von der Gestapo umzingelt waren und den Tod vor Augen hatten (Siehe Beitrag: "Zum Verräter geworden." Einen kurzen Abschnitt der Erlebnisse nach dem 1. Dezember 1944 schildert Sepp Filz in seinem Beitrag "Hase, Fuchs und Partisan".)

*

Heina - Heinrich Kohnhauser - aus Tragöß-Unterort, hatte beim Überfall der Faschisten auf unseren Bunker einen Schuß in die Ferse bekommen. Gehunfähig geworden, verkroch er sich in einem der vielen Felslöcher im Wald. Die Bluthunde spürten ihn jedoch sehr bald auf. Die Blutspur führte sie und die Verfolger zu seinem Versteck. Brutal wurde er von zwei Faschisten aus dem Felsloch gezogen und trotz seiner Verwundung blutig geschlagen. Als die Gestapo von ihm wissen wollte, wer seine Freunde seien, blieb unser Kampfgenosse stumm. Da setzte ein SS-Gendarm Heina seine Pistole ins Genick und drückte ab.

Der tote Körper unseres Genossen Heinrich Kohnhauser wurde von den vertierten Nazis über die felsigen Bergsteige zu Tal geschleift und war nur mehr eine blutige Fleischmasse, als die Mörder in der Seeau ankamen.

So hat auch Heina, der einfache Keuschlersohn aus dem Tragösser Tal, mit seinem Herzblut den Weg markiert, den die "Rote Stafette" zurücklegen mußte im Kampf für ein freies, demokratisches, antifaschistisches Österreich.

M.M.

HASE, FUCHS UND PARTISAN

Beim Durchblättern meiner Erinnerungen aus den dunkelsten Tagen österreichischer Geschichte verweile ich gerne bei einem drolligen Erlebnis mit einem Hasen und einem Fuchs in ihrem naturgebundenen Daseinskampf, in den ich einbezogen wurde.

Wir befanden uns bereits im zweiten Winter während unseres bewaffneten Kampfes für die Befreiung unserer Heimat von der deutschen Fremdherrschaft. In dieser harten Zeit standen wir mit der uns stets umgebenden Natur auf du und du und genossen reichlich ihr Dargebot an Freud und Leid, was ich in meinem Leben nicht ausgeklammert wissen möchte.

Um den Sinn dieses Erlebnisses hervorzuheben, muß ich bei seiner Wiedergabe eine Woche zurückgreifen.

Der Winter war in den Bergen schon in seinem vollen Element, als die SS-Polizei im Verein mit Jägern und einer Meute Bluthunden unseren Felsbunker im Hochschwabgebiet aufspürte. In der darauffolgenden Auseinandersetzung mit den Okkupanten riß mir ein Dumdumgeschoß einen Fetzen Fleisch aus meinem linken Oberschenkel. Da ich ein paar Tage vorher mein Knie am rechten Bein beim Holzhacken erheblich verletzt, wurde es für mich brenzlich. Denn als ich nach dem Einschlag dieses teuflischen Geschosses mein Gleichgewicht wiedererlangte, drohten mir beide Füße zu versagen. Doch mein Lebenswille machte sie wieder funktionsfähig.

Nachdem wir in stundenlangem Ringen mit Fels, Schnee und Latschengewirr steil bergan uns vom Feind Abstand verschafft hatten, versuchten wir vergeblich, die weit aufklaffende Wunde zu schließen. Selbst der überzählige Hemdsärmel meines Kampf- und Fluchtgefährten Max - er hatte zu Beginn des Ostfeldzuges auf Hitlers Schlachtfeld einen Arm eingebüßt - reichte dazu nicht aus.

Das Explosivgeschoß bewirkte auch im Zusammenhang mit der von uns gewählten unwirtlichen, jedoch hundesicheren Fluchtroute, daß an dem wundgeschossenen Körperteil nur noch einige Hosenfransen herabhingen, wobei wir bis zu den Hüften im Schnee waten mußten. Entschieden leichter ging es, als wir uns dem Tal zuwenden konnten. Diesen Teil des "Weges" bewerkstelligte ich zumeist auf den Resten meines Hosenbodens, was mir wohl einen haut- und gefühllosen blutigen Hintern einbrachte, jedoch im Vergleich zu den anderen Gebrechen kaum der Rede wert war.

Daß ich mir damals bei dem äußerst anstrengenden Fluchtweg nicht allen Lebenssaft auspumpfte, verdanke ich der hohen Schneelage, mit der meine Wunde in ständigem Kontakt stand, wodurch sie ausgelagert und unterkühlt wurde, was den Blutablauf hemmte. Auch

das zur Spurenverwischung notwendige Durchwaten des eiskalten Zuflusses zum Leopoldsteiner See, des Fobisbaches, trug dazu bei.

Am späten Nachmittag erwarteten wir am Waldrand von Eisenerz in steifgefrorenen Kleidern die Dunkelheit. Ungut wurde mir, als ich dann vor der versperrten Tür einer Knappenwohnung stand, wo ich zuversichtlich Erste Hilfe erwarten konnte. Aber in der sicheren Annahme, bei der Wohnungsinhaberin Verständnis zu finden, öffnete ich das Türschloß mittels eines Stücks Draht, das ich an einem Gartenzaun ertastete.

Um die Gastgeberin vor einem verhängnisvollen Schreck zu bewahren, versperrte ich die Tür wieder von innen und begab mich ins Zimmer. Noch war ich befangen von der Heimeligkeit dieser peinlichst saubergehaltenen Küche-Zimmer-Wohnung, als die Hausfrau hereinkam. Ich brauchte mich nicht bemerkbar zu machen, das besorgte ihre Nase. Denn ein Potpourri von Düften aus Schweiß, Blut und Lagerfeuer, das meinem Körper und den darauf haftenden Kleidungsstücken entströmte, machte sich sofort bemerkbar.

Frau Resi, so hieß die "Gastgeberin", erkannte sofort den Zusammenhang zwischen der ihr bereits bekannten Schießerei am Kollmannstock und diesem schrecklichen Gestank, ohne mich zu sehen. Sie wußte, daß meine Widerstandsgruppe Leoben-Eisenerz sich in dieser Gegend befand und ich eventuell ihre Hilfe in Anspruch nehmen könnte.

Während dieser Zeit, wo Max die Eisenerzer Widerstandsgruppe aufsuchte, um unsere derzeit bei einem anderen Einsatz befindlichen Kameraden zu warnen, wurde ich von dieser zu Österreich stehenden Frau von Kopf bis Fuß gereinigt, die Wunden versorgt und frisch eingekleidet.

Unserem Kampfgefährten Heina, einem Bauernsohn aus Tragöb, war es nicht mehr gegönnt, diese Samariterhände in Anspruch zu nehmen. Er kam gleich mir trotz schwerer Verwundungen wohl hinter die Linien des Feindes, aber er konnte uns nicht mehr folgen. Heini, dem eine Ferse abgeschossen wurde, grub sich im Schnee hinter einem Felsbrocken ein, wo ihn die Bluthunde aufspürten. Von der SS-Mörderbande wurde er durch einen Genickschuß umgebracht.

Um unsere Eisenerzer Widerstandsgruppe nicht zu gefährden, verließen Max und ich noch in derselben Nacht diesen Ort. Gestützt auf zwei Bohnenstangen arbeitete ich mich von Knaul zu Knaul (Steinbrocken) den August-Sturz am Erzberg hoch. Teilweise die Trasse der Zahnradbahn benützend, erreichten wir beim Morgengrauen die Handlalm auf der anderen Seite des Präbichl.

Als wir nahe an der Haltestelle Glaslbrems wieder zur Bahntrasse

stießen, sahen wir auf der Paßstraße ober uns einen Jäger mit einem Hund. Er war gerade dabei, sein Fernglas auf irgend etwas anzusetzen. Sofort reagierten wir auf diese tödliche Gefahr: Jodelnd und gestikulierend sprangen wir in den unter uns liegenden steilen Schneehang und rutschten per Hintern ab, eilten wieder hoch und wiederholten diese Prozedur so lange, bis der Hässcher seinen Pirschweg fortsetzte, der wahrscheinlich uns galt. (Nach jedem Aufspüren von Freiheitskämpfern wurden stets alle Jäger in diesem Bereich zu ihrer Verfolgung eingesetzt.)

Wie ich nach diesem Zwischenfall den schützenden Wald erreichte, fehlt in meinen Erinnerungen. Eng an den Körper meines Kampffährten gepreßt, döste ich dort unter dem schützenden Geäst der Bäume den ganzen Tag und die anschließende Nacht hindurch.

Am nächsten Tag gelang es Max, mit unseren Vordernberger Leuten Verbindung herzustellen. Am Abend desselben Tages bezogen wir dann Quartier in einem luftigen Holzverschlag oberhalb eines Ziegenstalles. Nach einigen Tagen der Entlastung meiner Beine verspürten wir immer stärker einen üblen Gestank. Anfangs vermuteten wir die Ursache in einer verreckten Ratte. Erst als sich dieser Gestank ins Unerträgliche steigerte, errieten wir seinen Herd. Es war meine Wunde. An diesem Ort gab es aber keine Möglichkeit, das Bein frisch zu versorgen. Erst am nächsten Tag gelangten wir zu einem besseren Aufenthaltsort. Es war ein Bauernhof. Als wir dort ankamen, machten sich unsere Gastgeber sofort daran, den hart verkrusteten Verband abzunehmen. Beim Abheben der Binde platschte aus dem weit aufklaffenden Loch am Oberschenkel eine penetrant stinkende, geleeartige, mit Maden bespickte graue Masse auf den Fußboden der Bauernstube. Auf Anraten der Helfer wusch ich die Wunde erst mit einem doppelt gebrannten Schnaps aus, danach schnitt ich die in Verwesung befindlichen Haut- und Fleischteile mit einer Schere ab.

Erlöst von diesem Gestank, legten wir uns zeitig ins duftende Heu im Stadel oberhalb des Rinderstalls. Unter dem lockeren Gerassel der Ketten an den Gehängen der Tiere und ihrem genießerischen Verschnaufen schlossen sich bald unsere Lider.

Wie viele Stunden wir im Schlaf verbracht hatten, ist schwer zu sagen. Jedenfalls dürfte es schon Mitternacht gewesen sein, als uns die hilfreichen Bauersleute weckten. Diesen verständlichen nervlichen Belastungen waren sie nicht mehr gewachsen. (Eine solche patriotische Tat, wie sie sie an uns vollbrachten, wurde von der deutschen Besatzungsmacht meist mit der Vernichtung der ganzen Familie geahndet.) So verabschiedeten wir uns mit Dank von unseren Helfern und kehrten in den Bereich der freien Natur zurück.

Ich schleppte mich wieder Schritt für Schritt im tiefen Schnee

den Berg hoch, bis wir uns sicher fühlten. Unter dem weit ausgebreiteten Geäst einer Fichte richteten wir ein Lager zurecht.

Den ganzen Tag hatte es geschneit, so daß eine pulverige Schneeschicht den Wald eindeckte. Unser Lagerplatz war nur ein beschränkt ebenes Fleckerl in einem steilen Hang. Die arge Belastung meiner beiden verletzten Beine und die Roßkur am Vorabend brachten mir einen Fieberanfall ein, der mein Bewußtsein in Unordnung versetzte. Ich begann nun, an meinem Durchhaltevermögen zu zweifeln.

Da änderte sich meine triste Lage sprunghaft. Denn kaum daß wir uns rücklings aufs Reisig ausgestreckt und mit den Augen die Umgebung abgetastet hatten, kam ein Hase den Hang heruntergespracht. In Bißnähe, knapp an seinen Hinterläufen, sein Verfolger, ein Fuchs. Plötzlich schlägt Meister Lampe über uns hinweg einen eleganten Haken und flitzt den Hang wieder hoch. Dieser naturegegebenen akrobatischen Richtungsänderung hatte der schon so nahe an den schmackhaften Happen herangerückte Meister Reineke nichts gegenüberzustellen. Umständlich mußte er, der meist von Hunger geplagte Schleicher, seinen Lauf voll abbremsen, bevor er die Richtungsänderung unter kräftigem Einsatz seiner buschigen Rute vornehmen konnte. Das impulsive Hineinpeitschen seiner Körpervorlängerung in den pulverigen Schnee - in dem wohl auch sein Ärger über seine angeborene Ungeschicklichkeit gegenüber dem verschwundenen Happen zum Ausdruck kam - wirbelte eine Schneefontäne hoch, welche sich über unsere erstauten Gesichter ergoß. Mit einem Fluch auf dieses Biest erhoben wir uns und schüttelten uns die naßkalte Bescherung vom Leib.

Diese kurze Episode im harten Daseinskampf zweier Lebewesen und auch die kalte Schneedusche riefen mein fast verschwundenes Ich wieder wach, mit dem ich mein Dasein wieder voll in den Griff bekam.

In dieser Nacht erreichten wir noch das verdunkelte Trofaiach, wo wir bei einem vaterlandstreuen Donawitzer Arbeitskollegen und seiner mutigen Frau für ein paar Tage herzliche Aufnahme und Pflege fanden.

Sepp Filz

IM HÜHNERSTALL

war es bitter kalt. Wir mußten am Boden liegen, der teilweise mit Reif bedeckt war. Das spärliche Buchenlaub, das den Lehmboden bedeckte, hielt natürlich die Kälte nicht ab, und auch die zwei Jutesäcke, mit denen wir uns zudeckten, spendeten keinerlei Wärme.

Unser Versteck - ein Holzverschlag, zirka 1,60 Meter lang, 1,20 Meter breit und 1 Meter hoch, war umgeben von Hühner- und Hasenkäfigen. Neben und ober uns gackerten diese "Eierfabriken" und rammelten Meister Lampe und ein Dutzend Karnickel um die Wette. Wegen der Enge des Verschlages konnten wir uns natürlich nicht ausstrecken und lagen, eng aneinandergeschmiegt, wie ein zusammengedrücktes Fragezeichen am frostigen Boden. Nur durch unsere Körperwärme bewahrten wir uns vor dem Erfrieren im Schlaf. Draußen hatte es in diesen Tagen zwischen fünfzehn und zwanzig Grade unter Null! Wenn ich daran denke, läuft es mir noch heute eiskalt den Rücken hinab.

*

Die SS, Gestapo und Herrschaftsjäger hatten uns am 1. Dezember 1944 in unserem Winterbunker, hoch oben unterm Kollmannstock in den Hochschwab-Bergen, überfallen. Sepp Filz wurde beim Feuerüberfall schwer verwundet. Ein Dumdumgeschoß riß in seinen linken Oberschenkel, knapp neben den Hoden, ein faustgroßes Loch. Nur unter Aufbietung aller Kraft konnten wir im bauchtiefen Schnee aus dem Einkreisungsring der Faschisten entkommen. Wir stürzten uns, oftmals überschlagend, einige hundert Meter den Steilhang hinunter und stiegen dann wieder - nahezu am Ende unserer Kräfte - in steilem Winkel über tiefverschneites Latschengewirr hoch, bis wir in größerem Abstand zu unseren Verfolgern festeren Waldboden erreichten. Die uns nachgesandten Maschinengewehrgarben piffen über unsere Köpfe hinweg. Die Faschisten waren jedoch schlechte Schützen, denn die Geschosse prasselten zum Glück für uns nur in das Geäst der Fichten und Buchen, ohne uns schaden zu können. Auch die große Meute Bluthunde, die man hinter uns herhetzte, kam im tiefen Pulverschnee nur langsam vorwärts, wodurch der Abstand zwischen uns und den Verfolgern immer größer geworden war. Das blutgierige Geklaff der Vierbeiner beeindruckte uns daher keineswegs.

Unser Kampfgefährte Heina - wir waren damals nur drei Partisanen im Bunker gewesen - hatte einen Schuß in die Ferse bekommen und war dadurch gehunfähig. Er vergrub sich in einem Schneeloch, hoffend, daß man ihn nicht finden würde. Er wurde jedoch nach kurzer Zeit von den Bluthunden aufgespürt, die seiner blutigen Spur leicht folgen konnten. Ein SS-Mann ermordete Heina durch Genickschuß.

Sepp und ich waren nach der Schießerei am Kollmannstock in der Nacht vom 1. auf den 2. Dezember bei einer Genossin in der Trofeng für kurze Stunden in Sicherheit. Die Genossin leistete meinem schwerverwundeten Kampfgefährten Erste Hilfe. Die zerfetzte, blutgetränkte Bekleidung wanderte in den Ofen, und Sepp bekam neue Kleider. Obwohl Sepp von hohem Fieber geschüttelt wurde, fand er doch für kurze Zeit Schlaf und konnte so wieder etwas Kraft sammeln.

Um die Eisenerzer Organisation und vor allem unsere treue Helferin nicht zu gefährden, verließen wir noch in derselben Nacht die Wohnung in Trofeng und mischten uns unter die vielen Fremdarbeiter, die schon um 2 Uhr früh ihrem Arbeitsplatz am Erzberg zustrebten. Uns in fremdländischem Kauderwelsch unterhaltend, schützten wir vor, ebenso zu den Fremdarbeitern zu gehören.

Die Straße nach Vordernberg verlief mitten durch zwei Gefangenenlager. Rechts und links der Straße zogen sich langgestreckte Barackenlager hin. Die beiden Lager waren durch SS bewacht, deren Doppelposten in ständigem Wechsel unterwegs waren.

Beinahe hätten Sepp und ich Pech gehabt. Das laut gebrüllte "Halt! - Stehenbleiben!" konnte jedoch unseren raschen Sprung ins dichte Gehölz an der Straße nicht mehr verhindern, und auch die uns nachgesandten MPi-Feuerstöße verfehlten ihr Ziel.

Völlige Finsternis umgab uns. Wir konnten nicht einmal unsere eigene ins Astgewirr vortastende Hand sehen. Uns vorsichtig von Gesteinsbrocken zu Gesteinsbrocken hochtastend, erklimmen wir mühselig die vor uns aufragende Gesteinshalde. Sepp, der noch immer hohes Fieber hatte, mußte sich, auf zwei Bohnenstangen gestützt, unter großen Schmerzen den Steilhang hinaufarbeiten. Wir benötigten für die kurze Strecke bis zur Feistawiese - einer Bedarfshaltestelle an der Erzbahnstrecke - nahezu zwei Stunden. Dann hatten wir es etwas leichter. Den Schienenstrang benützend, erreichten wir den Präbichtunnel. Er war meterhoch mit Schneewächten verweht, und wir mußten neuerlich alle Kraft aufbieten, um uns durch den tiefen Schnee hindurchzukämpfen. Der Präbichtpaß war ebenfalls von SS-Wachmannschaften besetzt. Wir überquerten die baumfreien Stellen, indem wir einige hundert Meter im bauchtiefen Pulverschnee bis zum Waldrand robbten. Dort erst fanden wir festeren Boden unter den Füßen und kamen schnell weiter.

*

Die am Präbicht stationierte SS bewachte die Gefangenenlager für englische und belgische Kriegsgefangene und das KZ auf der Eisenerzer Seite, wo jüdische KZ-Häftlinge, die dazu vorgesehen waren, die Präbichtstraße zu bauen, unter menschenunwürdigen Verhältnissen auf ihren Tod warteten. Knapp vor Kriegsende wurde

dieses KZ dann evakuiert, die jüdischen Häftlinge auf einen Todesmarsch nach Eisenerz getrieben und von den Nazifaschisten, unter denen sich auch bekannte Eisenerzer Nazis befanden, am Straßenrand erschossen. Der Judenfriedhof vis-à-vis dem malerischen Leopoldsteiner Schlößl an der Straße zum Leopoldsteiner See wurde nach Kriegsende zur letzten Ruhestätte dieser Zeugen der Mordverbrechen der nazistischen Mörderbande.

*

Sepp und ich fanden dann zwei Tage lang Unterschlupf bei unserem Genossen Franz Pinter in Vordernberg. Wir konnten in einem dem Schneesturm ausgesetzten Holzverschlag über einem Ziegenstall, von niemandem bemerkt, wenigstens unsere Glieder ausstrecken. Obwohl wir vor Kälte zitterten und kaum ein Auge zudrücken konnten, waren wir doch froh darüber, uns bei diesem Schneesturm nicht im Freien verbergen zu müssen.

Aus Sicherheitsgründen für unseren Genossen verließen wir am 4. Dezember 1944 wieder diesen Holzverschlag und fanden hilfreiche Aufnahme bei unserem Genossen Graf in dessen Bauernhaus in Friedauwerk. Sepp konnte hier erstmals seine bereits arg stinkende Wunde mit doppeltgebranntem Schnaps auswaschen und einen anständigen Verband anbringen.

Auch hier blieben wir nur einige Stunden - im Heu vergraben, etwas Schlaf findend und uns vor der großen Kälte schützen könnend. Da wir zwei immer darauf bedacht waren, unsere Vertrauten nicht unnötiger Gefahr auszusetzen, verließen wir noch in der Nacht vom 4. auf den 5. Dezember 1944 das schützende Dach unserer Mitkämpfer.

*

Nach unserem Erlebnis mit dem Hasen und dem Fuchs hatten wir neuen Lebensmut geschöpft und gingen am Krampustag - den Wirbel auf der Straße ausnützend - nach Trofaiach. Dort fanden wir für drei Tage ein himmlisches Quartier bei unserem Genossen Max Menhart und dessen Frau. Nach langen Monaten jeder Witterung ausgesetzten Lebens im freien Gelände, schliefen wir in frischen Betten. (Max Menhart war nach dem 8. Mai 1945 der erste Bürgermeister des damaligen Marktes Trofaiach.)

*

Die Verbindung mit unserer Donawitzer ÖFF- und Parteiorganisation herzustellen, fiel unserem Genossen Menhart nicht allzu schwer, und so konnten wir schon am 8. Dezember bei der im Bärhaus nahe dem Portier IV des Hüttenwerkes wohnenden kommunistischen Familie Reichenhauser Unterschlupf finden. Der elfjährige Sohn Hansi war in das Geschehen voll eingeweiht. So wie andere Kinder, deren Eltern in der antifaschistischen Widerstands-

bewegung tätig waren, hielt auch dieser Junge eisern dicht. Aus Sicherheitsgründen versteckten wir uns tagsüber in den dichten Haselnußsträuchern am Steilhang nördlich der Werkanlagen. (Heute stehen dort die hohen Wassertürme, die den Hochöfen und Walzwerken Kühlwasser liefern.)

Am 14. Dezember 1944 wurden wir durch die Organisation in ein neues Quartier gebracht. Wir freuten uns riesig, als uns die neue Quartiergeberin in ein kleines Zimmer in ihrem Siedlungshaus eintreten ließ, wo ein kleiner Sparherd wohlige Wärme ausstrahlte. Durchgefroren wie wir waren, begannen wir förmlich aufzutauen. Unsere Freude war jedoch nur von kurzer Dauer. Die gute Frau mußte es doch mit der Angst zu tun bekommen haben, denn noch bevor wir uns unter die wolligen Decken verkriechen konnten, bat sie uns, ihr Haus wieder zu verlassen. Es käme am nächsten Morgen "unerwarteter Besuch" - so sagte sie uns, ihre Verlegenheit kaum verbergen könnend. Was sollten wir tun? Sepp hatte neuerlich hohes Fieber bekommen - kein Wunder, die Wunde war ja kaum steril behandelt worden und das Wegschneiden des in Fäulnis übergegangenen Fleisches trug auch nicht dazu bei, daß Sepp fieberfrei geworden wäre. So baten wir unsere Helferin, uns wenigstens im Hühnerstall einige Zeit verstecken zu dürfen, bis wir an einem anderen Ort Aufnahme finden würden. Damit war sie einverstanden.

So lagen wir nun, eng aneinandergeschmiegt, auf dem frostigen Lehm Boden und dösten in den Tag hinein. Unsere Tagesration an Nahrung war ein kleines Häferl voll schwarzen Kaffees - sogenannter Negerschweiß - und ein faustgroßes, hartgewordenes Stück Schwarzbrot, so wie es im Jahre 1944 auf Karten erhältlich war. Selbst dies bedeutete ein großes Opfer für unsere Getreuen, die sich ja alles, was sie uns gaben, vom Munde absparen mußten. Wir waren der Frau dafür sehr dankbar.

Sepp fieberte noch immer, und unsere Verbindungsleute hatten noch kein neues Quartier für uns finden können. Es war ja auch nicht leicht. Die Gestapo hatte im Spätsommer und im Herbst 1944 viele Widerstandskämpfer verhaftet, und nur schwer konnte eine neue Organisation aufgebaut werden. Die Quartiere mußten äußerst geheim angelegt und die Helfer wirklich zuverlässige Menschen sein. So verbrachten wir voll Ungewißheit über unser weiteres Schicksal einige Tage in diesem Hühnerstall. Uns immer wieder kratzend - wir wurden bereits am ganzen Körper von Hühnerläusen geplagt - dösten wir im Halbschlaf dahin.

Da betrat auf einmal eine uns unbekanntere ältere Frau den Hühnerstall. Wir hielten den Atem an. - Wenn sie uns bemerken würde und deshalb Lärm schlug, würden wir bei Tag wohl kaum unerkannt aus diesem Siedlungsgebiet abhauen können.

Die Frau bemerkte uns jedoch in unserem winzigen Verschlag nicht und fütterte, vor sich hinmurmelnd, ihre Hühner. Ich glaubte slowenische Worte zu hören, mit denen die Frau ihre Eierleger zum Fressen ermunterte.

Sepp und ich überlegten: Wenn das eine Slowenin ist, dann hat sie eventuell Sympathie für Partisanen?

"Weißt was", sagte ich zu Sepp, als die Frau den Hühnerstall wieder verlassen hatte, "weiß was, geben wir uns zu erkennen. Sagen wir ihr einfach die Wahrheit, wer wir sind - ich probier's!"

"Ja, hast recht, Max! Vielleicht haben wir Glück!"

Wir hatten uns den Zeitpunkt gemerkt, an dem die Frau in den Stall gekommen war, und am nächsten Morgen wartete ich schon auf ihr Kommen. Ich ließ sie ruhig in den Raum eintreten und machte hinter ihr rasch die Tür zu. Den Zeigefinger über meinen Mund legend, sprach ich sie an:

"Matja! Tichi! Ja njet Faschist! - Ja Austrizki! - Ja Austrizki Partisan!..."

Das war von mir ein großes Wagnis. Aber der Gesichtsausdruck der Frau, der sich mir nach meinem geflüsterten Bekenntnis - ich sei Partisan - darbot, sagte mir unmißverständlich: Da steht dir ein freundlich gesinnter Mensch gegenüber!

Mit unverhohlenem Staunen, aber unter einem gutmütigen, breiten Lächeln, antwortete unsere neue Bekannte:

"Ti Partisan! Dobre - dobre! Towarisch - dobre! Moja Sin - slowenski Partisan - na Pohorje - Pohorje Batailljoni!"

Ich konnte nicht anders - vor lauter Freude über diese Wende drückte ich sie an mich und flüsterte ihr immer wieder zu: "Dobre Matja, dobre slowenski Matja!" - Gute Mutter - gute slowenische Mutter!

Sepp war während dieser Szene auch an uns herangetreten und drückte diese slowenische Mutter ebenfalls an sich, seiner Freude bewegt Ausdruck verleihend.

Sich mit einem breiten Lächeln auf ihrem Gesicht ohne Hast aus der Umarmung Sepps befreiend, sagte die gute Frau zu uns: "Ihr bißl warten - ich Essen bringe - Suppe!" Dann ging sie, vorsichtig die Tür hinter sich schließend, aus dem Stall. Es dauerte keine fünf Minuten, bis sie wieder zurückkam, einen großen Topf voll dampfender Suppe und ein großes Stück Schwarzbrot in Händen haltend.

"Da ist Suppe! Gute Suppe - euch wird schmecken!" Mit diesen

Worten drückte sie uns beiden einen Löffel in die Hand. Wir ließen uns nicht ein zweites Mal auffordern zu essen. Mit wahren Heißhunger leerten wir den Topf und aßen mit Genuß das Schwarzbrot dazu. Wir hatten ja schon einige Tage - abgesehen von dem Häferl Kaffee - kein warmes Essen gehabt, und draußen hatte es noch immer 15 bis 20 Grade unter Null. Unsere gute Frau freute sich sichtlich darüber, als sie sah, wie nötig wir warmes Essen schon hatten und mit welchem Heißhunger wir den Topf bis zum letzten Tropfen leerten.

"Morgen - ich werde wieder bringen - Suppe! Towarisch Hunger - muß viel essen, damit wird gesund", sagte unsere Betreuerin und wies auf den Verband an Sepps Oberschenkel. Der hatte sich hingesezt und seinen lockergewordenen Verband neu gelegt.

Am nächsten Morgen kam die brave Slowenin wieder mit einem Topf Suppe und Brot. Ein eindrucksvoller Beweis dafür, daß internationale Solidarität und gemeinsamer Kampf Menschen einander näherbringen, die sich vorher noch nie gesehen haben. Ihr Sohn war Partisan, am Pohorje, wie sie uns gesagt hatte, und sie wußte nicht, ob er noch am Leben war. Da half sie eben, ohne zu fragen, zwei österreichischen Partisanen, die in Not geraten waren und von denen einer schwer verwundet war im Kampf gegen die deutschen Okkupanten.

*

Leider habe ich den Namen dieser slowenischen Mutter nicht behalten, und als wir sie nach dem 8. Mai 1945 an unserem illegalen Versteck aufsuchen wollten, fanden wir sie nicht mehr dort wohnen - sie war sicher mit ihren von den Nazis von Haus und Hof Vertriebenen in ihre Heimat, in unser Nachbarland Slowenien, zurückgekehrt.

*

Unseren Verbindungsleuten war es dann am 17. Dezember 1944 gelungen, für uns ein sicheres, außerhalb der Stadt im sogenannten Achtzehnergraben gelegenes Quartier zu besorgen. Wir verbrachten dort bei der Keuschlerfamilie Holl den Rest des frostreichen Winters 1944/45. Über unsere Erlebnisse in dieser Zeit wird im nächsten Beitrag berichtet.

M.M.

DIE "HOLL-MUTTER"

Es war eine geheimnisvolle Partie, als Sepp, ich, der Neumann-Hans, der Holl-Hans und seine Lebensgefährtin Gretl durch tiefen Pulverschnee den Hohlweg im Achtzehnergraben hochstapften. Die hohen Haselnußsträucher bogen unter der Schneelast ihre Äste tief herab, so daß wir wie in einem Tunnel aufwärts stiegen. Die von Holl-Hans vorangetragene Karbidlampe beleuchtete unsere fünf Gestalten und warf gespenstische Schatten hinter uns.

Vor einigen Tagen war es unseren treuen Helfern gelungen, in der Holl-Keusche für uns ein neues, sicheres Quartier zu beschaffen. Dort könnte Sepp seine noch immer offene Wunde ausheilen, und wir könnten uns im Heustadel ein Versteck herrichten. Für die Verpflegung würde schon seine Schwester Tona - Antonia Haberschreck - sorgen. So sagte es uns der Holl-Hans.

Als wir am 17. Dezember 1944 nach einem nicht allzu beschwerlichen Marsch die Holl-Keusche erreichten, wurden wir schon von Tona erwartet. Sie wußte schon, daß wir in Not geratene Partisanen waren und begrüßte uns beide voll Wärme und Freundschaft. Sie und ihre Geschwister - drei Brüder und zwei Schwestern - hatten ja schon immer auf die "großgosedeten" Nazis einen großen Haß. Der "Bauernleger" aus dem Liesingtal - es war schon ein Nachkomme des schon bekannten Großgrundbesitzers - war ja auch ein Nazi. Er hatte den Pachtzins für die zerlemperte Keusche immer wieder hochgeschraubt, und die Familie konnte kaum das viele Geld zusammenkratzen, soviel sie sich auch plagten. Die Schulden wurden immer größer.

"Kommt's nur eina in die Stub'n, i hob' enk schon etwas herg'richt' zum Ess'n", sagte Tona zu uns und ging voran.

In der kleinen, niederen Stube - sie diente wohl gleichzeitig als Küche und Aufenthaltsraum - stand spärliches Mobilar. Drei wackelige Holzstühle und ein ebensolcher Tisch. Am lehmverkleideten Sparherd stand noch eine breitere Holzbank. Das war der Platz des alten Holl-Vater. Der sah uns Eintretenden aus seinen schwarzen, klugen Augen voll Interesse entgegen. Sein fester Händedruck sagte Sepp und mir: Da haben wir es mit einem aufrichtigen Menschen zu tun.

Während unseres ersten Gesprächs mit unseren neuen Quartiergebern hielten wir uns in unseren Aussagen aus konspirativen Gründen natürlich noch zurück. Nicht, daß wir zu diesen Leuten kein Vertrauen gehabt hätten, aber was sie nicht wußten, das konnte für sie ja nie zur Gefahr werden. Der Alte hörte aufmerksam zu, sagte aber nichts.

Alle Hollischen waren einverstanden damit, daß Sepp und ich

bleiben konnten. Auch die beiden Kinder, der dreizehnjährige Hansl und die zwölfjährige Agnes, erklärten, daß sie sich lieber die Zunge herausreißen lassen würden, bevor sie anderen Leuten etwas über uns sagen täten...

Auch die alte Mutter Holl hatte uns freundlich begrüßt. Ich glaubte aber, in ihren Augen doch ein großes Angstgefühl bemerkt zu haben, als sie mir ihre runzelige Hand gab. Die Nazipropaganda posaunte es ja jeden Tag hinaus, daß wir Partisanen "Banditen" seien, die mit Raub und Totschlag die Gegend unsicher machen würden. Kein Wunder also, wenn vor allem ältere Leute Angst bekamen.

Die erste Nacht verbrachten wir im Heustadel bei 20 Grad Kälte und starkem Frost. Uns schepperten die Zähne, obwohl wir uns tief im Heu vergraben hatten. Am nächsten Morgen passierte dann, was wir insgeheim befürchtet hatten: Die Holl-Mutter wollte unter keinen Umständen dulden, daß wir bei ihnen blieben, sie drohte der Familie damit, sich aufzuhängen, sollten wir nicht wieder fortgehen.

Tona sagte uns diese für uns unerfreuliche Neuigkeit mit sichtlichem Unbehagen. Sie war dabei sehr verlegen, hatte sie doch am Vorabend überzeugt davon gesprochen, daß wir ein, zwei Monate bleiben könnten, damit Sepps Wunde vollkommen verheilen könnte.

Was sollten wir tun? Wie schon so oft erlebt, hatten wir wieder nur die freie Natur vor uns, wo wir trotz Schnee überleben mußten. Tona wußte aber einen Ausweg. Ihre Schwester Agnes war in der Nähe des großen Schiefersteinbruchs bei Preg auf einer versteckten Almhütte. Dorthin sollten wir gehen, sie würde ihre Schwester vorher von unserem Kommen informieren. Den Tag über mußten wir allerdings im Wald zubringen, denn die Holl-Mutter weine ununterbrochen und ließe sich nur schwer davon abhalten, ihre Selbstmorddrohung wahr zu machen.

Es blieb uns nichts anderes übrig, als im tief verschneiten Wald unter einer mächtigen Fichte einen einigermaßen trockenen Platz zu suchen. Hingeführt hat uns der Holl-Vater, es war ja "seine" Fichte. Sie hütete ein Geheimnis des Alten, das er uns überraschenderweise anvertraute.

"Schaut's aufi", sagte er zu uns, in das dichte Geäst der Fichte zeigend. "Sehgt's was - oder seght's nix?"

Als wir noch immer nichts sahen als die dichten, weitausholenden Äste, stieg der Alte mit einer akrobatischen Behendigkeit die Fichte hoch und kehrte nach kurzer Zeit zu uns zurück. Er hielt zu unserem großen Erstaunen ein großes Stück Speck in seinen Händen und übergab uns dieses mit den Worten: "Da habt's was für den weiten Weg zur Agnes! Dort ob'n in der Ficht'n hab' i nämli'

mei Magazin!" Der verschmitzte Gesichtsausdruck des Alten entlockte uns beiden ein befreiendes, frohes Lachen - so war das also?! Und noch ein Geheimnis verriet er uns. Umherspähend, ob wohl kein Unberufener in der Nähe wäre, holte der Holl-Vater aus seinem zerschissenen Winterrock etwas Blinkendes hervor, was sich bei näherer Betrachtung als eine 6.35er Pistole mit aufgeschraubter Laufverlängerung herausstellte.

"Und dös is' mei Jagdstutz'n", sagte er uns bedeutsam. "Damit hab' i mir schon manches Stück'l Fleisch aus'n Wald g'holt - den Schuß hört ma kaum - aber treff'n tu i damit prima!" Er machte eine Pause, musterte uns von oben bis unten und sagte dann voller Ernst in seiner Stimme: "Wenn ihr einmal nit mehr weiter wißt's - merkt's euch mei Ficht'n - da ob'n hängt für euch immer a Stück'l Fleisch!" Wir wußten nicht, wie wir dem Alten danken konnten.

"Aber jetzt muß i wieder zur Keusch'n - mei Alte hängt si sonst wirkli' no auf! Schaut's dazua, daß guat aufi kummts, zur Agnes! Pfüat euch!" Vater Holl war aufgestanden und war, noch bevor wir uns von ihm richtig verabschieden konnten, im Waldesdickicht untergetaucht.

Sepp und ich warteten die Dunkelheit ab und machten uns dann auf den Weg nach Preg. Der Steinbruch war ungefähr 10 bis 20 Kilometer vom Achtzehnergraben entfernt, das konnten wir auf unserer Karte leicht errechnen. Es hatte wieder zu schneien angefangen, was uns sehr zustatten kam, denn das nasse Weiß deckte unsere Fußspuren in kurzer Zeit wieder völlig zu.

Zum Glück begegnete uns auf dem ganzen Weg niemand. Trotzdem vergewisserten wir uns dessen, daß uns niemand gefolgt war. Erst dann verdrückten wir uns durch einen raschen Sprung in den Jungwald, der die Straße begrenzte.

Langsam stiegen wir höher, hinter uns mit einem starken Fichtenzweig immer jeden Tritt im Schnee verwischend. Bald kamen wir in die Nähe der Almhütte und warteten einige Minuten. Gedeckt durch einen dichten Haselnußstrauch beobachteten wir die nähere Umgebung. Da sich nichts Verdächtiges zeigte und auch in der Hütte alles still blieb, klopfen wir vorsichtig - genau dreimal, wie es uns Tona geheißen hatte - an die Tür. Es dauerte keine zwei Minuten, dann ging die Tür auf und Agnes stand vor uns. Sie war noch fescher, als sie uns Tona beschrieben hatte. Hochgewachsen, vollbusig, mit rosigem, vollem Gesicht und hellen, klugen Augen. Ein voller Haarkranz vollendete den für uns überraschend guten Eindruck. Eine stattliche Frau!

"Aha! Da seid's ja endli' - i hab' schon geglaubt, ihr kommt's nimma!"

Agnes streckte uns beide Hände entgegen, die Sepp und ich mit großer Freude gleichzeitig drückten.

"Kommt's glei eina - i hab' euch schon an Sterz g'macht, und a Milch steht a schon am Herd!"

Erst als der letzte Rest vom Sterz und der letzte Tropfen Milch in unseren Mündern verschwunden waren und wir uns für dieses schon lange entbehrte "Festessen" bedankt hatten, sahen wir uns in der niederen Stube um. Zwei breite Holzbetten standen an der Wand, zugedeckt mit einer dicken Steppdecke, einem "Kulta" - wie diese Decken in bäuerlichen Kreisen bezeichnet wurden. Außer einem klobigen, rohgezimmerten Tisch und einem ebensolchen Hocker war kein Möbelstück vorhanden.

"Ihr müßt's halt beinand' schlaf'n in dem Bett dort", sagte Agnes zu uns und deutete auf das Bett, welches vom kleinen Guckfensterl weiter entfernt war. "I muaß erst übermorg'n wieda obi ins Tal, dann habt's jeder für sich a Liegestatt", sagte sie gedehnt und schaute dabei Sepp - wie es mir schien - vielsagend an.

Nach einem längeren Geplauder mit Agnes über dies und das, machten wir uns für die Nachtruhe fertig. Sepp und ich schliefen seit dem Überfall auf unseren Bunker immer nur vollständig angezogen, mit Ausnahme der Tage, die wir bei unseren treuen Helfern in Trofaiach und in Donawitz verbringen durften. So legten wir uns auch diesmal, so wie wir waren, ins Bett. Auch die Schuhe behielten wir an. Bald wurde es uns unter der dicken Steppdecke wohligh warm, und wir schliefen ein.

Aber - was wurde das für eine Nacht für uns! Kaum eingeschlafen, fing es an, uns am ganzen Körper zu jucken und zu beißen. - Wanzen! Der erste Gedanke. Aber nein, es waren andere kleine Quälgeister, es waren Flöhe! Mitten in der Nacht mußten wir uns vollkommen nackt ausziehen und unsere Kleider und Unterwäsche vor der Hütte von diesen Biestern reinigen. Als wir dann wieder angezogen waren und Sepp mit der Taschenlampe die Steppdecke ablichtete, sahen wir, daß bei den Nähten der Decke eine einzige braune Spur verlief - Hunderte Flöhe! Wir beide waren schon manches gewohnt, aber so etwas hatten wir auch noch nicht gesehen und miterlebt. Ich legte mich daher nicht wieder in dieses "Floh-Paradies", sondern hockte mich mit dem Rücken zum Herd, in dem Agnes das Holzfeuer die ganze Nacht hindurch brennen ließ. So wurde wenigstens mein Rücken warmgehalten, wenn ich auch an meinen vorderen Körperteilen fror. Sepp war weniger gegen Flöhe empfindlich - er konnte sich ja, zum Unterschied von mir, mit beiden Händen diese Biester vom Leib wischen. Ich hingegen konnte meine rechte Schulter nie erreichen, und gerade dort juckte und biß es mich am meisten.

In der Nacht hatte es zu schneien aufgehört, und am Morgen brach sogar die Sonne durch die Wolken. Am Vormittag wurde es direkt warm, der Frühling kündigte sich an, was wir auch am Hadrach (Heidekraut/Erika) sehen konnten, das in dichtem Gewirr rings um die Almhütte wucherte. Ich legte mich daher in eine tiefe mit Hadrach bewachsene Mulde, genoß die wärmenden Sonnenstrahlen und holte so den Schlaf nach, um den mich die Floh-Invasion gebracht hatte.

Sepp war in der Hütte geblieben. Ob er dabei das Bett gewechselt hat - Agnes hatte nie über Flöhe geklagt -, das weiß ich bis heute noch nicht.

*

Längst schon hatten wir unser Abenteuer mit den Flöhen hinter uns und waren, wieder in der Holl-Keusche, nahezu Mitglieder der Familie geworden. Hatten wir nach unserer Rückkehr aus Preg uns zuerst im tiefen Heu im Stadel vergraben müssen, so durften wir nach einiger Zeit in einer winzigen Kammer schlafen. Auch Mutter Holl hatte ihre Einstellung zu uns und zu unserem Kampf vollkommen geändert. Ja, sie war sogar zu Fuß, trotz ihrem Alter - sie war weit über sechzig - für uns nach Eisenerz gegangen, um mit der Eisenerzer Organisation die Verbindung wiederherzustellen. Es war dies immerhin ein gewagtes Unternehmen, mußte sie doch im Gewirr der vielen Flüchtlinge und nach dem Westen getriebenen Viehherden mehr als dreißig Kilometer hinter sich bringen, bis sie in Eisenerz war. Nach einigen Tagen kam sie mit der für uns erfreulichen Mitteilung zurück, daß die andere Gruppe um Tič und Lipp wohlauf war. Sie würden sobald wie möglich zu uns nach Leoben herüberkommen.

Unser Dank ans Holl-Mutterl war groß. Hatte sie zuerst Angst gehabt, so vollbrachte sie durch ihren beschwerlichen, gefahrvollen Marsch nach Eisenerz und wieder zurück etwas, was in dieser Zeit nicht jeder auf sich nahm. Sie war damit auch zur antifaschistischen Widerstandskämpferin geworden.

*

Die Tage wurden immer länger und auch wärmer. Wir halfen bei der Stallarbeit, und Sepp wagte sich sogar mit dem Pferdegespann zum Pflügen aufs Feld. Ich war damit jedoch ganz und gar nicht einverstanden. Widersprach dies doch jeder konspirativen Regel. Wir hatten doch schon so große Opfer zu beklagen gehabt, die nur durch unkonspiratives Verhalten mancher Widerstandskämpfer eintraten. Auf meine ersten Vorhaltungen hin ließ Sepp es auch in Zukunft sein, allzu freigiebig seine große Gestalt auf freiem Feld etwaigen mit Fernglas ausgestatteten Beobachtern darzubieten. Es war auch gut so, denn immer öfter kam der Revierjäger zu Besuch zu den Holls, und wenn Gsibi, der Hofhund,

zu bellen anfang, mußten wir sofort in unserem Heubunker untertauchen.

Eines Tages - wir lagen zum Glück auf dem Heuboden - war der ältere Bruder, der vierte Bruder von Tona, zu Besuch gekommen. In SA-Uniform! Er war ein Nazi, wenn auch kein fanatischer mehr; es ging ja schon auf den März 1945 zu. Und doch war es für uns eine brenzlige Situation, als der unerwartete und unerwünschte Besucher die Leiter zum Heuboden heraufstieg und uns bemerkte. Tona war ihm jedoch in den Heustadel nachgegangen und hatte, wie immer, eine plausible Ausrede für unsere Anwesenheit parat.

"Ah, dö zwa dort ob'n", sagte sie lachend zu ihrem neugierigen Bruder, "dö san Händler - waßt eh schon für was!"

Damit gab sich der Bruder zufrieden, denn er nahm an, daß seine Schwester mit uns unerlaubten Viehhandel trieb, von dem ja auch er selbst immer ganz schön profitierte. Die Gefahr war damit gebannt.

*

Anfang März 1945 hatten wir wieder Verbindung zur Organisation in Leoben, die durch die vielen Verhaftungen im Spätsommer und im Herbst des Vorjahres stark dezimiert worden war. Wir führten einige Besprechungen durch und bereiteten uns darauf vor, eine neue, kampfstärke Partisanengruppe aufzubauen. Das Kriegsende war ja nicht mehr fern. Wir merkten dies auch an den oftmaligen Angriffen englischer Lightnings (Doppelrumpfflugzeuge) und anderer Jagdbomber mit dem fünfzackigen roten Stern. Letztere waren jugoslawischer Herkunft. An einem Vormittag konnten wir von einem Beobachtungsposten im Wald aus sehen und hören, wie Flugzeuge den St. Michaeler Tunnel bombardierten und auf der Strecke befindliche Lokomotiven aus ihren Bordkanonen unter Beschuß nahmen. Dann erlebten wir eine freudige Überraschung.

Als wir eines Morgens vom Heuboden in die Tenne herabstiegen, saßen dort zwischen den abgestellten Akergeräten drei Rotarmisten. Schnell konnten wir uns mit ihnen verständigen, denn Nikolaj, anscheinend ihr Anführer, sprach fließend deutsch, nahezu ohne fremden Akzent. So erzählte er uns, daß sie vor einem Monat aus einem Gefangenenlager im Altausseer Land fliehen konnten. Sie hatten vor, der Roten Armee entgegenzugehen.

Da zu diesem Zeitpunkt die Rote Armee erst zur österreichischen Grenze im westungarischen Raum vorrückte und der Weg bis dorthin ja mitten durch stark besetztes Gebiet führte, wo die SS auch gegen die einheimische Bevölkerung keinen Pardon kannte, rieten wir den sowjetischen Genossen von ihrem Vorhaben ab. Viel nützlicher war es doch, daß sie bei uns blieben und mit uns gemeinsam gegen die Faschisten kämpften. Der Krieg

war ja in unserer Region noch nicht zu Ende, und das faschistische Ungeheuer kämpfte noch immer mit Krallen und Zähnen, um seinen Untergang hinauszuzögern.

*

Ende März war es dann soweit. Wir verabschiedeten uns von unserer treuen Familie Holl, die uns beiden so viel geholfen hatte, und marschierten mit den drei Rotarmisten durch die Wälder nach Norden. Am 1. Mai 1945 vereinigten wir uns in Vordernberg wieder mit der Eisenerzer Gruppe. Diese hatte uns im Leobner Gebiet durch ein Mißverständnis nicht am verabredeten Punkt angetroffen und war auf dem Rückmarsch nach Eisenerz. Die Gruppe zählte bereits wieder acht Kämpfer, zu denen die drei Rotarmisten dazu kamen. In der Kampfleitung hatten wir vereinbart, daß Tič und Lipp die Verantwortung fürs Eisenerzer Gebiet übernehmen und Josch und ich die notwendigen Vorbereitungen für den Raum Leoben-Trofaiach treffen sollten, um den kommenden bewaffneten Auseinandersetzungen gerüstet gegenüberstehen zu können.

Der 8. Mai 1945 zeigte, daß beide Gruppen imstande waren, ihre sich selbst gestellten Aufgaben zu meistern.

M.M.

SIE MORDETEN NOCH FÜNF VOR ZWÖLF,

wenige Tage vor Kriegsschluß, am 25. April 1945 am Peršmann bei Eisenkappel an der südlichen Grenze Österreichs, und am 28. April 1945 auch im nördlichen Teil unseres Landes, im Frauen-KZ Schörghub bei Linz.

Eines der Opfer war meine Jugendgenossin Gisela Taurer-Tschofenig, mit der ich in den Jahren 1933 bis 1935 im KJV Villach gegen Reaktion und Faschismus tätig war.

*

Mit der Naziherrschaft ging es im Frühjahr 1945 dem Ende zu. Die Rote Armee hatte in raschem Vormarsch die Länder Rumänien, Bulgarien, Teile Jugoslawiens und Ungarn befreit und auch die Grenze zu Österreich überschritten. Zehntausende Rotarmisten trankten mit ihrem Herzblut Österreichs Boden, bis auch in Wien die rotweißrote Fahne gehißt werden konnte.

Auch die westlichen Alliierten leisteten ihren Beitrag dazu. - Sie bombardierten aus Tausenden Flugzeugen noch knapp vor Kriegsschluß nicht nur Industrieanlagen (die Russen sollten ja keine funktionierenden Produktionsstätten auf ihrem Vormarsch vorfinden), sondern legten auch aus der Luft gut erkennbare offene Wohnsiedlungen in Schutt und Asche. Tausende Bewohner österreichischer Städte fielen so den Ami-Bomben zum Opfer.

So wurde beim Großangriff der US-Bombenverbände am 31. März 1945 auch das Frauengefängnis der Gestapo im sogenannten Kaplanhof in Linz bombardiert. Die dort inhaftierten Frauen, die beim Angriff nicht ums Leben kamen, wurden in das Barackenlager Schörghub überstellt. Viele von ihnen wußten, daß ihre Männer im KZ Mauthausen dem Tod entgegensahen. Sie wußten aber auch, daß die SS ihnen selbst dasselbe Schicksal zgedacht hatte. Unter diesen Frauen war auch Gisela Taurer-Tschofenig.

Gisi, die Tochter unseres aufrechten Taurer-Vaters, war seit ihrem 16. Lebensjahr in der Partei aktiv. Im Jahr 1935 wurde ihre Familie vom schwarz-grünen Regime wegen politischer Unzuverlässigkeit nach Linz versetzt. Wer Gisi kannte, der hatte sie gern. Sie war ein prachtvolles Mädel, aufrecht, klar und tapfer ihre Idee vertretend. Sie war eine begeisterte Sportlerin und liebte vor allem unsere Berge. Damals gab es doch nichts als Arbeitslosigkeit, und der Ständestaat hatte für uns Jugendliche nichts übrig als den freiwilligen Arbeitsdienst, wo wir um zwei Schilling Tageslohn (!) beim Straßenbau usw. Arbeit fanden. In dieser schweren Zeit hat es Gisi immer verstanden, mit ihrer Zuversicht und ihrem heiteren Wesen uns Mut und Kraft zum Kampf zu geben.

Als 1938 Nazideutschland unser Österreich überfiel, ging Gisela zu ihrem späteren Mann nach Belgien, der im Auftrag der Partei dort illegal tätig war. Doch lange währte das Glück des Beisammenseins nicht, denn auch dort zerstörten es Hitlers Armeen. Gisi kam gut nach Österreich zurück, Sepp Tschofenig - unser Tschofe - jedoch wurde ins KZ-Dachau verschleppt. Es kam eine noch schwerere Zeit für Gisi. Sie schenkte einem kleinen Buben das Leben, der ihr Sonnenschein war, ihr alles. Die spärlichen Briefe ihres Mannes aus dem KZ machten sie immer glücklich und gaben ihr Ansporn, den kleinen Hermann im Sinne ihrer gemeinsamen Idee zu erziehen, ihr Leben so zu gestalten, daß sie all diese Kriegsjahre überwinden und kämpfen konnte für die Zukunft ihres Kindes und aller Kinder, für Österreich.

Sie bemühte sich vergeblich darum, daß ihr Mann aus dem KZ Dachau, wo sie am 3. Juni 1944 heiraten "durften" (siehe die Aufgebotsbescheinigung), freigelassen würde. Nach der Ablehnung ihrer Gesuche vom 5. Juni 1944 an das Reichssicherheitsamt Berlin, an die Gestapo Klagenfurt und an die Reichskanzlei des Reichsführers der SS Berlin wurde Gisi der Boden in Linz zu "heiß" und sie flüchtete mit ihrem vierjährigen Sohn im Juli 1944 nach Kärnten. Sie fand dort solidarische Aufnahme bei der Familie Tatschl in Villach, wo eine gut funktionierende Widerstandsbewegung existierte.

Die Gestapo war jedoch auch in Kärnten nicht untätig, und so wurde Gisela Taurer-Tschofenig im Herbst 1944 verhaftet, weggerissen von ihrem kleinen Buben, von Eltern und Geschwistern. Sie trat den Weg vieler tapferer Österreicherinnen an. Im Lager Schörgenhub bei Linz hatte sie Hunger und Demütigungen zu ertragen. Zu den Verhören wurde sie ins KZ Mauthausen geschleppt und mißhandelt. Gisi blieb standhaft. Als man ihr Genossen gegenüberstellte, bis zur Unkenntlichkeit zerschlagen, war sie zutiefst erschüttert und sprach tagelang überhaupt kein Wort. Und doch war sie es wieder, die den anderen mit überzeugenden Worten Mut und Zuversicht geben konnte, an die Zukunft, an Österreich zu glauben.

Am Abend des 27. April 1945 wurde hart und laut "Gisela Tschofenig" gerufen. Gisi mußte in die SS-Kanzlei. Als sie zurückkam, war sie ganz blaß. Sie sah alle wie abwesend an und sagte: "Ich muß in den Bunker! - Jetzt ist's aus".

Die Kameradinnen sagten noch manches, Gisi winkte ab, packte ihre wenigen Habseligkeiten. Alle Frauen weinten, nur Gisi weinte nicht. Sie war tapfer wie in ihrem ganzen jungen Leben. Mit einem festen Händedruck verabschiedete sie sich. "Grüßt meinen kleinen Buben ... und alle anderen." Sie geht... Auf-

recht verschwindet ihre zarte Gestalt hinter der Baracke. Alle möchten schreien: "Gisela, du mußt leben!" ...

Die ganze Nacht heult der Wind um die Baracke, keiner kann schlafen. Als der Morgen dämmt, hört man das Laufen einiger Menschen vor der Baracke. Auf einmal übertönen fürchterliche Schreie gemarterter Menschen das Sturmgeheul. Schüsse peitschen... Der Wind tobt noch ärger, als wollte er das entsetzliche Geschehen unwahr machen. Aber es war wahr. Gisela Tschofenig hat man ermordet! Eine unserer aktivsten und besten Kämpferinnen für Österreich.

Zur selben Stunde wurden mit Gisela Taurer-Tschofenig noch die Welserin Höllemann, eine unbekannte Jüdin und zwei Männer in eine vorher von anderen Häftlingen ausgehobene Grube hineingeschossen.

Nach der Befreiung wurden die Toten exhumiert. Ganz unten in der Grube lag der Lehrer Stadler aus Gmunden und darüber Gisela Taurer-Tschofenig. Sie mußte einen grauenvollen Tod gestorben sein. Während alle anderen Ermordeten - drei Frauen und zwei Männer - ausschließlich mit dem Gesicht nach unten lagen, fand man die Leiche von Genossin Tschofenig in verkrümmter Stellung, einen Fuß über den Fuß der auf ihr liegenden Frau Höllemann. Gisela Tschofenig dürfte nicht sofort tot gewesen sein, sondern erst unter fürchterlichen Qualen erstickt sein.

T.A. (B.b.M.M.)

*

Als mir mein Jugendgenosse Andreas Taurer, der Bruder unserer Gisi, von deren tapferem Lebenskampf und ihrem grauenvollen Tod berichtete, mußte ich an die Zeit zurückdenken, wo wir als Jungkommunisten gegen Reaktion und Faschismus aktiv tätig waren. Ich mußte auch an jene Leute denken, die uns ehemalige "Rote Falken" bei einem Lagerfeuer am Dobratsch im Jahre 1929 das Falkenversprechen abnahmen, für die Erreichung des Sozialismus zu kämpfen und dafür auch unser Leben einzusetzen.

Gisela Taurer-Tschofenig hat es getan. Sie setzte ihr Leben gegen die nazistische Gewaltherrschaft, für die Beendigung des Krieges und die Befreiung unserer Heimat Österreich ein.

Gisis Gestalt ragt über den Tod hinaus, hochaufgerichtet, mit der "Roten Stafette" den Wegweisend.

M.M.

GISELA TAURER,

geboren am 21. Mai 1917 in St. Leonhard bei Villach; 1924-1928 Volksschule; 1928-1932 Mädchenhauptschule in Villach; 1932-1935 Höhere Lehranstalt für wirtschaftliche Frauenberufe in Villach. War zuerst bei den Kinderfreunden, dann bei den "Roten Falken"; hat erstmals als 16jährige wegen Betätigung für den Kommunistischen Jugendverband mit der Polizei Bekanntschaft gemacht. 1935 Übersiedlung nach Linz; von April 1937 bis 1938 in Lyon in Frankreich berufstätig; 1938/1939 Kassierin am Hautbahnhof in Linz. Im Juli 1939 fährt Gisela Taurer über Köln nach Berchen bei Antwerpen und bleibt dort bei ihrem Mann, bis die deutschen Truppen in Belgien einmarschieren. Im Juni 1940 kehrt sie nach Linz zurück. Am 19. November 1940 richtet sie ein Gesuch an die Gestapo Klagenfurt um Entlassung ihres Mannes aus dem KZ Dachau. Es wird abgelehnt. Am 21. Dezember 1940 Geburt des Sohnes Hermann in Linz. Gisi arbeitet in Linz wieder aktiv für die KPÖ. Am 3. Juni 1944 "darf" sie im Standesamt Dachau Josef Tschofenig heiraten. Am 5. Juni 1944 stellt sie an das Reichssicherheitsamt Berlin, an die Geheime Staatspolizei Klagenfurt und an die Reichskanzlei des Reichsführers der SS Berlin Ansuchen um Entlassung ihres Mannes aus dem KZ. Als Gisi der Boden in Linz zu heiß wird, flüchtet sie mit ihrem vierjährigen Sohn nach Villach. Dort findet sie solidarische Aufnahme bei der kommunistischen Familie Tatschl. Die Gestapo verhaftet im Zuge großangelegter Razzien am 25. September 1944 auch Gisela Taurer. Sie wird in das Frauengefängnis Kaplanhof in Linz überstellt. Am 31. März 1945 wird Genossin Tschofenig-Taurer ins KZ-Nebenlager Schörghenhub eskortiert und in der Nacht vom 27. auf den 28. April 1945 von der SS ermordet.



Gen. Gisela Taurer-Tschofenig geb. 21.5.1917, Jungkommunistin 1932 bis 1937, illegal tätig, 1944 von der Gestapo in Villach verhaftet. "Gisi" wurde noch knapp vor Kriegsende am 27. April 1945 von der SS im KZ-Nebenlager Schörghenhub bei Linz ermordet. Tödlich getroffen, jedoch noch lebend, wurde sie in eine ausgeworfene Grube gestoßen und mit Erdreich zugeschüttet. Sie mußte qualvoll gestorben sein.

*

Österreich! Kennst du deine Märtyrer?



Gen. Franz Lindmoser, Bergarbeiter und Kämpfer der Partisanengruppe Leoben-Donawitz, wurde von SS-Banditen am 9. Mai 1945 schwer verwundet. Er erlag seinen tödlichen Verletzungen in der Nacht vom 9. auf den 10. Mai 1945 im Stefaniespital in Leoben. Nach unserem "Lipp" wurde in Eisen-erz eine Straße benannt, die "Franz Lindmoser Straße". "Lipp" wurde nach dem Kriegsende in einem Gemeinschaftsgrab bestattet. Dort ruht er neben seinem von einem SS-Gendarmen ermordeten Partisanenkameraden Heinrich Kohnhauser, "Heina".

*

Beide starben für Österreich

30.11.39

KONINKRIJK BELGIE
ROYAUME DE BELGIQUE

VREEMDELING
ÉTRANGER

BEWIJS
VAN INSCHRIJVING IN
HET VREEMDELINGENREGISTER

CERTIFICAAT
D'INSCRIPTION
REGISTRE DES ÉTRANGERS

GEMEENTETAKS BETAALING

No 2166
A.A. 552122

Van het dossier O.V. du dossier S. P.

Naam *Taurer*
Gisela

Voornamen *Gisela*

Geboren te *Villach (Carinthia)*
21-5-1917

Nationaliteit *Duitsche*

De Gemeenteraad heeft de aanvraag van de burgermeester - Schepel de l'Inchre

30-5-39
30-5-1940

De Burgermeester - Le Bourgmestre
(of zijn gemachtigde) (ou son délégué)
Justus Birkelau

No 2166

Burgelijke stand 1. *ongetrouwd*
Etat civil 1.

Beroep 1. *rondw.*
Profession 2.

Ingeschreven onder Nr. *88990*
Inscrit sous le N°

straat *Statis* no. *4.*
rue

Afgeleverd te *Gesehem*
Delivree à

den *30-11-1939*
le

Dit attest, dat te allen tijde door den
Dienst der Openbare Veiligheid kan
worden ingetrokken, is geldig tot
Ce certificat, révocable en tout temps
par l'Administration de la Sûreté pu-
blique, est valable jusqu'au

30-5-1940

Secou tom muni

Geheime Staatspolizei
Staatspolizeistelle Klagenfurt

Klagenfurt, den 25. November 1940.
Stenolplog Nr. 1
Genetuf 1700-0

II D - B.Nr. 715/40.

An
Fräulein Gisela Taurer,
Unterbaumberg Nr. 30
Linz - Oberdonau.

Auf das Schreiben vom 19.11.1940 teile ich mit,
dass eine Entlassung des Tschoffenig während des Krieges
aus staatspolizeilichen Gründen nicht erfolgen kann.

Im Auftrage:
gez. Zellhöfer. Beglaubigt:
Kanzleiangestellte.

Ortskommandantur Brüssel.
Brüssel; den 10.6.1940.

abt. Feldgendarmarie.

Ausweis.

Frau Gisela Taurer am 21.5.1917 in St. Leonhard bei Villach
geb. Reichsangehörige, beabsichtigt am 10.6.1940 nach Deutschland
zurückzukehren.

Es wird gebeten, sie mit Rat und Tat zu unterstützen und ihr nach
Möglichkeit die Benutzung milit. Fahrzeuge zu gestatten.

Der Ortskommandant:
Herges
Leutnant und Adjutant:

Standesamt Dachau II
Dachau, den 5. Mai 1944

An
Frl. Gisela Taurer
Linz - Donau.

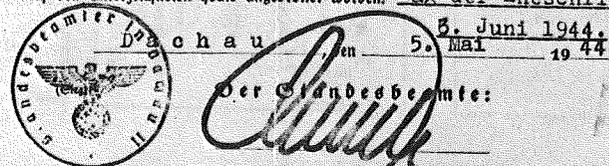
Hiermit bestätige ich den Eingang der sämtlichen Papiere die zur
Eheschließung benötigt wurden. In der Anlage übersende ich Ihnen nach Voll-
zug des Aufgebots die Aufgebotsbescheinigung und als Termin der Eheschlie-
ßung wurde von Ihrem Bräutigam der 3. Juni 1944 festgesetzt. Sie werden des-
halb gebeten, an diesem Tag früh 8,00 Uhr beim Standesamt Dachau II zu er-
scheinen. Bei Vorlage dieses Schreibens erhalten Sie bei der Hauptwache
des K.L. Dachau einen Besuchszettel und werden zum Standesamt geführt.
Zwei Trauzeugen sind erwünscht. Sollten Sie nicht in der Lage sein, welche
zu bekommen, dann werde ich dafür Sorge tragen.

Der Standesbeamte.
[Signature]

Aufgebots-Bescheinigung.

(§ 23 Erste AusfVO. zum PSIG.)

Das Aufgebot
des Schlossers Josef T s c h o r i e n i g -----
----- glaubenslos -----
wohnhaft in D a o h a u 3K -----
mit der Gisela T a u r e r -----
----- katholisch -----
wohnhaft in Linz/Donau, Ruchselstraße "Jz" Bau, II Stock -----
ist durch den Unterzeichneten heute angeordnet worden. Tag der Eheschließung:



Der Standesbeamte:

Gebührenfrei.

Korn-Druck 1295, (71838)
Kommunikations-Verlag J. Zehle, München 43 - Berlin W 85.

DER 8.MAI 1945 IN DONAWITZ

veränderte mit einem Schlag die Situation, in der wir Partisanen uns mehr als zwei Jahre befunden hatten. Wir konnten uns frei bewegen, die Nazi Herrschaft war unter den Schlägen der Roten Armee zusammengebrochen, die westlichen Alliierten waren ebenfalls tief ins ehemalige dritte Reich eingedrungen und hatten ohne größeren Widerstand der deutschen Armeen den Rhein überschritten, waren bis zur Elbe in Mitteldeutschland vormarschiert.

Am Morgen des 8.Mai 1945 wurde das Ende des Krieges verkündet.

*

Die Kampfleitung hatte uns die Aufgabe übertragen, im Bezirk Leoben nach dem Zusammenbruch der Nazi Herrschaft das Hüttenwerk Donawitz zu sichern und provisorische Behörden einzusetzen.

In der Nacht zum 8.Mai waren wir mit unserer Partisanengruppe bis in die Nähe des Werks vorgerückt und sandten einen Genossen zu unserer Verbindungsstelle, die sich im Bärhaus in unmittelbarer Nähe des Portier IV befand. Wir wollten wissen, ob im Werk selbst noch SS-Kräfte oder andere bewaffnete Formationen der Nazis stationiert wären. Unser Verbindungsmann, Genosse Reichenhauser, meldete uns, daß die Nazibonzen sehr nervös und praktisch ohne Führung wären und daher mit organisiertem Widerstand kaum mehr zu rechnen sei. Einige Sprengtrupps der SS hätten jedoch Befehl erhalten, beim Herannahen der Roten Armee verschiedene Werkanlagen in die Luft zu jagen. Die Sprengstellen wären bereits vorbereitet.

Auf diese Nachricht hin berieten wir uns, wie wir am besten ohne Blutvergießen unsere Aufgabe, die Sicherung des Werks, erfüllen könnten. Wir kamen überein, in den frühen Morgenstunden des 8.Mai zwei Genossen der Kampfleitung ins Werk zu senden, die im Verein mit uns bekannten Antifaschisten die Übergabe der gesamten Werkanlagen in die Obhut der Arbeiterschaft vorzubereiten hätten.

Die Partisanen Josch und Ferdl drangen dann, mit Karabinern und Pistolen bewaffnet, am verdattert dreinschauenden Wachtposten vorbei beim Portier IV ins Werk ein und nahmen den Weg schnurstracks zur Direktion. Viele Arbeiter, die uns begegneten, waren darüber höchst erfreut, daß wir wohlbehalten wieder im Werk aufgetaucht waren. Wir wiesen sie an, sich sofort zur Werkschutzbaracke zu begeben, wo sie von einem Partisanen bewaffnet und zu einem Sicherheitstrupp zusammengestellt wurden.

Im Direktionszimmer kamen wir beide gerade zurecht, um verschiedene "Herren" am Verschwinden zu hindern. Wir forderten den Betriebsführer, Direktor Matuschka, auf, sämtliche sich noch im

Sie starben für Oesterreich!

Unsere von den Nazifaschisten im Lager Mauthausen ermordeten Genossen

- | | | | | |
|---|---|---|--|--|
| Linz
Teufel Sepp
Tscholnig Gisela
Tscholnig Karl
Hanschmaier Franz
Grill Max
Hackl Hans
Bauer August
Hehenberger Karl
Grillmayer Josef
Zinner Zuzilie
Kainz Franz
Rader Karl
Stadler Josef
Fuss Johann
Lech Franz
Kühberger Rudolf
Prieschl Karl
Aulinger Johann
Chiemelenski Anton
Pollhammer Stefan
Obermayer Heinrich
Wipplinger Alois
Brunner Franz | Wiesbauer
Zelner Willi
Wolfgang Karl
Müller Karl
Reif
Pinzner
Ammer Karl
Birkbauer
Scharner Karl
Loy Karl
Misebka Karl
Mitterer
Lehner Jakob
Weber
Wagner Karl
Rössler Ignatz
Schiffmaier Max
Schann Karl | Enns
Schmidt Engelbert
Grindling Hans
Stöblein Magda
Lambach und Stadtpaura
Schwarzmueller Karl
Wellischek Alois
Roll Josef
Condie Nikola
Fritz Alois
Breitwieser Josef
Sottnar
Steiner Alois | Navalany Ludwig
Bala Josef
Jankowsky Josef
Leitner Josef
Hessenberger Leopold
Krammel Josef
Mayer Gustav
Besendorfer Josef
Hohenberger Hilda
Kurz Fani
Stadler Johann
Ebensee
Druckenthamer Franz
Promberger Karl
Loibl Josef
Promberger Lina
Ortner Alois
Schleicher Hermine | Bad-Ischl
Jaritsch Franz
Huber Johann
Huber Josef
Bad-Aussee
Moser Johann
Feldhammer
Ried I./Innkreis
Mitterndorfer Franz
Reindl Anna
Reindl Anton, sen.
Reindl Anton, jun.
Braunau a./Inn
Amberger
Wenger |
|---|---|---|--|--|

Weitere in Mauthausen ermordete Genossen

- | | | | | |
|--|--|--|---|--|
| Wels
Stadler Ernst
Schlunger Karl
Hüllermann Hermann
Hüllermann Therese
Blechner Fritz
Hoffmann Franz | Steyr
Punzer Karl
Buchholzer Johann
Siegmann
Pensl Otto
Derlinger Fritz
Perth Konrad
Gisely Alois
Koller Josef
Schweiger Herta
Palme Hans
Rippl Johann
Uraun Josef
Pettinger | Gmunden
Aulinger Johann
Blank Adam
Grossmaier Johann
Jlemicky Michael
Wellischer Alois
Sammer Johann
Mascha Franz
Sigl Karl
Neubacher Josef
Grochhof Michael
Tuteja Leopold
Karczmarczyk Stanisl. | Pirklbauer
Staufner
Mischek
Aulinger Karl
Plank Adam
Breitwieser Josef
Martinegg Franz
Neubacher Josef
Sommer Johann | Meyer Gustav
Frappl Karl
Zeckan Ivan
Lepschy Josef
Jelazic Anton
Hirsch Wenzl
Bricevac Martin
Bala Josef |
|--|--|--|---|--|

Werkbereich befindliche leitende "Herren" zu sich zu befehlen, damit wir allen eine Erklärung der Kampfleitung der Österreichischen Freiheits-Front (ÖFF) bekanntgeben könnten. Als Sprecher der Kampfleitung erklärte dann Josch den sich in ihrer Haut so gar nicht wohl fühlenden "Hoheitsträgern" und anderen Nazibonzen, daß sie ab sofort unter der Befehlsgewalt der ÖFF-Kampfgruppe, der Partisanengruppe Leoben-Donawitz, stünden und daß niemand der Anwesenden ohne ausdrückliche Erlaubnis das Direktionszimmer verlassen dürfe. Für etwaige Zerstörungen an den Werkanlagen oder Widerstand gegen die ÖFF-Sicherheitstruppe würden Direktor Matuschka und die anderen Anwesenden persönlich zur Verantwortung gezogen. Die Rote Armee sei bereits im Anmarsch auf Leoben, und bewaffnete Partisanen stünden zu sofortigem Einsatz bereit. Sollten wir zwei Abgeordneten, Josch und Ferdl, nicht binnen einer halben Stunde wieder bei unserer Kampfleitung erscheinen, dann würden unsere Partisanen das Direktionsgebäude stürmen.

Zeit unseres Lebens haben wir noch nie eine so verkörperte Angst gesehen wie die, die uns aus den erbleichenden Gesichtern der im Zimmer versammeltem SD-Leute, Betriebsleiter und der anderen "Würdenträger" entgegenstarrte. Wir forderten Matuschka auf, daß er den noch immer bewaffneten nazistischen Werkschutz im Werk-schutzlager antreten lassen soll. Zu diesem Zweck reichte Sepp Filz, "Josch", dem kreidebleichen Werkdirektor den Telefonhörer.

Am ganzen Leibe schlotternd, stotterte Direktor Matuschka unseren Befehl ins Telefon und meldete uns, wer am anderen Ende der Leitung diesen Befehl entgegengenommen hatte. Matuschkas Angst war zu diesem Zeitpunkt bereits vollkommen unbegründet. Was sollten wir dieser Marionette des Donawitzer SD-Chefs Fritz Kapeller auch tun?

Durch Lautsprecher riefen wir dann selbst die vor dem Direktionsgebäude versammelten Arbeiter auf, zur Werkschutzbaracke zu kommen, um dort Waffen in Empfang zu nehmen.

Alles wickelte sich für die anwesenden Herren, die gewesenen Herren der Hermann-Göring-Werke, so überraschend ab, daß sie gar nicht auf den Gedanken zu kommen schienen, Widerstand zu leisten. Oder hatten diese alten Füchse schon früher als so mancher kleine Nazi eingesehen, daß sie zu den letzten Ratten gehörten, die das sinkende Schiff verließen?

Als wir dann aus dem Direktionszimmer traten - wir hatten vorsorglich einen Doppelposten vor die Tür gestellt und Josch mit einigen bewaffneten Arbeitern im Direktionszimmer zurückgelassen -, wurden wir von den Arbeitern freudig begrüßt. Dann entwaffneten wir den Werkschutz, stellten an allen wichtigen Produktionsstätten im Werk Sicherungsposten auf, und überzeugten

uns bei einem Rundgang durch die Werkanlagen davon, daß die Nazis nirgends mehr imstande waren, Sprenganschläge durchzuführen. Die Sicherung der großen, für Österreich lebenswichtigen Produktionsstätten war damit erreicht.

Noch am gleichen Tag traten die Vertreter der verschiedenen Parteirichtungen, wie sie in der Ersten Republik vor 1933 bestanden hatten, zusammen. Für das Stadtgebiet Leoben wurde der sogenannte Dreierausschuß gebildet.

Dieser Dreierausschuß wurde später auf Bezirksebene erweitert, organisierte als erste Maßnahme die Kohlenförderung in See-graben und bereitete die dringend notwendig gewordene Versorgung der Bevölkerung mit Lebensmitteln, Strom und Heizmaterial vor. Viele Arbeiter wurden dazu herangezogen, die Versorgung der Kinder in unserer Stadt mit Milch zu organisieren. Die bäuerliche Bevölkerung rund um Leoben hatte dafür vollstes Verständnis und war unseren Abgesandten überall behilflich.

Als die Rote Armee in Leoben einmarschierte, hatte unser Sicherheitsdienst bereits einigermaßen Ordnung hergestellt, und es kam auch in der Folgezeit zu keinerlei nennenswerten Zuwiderhandlungen gegen die Anordnungen der provisorisch eingesetzten Behörden.

*

In Eisenerz

hatte die dortige Partisanengruppe unter Führung der Partisanen Anton Wagner, Tič, und Franz Lindmoser, Lipp, das Gemeindeamt besetzt und ebenfalls Arbeiter bewaffnet. Demokratisch gesinnte Arbeiter und Angestellte wurden als provisorische Behörde eingesetzt und ebenso wie in Leoben eine Sicherheitstruppe aufgestellt. Als in der Trofeng ein bekannter Nazi, der sich bei dem Todesmarsch der jüdischen KZ-Häftlinge über den Präbichl hervorgetan hatte, der Verhaftung mit Waffengewalt widersetzte und auf unsere Sicherheitskräfte schoß, fand er dabei den Tod.

Aber auch wir hatten noch einen Toten zu beklagen, und dies, als schon mehr als 24 Stunden seit der Nachricht vergangen waren, daß der Krieg beendet und die Nacht des Faschismus vorüber sei.

*

Unser Lipp, wir nannten ihn so in unserer Partisanengruppe, war ein waschechter Eisenerzer Kumpel. Sein richtiger Name war Franz Lindmoser - er hatte sein Herz am rechten Fleck. Dieses junge Herz schlug auch für Österreich. Schon früh hatte er erfahren, was harte Arbeit bedeutete. Die harte Arbeit am Erzberg - sie brachte ihm auch nur karges Brot. Als die Faschisten den Völkern den zweiten Weltkrieg bescherten, wurde auch unser Lipp einge-

zogen. Er kam zu den Pionieren. Im harten Winter in Norwegen hatte sich Lipp geschworen, weder für die preußischen Junker und Ruhrbarone noch für die Arisierer in Österreich die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Warum sollte er auf fremde Menschen schießen? Auf friedliche Fischer der norwegischen Fjorde? Warum? Und dieses Warum wurde zum harten, bewußten Nein! Wir Österreicher werden ja selbst von fremden Söldlingen des deutschen Kapitals unterdrückt... Wir müssen zu unserer Heimat stehen und mithelfen, daß sie wieder frei ist - ohne das verfluchte Hakenkreuz und preußische Militärstiefel!

Unser Lipp ließ diesen Überlegungen die Tat folgen. Er benützte seinen letzten Fronturlaub 1943 dazu, um mit unserer Partisanengruppe Verbindung aufzunehmen. Er kehrte nicht mehr zur Truppe zurück, sondern reihte sich mit voller Ausrüstung ein in die Reihen der österreichischen Antifaschisten, die bereits bewaffnete Aktionen gegen die deutschen Okkupanten vorbereiteten. Lipp war bei allen militärischen Aktionen gegen die Kriegsverlängerer und Verräter Österreichs mit an der Spitze. Die schweren Strapazen des Winters 1944/45 konnten ihm den Glauben an Österreich und die Befreiung unserer Heimat nicht rauben.

*

Als die SS-Horden, geschlagen und gejagt durch die Rote Armee, in panischer Angst vor der Vergeltung für ihre Verbrechen nach Westen flohen, benützten sie auch die Eisen-Bundesstraße von Leoben nach Eisenerz. Es ist allen Leobnern in guter Erinnerung, daß diese Verbrecher auf ihrer Flucht durch Leoben in friedliche, durch weiße Fahnen gekennzeichnete Wohnungen nächst dem Stefaniespital Handgranaten warfen, die Bewohner der Mallinger-Siedlung aus Maschinengewehren und Panzerfäusten beschossen. Auf ihrem Fluchtweg über den Präbichl kam ihnen eine Beiwagenmaschine entgegengefahren, auf der ein rotweißbroter Wimpel flatterte.

Am Vortag, dem 8. Mai 1945, war schon am Vormittag der Waffenstillstand bekanntgegeben worden, und alle vom Krieg und Faschismus gequälten Menschen atmeten befreit auf. So auch unser Lipp, der mehr als ein Jahr lang die großen Strapazen auf sich genommen hatte, immer bereit gewesen war, sein Leben für die Befreiung Österreichs einzusetzen. "Österreich ist endlich frei!"... Das war sein Ruf, als er mit Anton Wagner, Tič, die Beiwagenmaschine bestieg, um am 9. Mai 1945 zu einer wichtigen Besprechung mit der Leobner Gruppe nach Leoben zu fahren. Genosse Alexander Gruber, ein Eisenerzer Widerstandskämpfer, war der Fahrer der Maschine.

Als die drei auf der Vordernberger Seite den Präbichl hinunterfuhren, kamen ihnen Kettenfahrzeuge, bestückt mit Maschinenge-

wehren und vollbesetzt mit Nazilieder grölender SS, entgegengefahren. Es waren die gleichen Mordbuben, die bei der Leobner Mallinger-Siedlung Handgranaten in die Fenster geworfen hatten.

Den von den Faschisten gehaßten österreichischen rotweißbroten Wimpel auf der Beiwagenmaschine schon von weitem erkennend, eröffneten die SS-Leute sofort aus ihren Maschinengewehren das Feuer.

Lipp, der im Beiwagen saß, wurde durch mehrere Schüsse in Brust und Hals tödlich getroffen. Anton Wagner, Tič, erhielt einen Schuß in den Mastdarm. Das Geschoß befindet sich noch heute in seinem Körper, da es nicht entfernt werden konnte. Trotz dieser schweren Verwundung und großem Blutverlust war es Tič möglich, mit ein paar Sätzen aus der unmittelbaren Umgebung der SS zu entkommen. Er brach aber nach kurzer Zeit zusammen. Zwei SS-Mörder waren ihm nachgerannt. Als sie ihn erreicht hatten, setzte einer davon seine Maschinenpistole am Hinterkopf des am Boden liegenden Partisanen an, um abzudrücken.

"Aber laß dieses Schwein doch sein!" schrie der zweite SS-Mann, "der ist doch sowieso schon verreckt!"

Tič, den ein momentaner Schwächeanfall zu Boden geworfen hatte, spürte den eiskalten Lauf der Maschinenpistole in seinem Nacken und wartete mit angehaltenem Atem darauf, daß der SS-Mörder abdrücken würde. Mit ganzer Kraft konzentrierte er sich darauf, nicht zu atmen. Er stellte sich tot und hatte damit die beiden SS-Banditen überlistet. Als sie von ihm abließen und wieder auf ihre Fahrzeuge gesprungen waren, sprang Genosse Wagner, Tič, mit letzter Kraft hoch und rannte den steilen Abhang zur St. Lorenzi-Kirche hinunter. Auch dem Fahrer, Genossen Alexander Gruber, war es gelungen, mit einigen langen Sätzen in einen tiefen Graben zu springen und den SS-Leuten zu entkommen.

Als die Faschisten mit ihren Kettenfahrzeugen, wild um sich schießend, weitergefahren waren, kamen einige Vordernberger, die von weitem diese gefährliche, tödliche Begegnung der drei Partisanen mit den SS-Horden beobachtet hatten, herbeigerannt, um dem stark blutenden Tič zu helfen.

Dieser fand jedoch selbst die Kraft, bis zu einem auf dem Fluchtweg der SS stehengelassenen kleinen Lkw zu kommen. Dann brach er abermals zusammen. Die Vordernberger Genossen transportierten beide schwerverwundeten Partisanen nach Vordernberg und befahlen dem dortigen "Arzt", dem bereits als Rohling bekannten Dr. Prett, den Verwundeten Erste Hilfe zu leisten. Prett war jedoch dazu nicht imstande. Zu tief saß ihm die Angst wegen seiner als Gestapo-Mitarbeiter begangenen Verbrechen in seinen Knochen. Er entzog sich einige Tage später der strafenden Gerechtigkeit

und vergiftete sich gemeinsam mit seiner Geliebten (seine Frau und Familie hatte er schon jahrelang betrogen) hoch oben über Vordernberg, am sogenannten Fillerkreuz.

Anton Wagner wurde ins Stefaniespital nach Leoben gebracht und von unserem Partisanen-Doktor, dem in der Widerstandsbewegung aktiv mitarbeitenden Primarius Dr.Helm, operiert und gerettet.

Für Franz Lindmoser, Lipp, kam jede Hilfe zu spät. Er verstarb am 9.Mai 1945 spätabends im Stefaniespital in Leoben. Seine letzten, unter Röcheln hervorgebrachten Worte klingen mir noch heute in den Ohren:

"Vergeßt mir die Faschisten nicht! ... Grüßt mir die Rote Armee! ... Österreich ist frei!"

*

So war der von unserem Lipp mit seinem Herzblut getränkte rot-weißrote Wimpel auf der Beiwagenmaschine wieder zur "Roten Stafette" geworden, die unsere Kämpfer von Hand zu Hand in verlässliche Proletenfäuste weitergeben, damit der Frieden in der Welt gesichert wird und die Menschheit in eine hellere Zukunft schreiten kann.

M.M.

UNSTERBLICHE OPFER

Für die Befreiung unserer Heimat Österreich vom faschistischen Joch kämpften und fielen im bewaffneten Kampf gegen SS, Gestapo und andere faschistische Verbände die Mitglieder der Partisanengruppe Leoben-Donawitz:

"Fredl", Sylvester Heider, gefallen am 22.Juni 1944

"Schorschl", ein polnischer Jungkommunist, gefallen am 22.Juni 1944

"Albert", Johann Krenn, gefallen am 15.August 1944

"Heina", Heinrich Kohnhauser, am 1.Dezember 1944 im Kampf tödlich verwundet, von einem SS-Gendarm in verwundetem Zustand mit Genickschuß ermordet

"Lipp", Franz Lindmoser, am 9.Mai 1944 tödlich verwundet, den Verwundungen erlegen

"Leo", Bruno Petru, gefallen in Zuzemberk, Slowenien

Von den Faschisten ohne Urteil hingerichtet:

"Harry", Bruno Rauch, Kommandant der Judenburger Gruppe

"Jonny", Hans Schleich, dessen Stellvertreter

In KZ verschleppt und von SS ermordet:

"Hias", Alois Guttenbrunner, im KZ Mauthausen von SS ermordet

Josef Csaszar, im KZ Dachau ermordet

Johann Csaszar, im KZ Hersbruck/Flossenbürg von SS ermordet

"Jean", französischer Kommunist, in Mauthausen umgekommen

In der Haft gestorben, verhungert oder auf andere Weise ums Leben gekommen:

Mathias Papst, KZ Mauthausen	Rupert Schmalegger, KZ Flössenburg.
Franz Pichler, Stein.	Franz Weichselbaum, Strafbataillon 999.
Adolf Pistinger, KZ Dachau.	Franz Weyer, KZ Flössenburg.
Josef Pötl, KZ Mauthausen.	Eduard Wurm, KZ Flössenburg.
Blasius Putz, KZ-Transport.	Johann Wieland, Stein.

Laut Totenbuch der katholischen Seelsorge des Landesgerichtes (Bd. 1943 ff.) wurden am 23. Februar 1945 wegen Fahnenflucht und Kriegsverrats hingerichtet:

1. fol. 150, Nr. 46: um 18.40 Uhr:
Johann Bachler, Soldat, Automechaniker, geb. 6. 9. 1913 in Eisenerz, Steiermark, verheiratet, 2 Kinder, 31 Jahre, katholisch.
2. fol. 150, Nr. 47: um 18.44 Uhr:
Peter Kapper, Soldat, Schlosser, geb. 27. 2. 1913 in Leoben, Steiermark, 2 Kinder, 32 Jahre, katholisch.
3. fol. 150, Nr. 48: um 18.48 Uhr:
Georg Winzig, Soldat, Bergarbeiter, geb. 23. 7. 1921 in Graz, Steiermark, ledig, 23 Jahre, katholisch.
4. fol. 150, Nr. 49: um 18.50 Uhr:
Hermann Pischelsberger, Soldat, Mechaniker, geb. 7. 4. 1913 in Kraßnitz, Gurktal, Kärnten, verheiratet, 31 Jahre, wohnhaft in Bergl 1, Post Lind-Rosegg, katholisch.
5. fol. 150, Nr. 50: um 18.52 Uhr:
Josef Lassnig, Soldat, Mechaniker, geb. 8. 2. 1917 in Seeboden am Millstättersee, Kärnten, verheiratet, 28 Jahre, katholisch.

Innerhalb von zwölf Minuten also ermordeten die Hitlerfaschisten fünf junge österreichische Patrioten, darunter die drei Mitglieder der Österreichischen Freiheitsfront, Johann Bachler, Georg Winzig und Hermann Pischelsberger, die im antifaschistischen Widerstandskampf im Bezirk Leoben oftmals ihr Leben aufs Spiel gesetzt hatten.

Der ehemalige Standortpfarrer von Groß-Wien, Herr Universitätsprofessor Dr. Franz Loidl, der die traurige Pflicht hatte, als Seelsorger im Landesgericht Wien VIII zum Tode Verurteilten seelsorglich beizustehen, schreibt:

»Ich war die drei Stunden vorher bei ihnen, sie empfingen gefaßt die hl. Sakramente und hinterließen bei mir als charaktervolle Persönlichkeiten bleibende Eindrücke.«

Mitglieder der ÖFF-Bodenorganisation Leoben-Donawitz-Eisenerz:

Fritz Abegg, Bauernsohn, von der SS im KZ Mauthausen ermordet.
August Bacher, von der SS-Wachmannschaft im KZ Flossenbürg ermordet.
Alois Bauer, Arbeiter, von der SS im KZ Flossenbürg ermordet.
Christine Berger, im KZ Ravensbrück beim Arbeitseinsatz erfroren.
Heinrich Berger, Arbeiter, im KZ Mauthausen von der SS ermordet.
Roman Cebaus, Schulwart in Donawitz, von der SS im KZ Mauthausen ermordet.
Klemens Edlinger, von der SS im KZ Gusen ermordet.
Franz Fischer, im KZ Flossenbürg von der SS-Wachmannschaft erschossen.
Martin Fleiß, im KZ Flossenbürg von der SS ermordet.

Ludwig Grazer, im KZ Mauthausen von der SS ermordet.
Johann Greiner, im KZ Mauthausen von der SS ermordet.
Hermann Gruber, im KZ Mauthausen umgekommen.
Josef Hodinka, im Gefängnis Saale umgekommen.
Josef Horvath, von der SS im KZ Flossenbürg ermordet.
Josef Hösch, Gewerkschaftssekretär, in Dachau umgekommen.
Hans Jauk, von SS-Wachmannschaften im KZ Mauthausen ermordet.
Viktor Judmaier, Bauernsohn, von SS-Wachmannschaften im KZ Mauthausen erschlagen.

Peter Kalcher, im KZ Flossenbürg umgekommen.
Karl Kollenz, im KZ Mauthausen umgekommen.
Kurt Krainer, von der SS im KZ Flossenbürg ermordet.
Josef Kröll, in Wien hingerichtet.
Ignaz Leiß, von SS-Wachen im KZ Hersbrück ermordet.
Karl Lercher, von der SS im KZ Flossenbürg ermordet.
Johann Lobenwein, im KZ Mauthausen umgekommen.
Gottfried Mayer, im KZ Mauthausen von Wachmannschaften erschlagen.
Christian Michelitsch, von der Gestapo in Leoben ermordet.
Gustav Miklavcin, im KZ Flossenbürg von der SS ermordet.
Konrad Mlekusch, von den Faschisten in Bernau ermordet.
Franz Neumann, im KZ Flossenbürg umgekommen.
Mathias Panzirsch, im KZ Mauthausen von der SS ermordet.
Willi Piffraeder, im KZ Mauthausen von der SS ermordet.
Johann Preidler, im KZ Flossenbürg von SS-Wachmannschaften ermordet.
Margarethe Rainer, im KZ Ravensbrück umgekommen.
Engelbert Scheriau, im KZ Mauthausen von der SS ermordet.
Otto Schippitsch, im KZ Mauthausen umgekommen.
Johann Schlögl, in Wien von den Nazis hingerichtet.
Johann Schoppitsch, im KZ Flossenbürg umgekommen.
Johann Stuhl, Bauer, im KZ Mauthausen von der SS ermordet.
Josef Treboutz, vom 4. Senat des Reichskriegsgerichts (StPI [RKA] II Nr. 435/44) am 9. Oktober 1944 zum Tode verurteilt.
Simon Trevisani, von der Gestapo in Leoben ermordet; es wurde »Selbstmord in der Zelle« angegeben.
Franz Truppe, im KZ Mauthausen ermordet.
Maria Wagner, im KZ Ravensbrück umgekommen.
Richard Wallner, im KZ Flossenbürg von der SS ermordet.
Katharina Zoidl, im KZ Ravensbrück umgekommen.

Weiters wurden zum Tode verurteilt und hingerichtet:

Johann Bachler, Automechaniker.	Johann König, Eisenbahner.
Johann Freudenthaler, Eisenbahner.	Josef Kröll, Werksarbeiter.
Franz Goldmann, Eisenbahner.	Maria Kröll, Hausfrau.
Richard Götzinger, Eisenbahner	Johann Leinweber, Werksarbeiter.
Martin Michelli, Bergarbeiter.	Johann Rothmann, Eisenbahner.
Johann Pech, Bergarbeiter.	Franz Sattler, Eisenbahner.
Siegfried Pichler, Bergarbeiter.	Alexander Soukup, Bergarbeiter.
Hermann Pischelsberger, Mechaniker.	Rudolf Treffler, Eisenbahner.
Klara Krall, Hausfrau.	Anton Tremetzberger, Eisenbahner.
Ludwig Krall, Werksarbeiter.	Georg Winzig, Bergarbeiter.

In der ÖFF-Bodenorganisation des Bezirkes Leoben setzten auch viele tapfere Frauen für die Wiedergeburt eines demokratischen und unabhängigen Österreich ihr Leben ein. Sie sammelten Medikamente und Sanitätsmaterial für die Partisanen, arbeiteten im Kurierdienst, als Fernmelderinnen und als Sanitätshelferinnen. Viele dieser tapferen Österreicherinnen wurden in die Konzentrationslager verschleppt. So manche kam nicht mehr zurück. Beigefügte Transportlisten zeugen davon, daß oft Mutter und Tochter durch die SS-Schergen für die

Vernichtung bestimmt waren (Transportliste vom 3. Oktober 1944 und 2. November 1944, Originale sind im Besitz des Ravensbrück-Komitees).

Die im Anhang angeführten Opfer des Faschismus sind einer schriftlichen Aufzeichnung des Bezirksverbandes Leoben der antifaschistischen Widerstandskämpfer und Opfer des Faschismus (KZ-Verband) entnommen.

**Sondertransport
am 3. Oktober 1944 aus Graz**

Abegg, Friederike	8. 12. 1919	polit.	75054
Andrejowitsch, Cäcilia, geb. Hänekl	2. 5. 1909	polit.	75055
Bachler, Mathilde	1. 3. 1911	polit.	75056
Berger, Christine	9. 3. 1922	polit.	75057
Binder, Stefanie, geb. Fritz	3. 8. 1908	polit.	75058
Brantner, Berta	14. 3. 1905	polit.	75059
Buchgraber, Franziska, geb. Türk	9. 2. 1909	polit.	75060
Edlinger, Elisabeth, geb. Schaffer	3. 11. 1894	polit.	75061
Edlinger, Anna,	28. 10. 1892	polit.	75062
Fröhlich, Aloise	21. 6. 1908	polit.	75063
Geschwinder, Mathilde	19. 1. 1909	polit.	75064
Götzinger, Josefina	19. 8. 1914	polit.	75065
Gumse, Agnes	18. 1. 1891	polit.	75066
Höllersberger, Paula, geb. Schaffner	21. 2. 1904	J. B. V.	75067
Lengger, Pibiana	11. 5. 1923	polit.	75068
Lengger (Kohnhauser), Hedwig	21. 9. 1893	polit.	75069
Lengger, Josefina	18. 3. 1928	polit.	75070
Lischnik, Antonia, geb. Wieser	13. 2. 1908	polit.	75071
Lendl, Maria, geb. Draxler	18. 8. 1895	polit.	75072
Mastnak, Maria, geb. Raffling	19. 2. 1911	polit.	75073
Muchitsch, Cäcilia, geb. Moll	8. 3. 1923	polit.	75074
Narath, Hedwig, geb. Rupp	23. 8. 1907	polit.	75075
Osmanovič, Jedleca (Serbin)	20. 4. 1922	polit.	75076
Pemberger, Tratjana (<i>richtig: Gratiana</i>)	22. 3. 1912	polit.	75077
Pignier, Susanne (Französin)	3. 3. 1921	polit.	75078
Pintaritsch, Elisabeth (DR a. W.)	17. 9. 1922	polit.	75079
Prater, Angela, geb. Haberl	19. 5. 1917	polit.	75080
Pröll, Pauline	8. 10. 1921	polit.	75081
Puntigam, Charlotte	11. 12. 1917	polit.	75082
Putz, Margarethe	17. 7. 1901	polit.	75083
Rainer, Johanna	19. 10. 1916	polit.	75084
Rainer, Johanna	27. 2. 1892	polit.	75085
Rainer, Margarethe	11. 7. 1886	polit.	75086
Reissner, Josefina	11. 3. 1897	polit.	75087
Reiter, Luise	5. 10. 1910	polit.	75088
Rutte, Antonie, geb. Jantscher	26. 3. 1905	polit.	75089
Sagode, Aloisia	27. 10. 1918	polit.	75090
Sagode, Josefina, geb. Jauschinek	28. 1. 1897	polit.	75091
Spiegel, Katharina, geb. Peer	29. 4. 1922	polit.	75092
Spildener, Katharina	19. 8. 1924	polit.	75093
Schabiner, Anna, geb. Jantscher	22. 5. 1912	polit.	75094
Schlögel, Käthe	9. 2. 1919	polit.	75095
Schreiber, Antonia	21. 5. 1905	polit.	75096
Schweinegger, Maria	3. 6. 1897	polit.	75097
Stangl, Theresia, geb. Kirchleitner	27. 8. 1910	polit.	75098
Staudacher, Erna	28. 11. 1921	polit.	75099
Strassegger, Johanna	9. 5. 1913	polit.	75100
Stuhl, Juliana	18. 3. 1921	polit.	75101
Völkl, Maria, geb. Zoder	29. 11. 1894	polit.	75102
Wagner, Maria, geb. Pusterhofer	27. 9. 1885	polit.	75103
Watzl, Leokadia, geb. Kreiner	9. 12. 1914	polit.	75104

Wolfsberger, Sylvia	25. 10. 1919	polit.	75105
Wöls, Helene, geb. Schabiner	8. 4. 1889	polit.	75106
Zadkovič, Mila (Italienerin)	11. 2. 1916	polit.	75107
Ziegler, Margarethe, geb. Kurz	11. 5. 1903	polit.	75108
Klementsčitsch, Christine, geb. Kruschik	16. 6. 1889	polit.	75109
Lanz, Aloisia	12. 1. 1913	polit.	75110
Jauk, Martina, geb. Buregger (<i>richtig: Annepith</i>)	4. 11. 1903	polit.	75111
Kovar, Wilhelmine, geb. Klausriegler	14. 10. 1889	polit.	75112

**Sondertransport Nr. 121
am 2. November 1944 aus Graz, Außendienststelle Leoben**

Auferbauer, Mathilde	13. 2. 1908	polit.	85228
Berger (Etschmeier), Christine	12. 12. 1894	polit.	85229
Bracher, Berta	27. 4. 1909	polit.	85230
Birtič, Maria (Kroatin)	10. 10. 1914	polit.	85231
Celik, Zweta (Kroatin)	17. 4. 1920	polit.	85232
Dietinger (Glantschnigg), Josefina	25. 2. 1898	polit.	85233
Dobusch (Kuchar), Elfriede	26. 6. 1920	polit.	85234
Ehmann, Maria	5. 11. 1896	polit.	85235
Erlacher, Josefina	21. 2. 1918	polit.	85236
Erlacher, Maria	17. 8. 1890	polit.	85237
Fidler (Moll), Theresia	30. 7. 1921	polit.	85238
Filz, Maria	30. 3. 1908	polit.	85239
Gaishofer, Maria	18. 10. 1914	polit.	85240
Grüneis, Julie	3. 6. 1910	polit.	85241
Hlebs, Josefina	24. 12. 1897	polit.	85242
Janickij, Anna (Polin)	1. 2. 1919	polit.	85243
Jäger, Ida	23. 1. 1897	polit.	85244
Jörg, Katherina	5. 10. 1923	polit.	85245
Knoll, Amalie	8. 6. 1923	polit.	85246
Kopainig, Stefanie	26. 12. 1907	polit.	85247
Krenn, Anna	19. 7. 1902	polit.	85248
Kutnyak, Franziska (Ungarin)	9. 3. 1916	polit.	85249
Lovrečki, Johanna	5. 5. 1886	polit.	85250
Moll, Aurelia, geb. Steinmetz	15. 7. 1899	polit.	85251
Novak (Edlinger), Rosa	20. 8. 1905	polit.	85252
Praust (Baumgartner), Maria	10. 6. 1900	polit.	85253
Reibmayr, Ilse	30. 5. 1917	polit.	85254
Rostohar, Maria (Jugoslawien)	7. 2. 1901	polit.	85255
Sauerschnig, Maria	28. 2. 1920	polit.	85256
Weibs-Raabl, Elisenda	21. 4. 1912	polit.	85257
Wiedl, Johanna	24. 3. 1909	polit.	85258
Wilding, Schenk, Josefa	18. 1. 1888	polit.	85259
Wernig, Margarethe	16. 4. 1906	polit.	85260
Schimek, Aloisia	18. 2. 1908	polit.	85261
Zoidl, Katharina	20. 6. 1891	polit.	85262

In den Tagen nach dem Feuergefecht auf dem Thalerkogel bei Trofaiach, in dessen Verlauf Sylvester Heider, »Fredl«, fiel, entstanden drei Partisanenlieder. Der Text stammt von einem Kampfgefährten Heiders

DREI OBERSTEIRISCHE PARTISANENLIEDER

Entstanden im Juni 1944
Text von Partisan Ferdl

Vorwärts, Partisanen!
(Melodie der Warzcawjanka)

Jahre in Knechtschaft und klirrenden Ketten,
Fronte das Volk für ein Mördergeschlecht,
Starb in verwüsteten Dörfern und Städten,
Bis es sich stellte zum Kampf für sein Recht.
Nicht viele haben den Kampf einst begonnen,
Den Freiheitskampf für ihr Vaterland,
Es wurden mehr - nun sind's endlos' Kolonnen
Von Arbeitern, Bauern mit schwieliger Hand.

Drum nehmt die Gewehre, Proleten, Soldaten!

Auf! Gegen Hitlers Tyrannenmacht

Hebt hoch unsre Fahnen! Vorwärts Partisanen!
Die Freiheit ersteht uns in dieser Schlacht!

Hunger und Kälte, der Tod der Genossen,
Drückten uns nieder oft Nacht und Tag,
Doch wurden die Reihen noch fester geschlossen.
Wir standen auf zu neuem Schlag.

In Städten und Dörfern, Fabriken, auf Bergen
Schmiedeten wir unseren Kampfesbund.

Oft unter den Augen der Nazischergen

Lief die Parole von Mund zu Mund:

Arbeiter, Bauern, Proleten, Soldaten!

Kämpft gegen Hitlers Tyrannenmacht!

Hebt hoch unsre Fahnen! Vorwärts, Partisanen!

Die Freiheit ersteht uns in dieser Schlacht!

Brennende Dörfer, Fabriken und Stätten

Zeugen von Hitlers mordender Sucht.

Doch wir sind da, um die Heimat zu retten

Und zu befreien vom brauen Schuft!

Wir haben den toten Genossen geschworen,

Die brechenden Auges zur Fahne gesehn:

Wir werden erkämpfen ein besseres Morgen,

Wo Frieden und Freiheit dem Volk soll erstehn!

Drum nehmt die Gewehre, Proleten, Soldaten!

Vertreibt die Faschisten und haltet Wacht!

Schon flattern rote Fahnen! Vorwärts, Partisanen!

Die Freiheit ersteht uns in dieser Schlacht!

Auf! Auf! Zum Freiheitskampf im Lande!
(Melodie der Arbeiter-Marseillaise)

Auf! Auf! Zum Freiheitskampf im Lande!
Es schlug die Glocke zwölf vom Turm!
Jagt sie zum Teufel, Hitlers Bande!
Erzwingt die Freiheit euch im Sturm!
Schon stehen rings die Partisanen,
Sie sind im Kampfe stets voran.
Dem Volk den rechten Weg zu bahnen,
Kämpfen freudig alle, Mann für Mann.

Wacht auf in Stadt und Land!

Reicht uns die Bruderhand!

Drum drauf und dran!

Rot flattert die Fahn'

Voran dem Partisan!

Hört ihr den Marschtritt dort aus Osten,
Wo uns die Sonne blutrot stieg?

Und soll's auch unser Leben kosten:

Freiheit dem Volk und Tod dem Krieg!

Schon zuviel Blut ist doch geflossen

Für Hitlers Henkerdiktatur.

Drum tretet an, ihr Kampfgenossen,

Und haltet fest am heil'gen Schwur:

Den Faschisten all' den Tod!

Dem Volke Freiheit, Brot!

Vorwärts! Drauf! Dran!

Rot flattert die Fahn'

Voran dem Partisan!

Der neuen Zeit gilt unser Ringen,

Wo schaffend wir die Räder drehn.

Und jeder fühlt: Es muß gelingen!

Die Freiheit, sie wird auferstehn!

Wenn froh die Ährenfelder rauschen

Und frei dann grünet junge Saat,

Wenn froh die Arbeitsmenschen hausen

Im freien, neuen Völkerstaat,

Wenn es keine Drohnen gibt,

Dann haben wir gesiegt!

Vorwärts! Drauf! Dran!

Rot flattert die Fahn'

Voran dem Partisan!

Bis Österreich frei von Schand'!
(Melodie: Andreas-Hofer-Lied oder "Dem Morgenrot entgegen!")

Ihr Brüder in den Städten dort,
In Dörfern und im Schacht,
Ihr Brüder aus Süd, West und Nord:
Von Ost die Sonn' uns lacht!
Heraus zu uns in Wald und Flur!
Gewehr zu Hand! Und auf zum Schwur:
Zu kämpfen und zu sterben,
Bis Österreich frei von Schand'!

Die Schande, die uns alle drückt,
Ist Hitlers Tyrannei,
Doch nur durch unsren Freiheitskampf
Wird Österreich wieder frei!
Die Freiheit, die wir meinen,
Gilt, Bauer, dir und dir, Prolet!
Doch wird die Sonn' nur scheinen,
Solang die Fahne weht!

Die Fahne, die wir tragen,
Die leuchtet rot voran
Und zeigt in schweren Tagen
Den Weg für Weib und Mann.
Ihr Flammenzeichen in uns glüht,
Bis rings die Welt im Frieden blüht!
Bis Freiheit dir geworden,
Dir, Bauer und Prolet!

*

Diese drei Lieder wurden von mir nach dem Kampf am Thalerkogel geschrieben, in dessen Verlauf unser Genosse Sylvester Heider, Fredl, fiel. Die Partisanengruppe sprengte als Vergeltung mitten in Leoben die Gleise der Südbahnstrecke und zog sich ins Reichensteingebiet zurück. Am Gosingsattel kam mir der Gedanke, unseren gefallenen Genossen ein Lied zu widmen. Es wurden gleich drei, mit einem kleinen Bleistiftstummel geschrieben.

SEPP FILZ - "JOSCH" (Kurzbiographie)

Geboren am 18. November 1906, war im obersteirischen Industriegebiet Leoben-Bruck-Eisenerz "der Motor" im antifaschistischen Widerstand und kämpferisches Vorbild der Arbeiterjugend. Schon 1922 zur KPÖ gestoßen, erlebte er in stürmischen Auseinandersetzungen die "demokratische" Einstellung von Sozialdemokraten, wenn diese von ihren "Obergenossen" dazu aufgehetzt wurden, von Kommunisten organisierte Versammlungen auseinanderzujagen. Unser Sepp (Josch) baute mit anderen Genossinnen und Genossen nach dem Verbot des KJV und später der KPÖ immer wieder die Organisationen in Obersteiermark auf, war Delegierter zum VII. Weltkongreß der Komintern und schuf mit seinen engsten illegalen Mitarbeitern 1942/1943 die antifaschistische Widerstandsorganisation ÖFF - Österreichische Freiheits-Front - und die Partisanengruppe Leoben-Donawitz, die auch unter dem Namen "Partisanengruppe Filz" bekannt war. Mit Genossen Anton Wagner, "Tič", entzog sich Josch am 4. April 1943 der Verhaftung durch die Gestapo und ging auf die Pokljuka im Triglav-Gebiet, wo die beiden vom dort kämpfenden, slowenischen Partisanenbataillon als "die ersten Österreicher" freudig begrüßt wurden. Josch kam nach dreizehnwöchigem Kampfeinsatz im Triglav-Gebiet, in den Karawanken und im oberen Rosental nach einem langen, gefährvollen Fußmarsch nach Leoben zurück (Anton Wagner, Tič, nach sieben Wochen), um auch hier den bewaffneten Kampf gegen die deutschen Okkupanten zu organisieren. Die Partisanen um Sepp Filz waren die ersten österreichischen Soldaten in der Steiermark, die den Nazifaschisten bewaffnet entgegentraten und mit ihren Kampfaktionen der Bevölkerung den Beweis lieferten, daß Widerstand gegen die Unterdrücker unserer Heimat schon 1943/1944 möglich war. Sie setzten ihr Leben ein für die Wiedergeburt eines freien, demokratischen, unabhängigen Österreich schon zu einem Zeitpunkt, als andere, spätere "Würdenträger" der Zweiten Republik, auch im Traum noch nicht daran dachten, sich in Gefahr zu begeben. Josch wurde am 1. Dezember 1944 im Kampf gegen SS und Landwacht durch ein Dumdschoß schwerst verwundet, konnte jedoch mit seinem Kampfgefährten "Ferdl" den Einschließungsring der Verfolger durchbrechen.

Nach dem 8. Mai 1945 war Sepp Filz Betriebsratsobmann in Donawitz und Zentralbetriebsratsobmann der Alpine-Montan. Seinem persönlichen energischen Einsatz ist es zuzuschreiben, daß in Donawitz überhaupt ein Hochofen angeblasen wurde. Man wollte Donawitz schon damals umbringen! 1951 brachten es die politischen Gegner (in SP-Kreisen!) zuwege, daß Filz wegen der Zerschlagung einer neonazistischen VdU-Versammlung von den Alpine-Gewaltigen entlassen wurde. Er bekam in der Steiermark aus politischen Gründen nirgends mehr eine Arbeit und mußte aus seiner Heimat, wo vier Generationen im Werk Donawitz gearbeitet hatten,

nach St.Pölten "emigrieren". Dort wählten ihn die Voith-Arbeiter nach kurzer Zeit wieder zu ihrem Betriebsrat. Sepp Filz ist trotz seines hohen Alters (79!) noch immer aktiv tätig.

MAX MUCHITSCH - "FERDL" (Kurzbiographie)

Geboren am 13.Mai 1919 in Villach, 1923 sozialdemokratischer Kindergarten im "Sonnenhof" in Villach-Lind, Volks- und Hauptschule in Villach, 1927 Rote Falken, Villach-Völkerndorf, Oktober 1933 Beitritt zum KJV, 12.September 1935 erste Verhaftung wegen kommunistischer Betätigung, 29.Februar 1936 wegen Hochverrats zu 3 Jahren Kerker verurteilt, 24.Juli 1936 amnestiert, mit fünfjähriger Polizeiaufsicht, illegal in KJV und KPÖ tätig, diesmal in der Obersteiermark, da sein Vater aus politischen Gründen von Villach nach Vordernberg versetzt wurde. Nach dem Überfall der Naziwehrmacht auf Österreich Rückkehr nach Kärnten. Rote Hilfe in Radenthein, März 1939 Einberufung zum Reichsarbeitsdienst und im Oktober 1939 zur deutschen Wehrmacht. Frankreich, Polen, Ostfront, drei mißlungene Versuche (Juni/Juli 1941!) zur Roten Armee überzulaufen, am 12.August 1941 schwer verwundet, Amputation des linken Oberarmes, Lazarette. In Graz im Jänner 1942 Wiederbegegnung mit Anton Wagner, der damals aus politischer Haft (Karlau) entlassen wurde, anschließend gemeinsam mit Filz, Wagner, Heider und anderen Genossen Widerstands- und Parteiorganisation in der Obersteiermark wieder aufgebaut, als Heimleiter der Werkschule Donawitz am 24.April 1944 der Verhaftung durch die Gestapo entzogen, untergetaucht mit seiner Frau und Kampfgefährtin, einer der Leiter der Partisanengruppe Leoben-Donawitz, mit Sepp Filz am 1.12.1944 nach Feuergefecht beim Winterbunker in der Fobis aus dem Einschließungsring der SS und Landwacht ausgebrochen. Am 8.Mai. 1945 mit Filz gemeinsam ins Hüttenwerk Donawitz eingedrungen, um mit Unterstützung antifaschistischer Arbeiter das Werk vor Sprengung wichtiger Werkanlagen durch die SS (Sprengungen waren durch die Faschisten geplant) zu sichern.

Nach dem 8.Mai 1945 an den alten Arbeitsplatz zurückgekehrt, wieder Heimleiter und auch längere Zeit Angestelltenbetriebsrat in Donawitz. Ab Mai 1979 Pensionist, aktiv tätig in Partei und Friedensbewegung.

TONI WAGNER (Kurzbiographie)

Geboren am 14.Dezember 1919 in Donawitz. Dort aufgewachsen und Besuch von 4 Klassen Volks- und 4 Klassen Hauptschule. Von 1934 bis 1937 erlernte ich das Tischlerhandwerk. Gleichzeitig Besuch von 2 Klassen Gewerbeschule. In meiner Kindheit Mitglied der Kinderfreunde und der Roten Falken. 1934 Eintritt in den illegalen KJV und später in die KPÖ. 1939 Verhaftung durch die Gestapo und wegen Vorbereitung zum Hochverrat vom Volksgericht zu zweieinhalb Jahren Zuchthaus verurteilt. Haftentlassung im Jänner 1942. Kurz darauf wieder illegale Betätigung. Von April 1943 bis Kriegsende (Mai 1945) in der Österreichischen Widerstandsbewegung (Partisanengruppe Leoben-Donawitz). 1945 Mitarbeit und Mitglied der Bezirksleitung Leoben der KPÖ. Von 1947 bis 1953 Sekretär im Bezirk Leoben und später bis 1959 Sekretär im Bezirk Judenburg-Fohnsdorf. Ab 1960 Mitarbeiter des GLOBUS-Verlages und der "Buchgemeinde" bis 1978. Seit 1.Jänner 1980 Pensionist.

ERWIN SCHARF,

geboren am 29.August 1914 in Trebon, ČSR.

Mittelschule; 8 Semester an der philosophischen Fakultät der Universität Wien; 1932 bis 1934 Obmann des Arbeiter Turn- und Sportvereins Velden am Wörther See; 1932 Beitritt zur Sozialdemokratischen Partei; 1934 bis 1945 illegale Tätigkeit als Funktionär der Revolutionären Sozialisten; 1938 Verhaftung durch Gestapo; 1939 durch Volksgerichtshof wegen Vorbereitung zum Hochverrat zu zwei Jahren Zuchthaus verurteilt; 1940 wieder auf freiem Fuß; 1944 Flucht vor neuerlicher Verhaftung zu Partisanenabteilungen in Südkärnten; 1945 bis 1947 Mitglied des Parteivorstandes der SPÖ und Zentralsekretär dieser Partei; von 1945 bis zum Ausschluß aus der SPÖ im Jahre 1948 Abgeordneter zum Nationalrat; 1948 bis 1956 Herausgeber und Chefredakteur der Wochenzeitschrift "Neuer Vorwärts"; 1953 bis 1956 Vorsitzender der Sozialistischen Arbeiter-Partei (Linkssozialisten); 1949 bis 1952 neuerlicher Abgeordneter zum Nationalrat; 1953 bis 1956 Mitglied des Weltfriedensrates; seit 1956 Mitglied des Zentralkomitees und des Politischen Büros der KPÖ; 1965 bis 1984 Sekretär des ZK der KPÖ; von 1957 bis 1965 Chefredakteur der "Volksstimme", des Zentralorgans der KPÖ; seit 1970 Chefredakteur der marxistisch-leninistischen Monatszeitschrift "Weg und Ziel".

Mitgliedschaften: Kommunistische Partei Österreichs; Österrei-

chischer Gewerkschaftsbund, Sektion Journalisten; KZ-Verband; Österreichisch-Sowjetische Gesellschaft.

Veröffentlichungen: "Ich darf nicht schweigen"; "Für eine sozialistische Politik"; "Lob der Ideologie"; "Die SPÖ als Regierungspartei".

Literatur: Parteitagsprotokolle der SPÖ; "Who's Who in Austria"; "Die politische Struktur Österreichs 1945-1960"; Protokolle des 15. bis 25. Parteitages der KPÖ.

JOSEF NISCHELWITZER,

geb. am 27. November 1912 in Simmerlach bei Oberdrauburg, nahe der Tiroler Grenze. Die Mutter war Magd, der Vater Knecht in Oberdrauburg. Zwei Monate nach der Geburt des Kindes heirateten die Eltern, pachteten eine kleine Bauernwirtschaft in Stein. Verpächter war "Fürst" Orsini Rosenberg in Klagenfurt. Der Vater des kleinen Josef kehrte aus dem Krieg 1918 als Sozialdemokrat zurück, begann Pächter und Kleinbauern zu einer Bewegung der Wiederbesiedlung zu organisieren. Die Sozialdemokraten propagierten damals eine solche Art Bodenreformbewegung, wozu als erster Schritt die Übergabe von Pachtwirtschaften an die Pächter erfolgte. Dem Vater wurde deshalb die Pacht gekündigt, und er mußte den Ort verlassen, weil er beim "Fürst" auch als Forstarbeiter keine Arbeit mehr bekam. Er pachtete darauf in Irschen von seinem Schwager für einige Jahre eine Wirtschaft, bis er dann selbst wieder etwas fand. 1931 gab er die Pachtwirtschaft auf, nachdem der Sohn keine Neigung zeigte, Bauer zu werden.

Josef bekam 1928 nach viel Mühe als 16jähriger einen Lehrplatz in Greifenburg und wurde Maurer. 1932 war er beim Bau der Großglockner Hochalpenstraße, die ab 1930 als "Arbeitsbeschaffungsprogramm der Bundesregierung" gebaut wurde, an der Organisation eines Streiks beteiligt, was dazu führte, daß er im kommenden Jahr nicht mehr aufgenommen und auf eine schwarze Liste gesetzt wurde. Er bekam in Österreich keine Arbeit mehr bei einer größeren Firma. Nur kleine Meister nahmen ihn noch.

Nischelwitzer war ab Lehraustritt Mitglied der Freien Gewerkschaften und in der Folge Mitglied der Sozialdemokratischen Partei und trat nach dem Verbot des Republikanischen Schutzbunds dieser nun illegalen Organisation bei und wurde dort für Kurierdienste zum Transport bereits illegaler Schriften eingesetzt. Nach dem 12. Februar 1934 erklärte er sich als Kommunist, gründete mit seinen Freunden eine Organisation und fertigte Streuzet-

tel an, die das Vorhandensein einer kommunistischen Organisation kundtaten. Es wurden Verbindungen mit anderen Orten im Drautal aufgenommen. Nach einigen Monaten konnte dann Verbindung mit der Bezirksorganisation der KPÖ in Spittal/Drau hergestellt werden. 1935 wurde er zuerst Org-Leiter, später auch politischer Leiter des Bezirkes und Mitglied der Landesleitung. Ende 1936 wurde Josef Nischelwitzer zum Landesinstruktor für Kärnten bestellt.

Am 13. März 1938 wurde Josef Nischelwitzer in Wien verhaftet und mit dem ersten Österreichtransport am 1. April 1938 nach Dachau deportiert. Am 5. Mai 1945 aus dem KZ-Gusen in Oberösterreich von den anrückenden Amerikanern befreit, kehrte er nach Kärnten zurück und war dann am Wiederaufbau der KPÖ und im besonderen mit der Gründung der Parteizeitung "Volkswille" beschäftigt.

Von 1952 bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1976 war Josef Nischelwitzer Chefredakteur dieser Zeitung und von 1963 bis 1980 Landesobmann der Partei in Kärnten.

LISTE DER GENOSSINNEN UND GENOSSEN, DIE ZUM BUCH
 "DIE ROTE STAFETTE" BEITRÄGE GELIEFERT HABEN
 (bzw. deren Beiträge von mir bearbeitet wurden)

1. M.A. = Mathilde Auferbauer, Leoben
2. F.A. = Ferdinand Andritsch, Weißenstein/Kärnten
3. F.B. = Franz Bair, Kapfenberg
4. M.B. = Maria Berner, Wien
5. M.B. = Mathilde Boltizar, Eisenkappel/Ebriach
6. M.K. = Maria Kreth-Cäsar, Graz/Judenburg
7. K.E. = Klement Eibisberger, Niklasdorf
8. S.F. = Sepp Filz, St.Pölten/Donawitz
9. K.F. = Karl Fladerer, Donawitz
10. K.Fr. = Karl Freimann, St.Michael
11. J.G. = Johanna Grimming, Judenburg
12. K.H. = Karl Hirt, Scheifling
13. G.H. = Georg Hofmeister, Knittelfeld, gestorben
14. H.H. = Heribert Hütter, Lebring/Stmk.
15. H.J. = Hermine Jursa, Wien
16. H.K. = Hans Kahlig, Vordernberg
17. M.K. = Marianne Katholnig, Arnoldstein/Interview
18. G.M. = Georg Mader, Trofaiach/Vordernberg
19. C.M. = Cilli Muchitsch, Donawitz
20. J.N. = Josef Nischelwitzer, Klagenfurt
21. J.P. = Justine Postl, Kalwang/Stmk.
22. L.R. = Luise Reiter, St.Peter-Freienstein
23. O.R. = Otto Rinner, Kapfenberg
24. E.Sch. = Erwin Scharf, Wien
25. F.Sch. = Franz Schick, Donawitz
26. A.Sch. = August Schneidhofer, Mürzzuschlag
27. P.T. = Peter Tatschl, Villach
28. A.T. = Andreas Taurer, Linz/Villach
29. A.W. = Anton Wagner, Leoben
30. Chr.W. = Christine Wagner, Leoben
31. A.R. = Alfred Rettenbacher, Villach
32. F.P. = Franz Prevorcic, Trofaiach/Donawitz, gestorben
33. V.M. = Viktor Miklin, Villach, gestorben
34. F.W. = Fritz Weiß, Wien

Ohne die Beiträge dieser Genossinnen und Genossen wäre das Buch auf die eigenen Erlebnisse zwischen 1927 und 8.Mai 1945 reduziert geblieben. Ihnen allen, den noch lebenden und den drei verstorbenen (posthum) Kämpfern gegen den Faschismus gilt mein aufrichtiger Dank.

M.M.

AUS DEM INHALT:

Vorwort	5	Mein Weg zu den Partisanen	262
Zum Geleit	7	Smrt fasizmu! Tod dem Faschismus	266
Das Jahr 1927	10	Beim Österreichischen Bataillon	273
Die "Rote Sturmflagge"	17	Frauen	276
Die "Rote Zentrale"	21	Die Judenburger Gruppe	282
Der 18.Internationale Jugendtag	25	Eine Betrachtung Februar 1947 ..	296
Ein Leben lang	30	In Zeltweg	299
"Ich wollte mein Bestes geben"..	38	355 Tage im Erdbunker	308
Die Lehren aus dem 12.Februar		Untergetaucht	313
1934	41	"Mutter Edlinger"	319
Bei den Mürzzuschlagern	47	Genosse Heider holt neue Kämpfer	322
"Ich wurde Kommunist"	51	Den Partisaneneid auf Österreich	326
Friedl Postl	55	Aktion Diemlach-Kapfenberg	331
"Unser Student"	60	Zweimal 22. Juni	339
Verhaftet	66	Partisanen mitten in Leoben	349
Fluchtversuch nach 93 Tagen		"Bersch"	353
Einzelhaft	75	Erinnerungen	359
Eine Tabakspfeife "im Anschlag"	81	Kinder im Widerstand	365
Die Verhandlung	88	Widerstand	375
Die Kerkertore	91	Schußwechsel am Zeiritzkampl ...	377
Stafettenträger	99	Das große Vorhängeschloß	386
Internationale Solidarität	106	Vom "Kärtner Meer" in die	
In Spaniens Erde begraben	112	Karawanken	391
Immer wieder, trotz Verfolgung .	115	Zum Verräter geworden	399
Wir wollten nach Spanien	121	So fiel "Albert"	408
Der erste Transport nach Dachau	135	Mein Leidensweg ins	
Ein "ungewöhnlicher" Lebenslauf	140	Konzentrationslager	412
Ein Bergarbeiter berichtet	145	"Niemand vergessen!"	420
Blut und Tränen	150	Die "Schütt-Partisanen"	429
Eine Märtyrergemeinde	151	Von Mördern gepeinigt	441
Die Aussiedlung	152	Im Partisanenbunker	447
Der Widerstand beginnt	154	Hase, Fuchs und Partisan	454
8 Villacher geköpft	167	Im Hühnerstall	458
Aber lassen S' mi aus mit an		Die "Holl-Mutter"	464
Pforra	170	Sie mordeten noch fünf vor zwölf	471
Ein Tagebuch	173	Der 8.Mai 1945 in Donawitz	479
Nichts Neues von der Eismeer-		Unsterbliche Opfer	485
front	178	Partisanenlieder	490
Im Pokljuka-Bataillon	183	Kurzbiographien	493
Jozi	191	Mitautoren	498
"Steyssi", der Partisanenkurier	197		
"Heuberg am Kalten Arsch"	203		
Roman Cevaus	210		
Sylvester Heider	211		
Als österreichische Antifaschi-			
sten in der Roten Armee	218		
Der "Zitherkasten"	226		
"Mutter Courage"	232		
Sieben Monate in der Todeszelle	243		
Gründungskonferenz der ÖFF	247		
Holt euch die Waffen	252		
Von den 999ern zum V.Bataillon .	255		

Partisanendenkmal im Vrataj
im Hintergrund der Triglav.

